# Baltische Monatsschrift

Balt 2011.8

№ 8740

# Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Friedrich Bienemann jun.

Fünfundvierzigster Jahrgang.

LVI Band.

Riga 1903.
Verlag der Baltischen Monatsschrift.
Nikolaistraße Nr. 27

Balt 2011.3

~~Slav 40.1~~

Harvard College Library
APR 23 1909
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

# Inhaltsverzeichnis.

## Band LVI.


Seite

Ein estländischer Hochverratsprozeß im J. 1605. Von Prof. Dr. **Fr. Bienemann** (Freiburg i. B.) . . . . . 1

Das Ministerkomitee und die Ostseeprovinzen im 19. Jahrh. (Schluß) . . . . . 25

Psychiatrische Reiseeindrücke. Von Dr **Albert Behr** I. Die Familienpflege Geisteskranker . . . . . 52

Aus meinem Leben. Erinnerungen von **Fr. v. Bruckel** † 70. 337. 430

Johann Wolthuß von Herse. Eine Tragödie von **Karl Stavenhagen** . . . . . 129. 220

Gregor von Helmersen 1803—85. Ein Gedenkblatt. Von **Hermann von Samson-Himmelstjerna** . . . . . 165

Kirchliche Zustände Livlands in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. Von P. **P. Baerent** . . . . . 217

Admiral Baron Ferdinand v. Wrangell. Von **F. v. W.** . . . 361

Herders Predigt bei seinem Abschied von Riga. Mitgeteilt und eingeleitet von M **Erich v. Schrenck** . . . . . 409

Literarische Rundschau

Ein Wort über die heutige literarische Kritik. Von **K. Girgensohn** . . . . . 97

Schauen und Glauben. Von **K. Stavenhagen** . . . 104

K. Jentsch's Hellenentum und Christentum. Von Dr **G. Boeke** . . . . . 107

Eine Frauengestalt aus Weimars klassischer Zeit. Von **H. D.** . . . . . 203

Das Lebensproblem und die „Moderne". Literarische Streiflichter von Prof em D. **Alex. v. Oettingen** . . . 307

„Ein glückliches Leben". Von **E. v. S.** . . . . . 317

Gobineau und der historische Arianismus. Von Prof. Dr. **R. v. Stackelberg** . . . . . 321

„Zu höheren Sternen". Religiöse Lyrik eines baltischen Dichters. Von Prof Dr **L. v. Schrœder** . . . . . 327

Ein System der politischen Anthropologie. Von **Ebreh. Kraus** . . . . . 388

Frau v. Staël und Napoleon I. Von **E. v. Sivers** . . . 395

Die Frau als Schriftstellerin. Gedanken und Streiflichter. Von Dr jur. **P. Schiemann** . . . . . 455

Anzeigen Seite

Goethes Sämtliche Werke Bd 6 31 Von F S. — Goethes Briefe Bd 3 Von F S — Schubert Vom Wege Von M — v Holst, Welche Geisteskranken gehören in die Irrenanstalt? — Häckel, Kunstformen Von F S — von Beuningen, Beleuchtung der Pastor Lichtensteinschen Beurteilung meines Buches „Das Kaminen des Messias“ Von PB . . . . . 113

Boguslawski, Aus der preuß Hof- u. diplomat Gesellschaft Von H. D — Zwiedineck-Sudenhorst, Deutsche Geschichte Von —ch— — Jentsch, Geschichtsphilosophische Gedanken Von H D . . . . . 209

Bismarcks Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 70/71. Von K G — Vischer, Shakespeare-Vorträge Bd V Von F S — Glasenapp, Das Zauberpferd. Von F S . . . . . 331

v Holst, Über geistige Energie und persönliche Leistungsfähigkeit Von A — Hans Prutz, Preußische Geschichte Bd 3 u 4 — Von —ch— — Erinnerungen eines alten Estländers . . . . 401

Grillparzers Briefe u. Tagebücher Von K St — Gust Keuchel, Dichter u. Denkerworte Von K St — Goethes Sämtl Werke, Jubiläumsausgabe Von F S — Paul Heyse, Romane und Novellen Von S v S — Joh Trojan, Neue Scherzgedichte Von S v S . . . . . 404

Neuerschienene Bücher . . . 118. 213 334. 406. 468

Zur Schärfung des Sprachgefühls . . . . . 127. 215

Einige Bemerkungen über Politik und Ethik. Eine Entgegnung auf den Artikel „Historische Studien und skrupulöse Bedenken über Bismarck.“ Von G. Rathkef . . . . . 121

Antwort Von K. Girgensohn . . . . . 125

Entgegnung von Dr W. v. Holst . . . . . 471

* * *

Baltische Chronik VII Jahrgang. Vom 1 September 1902 bis zum 1 September 1903.

# Ein estländischer Hochverratsprozeß im J. 1685*).

Von

**Fr. Bienemann** (Freiburg i./B.)

Es ist ein Stück nur wenig bekannter Geschichte, das dem Leser hier aufgerollt werden soll, eine Begebenheit auf estländischem Boden, die einst das größte Aufsehen gemacht haben muß und lange im Gedächtnis der Zeitgenossen gelebt haben, dann aber ob des peinlichen Charakters, der ihr eigen, willkommener Vergessenheit anheimgefallen sein wird. Daher mag es rühren, daß noch drei Menschenaltern Christian Kelch, der Pastor zu St. Johannis in Jerwen, seiner Chronik nur dürftige, entstellte Reste der verklungenen Sage einverleiben konnte, die den folgenden Geschichtschreibern — Dalin, Gadebusch, v. Richter, — die des Ereignisses erwähnen, als einzige Quelle ihres Wissens davon dienten. Dem regen Sammeleifer des verstorbenen Konsulenten Iversen ist es zu danken, daß mit den Akten des alten estländischen Regierungsarchivs, die er vor etwa fünfzig Jahren der Papiermühle entriß, uns die Möglichkeit erhalten wurde, nähere Kenntnis von einem in der Geschichte Estlands einzig dastehenden Falle zu nehmen: von einer Verschwörung. Leider sind die Akten des angestrengten Prozesses weder sehr ordentlich geführt, noch vollständig erhalten, so daß aus ihnen allein ein Einblick in die Motive des Verbrechens nicht mit völliger Sicherheit

*) Nachstehender Aufsatz ist bereits im J. 1878 in der „St. Petersburger Ztg." Nr. 101—3 veröffentlicht worden. Wenn wir ihn hier nochmals und zwar in einer vom Verf. sorgfältig verbesserten Form, zum Abdruck bringen, so geschieht das, um ihn der unverdienten Vergessenheit und Unzugänglichkeit zu entreißen. Den meisten Lesern der „B. M." dürfte er unbekannt geblieben sein, ist er doch nicht einmal in einer der Rigaschen Bibliotheken zu finden.

Die Red.

gewährt wird. Kann uns hierin die Betrachtung der allgemeinen Lage weiter bringen, so bleibt das schließliche Geschick einiger Angeklagten immerhin in Dunkel gehüllt. Nichtsdestoweniger dürfte die Betrachtung dieses Kriminalfalls von geschichtlichem wie psychologischem Interesse sein.

Der aufmerksame Beobachter baltischen Lebens und Empfindens in älterer und neuerer Zeit wird neben einer stark ausgeprägten Gleichartigkeit der äußeren und inneren Haltung der Provinzen die auch häufig entgegentretende Verschiedenheit ihres Gebahrens wie ihrer Anschauungen nicht verkennen. Kaum ein schlagenderes Beispiel solchen Auseinandergehens ließe sich aufweisen, als die Wahrnehmung, daß, während mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts die livländische Ritterschaft trotz aller ihr drohenden Gefahr zur Rettung des Landes wie ihrer eigenen korporativen Existenz sich Schweden anschloß, ein wenig später aus den Kreisen der Vertreter des estländischen Adels und seiner höchstgestellten Mitglieder heraus der Plan erwachsen konnte, ihr Land an den König von Polen zu bringen, an denselben, dessen tyrannischer und glaubensfanatischer Druck so manchen ihrer Verwandten aus der Nachbarprovinz nach Reval vertrieben hatte. Denn um nichts geringeres handelt es sich in jenem Hochverratsprozeß, der im J. 1605 teils in Reval teils in Stockholm sich abspielte. Zu seinem Verständnis verweilen wir eingehender bei der unmittelbar vorausgehenden Zeit und erwägen die Beziehungen, in denen Estland zu Schweden sich befand.

Seit dem Februar 1599 war das Verhältnis König Sigismunds zu seinem Erbreich Schweden gelöst. Die Stände hatten ihn der Krone zwar verlustig erklärt, sie aber seinem Sohne vorbehalten, falls dieser binnen zwölf Monaten zur Erziehung in der evangelischen Lehre zu ihnen gesandt würde. Herzog Karl von Södermanland, der Oheim des Königs, erhielt die Verweserschaft unter dem Titel eines regierenden Erbfürsten.

Erst im September ging Estland die förmliche Anzeige davon nebst der Weisung zu, sich kategorisch über seine Willensmeinung zu äußern. Der Herzog hatte weislich so lange gewartet, um durch die inzwischen durchgesetzte Anerkennung seiner Autorität im ganzen Schwedenreich einen Druck auf die Entschließung der Estländer auszuüben. Denn nach ihrer seitherigen Haltung wäre es nicht

überraschend gewesen, wenn sie sich für Sigismund entschieden hätten. Während des sechsjährigen Zwistes zwischen diesem und seinem Oheim hatten sie treu zu ersterem gestanden, ohne ihren Pflichten gegen die Krone Schweden, der sie in gleichem Maße wie der Person des Königs den Eid geleistet, zu nahe zu treten. Diese eigentümlich schwierige, durch die dynastische Ergebenheit und das provinzielle Selbstgefühl wie anderseits durch die Treue gegen Schweden bedingte Stellung war schlechterdings nicht mehr festzuhalten, sobald der König in aller Form seines Amtes entsetzt war und die Begriffe Königtum und Krone sich so wenig deckten, daß ihre Träger sich zu blutigem Kampfe rüsteten. Die Provinz, und ganz besonders in ihr die Stadt Reval, dachte nun gar nicht an die Trennung von Schweden; zudem wurde auch schon ein Platz nach dem andern im Lande vom Kriegsvolk Herzog Karls eingenommen. In derselben Gesinnung aber, die vierzig Jahre zuvor Riga gegen das deutsche Reich bekundet, antwortete die Ritterschaft wie die Stadt am 5. November, daß sie vom König nicht lassen könne, solange sie ihres Eides nicht losgewirkt sei und daß sie dennoch der Krone Schweden treu verbunden bleiben werde, nur baten sie dringend, das Land mit dem schwedischen Kriegsvolk zu verschonen, damit es durch die Besetzung der Festungen nicht den Anschein gewänne, als ob Estland erobert und aus Freiheit in Dienstbarkeit gekommen wäre.

Als denn aber Sigismund auf alle Bitten um Geld, damit einheimische Knechte zum Schutz gegen seine anrückenden Polen sowohl wie gegen die herzoglichen Truppen geworben werden könnten, und um Versöhnung mit seinem Oheim immer nur Mahnungen zur Treue und immer nur Schmähreden gegen Karl sandte, als die Schweden in der Besetzung der festen Plätze fortfuhren; als der Reichstag zu Linköping im März 1600 namens des ganzen Reiches dem König den Eid feierlich aufkündigte und den Estländern den 15. Mai als letzten Termin setzte, nach welchem sie als Feinde betrachtet werden sollten; als endlich Sigismund zur selben Zeit Estland der Republik Polen urkundlich einverleibte, um diese dadurch zum Kriege gegen Schweden anzureizen, — da war das Maß des Widerstandes erfüllt, und am 25. April erklärten Stadt und Land ihren Beitritt zu den Beschlüssen der schwedischen Stände.

So war die Scheidung von der älteren Linie des Hauses Wasa vollzogen, doch ließ der Schritt in den Herzen der Estländer eine schwer vernarbende Wunde zurück. Zu König Johann, dem Vater Sigismunds, hatten sie ein persönliches Verhältnis seit seinen noch unreifen Jugendjahren gehabt; er hatte mehrfach, wie auch sein Sohn, in Reval verweilt, unter ihm war das Land von den Russen befreit, waren die vier Landschaften in einen einzigen Körper vereinigt, er hatte das seinige zur Hebung der Wohlfahrt getan und war von seinen Versuchen, die Provinz enger mit Schweden zu verschmelzen, auf ihre Vorstellungen abgestanden. Von seinen katholisierenden Bestrebungen hatte man in Estland nichts gespürt. In gleicher Weise war die Regierung Sigismunds hier noch nicht beschwerlich gefallen, sie hatte vielmehr den endlichen Abschluß des Friedens mit Rußland gebracht, der in dem der Kriegsnot ausgesetzten Lande ungleich dankbarer empfunden werden mußte, als in dem nur mittelbar davon berührten Schweden. Alles wieder, was die Stände des Hauptlandes in Aufregung versetzte, lag der Provinz fern, und wenn auch kaum jemand von der polnischen Wirtschaft in Livland sein Auge verschließen konnte, so mochte man wohl, was dort geschah, nicht dem König zurechnen, oder zuversichtlich erwarten, daß Estland um seiner älteren Beziehungen zur Person und Familie Sigismunds, wie um seiner glücklichen Zugehörigkeit zu Schweden willen eine andre Behandlung erfahren würde. Und ferner, wie diese Zugehörigkeit Estland einen Schutz gegen die Willkür des Königs zu bieten verhieß, so schien die oppositionelle Stellung des Reichs zu seinem rechtmäßigen Herrscher Estland die Gewähr zu leisten, daß seine Sonderstellung den nivellierenden Gelüsten der Schweden gegenüber an der Majestät selbst einen Schirm erhalte. Vom Könige, dem man persönlich und aus Pietät zugetan, dem man mit noch nicht gelöstem Eide verbunden war, gelangte man nun an den Herzog, an den die Provinz kein näheres Band knüpfte, der, von der ihm entgegenkommenden Gunst seines Volkes getragen, der spezifische Vertreter schwedischer Interessen war und mehr als einmal bereits den Versuch gemacht hatte, Estland in den engeren Bestand des Reiches hineinzuziehen. Hob sich auch diese Befürchtung bald, da Karl von Södermanland, dessen Verstandesschärfe seiner Energie völlig die Wage hielt, die militärisch politische Bedeutung Estlands für den bevorstehenden Krieg mit Polen zu gut

erkannte, als daß er jetzt gerade Unifikationsversuche an ihm durch geführt hätte, so half eben die Tatsache des aus einem den Estländern ungerechtfertigt scheinenden Grunde unternommenen Krieges wenig dazu, sie mit dem Wechsel des Herrschers zu versöhnen. Mit den Interessen Schwedens noch wenig verwachsen, seine Bedürfnisse in sich nicht nachempfindend, mußten sie die Kriegsfurie wieder über ihr kaum etwas wiederaufgelebtes Land herstürmen sehen, gegen einen König, den sie nur notgedrungen nicht mehr den ihrigen nannten. Und die Kränkung, die Sigismund Estland durch dessen Einverleibung in Polen angetan, wird bei ihrer tatsächlichen Bedeutungslosigkeit wohl nur wenige zu Kampfbegeisterung angereizt haben.

Im September 1600 brach Herzog Karl in Livland ein, wo Jürgen Farensbach, der polnische Feldhauptmann, erst mit Mühe die Adelsfahne sammelte. Kaum 2—3000 Mann brachte er zusammen, während dem schwedischen Heere viele Livländer zuströmten, so daß Karl nach der Einnahme von Oberpahlen und Lais, nach der Erstürmung von Karkus und Felkin, nach der Kapitulation Pernaus, der Eroberung von Trikaten, Burtneck, Ermes und Anzen Dorpat belagerte, das sich am 27. Dezember ergab, während sein Sohn Karl Gyllenhielm die Schlösser und Städte des südlichen Livland in seine Gewalt brachte. Nur Schloß Kokenhusen und Dünamünde hielten sich außer Riga. In einem halben Jahr war der Herzog fast des gesamten Livlands Herr geworden.

Doch inzwischen hatte sich die Republik Polen zum Kriege entschlossen; im Januar 1601 bewilligte der Reichstag bedeutende Mittel und setzte den tüchtigen Zamoiski zum Oberfeldherrn. Während im Mai zu Reval die denkwürdigen Unterwerfungsverhandlungen mit den livländischen Deputierten gepflogen wurden, rückte er in Livland ein, und das schwedische Waffenglück, nun gegen geringere Kräfte bisher erprobt, wandte sich. Gyllenhielm ward am 16. Juni bei Kokenhusen geschlagen, die in Lettland gewonnenen Orte gingen wieder verloren.

Da kam eine unerwartete Hilfe, freilich nur ein einzelner Mann, aber ein erfahrener Feldherr und Diplomat, ein tüchtiger Kriegsheld. Am 12. Juli landete in Reval der Graf Johann von Nassau, bereit, der von Schweden verfochtenen Sache des Protestantismus seine Dienste zu leihen, wo und wie sie gerade förderlich

wären. In seiner Person trifft noch einmal ein Hauch des im Westen wehenden Geistes unser Land, noch einmal empfindet es die Beziehungen zur Reformationsbewegung, zu der es in so lebhafter Wechselwirkung gestanden, es empfängt im Grafen eine freilich schwache Antwort der Glaubensgenossen auf den gewaltigen Angriff des Katholizismus gegen sich. Johann von Nassau gedachte hier nur den Kampf fortzusetzen, den er in den Niederlanden gegen das spanische Joch als der Vordersten Einer gekämpft. Ein Neffe des großen Oraniers, hat er seine Kriegsschule unter seinem Vetter Moritz gemacht[1]. Hochwillkommen war er dem Herzog Karl, war er in Estland. Voll Vertrauen empfing man ihn und leistete willig seinen Forderungen Folge. Selbst als er nichts bedeutendes vollbracht, weil teils der Herzog seine Anordnungen störte, teils die Polen mit weit überlegener Macht ihn von der Belagerung Rigas abs und nach Estland zurückdrängten, hielt man an ihm als der einzigen Hoffnung auf die Wiederkehr des Sieges fest, so daß er selbst demütig seiner Mutter schrieb, er fürchte, weil sie hier auf einen Menschen so viel bauten, Gott werde sie, und ihn ihrethalben mit, um so härter strafen. Im Oktober 1601 war Karl nach Schweden zurückgekehrt und hatte von dort aus den Grafen, der bei den ungenügenden Streitkräften, die ihm zur Verfügung gestellt wurden, lieber heimkehren wollte, bewogen, den Winter über zu bleiben; aber die versprochenen Truppen blieben aus und Johann von Nassau war angewiesen, sich selbst sein Kriegsvolk zu verschaffen. Da hat er im Frühjahr 1602, als seine Verpflichtungen schon abgelaufen und er auf seine eigene Hand in Reval lebte, durch den Gouverneur Herzog Johann Adolf von Holstein die Ritterschaft zum Landtag entboten und ihr vorgestellt, wie es besser und rühmlicher wäre, so sie ehrlich und ritterlich für ihr Vaterland stritten und blieben, als daß sie sich Hungers halber dem Feinde ergeben und sterben müßten, und im Falle Adel und Unadel im ganzen Lande mit aufziehen wollte, wäre er erbötig die Haut mitzuwagen und das Glück zu versuchen. „Welches dann der Landschaft und männiglich nicht allein sehr wohl gefallen, sondern sie auch solches zu leisten sich erboten.“ Es galt den Entsatz des durch Zamoiski

[1]) S. über die Bedeutung dieses als Lehrer der Kriegführung Gustav Roloffs Studie im Februar-Heft der Preuß. Jahrb. d. J. Bd. III. „Moritz von Oranien und die Begründung des modernen Heeres.“

und Farensbach belagerten Fellin. Aber unterdeß ging der Schnee ab und wurde das Wasser zu groß — es war im Mai — und Fuhren und Proviant konnten nicht gestellt werden. Fellin ward darüber von den Polen genommen. Darpat, Weißenstein und Pernou hatte er wenigstens auf drei Monate versorgt; ein Anschlag auf Dünamünde war ihm mißglückt, weil das Volk Hungers und Sterbens halber nicht fortzubringen gewesen.

Die Jahre 1601—3 weisen ja die grimmigste Hungersnot auf, die unsre Geschichte kennt, dazu im ersten Winter die furchtbarste Kälte und dann allmählich die Pest. Viel berichten davon die Erzählungen der Chronisten und Geschichtschreiber. Am unmittelbarsten tritt uns das Elend aus den Briefen des Grafen von Nassau entgegen. „Wie ich halte", schreibt er Ende November 1601 aus Reval, „ist dergleichen Jammer nie gehört oder gesehen. Die armen Leute sind nicht allein von ihrem Herrn verlassen, sondern werden auch von demselben mehr als übel gehalten, dem sie sich doch aus gutem Herzen wegen der christlichen Religion ergeben haben. Täglich findet man allhier auf der Gassen, welches doch die vornehmste Stadt ist, über 30 tot, so Hungers gestarben und erfroren, und gehet man über die Toten ohne Scheu und werden kaum begraben. Vorgestern hat man hier 70 in ein Grab zugleich gelegt, die in einer Nacht erfroren und Hungers gestarben. Der Herzog von Schweden hat innerhalb Jahresfrist über die 30,000 Mann ins Land gebracht; davon leben nicht 5000, die andern sind alle Hungers und Kummers gestarben. Vor wenig Tagen hat auch ein schwedischer Offizier zu mir 16 seiner besten Soldaten geschickt mit der Bitte, ihnen zu helfen, daß sie über die See nach Finnland kommen möchten; aber in kurzem sind 14 davon gestorben. So stirbt es sonst allhier sehr in der Stadt und ist auch unter mein Gesinde kommen. Vor zween Tagen sind zwei Schwestern, zwo junge Jungfrauen, geschwinde krank geworden und über einen Tag nicht gelegen und beide zugleich gestarben, und ist die Schwachheit so arg als eine Pest, welche doch nicht ausbleiben wird. Wieder vor wenig Tagen ist eine stattliche vornehme Weibsperson zu mir gekommen, welche mir mit großer Bewegung geklaget, wie daß der Pole sie in ihrem Haus übereilet, ihren Mann und zween Söhne vor ihren Augen totgeschlagen, und als sie mit den kleinsten zweien Kindern in den Wald entlaufen und darin ohne Essen drei

Tage und Nachte sich aufgehoben, sei ein Bär kommen, wie denn in Wahrheit geschehen, und ihr das kleinste Kind genommen und gefressen; denn dies Land ist voller Bären, Wölfe und Elenn Dieselbe Person gehet hier betteln. Und ist hierneben gewiß, daß täglich viel Adeliche und Bauern sich zum Moskowiter begeben und der adelichen Personen allein über 40 mit Weib und Kind dahin gezogen sind, damit sie nur die Kost haben und das Leben erhalten mögen. Aber dagegen werden sie in Ewigkeit nicht wieder aus dem Lande gelassen, und da ich wäre diesen Winter hinweg gezogen, war das ganze Land entschlossen, demselben Moskowiter, gegen welchen sie so lange gekrieget, sich zu ergeben. Gott verhüte, daß es nicht noch künftig geschehen möge! In Summa, die arme Leut seind halb verzweifelt und desperat und muß ich täglich von Vornehmen vom Adel, Jungfrauen und Weibern, die Warte hören, daß sie keine Stunde mehr zu leben wissen. Ich habe ihnen all mein Geld, so ich bei mir gehabt, gesteuert, hätte ich mehr, ich wollte sie nicht lassen, endlich werde ich mit der Haut und Leben verlassen, daß ich nicht mehr gekonnt. Morgen ziehe ich dem Feinde mit sehr wenigem hungrigen und nackigtem Volk unter Augen und kann die Leute in dieser großen Kälte in sechs Wochen nicht verrichten und haben nicht für drei Tage Proviant und Pulver bei uns. Was zwischenwegs nicht erfriert oder Hungers stirbt, das scheint dem Polen, der diesmal so stark, in den Rachen zu laufen doch Gott nichts vorbernfen!" Dieser Zug wird ein andres, näheres Ziel erhalten haben, denn am 4. Dezember war der Graf von Felkin, das damals zum ersten Mal von den Polen belagert und durch ihn entsetzt wurde. — Am 20. Juni 1602 schickte sich Johann von Rassow noch Schweden ein, von Karl seinen Abschied zu nehmen, da er ihm im Felde nicht weiter nützen zu können vermeinte, lieber wollte er ihm den alten Zwist mit Dänemark beilegen helfen. Sein Rat ging dahin, den Krieg nur verteidigungsweise zu führen, die Polen, mutmaßte er, würden ihrerseits ans dem ausgehungerten Lande sich zurückziehen müssen; gegen zwei solcher Gegner, den Polen und den Hunger, zu kämpfen, sei bedenklich. Aber er irrte in seiner Voraussetzung. Die Polen wußten doch immer in überlegener Stärke im Felde zu bleiben, und Schweden hatte ein Werk unternommen, das damals noch über seine Kräfte ging.

Den Ständen war der Krieg nicht genehm; nur durch die wiederholte Drohung, die Regierung niederzulegen, erlangte Herzog Karl die nötigste Unterstützung; man hatte kein rechtes Vertrauen, die überseeischen Besitzungen behalten zu können. In der Tat verschlimmerte sich die Aussicht dazu mehr und mehr. Wesenberg war im Frühling den Polen in die Hände gefallen, nicht eigentlich erobert; es war kaum besetzt gewesen. Am 17. September 1602 ergab sich Weißenstein nach langem Widerstand. Der neue Feldoberst und Gouverneur von Estland Andreas Lenortson versuchte im März des folgenden Jahres die Polen auf dem Marsche nach Dorpat zu schlagen, doch zog Johann Karl Chodkiewicz, nachdem er die schwedische Vorhut bei Wesenberg besiegt, sich in eine nicht wohl angreifbare Stellung zurück, um jene Truppen ungeschwächt zur Belagerung Dorpats zu führen. Aus Mangel an Lebensmitteln ergab sich auch diese Feste schon am 3. April, und somit verblieb in ganz Livland einzig Pernau den Schweden und von Estlands Waffenplätzen hatten sie wenig mehr als Revel und Narva inne.

Bei diesem Kriegselend und seinen Verwüstungen, bei der kosakischen Vorboren, die den von Türken und Tataren verübten nichts nachgab, ließ nebenher jahrens jahrein die Hungersnot und natürlich steigerte sich diese je länger je ärger. Das Jahr 1603 brachte dann auch die vorausgesehene Pest. Hatte der Graf von Nassau schon zuvor, da Estland selbst noch keinen Feind in seinen Grenzen gehabt, da die Seuche noch fehlte, den Jammer unsäglich gefunden, wie mußte es nun sein, da alle Schrecken des Weltgerichts, Krieg, Pestilenz, Hunger und teure Zeit in unsern unglücklichen Landen ihre schauerliche Ernte hielten, und wohl der Glaube an das Ende aller Dinge um der Zeichen willen, die geschehen, Eingang finden konnte! Bodeckers Chronik (hrsg. von L. Napiersky, Riga 1890) enthält eine Liste von vielen beglaubigten Fällen, in denen Menschen im Gebiete Dünaburg Menschen, meist ihre Verwandten, verspeist, darunter mehrere nicht in augenblicklichem Affekt, sondern sorglich zubereitet und für den Winter eingemacht. Aus Estland ist derlei nicht bekannt, aber Großes von der Not schreibt auch der Revaler Ratsherr Jost Dunte in seinem Hausbuch nieder „Ao. 1603 den 12. März", heißt es da, „bin ich mit dem Küster von St. Nikolai Christian Elbing außerhalb der Stadt nach dem

Kirchenholzraum gegangen, dort etwas bessern zu lassen, und haben ungefähr gefunden und mit Augen gesehen, daß ein undeutsch Weib vom Lande auf einem toten Pferde gesessen, welches von den Hunden schon ganz ausgefressen und nichts übrig geblieben als das Fleisch von den Ribben, da die Hunde mit ihren Zähnen nicht haben zukommen können. So hat das Weib drei oder vier Ribben abgeschnitten, aber nicht essen können, weilen sie ohnmächtig, ehe sie es noch abgekocht; und nicht weit davon ein Feuer gehabt, allda sie es ihren Hunger zu stillen broten wollte und darnach essen. Welches ich ihr gewehret und ihr eine Verehrung getan. Sie hat zwar herzlich gedankt, allein gesagt wenn sie das verzehret, was ich gegeben, so müßte sie doch wieder hierher zurückkehren, wie sie schon öfter vorher getan. Solches und dergleichen habe ich im Frühling und Sommer Ao. 1603 mehr als ein, ja zwanzig und mehrmale mit meinen Augen gesehen, auch daß die armen Bauersleute in die Stadt gelaufen und um eine tote Katze oder einen toten Hund gebeten, auch um lebendige, die sie außerhalb der Stadt geschlachtet und gegessen, und auch von vielen Bürgern und Bürgerinnen ihnen zum Teil aus Gutwilligkeit gegeben, nachdem ohnedas vom ehrbaren Rate geboten worden, Katzen und Hunde in dieser Pestzeit abzuschaffen. Ich aber", so schließt er zur Beruhigung seiner Kinder, „will dies mit gutem Gewissen sagen, ob sie bei mir auch wohl zu vielen Malen um solche Verehrung angehalten, so hab ich ihnen mit ein Stück Brodes oder ein Stück Geldes entsetzt, aber Hunde und Katzen seind ihnen von mir nicht geworden."

Daß bei all diesen Schrecknissen noch der Aberglaube sein Wesen trieb und im Suchen nach Hilfe sich die Verwirrung steigerte und manches Opfer forderte, erfuhr derselbe Jost Dunte in seiner Familie. Seines Bruders Gerd liebe Hausfrau hatte von einem undeutschen Weibe etzliche Wurzeln gekauft, und das Weib vorgegeben, sie wären gut vor die Pest, wenn man davon mit Salz zu sich nehme. Nun war da eine alte Amme, die hatte am Abend ohne jemandes Wissen von solcher Wurzel gegessen und wurde in der Nacht schwer krank. „Do meint die gute Frau — Josts Schwägerin — nicht anders, die Amme hätte die Seuche der Pest und gibt aus Unwissenheit ihrem Manne, sich selbst wie ihren Kindern von gemeldeter Wurzel zu essen, in der Meinung, es sollte

gegen die Pest gut sein. Und solches geschah um 6 Uhr morgens den 22. Mai. Nicht eine Stunde darnach bekommt die giftige Wurzel ihre Wirkung und faßt alle an. Sonderlich die Kinderlein haben eine solche unmenschliche Pein und Qual gelitten, daß es nicht anzusagen und zu schreiben ist, und seind endlich der Kinder zween nach $2^1/_2$ Stunden erbärmlich vom Gifte gestorben, die andern aber durch gebrauchte Mittel entfreiet. Was das vor ein Herzeleid den Eltern und uns andern gebracht, gebe ich jedem Ehrliebenden zu bedenken. Derwegen hüte sich jedermann vor solchen und dergleichen gottlosen Wurzeln!"

Das ist so eine Stimme aus jener bösen Zeit, die in aller Einfalt uns schlichte, selbsterlebte Kunde bringt von dem Unerträglichen, das unsre Lande ertragen, und es ist nur die Stimme eines begüterten Mannes aus der gesicherten Stadt. Unendlich anders war die Lage der Gutsbesitzer, die begütert gewesen und, um Haus und Hof gekommen, mühselig ihr Leben fristeten oder auf der zur Wüste gewordenen Heimstätte, von Szenen des Greuels umgeben, bardend saßen, oder derer, die das Ihrige leidlich bewahrt, und es immer wieder hergeben, sich selbst immer wieder aufs Spiel setzen mußten im fruchtlosen, von ihnen nicht gebilligten Kriege und ohne Anerkennung für alle Opfer an Gut und Blut zu finden. Denn, wie der Nossauer Graf seiner Mutter berichtete, „bei dem Herzog ist kein Dank, wenn einer schon des Tages zehnmal sein Leben für ihn ließe und sich gar zum Bettler machte, und er weiß nichts als böse Wort zu geben und will doch niemand von sich hinweg lassen, denn er keinen Menschen in der Welt vertrauet." — Das war schwer, zumal der Estländer in seinen geheimsten Gedanken nicht davon loskommen mochte, daß der Herzog, der ihm doch ein gut Teil aller Leiden auferlegt, eigentlich ein Usurpator sei, und daß es nur von ihm abhänge, durch den Verzicht auf die Krone den Frieden zu schaffen und so, die noch nicht verdorben und gestorben, bei Leben und Eigentum zu erhalten. Und in dieser schweren Prüfung sind eben nicht alle bestanden. Schon 1603 entwich Kaspar Tiesenhausen auf Sitz in Jerven zu den Polen. Weitergehende Pläne, die auf die Uebergabe Revals und ganz Estlands an Sigismund abzielten, wurden wenig später entworfen und insgeheim vorbereitet.

Eine beſtimmte Nachricht von obſchwebenden Unterhandlungen ungewiſſen Inhalts erhielt der Gouverneur Andreas Lenartſon oder Linderſon, wie er gewöhnlich heißt, im Frühjahr 1604. Er erfuhr, daß in Riga königliche und andere Schreiben vorhanden ſeien, die mit eheſter Gelegenheit heimlich nach Eſtland geſchickt und beſonderen, ihm nicht bezeichneten Perſonen abgegeben werden ſollten. Da er damals gerade nach Schweden verreiſen mußte, beſchied er vor der Abfahrt die anweſenden Landräte und Aelteſten der Ritter- und Landſchaft zu ſich, erinnerte ſie ihrer Eidespflicht und ſchuldigen Treue, und ermahnte ſie eindringlichſt, wenn ſolche Briefe ankämen oder ſie von ſolchen erführen, es der Obrigkeit, alſo ſeinem Stellvertreter, dem Statthalter Andreas Larſon, anzuzeigen und die Schreiben demſelben einzuhändigen oder ſie direkt ihm oder dem Herzog nachzuſenden, die Unterſchlagung werde ihnen große Gefahr bringen. Nach ſeiner Rückkehr — wann dieſe erfolgte, iſt nicht feſtzuſtellen, vermutlich erſt zu Ende des Jahres — ward ihm berichtet, die bewußten Briefe ſeien ſchon angelangt. Aber alle Nachforſchungen über ſie, zunächſt bei den Landräten insgeſamt und bei jedem einzelnen, blieben erfolglos, bis endlich am 25. Januar 1605 der Landrat Chriſtoph Treyden, wie es in der Darſtellung für Herzog Karl heißt, „durch Getrieb ſeines verunruheten Gewiſſens ſein und ſeiner Konſorten eigener Verräter worden.“

Heinrich Chriſtoph von Treyden auf Rieſenberg, 1594 und vielleicht auch 1603 Ritterſchaftshauptmann, ſeit 1600 Landrat, eröffnete am genannten Tage dem Oberſt Joh. Derſelben, daß er die Briefe ſeit ſieben Monaten bei ſich habe, und bot ſie ihm zur Uebergabe an den Gouverneur an. Auf deſſen Rat, ſie doch lieber perſönlich aufs Schloß zu bringen, tat er es und begab ſich nach kurzer Erklärung nach Hauſe. Linderſon mag ſo überraſcht geweſen ſein, daß er Zeit zur Sammlung bedurfte. Die Briefe finden ſich übrigens nicht genauer bezeichnet, ſind auch nicht mehr vorhanden; es ſcheinen drei bis vier geweſen zu ſein, Schreiben Sigismunds an die Ritterſchaft, vielleicht auch an die Landräte beſonders, wie an die Stadt und den älteſten Bürgermeiſter, alle die Aufforderung zur Rückkehr unter ſeine, als des rechtmäßigen Königs Herrſchaft und das Verſprechen völliger Amneſtie für ihren Abfall nebſt der Zuſicherung aller Rechte und Freiheiten enthaltend Am folgenden

Tage wurde Treyden wieder aufs Schloß gefordert und gleich gefangen gesetzt, worauf er die an ihn gerichteten Fragen dahin beantwortete, daß er im verwichenen Herbst eines Tages die Briefe auf einem Fenster seiner Wohnung auf dem Domberge gefunden; sein Gesinde habe ihm keine Auskunft geben können, doch vermute er selbst, sie seien von Jürgen Aurep, das war ein Livländer auf polnischer Seite, ihm zugeschickt worden. Er behauptete, die Briefe in derselben Zahl und im selben Zustande, wie er sie gefunden, jetzt abgeliefert und mit keinem Menschen davon geredet zu haben. Daß er die früher getane vertrauliche Frage des Gouverneurs über sein Wissen um die Briefe mit erdichten Worten verneint, leugnete er einfach ab. Andern Morgens nach der Predigt erschienen die anwesenden Landräte auf dem Schloß, sich zu erkundigen, warum ihr Stuhlbruder inhaftiert sei. Nachdem ihnen das mitgeteilt, wurde ihre Meinung darüber begehrt, ob man Treyden am Ort vors Gericht stellen und sie alsdann Richter in dieser Sache über ihn sein wollten, oder ob man ihn ins Reich schicken solle. Da entschieden die Landräte, daß ihnen nicht gebühre, über ihrer Stuhlbrüder einen zu Gericht zu sitzen, sondern solches stehe bei der hohen Obrigkeit. Linderson war es zufrieden.

Als darauf am 29. Januar der Oberst Heinrich Liven in die Stadt gekommen und die Bestrickung des Treyden erfahren, ging er zum Gouverneur und gab ihm einigermaßen zu verstehen, daß er mit um die Briefe gewußt. Dieser berief am nächsten Morgen die höheren Offiziere zur Beratung, wie mit Liven aufs bescheidenthichste zu verfahren wäre, da er beim Herzog in großem Vertrauen und mit ihm, dem Gouverneur, fast in gleichem Rang stünde. Heinrich Liven hatte bereits im Heere des Grafen von Nassau die Stellung eines Obersten über fünf Fähnlein eingenommen. Da nun alle ihn gleichfalls in Haft zu nehmen rieten, ward zuerst Linderson Diener, d. i. hier soviel als dienstluender Adjutant, Hans Maydell, an ihn abgesandt, dann, als er nicht erschien, noch zu zwei Malen je ein Paar Hauptleute. Doch trafen ihn diese nicht mehr. Dem Maydell hatte er geantwortet, daß er ihm auf dem Fuße folgen wolle, war aber insgeheim aus dem Hinterhof den Mauerweg durchs Strandtor entwichen, wohin er seine Pferde vorausgesandt, und hatte den Landrat Johann von Rosen zu Sonorn, welchen er von seinem Vorhaben bereits vor

Anfang der Frühpredigt — es war ein Mittwoch — verständigt, unterwegs mitgenommen. Sie ritten auf Weißenstein zu, das sich in polnischen Händen befand. Sobald ihre Flucht bekannt ward, wurden ihnen die Leutnants Hermann Ducker und Gerhard Liven mit gehöriger Mannschaft nachgeschickt, und noch desselben Abends um zehn Uhr wurden sie drei Meilen vor Weißenstein in einem Dorf eingeholt, als sie nach kurzer Rast eben weiterziehen wollten. Es gelang, Rosen nebst Livens Leuten und all dessen Gepäck zu ergreifen, Liven selbst jedoch entkam, wenn auch ohne Mütze, nebst einem Diener in der finstern Nacht. Da er aber gesehen, daß all das Seine weg, schämte er sich, nackt und bloß von dannen zu gehen, und wandte sich nach Oesel, weshalb ihm alle Pässe verlegt und in aller Eile von neuem solange nachgejagt wurde, bis er endlich auf Parmel in der Wiek, dem Gute seines Vaters, des Landrats Reinhold Liven, im eingefallenen Ofen einer Bauernkate erhascht und am 6. Februar wieder in Reval gefänglich eingeführt wurde. Mit seinem Diener, der ihn begleitet, Hans Böcker, ward gleich kurzer Prozeß gemacht, weil er unter des Rittmeisters Reinhold Engdes Fahne gestanden und somit als Deserteur betrachtet wurde. Schon am nächsten Tage hing man ihn an den Galgen.

Durch diese Vorfälle war die seither allein feststehende Tatsache der Geheimhaltung der königlich polnischen Briefe in ein viel schärferes Licht getreten, und dem Gouverneur, dessen an Treyden gestellte Fragen noch eine ganz harmlose Auffassung verraten, öffneten sich nun die Augen über die im Werk befindliche Konspiration, wenngleich er nur sehr allmählich Gewisseres darüber erfuhr. Treyden scheint ein recht vorsichtiger Mann gewesen zu sein, der nur Schritt vor Schritt den einmal umgeworfenen Mantel der Unschuld fallen ließ. Als die Mitwisenschoft Livens und Rosens nach ihrer Flucht nicht geleugnet werden konnte, gestand er am 31. Januar zu, daß Heinrich Liven unter dem Vorwande, er selbst wolle die Briefe ins Reich bringen und dem Herzog überliefern, ihm widerraten sie zu verbrennen, wie er zuerst gewollt. Was er mit Rosen über die Briefe geredet, wäre ihm entfallen, so wahr er auf seine Seligkeit hoffe. Liven und Wrangell hätten ihm geraten, Rosen über die Briefe Mitteilung zu machen.

Moritz Wrangell der ältere, Herr zu Odenkop und Podis, welcher mit den andern drei zu den erwiesenen Hauptschuldigen

des Komplotts gehört, ein alter Kriegsmann, schon früher Feldmarschall, unter Johann von Nassau oberster Befehlshaber der deutschen Reiterei, in gleichem Range mit Herzog Karls Söhne, wo nach Reval unterwegs gewesen, als er von Treydens Bestrickung vernahm. Sofort wandte er sich um nach Pernau. Das muß Linderson und durch diesen Treyden berichtet sein, nur so erklärt sich des Letzteren Aeußerung, da er nie eines Umstandes erwähnt, den er nicht zuvor aus dem Munde des Fragenden als konstatiert erkannt hat. Am 4. Februar wurde aus Pernau gemeldet, daß nach des Amtmanns zu Pobis Aussage sein Herr die letzten zwei Nächte über sich in der Stadt aufgehalten und am frühen Morgen trunken fortgefahren. Mit einigem Gelde versehen, war er nach Oesel übergesetzt, also auf dänisches Gebiet, und hielt sich da verborgen, bis auf Requisition des Revaler Gouverneurs sein Aufenthalt erspäht, seine Diener gefangen gesetzt und er geächtet wurde. Da sich nun niemand seiner annehmen wollte, stellte er sich selbst in Arensburg und wurde sogleich nach adeligem Brauch handfest gemacht. Weil aber seiner nie weiter gedacht wird, könnte er wohl etwa nach Polen entkommen sein.

Inzwischen war in der Stadt keine geringe Unruhe entstanden, als verlautete, daß unter den Briefen sich auch an sie gerichtete befänden. Am 1. Februar erbaten die Bürgermeister Heinrich von Loen und Johann Kordmacher nebst den Ratsherren Kaspar Straelborn und Johann Möller vom Gouverneur eine Darlegung des ganzen Sachverhalts, die ihnen, soweit man derzeit auf dem Schloß selbst darüber gewußt, alsbald gegeben wurde. Da sie dabei des Treyden Aeußerung erfuhren, er habe die Briefe an den Rat und an den Bürgermeister von Loen insbesondere nicht ausgeantwortet, weil er davon „einen Tumult“ befürchtet, wurden sie sehr erzürnt und beriefen sich auf ihre stets loyale Haltung: „es könnten ihnen der Schreiben wohl mehr zukommen, sie wollten genugsam dafür kaveren, daß Rat und Gemeine deshalb nicht in gefährliche Praktizierung sich einlaßen oder einen Aufruhr erregen würden, darum hätte man ihnen die Briefe nur kühnlich und ohne Bedenken zustellen mögen“, und baten, sie mit Treyden zusammenzuführen, um zu erforschen, ob einige in der Bürgerschaft um die Briefe wüßten. Am Nachmittag ward denn der Landrat ihnen gegenüber gestellt, den sie samt und sonders mit einer weitläufigen

Rede ganz hart und eifrig beschuldigt und endlich auszusagen in ihn gedrungen, warum er ihnen ihre Briefe vorenthalten, auch was er darunter gesucht und woher das Wort „Tumult" zu verstehen, ob es wider e. e. Rat und wider die Gemeine unter sich gemeinet oder nicht, und ob irgend einer ihrer Mitbürger befunden, der um diese Briefe Wissenschaft habe. Da solches über einen oder mehr zu beweisen wäre, sollte derselbe ohne Ansehen der Person dafür leiden, was die Rechte ausmachten und den Tod verwirken. Denn da einer von ihnen das, was er getan, hätte er nicht ehrlich gehandelt und wäre nicht wert mit einem ehrlichen Manne umzugehn. Worauf Treyden bekannte, daß er keinem aus Rat und Bürgerschaft die Briefe angeboten und nichts zu ihrer Beschuldigung gesagt. Das Wort „Tumult" wisse er nicht auszudeuten, er habe sich nur einfach solche Gedanken gemacht und es so hingeredet. Daran mußten die Abgeordneten der Stadt sich genügen lassen, sie boten den Gouverneur, keinen Verdacht gegen sie zu hegen.

Obgleich Rosen schon am 31. Januar nach Reval zurückgebracht war, findet sich seine erste Aussage, die er mit eigener Hand niedergeschrieben und untersiegelt, nicht vor dem 4. Februar. Auf die Frage, was Treyden mit ihm geredet, gestand er, daß jener ihm die Ankunft der Briefe gemeldet, von denen um noch Wrangell und Liven Kenntnis hätten, und daß sie dieselben verborgen halten wollten, bis sie sahen, was der Herzog mit seinen Rüstungen ausrichtete. Als Rosen auf die Gefahr hingewiesen und geraten, die Schreiben vorzuzeigen oder zu verbrennen, hätte Treyden sich des geweigert. Als sie beide dann später auf den Roggenschnitt geritten, wären sie bei Moritz Wrangell eingekehrt. Der hätte sie dann ein Stück Weges begleitet und Treyden dabei ihm erzählt, daß Rosen nun auch von den Briefen wüßte. Worauf Wrangell ihn beschworen, kein Verräter an ihnen zu werden, und ihm vorgestellt, wie der Herzog sie schmählich verleitet, sie von Land und Leuten und in die äußerste Armut gebracht und auf alle ihre Klagen immer nur leere Vertröstungen gegeben, nichts als Worte. In letzter Zeit aber würden sie ja gar keiner Antwort mehr gewürdigt, dem Herzog wäre ja auch an dem Lande nichts, sondern nur an den Festungen gelegen. So hätte man doch wohl Ursache, etwas anderes an die Hand zu nehmen. So lange das Wasser offen, wolle man noch zusehen, was der Herzog Ernstliches ausrichte. — Und als Rosen

gefragt: und wenn er nichts ausrichtet? habe Wrangell gemeint: dann müsse man die Briefe der Stadt und Landschaft offenbaren, d. h. im Sinne der Aufforderung zum Abfall. Rosen stimmte dem nicht bei, denn wer könne wissen, was Stadt und Land dabei tun würden? Worauf Wrangell entschieden: es sei das einzige, was zu tun. Und damit hätten sie sich getrennt.

So waren demnach die Briefe unter sehr bestimmten Voraussetzungen zurückbehalten, es lag nicht bloß ein Unterlassungsvergehen vor, es war ein Plan zum Abfall geschmiedet, aber noch konnten die Schuldigen als Verführte gelten. Die Ankunft Livens am 6. Februar machte auch dieser Anschauung ein Ende. Heinrich Liven legte noch am selben Tage in drei Absätzen ein offenes Bekenntnis nieder, das an den folgenden Tagen in der Beantwortung der ihm gestellten Fragen wohl im einzelnen vervollständigt, doch in keinem wichtigeren Punkte angetastet wurde. Darnach stellte sich der Zusammenhang der Dinge also dar:

Christoph Treyden zunächst und dann Moritz Wrangell entschlossen sich in Erwägung der jammervollen Lage des Landes, des unerquicklichen Verhältnisses zum Herzog und des Kriegsglücks der Polen, welches leicht die Abtretung Estlands an die letzteren zur Folge haben konnte, die Versöhnung mit König Sigismund zu suchen. Denn andernfalls konnte dieser leicht mit des Herzogs Anhängern und Dienern ebenso verfahren, wie der Herzog mit Sigismunds Anhängern in Schweden verfahren war: er hatte sie köpfen lassen, soviel er ihrer habhaft geworden. Darum hatte Treyden den Livländer Jürgen Anrep, der nach Polen zog, beauftragt, sich zu erkundigen, ob der König beabsichtige, Estland an Polen zu bringen. Und er hatte Liven beredet, mit ihm zugleich an Reinhold Brakel, einen andern Livländer in der Umgebung des Königs, zu schreiben, daß er Sigismund ausforschen möge, wie dessen Gesinnung gegen die Estländer sei, ob sie wohl wieder bei ihm zu Gnade kommen könnten. Falls Gnade zu verhoffen, würden sich vielleicht in Estland Leute finden, „die zum Könige ein gut Herz trügen." — Anfang Mai des vorigen Jahres brachte Anrep nach Lode, wo Liven und Wrangell Musterung über die Reiterfähnlein in der Wiek hielten und auch Treyden zugegen war, die mündliche Gnadenzusicherung des Königs. Diese genügte ihnen nicht. Sie verlangten königliche Briefe, die seinen Worten entsprächen und

dieselben bestätigten, dann wisse man, was zu tun. Im Sommer nun, im Juli, als Liven seine Reiter bei Fischmeister (am Meeresstrande unweit Revals) ins Quartier legte, kam Treyden zu ihm hinaus und zeigte ihm die eingetroffenen offenen königlichen Mandate und Briefe nebst einem Schreiben von Chodkiewicz an Liven mit großen Verheißungen, welches letzterer alsbald verbrannte. Darauf wird Rosen in die Sache eingeweiht, und jene Unterredung zwischen ihm und Wrangell, der oben gedacht wurde, muß beim Roggenschnitt vorgefallen sein. Der Plan, den Treyden und Wrangell entworfen, war der: Durch einen Kaufmann aus Dänemark hatte man Kunde, daß ein Krieg zwischen Schweden und Dänemark ausbrechen werde. In diesem Falle würde Estland noch mehr von Truppen entblößt und in noch größere Not vor den Polen kommen. Diesen Moment wollte man wahrnehmen, die Stadt und Landschaft zum Uebertritt zu Sigismund zu überreden, mit der Stadt verbunden das Schloß und den Dom einzunehmen und dasselbe im Verein mit zwei Delegierten aus der Bürgerschaft zu verwalten, hinwieder auch, um mehr Einigkeit willen, in die Verwaltung der Stadt zwei aus der Ritterschaft zu delegieren, damit Schloß und Stadt der Krone Schweden zum Besten erhalten werde. — Wir sehen hier wieder die Auffassung durchblicken, die mehrfach betont worden. Nicht zu Polen, sondern zu dem in ihren Augen einzig rechtmäßigen König wollten diese Männer übertreten. Die Verblendung lag darin, daß sie die nun einmal unwiderruflich gewordene Trennung der Krone Schweden und der Person Sigismunds nicht anerkannten. Denn mochte Sigismund auch Estland und etwa Finnland noch erobern und behalten, in Schweden wieder Herr zu werden, hatte er durchaus keine Hoffnung. Gewann er aber da nicht die Herrschaft, so wäre Estland doch von Schweden getrennt, und es ist wenigstens fraglich, ob diese Männer das wollten. — Jener „Krieg in Sicht" brach aber nicht aus, und auch nach der Niederlage bei Weißenstein am 25. September, wo Liven unter den Geschlagenen sich befand, ohne daß ihm hierbei ein Akt des Verrats nachgewiesen werden konnte, obwohl man ihn darüber befragte, wollte sich die Gelegenheit zur Ausübung ihres Vorhabens den Verschworenen nicht ergeben. Unterdeß kehrte Linderson aus Stockholm zurück und begann seine Nachforschungen, die Treyden schon in der zweiten Januarwoche so mit Unruhe erfüllten, daß er

die Briefe der Obrigkeit zu übergeben gedachte, jedoch durch Liven vor Ueberreichung gewarnt wurde. Dieser riet, indem nun der Plan wohl schon als aufgegeben anzusehen war, dem Bürgermeister von Loen die an ihn bestimmten Schreiben zuzuschicken, was die in der Stadt täten, darnach könnten sie sich auch richten. Aber das tat Treyden nicht, vierzehn Tage hielt er die Qual noch aus, dann geschah, was erzählt worden.

Nach diesen Geständnissen Livens war die Sache wohl so ziemlich enthüllt, und es wurde gegen ihn sogleich prozessiert. Ueber seine Entweichung gab er an, er habe nach Weißenstein ziehen wollen, nicht zu den Polen, sondern weil er von da zum Grafen Johann von Nassau sich zu verfügen gedacht, um sich bei ihm ein freies Geleit an den Herzog zu erwerben; denn es sei ihm leid gewesen, daß er die Briefe verschwiegen, wenn er sich zu Gemüte geführt, welche große Gnade und Gunst ihm der Herzog bewiesen. Da ihm aber all sein Zeug unterwegs abgejagt worden und seine Diener gefangen, sei ihm so angst geworden, daß er nicht gewußt, was er tun solle, und habe sich auf den Weg zurückbegeben und gutwillig wieder nach Revel kommen wollen. Als ihm dann etliche Bauern begegnet und gesagt, daß sein Vater gefangen und übel traktiert wäre, habe er sich gefürchtet, anher zu ziehen und habe seinen Weg nach Oesel genommen, um von dort aus um freies Geleit zu schreiben. Darüber sei er von den Reitern ergriffen.

Am 12. Februar trat das große Kriegsgericht auf dem Schloß zu Reval zusammen: 53 Richter aus allen Chargen bis zum Gemeinen hinab, unter dem Vorsitz des Gouverneurs, doch war auch ein Landrat, Dietrich Farensbach zu Heimar, darunter, der kein Kriegsmann gewesen. Der Reichsprafoß hielt eine längere Rede, die uns in ihrer ganzen Mangelhaftigkeit erhalten ist, an den wesentlichsten Gesichtspunkten vorübergeht und hauptsächlich die Undankbarkeit Livens gegen seinen Herrn und den Verrat an der Krone Schweden hervorhebt. Der Antrag lautete auf den Tod. Der Beklagte gab alle seine früheren Aussagen zu, bekannte sich schuldig der Undankbarkeit, der Unterschlagung der Briefe und der Entweichung, protestierte aber wiederholt mit Abscheu gegen die Klage auf Verrat; ein Verräter sei er sein Lebtag nicht gewesen, viel weniger in dem Sinne, der Krone Land und Leute abhändig

zu machen; das Schloß hätte er vor den Polen wohl retten wollen. Ein Standpunkt, wie er sich etwa unter der Welfenpartei Hannovers oder den Karlisten bei manchem braven Mann gegebenen Falls wiederholen konnte. — Das Urteil sprach einstimmig den Tod. Die niedrigsten Chorgen stimmten für Vierteilung, die Mehrzahl für Enthauptung. Demzufolge ward andern Tages mit der Exekution vorgegangen und Heinrich Liven mit dem Schwert gerichtet und der Kopf auf einen Stecken gesetzt.

Das kriegsgerichtliche Verfahren hatte die Sache des einen Beklagten rasch erledigt, ein andrer, Moritz Wrangell, hatte sich jeder Prozedur durch die Flucht entzogen. Langsamer ward gegen die beiden Landräte vorgeschritten. Nach den erwähnten ersten Aussagen beider sind sie nicht mehr vernommen worden, außer daß Treyden am 6. Februar nach dem erfolgten Geständnis Livens, welcher mit niemandem konfrontiert worden, vom Landrat Dietrich Farensbach und von Georg Stackelberg im Namen der gesamten estländischen, Dörptschen, Pernauschen und Wendenschen Ritterschaft befragt wurde, ob jemand unter ihnen noch um die Briefe und ihr Vorhaben gewußt, damit die Ritter- und Landschaft vom Verdacht befreit werde, in welchen sie durch ihn bei der hohen Obrigkeit und jedermann gekommen. Da hatte er bezeugt, daß keiner sonst von den Briefen gewußt; habe er Schmach über das Land gebracht, so stehe er da und walle gern dafür sterben.

Im April nach Stockholm hinübergeführt, scheinen Treyden und Rosen erst am 28. Mai dem weiteren Verfahren vor dem königlichen Gericht daselbst unterstellt zu sein. Letzteres war gebildet aus den Grafen Moritz Leyonhufvud, Magnus und Abraham Brahe, dem Reichskanzler Svante Bjelke, Nils Bjelke, Libert Kawer samt andern Schweden und Livländern von Adel. Der königliche Hafprokurator Johann Starkow fungierte als Kläger, und der Umstand, daß er sich bei seiner Beweisführung ausschließlich auf die uns schon bekannten Aussagen der drei Inkulpaten stützte, zeugt wohl dafür, daß aus der Zwischenzeit uns kein wichtigeres Protokoll verloren gegangen. Um so schlimmer steht es dafür mit den Akten dieser Stockholmer Gerichtsverhandlungen. Ihnen fehlen Zwischenstücke, der Schluß und dem unvollständigen Urteil das Datum nebst der Strafbestimmung. Doch bieten sie immerhin des Bemerkenswerten genug. Und da tritt zunächst der Unterschied zwischen dem

Verhalten Treydens und dem Livens hervor. Während dieser bei sechsmaliger Vernehmung sich nie widerspricht, nichts zurücknimmt, was er einmal gesagt, einzelne Punkte später eingehender erläutert und durchaus den Eindruck eines ehrlichen, offenen Mannes macht, der sein Beginnen in der Hauptsache für kein Unrecht hält, wohl aber überzeugt ist, daß er um andrer Rücksichten willen nicht so hätte handeln dürfen, wie er getan, erscheint Treyden hier nicht mehr vorsichtig zu seinen und seiner Mitschuldigen Gunsten, wie bei den ersten Verhören zu Reval, auch nicht mutig und entschlossen, wie bei seiner letztberichteten Aeußerung, sondern entweder verwirrt oder unwahr und voll Winkelzügen, deren Mißerfolg er sich doch kaum verbergen konnte. Wenn man sich anders auf die notariell beglaubigte Abschrift des Protokolls verlassen kann, leugnete er vor dem Gericht fast alle ihm vorgehaltenen Punkte ab, so z. B. gleich den ersten, daß er die Briefe verheimlicht habe, erst als ihm seine eigenen früheren Aussagen vorgelesen wurden, gab er sie zu, behauptete aber, nichts böses dabei im Sinn gehabt zu haben. Er stellte ferner in Abrede, die Briefe vor dem Gouverneur verleugnet zu haben, worauf er als Meineidiger verprotokolliert wurde. Da stand unter den Richtern der Rittmeister Hermann Wrangell auf und fragte nochmals, wie schon in Reval geschehen, den Treyden, ob er außer Moritz Wrangell und Johann Rosen noch Mitwisser habe; und als dieser es verneinte, bat er diese Aussage zur Genugtuung für alle Liv- und Estländer zur Steuer der Wahrheit im Protokall zu verzeichnen. Allmählich begann Treyden mehr zuzugeben, während anderseits der Kläger in den Fehler verfiel, die Aussagen Livens auch gar zu sehr als zwingende Beweise zu betrachten, wie es denn z. B. nicht strikt ausgemacht war, ob Liven den Treyden oder umgekehrt, wie jener allerdings mit viel Wahrscheinlichkeit behauptet hatte, verführt habe. Die Anklage nahm es ferner auch nicht genau mit dem Unterschiede zwischen König Sigismund und Polen, der im Sinne des Beklagten doch ein sehr bedeutender war, so daß bei dem Punkte des Anschlags auf das Schloß Reval Treyden in die Worte ausbrach: er müßte dieses und anderes um der Obrigkeit willen leiden. Da fragte ihn alsbald der Kläger, wie das zu verstehen? wen er damit meine? ob ihm die Obrigkeit etwas unbilliges getan? Treyden schwieg darauf still, sagte aber endlich, er beschuldige keine Obrigkeit. Wen denn?

forschte Starkow weiter. Treyden schwieg und verharrte darin bei den meisten folgenden Fragen. Am Schluß des Verhärs bekannte er, daß er aus unentschuldbarer Schwachheit sich höchlich vergriffen, und weil er jetzt aus blödem Gemüt nicht alles beantworten könnte, bat er um Papier und Tinte, es schriftlich tun zu dürfen. Die Erlaubniserteilung wurde den Reichsräten überlassen; ob sie erfolgte, wird nicht berichtet.

Als nach seinem Abtritt Johann Rosen vorgeführt und ihm, der gleich Treyden den Vorwurf geplanten Verrats entschieden von sich gewiesen, sein schriftliches Bekenntnis vorgelesen worden, erkannte er es wohl als von ihm selbst geschrieben an, bat aber es ändern zu dürfen, weil er jetzt nicht mehr dabei bleiben könne. Es wurde, gewiß mit Recht, nicht gestattet.

Solchem Verhalten der Angeklagten ist es zuzuschreiben, daß dem Gebrauch der Zeit gemäß nun die peinliche Frage, d. i. die Folter, angewandt wurde. Am 11. Juni ward Christoph Treyden in der peinlichen Gerichtsstube in Gegenwart des Hofmarschalls und Hofkanzlers, des Prokurators, des Notars und verschiedener andrer Zeugen auf ausdrücklichen höchsten Befehl zuerst in Güte und mit großer Verwarnung über die Einzelheiten der Verschwörung und namentlich über die Mitwirkung der nach Polen geflüchteten Reichsräte befragt. Von letzteren wußte er nichts, alle Schuld schob er Liven zu und sagte nun ganz unnötiger Weise, daß auch noch andre außer den bekannten vier Personen um die Sache gewußt; beschwor aber seine Unkenntnis von der beabsichtigten Einnahme des Schlosses Reval. „Nachdem nun Treyden", heißt es im Protokoll, „auf vielfältige gütliche Ermahnung die Wahrheit nicht hat bekennen wollen, ist man durch Zulaß der Rechte und gehabte genugsame Indizien zur peinlichen Frage geschritten, und Treyden gab in dieser an, daß Hans von Rosen den Landräten Tönnies Assery und Helwich Hastfer zu Sommerhusen von den Briefen erzählt, auch Moritz Wrangell dem Bürgermeister von Laën Mitteilung gemacht, der aber seine und der Stadt Briefe nicht empfangen wollen. Auch bekannte er nun, daß in Hastfers Hause der Plan zur Einnahme des Schlosses und Doms gefaßt sei, und man habe es tun wollen, als der Statthalter Larsson allein oben gewesen sei, den hätten sie gefangen zu nehmen und nach Polen zu senden beabsichtigt. Auch hätten sie mit den

drei Bürgermeistern davon zu reden begonnen, da sie aber bemerkt, daß die nicht darin willigen wollten, hätten sie ihnen nichts weiteres offenbart.

Nach diesem ergibigen Resultat der Marterbank wurde andern Tages mit Johann Rosen in gleicher Weise verfahren. In der gütlichen Frage sagte er in allem die Wahrheit, nur von der Einnahme des Schlosses und vom Anstifter des ganzen Handels wollte er nichts wissen; er bestätigte auch, ohne Treydens Aussage vom verflossenen Tage zu kennen, daß er den genannten beiden Landräten auf Treydens Verlangen die Briefe mitgeteilt.

„Dieweil Rosen", heißt es wieder, „nach vielfältiger gütlicher Ermahnung die Wahrheit nicht hat bekennen wollen, ist er dem Scharfrichter übergeben. Da er gebunden, bekannte er, daß Wrangell und Treyden die Prinzipale dieser Verräterei seien; aber außer den schon genannten Personen sei keiner mehr im Anschlag gewesen." Eben hat er dies gesagt, da steht das kurze Wörtlein: „Angezogen!" und danach fließen die Bekenntnisse oder Erfindungen. Wer kann wissen, was dem armen Mann unter der Pein der Körperqualen und seiner Seelenangst auf die Zunge kam, ob's Wahrheit, ob's Lüge ihm schien? Unerfängliche Aeußerungen außer aller Verbindung in dieser Sache fliegen in seiner Erinnerung auf und alle wurden berichtet. Nach drei Landrate, Ludwig Taube zu Maydell, Robert Taube zu Maart und Neuenhof und Bernd Scharenberg zu Sack und Saus, kamen auf die Anklagebank. — Das gefiel dem Prokurator. „Zum andern Mal angezogen!" heißt es. Und noch einmal öffnet sich der Mund des Unglückseligen, ein neuer Strom von Anklagen und Verdächtigungen: sie seien alle nicht gut karolisch, wie sie da zusammen gewesen; aber von den Bürgermeistern wisse er nichts. Sein letztes Wort galt seinem Schwiegersohn: Jochim Berends, sein Tochtermann, wisse wohl nicht um diese Verräterei, wenn er aber die Wahrheit sagen sollte, so wäre auch er nicht gut fürstlich.

Alle die unter Henkershand Genannten wurden aus Reval herbeigeholt und ins Gefängnis geworfen, sieben Landräte bei einander: dazu der arme Jochim Berends, „der nicht gut fürstlich war". Vor Gericht beschwor er seinen Schwiegervater, der ihm gegenüberstand, bei seinem Gewissen auszusagen, ob er seine Lebtage von ihm etwas anders erfahren, als was einem treuen

Untertan gebühre; zudem habe er ihn ja anderthalb Jahre nicht gesehen. Rosen gestand — und mit welchen Gefühlen mag das gewesen sein! —, daß er auf ihn bekannt, dazu habe ihn die Pein gebracht; er habe gehofft, dadurch eher erledigt zu werden.

Brechen wir hier ab, die Protokolle werden ohnehin zu verworren und der Schluß, wie gesagt, fehlt. Treyden und Rosen wurden als Meineidige und Verräter verurteilt. Hastfer, Assery, Robert Taube und Scharenberg sind noch ein Jahrzehnt und darüber im Landratskollegium. Ludwig Taube habe ich seitdem nicht mehr gefunden Dem Bürgermeister von Loen war König Karl 1607 sehr gewogen, „an ihm wüßte er einen treuen und beständigen Mann", sprach er zur städtischen Deputation, die ihn zur Krönung beglückwünschte. Den Eindruck mag er im Sommer 1605 empfangen haben.

Aber auch aus den Kreisen der Ritterschaft bekam er einen andern, einen unauslöschlichen Eindruck Der widrige Prozeß mochte eben beendet sein, da war Karl gegen Riga gezogen Andreas Linderson hatte sich mit ihm vereinigt, und zusammen eilten sie Chodkiewicz entgegen, der zum Entsatz der Stadt herbeikam Bei Kirchholm am Ufer der Düna lockte der polnische Feldherr den ungestümen Herrscher zur Schlacht, der 17. September schaute die völlige Niederlage der Schweden. Im Getümmel der Flucht ward der König von den Polen umzingelt und sein Pferd brach ermattet zusammen. Da stürmte Heinrich Wrede herzu, durchbrach die feindlichen Reihen, schwang sich vom Roß und bot es seinem König zur Rettung. Karl entkam — Wrede ward in Stücke gehauen.

Es ist ein sinniger Zug des strengen Königs, daß er der Witwe des Helden, der sein Leben für ihn geopfert, das Gut des Mannes verlieh, der zuerst in Estland ihm die Treue gebrochen So wird der Uebergang von Sitz aus den Händen der Tiesenhausen in die der Wrede in der estländischen Geschichte zum Denkmal zweifacher Erinnerung.

# Das Ministerkomitee und die Ostseeprovinzen im 19. Jahrhundert.

## III. Unter Alexander II. 1855—81.

Im ersten Teil des dritten Bandes, der der Regierung Alexanders II gewidmet ist, handelt der Verfasser in dem Kapitel „Die Stände“ von einigen Fragen der Rechte des Adels (S. 302). Im Jahre 1866, erzählt er, wandte sich der livländische Gutsbesitzer Liphart an den Kaiser mit der Bitte um die Erlaubnis, zu dem Bestand seiner Majoratsgüter gehörendes Bauerland an die Bauern verkaufen und das daraus erlöste Geld entweder in die Kreditgesellschaft einzahlen oder dafür ein andres Rittergut kaufen zu dürfen, das dann zu den Majoratsgütern der Familie Liphart zugeschlagen werden sollte. Nach der Bauernverordnung von 1860 war ein solcher Verkauf nur dann gestattet, wenn er durch die Fundationsurkunde über das Majorat nicht verboten war; über die Verwendung der Gelder war keine Anweisung gegeben. Die Bauern der inneren Gouvernements halten ein solches Loskaufsrecht, das ostseeprovinzielle Recht schwieg darüber. Der Minister des Innern, Walujew, wollte nicht nur die spezielle, sondern auch die allgemeine Frage in der Richtung entscheiden, die ihr in den inneren Gouvernements gegeben war. Der baltische Generalgouverneur teilte zwar Walujews Ansicht, hielt es aber der lokalen Verhältnisse wegen für nötig, die Frage den Landtagen der Provinzen zur Vorberatung vorzulegen, gleich darauf teilte er mit, die Ritterschaft bitte, die Frage möchte im Zusammenhang mit der betreffs der neuen Gerichtsinstitutionen entschieden werden, weshalb er den Minister bat, dahin mitzuwirken, daß die Livländische Angelegenheit getrennt entschieden werde. Der Minister beantragte

deshalb, die kaiserliche Genehmigung für Liphart nachzusuchen; diese war nötig, da die Fundationsurkunde jede Art von Verkauf entschieden verbat. Im Komitee entstanden darüber Meinungsverschiedenheiten. Baran (später Graf) M. A. Korff meinte, die Frage werde durch den genauen Buchstaben der Gesetze entschieden. Jeder habe die in gehöriger Ordnung publizierten Gesetze heilig und unverbrüchlich zu halten. Das Gesetz sage, der Wille des Stifters dürfe nicht verletzt werden; die Stiftungsurkunde verbiete aber die Entäußerung unbedingt. Der Hinweis auf die für die inneren Gouvernements geltende Ordnung sei ebenfalls bedeutungslos, weil nach unsern Grundgesetzen eine für eine bestimmte Oertlichkeit erlassene Bestimmung durch ein neues allgemeines Gesetz nicht aufgehoben werde, im entgegengesetzten Falle werde eine Ausnahme die andere nach sich ziehen und zuletzt das Gesetz selbst zur Ausnahme werden. Der Vorsitzende dagegen und die andern vierzehn Mitglieder gingen von der Erwägung aus, für die Bauern der zahlreichen Majoratsgüter in dem Ostseegebiet hänge die Möglichkeit, ihre Arrendelandstücke als Eigentum zu erwerben, von einem einzigen gänzlich zufälligen Umstande ab, d. h. davon, daß in der Fundationsurkunde die Klausel von dem Verbot des Verkaufs ausgelassen sei; dies wäre ungerecht und lästig für die Bauern und nicht im Einklang mit den Absichten der Regierung, sie mit Landeigentum auszustatten, anderseits sah die Mehrheit des Komitees, daß die Gesetzgebung in den Ostseeprovinzen gegen die Entwertung der Majorate keine Maßregeln anordne, es wurde also eine Lücke in derselben anerkannt, da aber diese sofort auszufüllen wegen der Einwände des Generalgouverneurs schwierig war, so war die Majorität der Ansicht, man solle sich auf die Entscheidung des einen Falles beschränken, nämlich die für die inneren Gouvernements geltende Bestimmung auf das Liphartsche Majorat anwenden, was der Kaiser genehmigte. —

Nach einem Gesetz von 1853 sollten die Söhne von persönlichen Edelleuten, wenn sie bis zum 18. Lebensjahr nicht in Unterrichtsanstalten oder in den Staatsdienst eingetreten waren, in die Lehrbataillone abgegeben werden. Diese Bestimmung betraf auch die, welche zwar in jene Anstalten eingetreten waren, aber nach Absolvierung derselben entweder die an diese geknüpften Rechte nicht erworben oder im Laufe eines Jahres nicht in den Staats-

dienst eingetreten waren. Der baltische Generalgouverneur Fürst Suwarow bemerkte in einem Bericht darüber (S. 307), die buchstäbliche Ausführung dieses Gesetzes werde mit der Zeit zu einem Mangel an nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft führen, und fragte daher beim Ministerium des Innern an, bekam aber zur Antwort, die Söhne von Oberoffizieren und Beamten im Alter von 18—25 Jahren, die weder eine Unterrichtsanstalt besuchen noch im Staatsdienst stehn, seien allerdings abzugeben, worauf er bemerkte, folglich unterliegen dieser Bestimmung Advokaten, Privatlehrer, Apotheker, Aerzte und Kandidaten der Theologie. Der Kaiser Alexander II. schrieb dazu „Worauf gründet sich eine derartige seltsame Auslegung?", und: „der Minister des Innern gebe mir darüber Erklärungen." Dieser, S. S. Lanskaj, legte nun die Geschichte des Ukases von 1853 dar und gab seine Meinung dahin ab, die Söhne von persönlichen Edelleuten, die eine Hochschulbildung besitzen und im Privatdienst stehn, wie Advokaten usw., seien auszunehmen von diesen Bestimmungen, deren Zweck gewesen sei, die Gesellschaft von Müßiggängern zu befreien. Das Komitee war damit einverstanden, ging aber noch weiter; es beschloß: Von denen, die eine Unterrichtsanstalt absolviert oder zu Hause gebildet worden seien, fallen diejenigen, die nach Erreichung des 18. Lebensjahres statt freiwilligen Eintritts in den Staatsdienst auf Grund der Rechte ihrer Abkunft irgend eine nützliche oder erlaubte Tätigkeit im bürgerlichen Leben wählen, von der Pflicht, in den Militärdienst einzutreten, befreit werden, wenn sie die entsprechenden Zeugnisse vorlegen. Die Resolution des Kaisers lautete: „Vollkommen richtig." Außerdem bemerkte er zu der Zeile, wo gesagt war, der Minister des Innern und des Kriegs hätten dem Fürsten Suwarow mitgeteilt, von den Nichtdienenden seien vom Eintritt in das Heer nur die mit Krankheiten und Körperfehlern Behafteten ausgenommen: „Nach Meiner Meinung eine gänzlich falsche Auslegung", und zu den Worten Lanskojs, man dürfe diese Leute nicht von nützlicher Tätigkeit abhalten: „Vollkommen richtig und im Einklang mit dem Willen Meines seligen Vaters."

Im dritten Abschnitt des vierten Kapitels, „Die Bauern" (S. 349), wird erzählt Bei der Publikation der Bauerverordnung von 1858 für Estland sei aus irgend einem Grunde nicht zugleich bekannt gemacht worden, daß die bäuerlichen Landesprästanden nur

noch Vermessung und Taxation der Bauerländereien geändert werden sollen; das sei erst später geschehen. Nun haben die Bauern des Gutes Mochters [in Süd-Harrien] von ihrem Gutsbesitzer den Abschluß neuer Kontrakte verlangt und die Hilfsfrohne verweigert (von der wirklich in der neuen Verordnung keine Rede war, was sie eben zu dem Irrtum verleitet hatte). Die Aufregung wuchs trotz der getroffenen Maßregeln und nahm schnell einen drohenden Charakter an; die Bauern fürchteten sich sogar nicht vor dem militärischen Aufgebot, und es kam zu Schüssen; auf Seiten des Militärs wurde ein Offizier getötet und 1 Offizier sowie 12 Unteroffiziere verwundet; auf Seiten der Bauern fielen 8 und wurden 13 verwundet; das Herrenhaus und die Nebengebäude wurden ausgeraubt und angezündet. Das Urteil der Militärgerichtskommission war streng: 60 Bauern wurden zum Tode durch Pulver und Blei verurteilt, fünf zu leichteren Strafen. Der estländische Gouverneur verwandte sich für eine Milderung des Urteils, da von den zum Tode Verurteilten keiner der Tötung und Brandstiftung überführt sei. Der Generalgouverneur Fürst Suworow meinte ebenfalls, die Hauptanstifter des Aufstandes seien gefallen, und bat 8 von den Hauptschuldigen mit Spießruten zu bestrafen und dann auf 5—20 Jahre zur Zwangsarbeit zu verschicken, 5 ebenfalls Spießruten laufen zu lassen und dann nach Sibirien zu verbannen, 28 mit Ruten zu bestrafen und auf 2—6 Jahre in die Arrestantenkompagnie zu stecken. Die Mittel zur Befriedigung der Beschädigten sollten von allen Verurteilten, sowie von den übrigen Bauern, die an dem Orte der Unruhen gewesen seien, beigetrieben werden. Dieses Votum fand die Billigung des Komitees und des Kaisers (1859).

Der Geschichtschreiber fährt sodann fort: Wohl bekannt ist die Bewegung, die Esten und Letten in den 40er Jahren ergriff, und ihr Massenübertritt zur Orthodoxie. Die Bewegung selbst und die sie begleitenden Umstände sind in dem bekannten Buche J. F Samorins „Die Grenzgebiete Rußlands" mit grellen Farben geschildert. Bekannt ist auch, daß die Ansichten Samarins damals von der obersten Reichsgewalt nicht geteilt wurden, das Buch und sein Verfasser wurden verfolgt, und nur das persönliche Eintreten des Kaisers befreite ihn, aber nicht sein Buch von der Ungnade. Vielleicht hat sich der junge Slavophile ein wenig in seinen Urteilen

hinreißen lassen, allein in der Folge hat man der russischen Politik jener Zeit mehr als einmal den Vorwurf gemacht, sie habe es nicht verstanden, die günstigen Umstände auszunutzen. Wie der höchste Vertreter der obersten Gewalt, der Generalgouverneur Fürst Suworow die Bewegung auffaß, ist aus seinen Eingaben über die Mißverständnisse zu sehen, die in Livland wegen der geistlichen Zugehörigkeit einiger Bauern entstanden seien. . . Die in der Mitte des 19. Jahrhunderts unter den livländischen Bauern zu Tage getretene Tendenz, von einem Glauben zum andern überzutreten, schrieb der Fürst, sei durch Umstände hervorgerufen worden, die religiösen Beweggründen fernstehn: einerseits seien die Bauern mit ihrem Verhältnis zu den Gutsbesitzern unzufrieden gewesen, anderseits haben sie gehofft, durch die Annahme der Orthodoxie gewisse materielle Vorteile zu erlangen. Die Regierung habe verschiedene Maßregeln getroffen, um dem unüberlegten Uebertritt zur Orthodoxie vorzubeugen, allein der Mangel an Bildung bei der Geistlichkeit und der Uebereifer der die Vorschriften der Regierung ausführenden Organe haben deren Anordnungen entstellt und überdies habe die orthodoxe Eparchialobrigkeit damals nicht hinreichende Mittel gehabt, die neuen Gemeindeglieder anzunehmen und zu erbauen. Eine Folge davon sei die Anfertigung von ungenauen Taufregistern gewesen, und jetzt fordere die orthodoxe Geistlichkeit Leute von „zweifelhafter" geistlicher Zugehörigkeit zur Vermahnung vor, zwinge sie weite Reisen zu machen und erlaube ihnen nicht ihre Christenpflicht nach lutherischem Ritus zu erfüllen. Er habe daher den Minister des Innern gebeten, die Allerhöchste Genehmigung dazu nachzusuchen, daß die Zugehörigkeit der als orthodox angegebenen Bauern zu dem oder jenem Bekenntnis durch gerichtliche Untersuchung festgestellt, bis zur Entscheidung der Frage aber die Zitation dieser „zweifelhaften" Personen zur Vermahnung inhibiert und ihnen die Ausübung des lutherischen Ritus gestattet werde. Resultat dieser Verwendung des Generalgouverneurs sei eine Verordnung des Synods gewesen, durch die den Taufregistern eine unzweifelhafte Beweiskraft zuerkannt, und Leuten, die den Taufregistern nach orthodox waren, sich aber nicht dafür hielten, erlaubt worden sei, sich mit Bittschriften an die Eparchialobrigkeit zu wenden; gleichzeitig habe in einem einzelnen Falle der Senat angeordnet, zum Beweis der geistlichen Zugehörigkeit in

Livland sei neben dem Taufzeugnis ein Zeugnis über die wirkliche Vollziehung der Salbung zu fordern. Dieser Senatsukas habe den Fürsten Suworow bewogen, sein früheres Gesuch zu erneuern. Der Kaiser schrieb dazu „Ich lenke auf diesen ganzen Absatz das besondere Augenmerk des Ministerkomitees zur Erwägung von Mitteln, um alle diese Schwierigkeiten und Mißverständnisse zu beseitigen."

Das Gesuch des Fürsten fand starken Widerspruch von seiten des Oberprokureurs des h. Synods: als Hauptursache bezeichne Suworow die Ungenauigkeit der Taufregister, aber nirgends bewerte er dies, die Umstände der Konversion der Esten und Letten seien von ihm nicht vollständig dargestellt; im Gegensatz zu seiner Versicherung sei die Eparchialobrigkeit zur Annahme der jungen Glieder vollkommen bereit gewesen, des Estnischen und Lettischen mächtige Geistliche und in diesen Sprachen gedruckte liturgische Bücher seien vorhanden gewesen, die Taufregister zu verdächtigen läge gar kein Grund vor; und wären sie auch wirklich entstellt, so sei doch kein Grund vorhanden, ihre Untersuchung durch weltliche Gerichte zu gestatten, denn die bürgerliche Gewalt habe kein Recht, Dokumente der geistlichen zu kontrollieren; die aus den Vermahnungen entstehenden Mißstände seien nicht so groß und wichtig, um ihretwegen die Gesetze zu ändern, zumal bei einer Gemeinde, die 150,000 Seelen umfasse. Der Vermahnung bedürfen nur 98 Personen. Die Einführung einer neuen Ordnung vermehre nur die Zahl der Streitfälle, während sie das Vertrauen zu den Urkunden der orthodoxen Kirche vernichte, der Senatsukas ändere die Sache nicht, da er ohne Einvernehmen mit dem Synod erfolgt und nicht im Einklang sei mit dem Allerhöchsten Befehl vom 7. Juni 1857, in dem gesagt werde, die Zulassung einer Untersuchung des Falls der 98 erwähnten Bauern durch die Zivilbehörden würde neue Ansuchen von solchen, die ruhig in der Orthodoxie verbleiben, nach sich ziehen. — Der Minister des Innern Lanskoj fügte hinzu, von den 98 Personen, um deren willen der gegenwärtige Rechtshandel entstanden, seien auf Antrag des Erzbischofs von Riga 42 aus den orthodoxen Listen gestrichen, den übrigen als orthodox anerkannten 56 sei gestattet worden, sich mit Bittschriften an die Eparchialobrigkeit und sogar an den Synod zu wenden; zwei von diesen habe der Synod als Lutheraner anerkannt, einer sei gestorben, so verbleiben

noch 58, deren Gesuche nach nicht entschieden seien, deshalb müsse seiner Meinung nach der Erzbischof unverzüglich die Gesuche entscheiden und damit allen Mißverständnissen ein Ende machen. Die Meinung Lanskojs wurde angenommen und vom Kaiser bestätigt (1859).

So wurde, sagt der Geschichtschreiber, die allgemeine Frage auf einen Einzelfall reduziert. Der Kampf dauerte fort und wurde zuletzt auf die allgemeinere Frage zurückgeführt: müssen die orthodoxen Bauern zum Besten der lutherischen Kirchen Abgaben zahlen und Frohne leisten? Die lutherische Kirche war von Alters her durch auf den Ländereien liegende Prästanden sichergestellt, nachdem ein bedeutender Teil der Bauern zur Orthodoxie übergetreten war, entstand natürlich die Frage nach ihrer Verpflichtung in dieser Hinsicht. Durch die Verordnung des besonderen Komitees von 1846 waren die orthodoxen Bauern von allen Prästanden zum Besten der lutherischen Kirche und der Pastoren befreit, mit Ausnahme der auf Pastoratsland angesiedelten; dementsprechend waren auch die §§ 643 und 644 der livländischen Bauernverordnung von 1849 redigiert. Im Jahre 1856 bat die livländische Ritterschaft um Abänderung dieser Artikel in dem Sinne, daß alle Bauern, ohne Unterschied der Konfession, die Prästanden zum Besten der lutherischen Kirche leisten sollten. Im J. 1860 wurde eine neue Verordnung ausgearbeitet, deren Art. 588 die Prästanden zum Besten der lutherischen Kirche den Gutsbesitzern auferlegte und die Bauern davon befreite. Um diesen Artikel aber entspann sich der Streit. Die livländische Ritterschaft bat durch drei Deputierte, den Artikel so zu fassen, daß es in Zukunft keine Mißverständnisse mehr gebe und die Rechte der lutherischen Kirche auskommen sichergestellt würden. Die Sache wurde dem Komitee für die Angelegenheiten der Ostseeprovinzen zur Prüfung übergeben, wozu auch die drei Deputierten hinzugezogen wurden. Das Komitee entschied so: alle Prästanden zum Besten der Kirche und Geistlichkeit werden nach ihrem Geldwert für 12 Jahre taxiert, worauf eine neue Taxation stattfindet, die Zahlungspflicht fällt auf die Besitzer der Güter, denen die steuerpflichtigen Ländereien gehören, auf denen jene Prästanden ruhen. Die Gutsbesitzer haben das Recht, in den Arrendekontrakten mit den Bauern die Zahlung der angegebenen Prästanden zu fordern, außer dem, was die Bauern zum Besten

der Grundbesitzer nach der Bauerverordnung von 1860 zu leisten hoben. Beim Uebergang eines steuerpflichtigen Landstückes in das Eigentum der Bauern verbleibt die Leistung der Prästanden zum Besten der Kirche auf dem Besitzer des Gutes haften, von dem bos Landstück abgeteilt ist, doch konn der Besitzer in dem Kaufvertrag sich eine bestimmte jährliche Entschädigung als stehende Prästande an das Gut ausbedingen.

Der Kaiser befahl die Angelegenheit im Ministerkomitee zu beraten mit Hinzuziehung des Oberprokureurs des Synods, des Fürsten Suworow und des Barons Lieven (seines Nachfolgers im Amte des Generalgouverneurs). Das Komitee fand vor allem, durch die Bestimmung des Ostseekomitees solle Art. 588 der Bauerverordnung geändert, ergänzt und erläutert werden, eine definitive Bestimmung darüber stehe dem Reichsrat zu, daher könne es nur die spezielle Frage entscheiden, ob hinreichende Gründe vorhanden seien, gedachten Artikel auf gesetzgeberischem Wege im Reichsrat einer Prüfung zu unterziehen. Darüber trat eine Meinungsverschiedenheit zu tage. Vier Mitglieder (Fürst Gortschakow, Mitjutin, Selenoj und Golownin) hielten es für notwendig, die Materie der Sache selbst zu beroten und die eingehenden Erläuterungen der hinzugezogenen Personen zu hören, ohne dies jedoch als Präjudiz für den Beschluß des Reichsrats anzusehen. Sie begründeten dieses Votum damit, daß das Protokoll des Ostseekomitees schon dem Kaiser vorgestellt und von diesem dem Ministerkomitee übergeben sei, zu dessen Sitzung befehlsgemäßen mit den lokalen Verhältnissen genau bekannte Personen hinzugezogen seien. Die Majorität — 8 Mitglieder: der Vorsitzende, Prinz von Oldenburg, Fürst Gagarin, Fürst Dolgorukow, Tschewkin, Annenkow, Walujew, Reutern und Samjotin — meinten, jede eingehendere Beratung von seiten des Komitees wäre eine Präjudiz für den Reichsrat, und beantragten daher, die Genehmigung zur Durchsicht des Artikels im Reichsrat nachzusuchen. Der Kaiser resolvierte. „Nach der Meinung der Majorität auszuführen."

Dies ist, sagt der Historiker, in der Tätigkeit des Ministerkomitees ein ziemlich seltener Fall, wenn eine Angelegenheit an das Komitee auf Allerhöchsten Befehl gebracht war, zur Beratung waren drei Personen besonders zugezogen und dennoch trat das Komitee nicht einmal in die materielle Berotung der Soche ein,

sondern beschränkte sich auf den Antrag, sie dem Reichsrat zu übergeben. Materiell mußte sie natürlich im Reichsrat begutachtet werden. Allein sie kehrte, wenn auch nicht vollständig, ins Komitee zurück. Noch Beratung im Reichsrat wurde der Allerhöchste Befehl vom 30. Juni 1882 erlassen, der vorschrieb, es sollte zuerst der Betrag der Präsentanden in jedem Kirchspiel genau bestimmt und dann eine neue Verordnung an den Reichsrat gebracht werden, wodei der Minister des Innern darauf zu achten habe, daß die Sicherstellung und die Rechte sowohl der orthodoxen als auch der lutherischen Kirche in Livland gewahrt werden. Nun reichte der Minister des Innern, Walujew, beim Komitee die Erklärung ein, daß die Verordnung von 1860 bisher noch nicht in Wirksamkeit gesetzt worden, da die Uebersetzungen ins Deutsche und Lettische noch nicht fertig gewesen seien, jetzt, wo dies geschehen, dürfe man die Publikation nicht mehr aufhalten; allein kraft des Allerhöchsten Befehls könne man den Art. 588 nicht als definitiv bestätigt ansehen; auf Grund dessen erachte er es für notwendig, ihn noch nicht in Kraft zu setzen und für die Leistung der angezeigten Präsentanden einstweilen die früheren Bestimmungen bestehen zu lassen. Diese Meinung adoptierte das Komitee und faßte die Bestimmung so. „Der Unterhalt der orthodoxen Kirchen und ihrer Geistlichkeit, sowie der evangelisch-lutherischen Kirchen, ihrer Geistlichkeit und Institutionen wird sichergestellt auf Grundlage der jetzt beobachteten Ordnung (§§ 643 und 644 der Verordnung von 1849) bis zum Erlaß der weiteren Bestimmungen in dieser Angelegenheit." Dieser Beschluß des Komitees wurde 1862 bestätigt. — So hatten sich, sagt der Verfasser weiter, die Umstände selbst zu Gunsten der lutherischen Kirche gestaltet: die Verordnung von 1860, die einen ihr ungünstigen Artikel enthielt, wurde aus einem zufälligen Grunde nicht publiziert: in zwei Jahren wurde die Uebersetzung erst fertiggestellt, als schon beschlossen war, den Artikel zu ändern.

Eine solche Lage der Dinge konnte nicht anders als sehr traurig zurückwirken auf das Los der orthodoxen Bevölkerung des Gouvernements, die verpflichtet war, Abgaben zum Besten der ihr fremden Kirche zu tragen. Der Nachfolger Baron Lievens, Graf Schuwalow, machte auf diese Lage aufmerksam, und die Frage wurde auf Allerhöchsten Befehl in einer besonderen Konsultation unter dem Vorsitz des Fürsten Gagarin beraten und darauf dem

Ministerkomitee vorgelegt. Der Generaladjutant Selenoj, Minister des Staatsdomänen, reichte folgende Erwägungen ein. Das vorgesteckte Ziel — die Besserung der Lebensverhältnisse der Orthodoxen — zu erreichen ist nur möglich, wenn man die orthodoxe Bevölkerung um die orthodoxen Kirchen gruppiert und die orthodoxen landlosen Esten und Letten mit Landstücken von den Kronsgütern ausstattet, so daß sie sich zu gleichartigen, selbständigen Gemeinden zusammenschließen. Die Verteilung soll nach folgenden Grundsätzen geschehen: 1) die landlosen orthodoxen Esten und Letten werden mit solchen Landstücken in Livland und Kurland nicht auf einmal ausgestattet, sondern allmählich nach Maßgabe des Freiwerdens der Grundstücke von den Arrendekontrakten, nach einem im Ministerium festgestellten Plan. 2) Die zu verteilenden Grundstücke sollen von zweierlei Art sein, solche für Wirte, etwa 20 Dessätinen, und solche für Lostreiber, bis zu 5 Dessätinen. 3) Zuerst werden bedacht die landlosen orthodoxen Lostreiber, die materielle Mittel haben oder ihren moralischen Eigenschaften nach zur Ansiedlung geeignet sind, dann die orthodoxen Wirte, die ihre Landstücke auf Privatgütern unverdienter Weise verloren haben, und die Lostreiber von orthodoxen Kirchen weit obliegender Privatgüter, wenn dabei auf diesen Gütern Orthodoxe in geringerer Anzahl vorhanden sind, zuletzt die orthodoxen Lostreiber von den Kronsgütern, die auf langen Termin in Arrende gegeben sind. 4) Zur Erleichterung der in die neuen Wirtschaften Eingesetzten werden von ihnen entweder geringere Abgaben erhoben oder sie werden auf eine gewisse, von der lokalen Verwaltung zu bestimmende Anzahl von Jahren ganz davon befreit. 5) Die Landstücke sollen immer in der Benutzung nur orthodoxer Bauern bleiben, da die Austeilung der staatlichen Landstücke ausschließlich zu dem Zwecke geschieht, die orthodoxen Esten und Letten um die orthodoxen Kirchen zu konzentrieren.

Auch über diesen Vorschlag waren nun die Stimmen geteilt. 10 Mitglieder (Graf Adlerberg, Graf Tolstoj, Samjatin, D. A. Miljutin, Selenoj, Graf Schuwalow, Walujew, N. A. Miljutin, Krabbe und Gerstfeldt) gingen von der Notwendigkeit aus, der orthodoxen Bevölkerung des Gebiets zu helfen, die, inmitten einer dichten lutherischen Bevölkerung wohnend, einem der Orthodoxie schädlichen Einfluß der lutherischen Elemente unterliege, besonders

auf den Rittergütern, wo die Schwierigkeit ihrer Lage nicht selten auch auf ihren materiellen Wohlstand zurückwirke. Eine solche Lage der Dinge habe die ernste Aufmerksamkeit der Regierung auf sich ziehen müssen, die bei aller ihrer Glaubensduldung die Pflicht habe, die herrschende Kirche zu schützen. Auf eine feste Begründung religiösen Glaubens könne man allerdings nur mit sittlichen Mitteln wirken; aber angesichts der Notwendigkeit, im praktischen Gebiet die herrschende Kirche gegen den ihr durch die Propaganda seitens der Andersgläubigen drohenden materiellen Schaden zu schützen, liege der Administration die Verpflichtung ob, die in ihrer Hand befindlichen materiellen Mittel nicht außer acht zu lassen. Man sei überzeugt, daß der Bau orthodoxer Kirchen, die Gründung orthodoxer Schulen und die Besserung der Lebensverhältnisse der orthodoxen Geistlichkeit gute Früchte bringen werden, aber erst in ferner Zukunft, während die Lage der landlosen und von den Lutheranern bedrängten orthodoxen Esten und Letten, wolle die Regierung sie in der Orthodoxie erhalten, unverzügliche Hilfe erfordere. Die zehn Mitglieder seien einig darin, daß die nur zum Besten der orthodoxen Bauern gemachten Vorschläge den Anlaß zu Erneuerung der Gerüchte geben können, die 1845 die Provinzen aufregten und damals im Volke die Bewegung zum Uebertritt in die orthodoxe Kirche veranlaßten, allein sie seien überzeugt, daß diese Gefahr durch Umsicht und administrativen Takt ferngehalten werden könne: man müsse die Maßregel nicht laudabor machen, sondern im stillen (хозяйственными распоряженіями) durchführen. Was die Befürchtungen anlange, daß die Ausstattung der Lostreiber mit Land das Gebiet der freien Arbeitskräfte berauben könne, sei man mit der Ansicht einverstanden, daß Landstücke von 5 Dessätinen den Lostreibern zwar die Ansiedlung um die Kirche ermöglichen, aber sie materiell nicht vollkommen sicherstellen können und sie daher zwingen werden, noch anderwärts Arbeit zu suchen. Aus den genannten Gründen sei die Majorität mit dem Vorschlag einverstanden, sowie damit, daß gleichzeitig mit dem Bau von orthodoxen Kirchen begonnen und die Lage der orthodoxen Geistlichkeit verbessert werde.

Der Vorsitzende, Fürst Gagarin, und drei Mitglieder (Graf Panin, Fürst Gortschakow und Reutern) meinten, unter den bestehenden inneren und äußeren Verhältnissen und bei der allgemeinen

Gährung der Geister[1] könne jegliche Maßregel, die den Zweck habe, die Orthodoxie in dem baltischen Gebiet mit materiellen Mitteln zu stützen, nicht vor 1868 getroffen werden; sie hielten es daher für vorsichtiger, sich auf den Bau von Kirchen, die Verbreitung der Bildung im Geiste der Orthodoxie und besonders auf die Besserung der Lage der orthodoxen Geistlichkeit zu beschränken. Die Verteilung der Ländereien wollten sie nicht vor 1868, und zwar nur an die orthodoxen estnischen und lettischen Wirte, die ihr Land infolge von Bedrückung der lutherischen Gutsbesitzer aus religiösen Ursachen verloren hätten. Der Kaiser resolvierte: „Auszuführen nach der Ansicht der Mehrheit" (1866).

## IV. Unter Alexander III. 1881—94.

Im vierten Bande, der unter der Redaktion des Staatssekretärs Kulomsin von J. J. Tschorshewski verfaßt ist, handelt der „Stände und Nationalitäten" überschriebene Abschnitt (Kap. III S. 233 ff.) von den baltischen Ritterschaften und den Fragen des Landbesitzes und der politischen Privilegien unter der Regierung des Kaisers Alexander III. Der Geschichtschreiber hatte im Vorwort (S. I) mit Mitteilungen aus einer handschriftlich bei den Akten des Ministerkomitees befindlichen Denkschrift begonnen, in der der frühere Vorsitzende des Komitees N. Chr. Bunge die Regierung Kaiser Alexanders III. charakterisiert. Er bezeichnet als ihre Fundamentalaufgaben: 1) die, das Nationalgefühl zu befriedigen, nach dem Rußland den Russen gehören soll, 2) die, die innere Organisation der Verwaltung zu ordnen und zu festigen, was die Lücken in den Reformen der vorigen Regierung erforderten, 3) die, die geistigen und materiellen Kräfte des Volkes zur Entwicklung zu bringen. Der Kaiser Nikolai I. habe die Selbsttätigkeit der Gesellschaft nur als seltene Ausnahme zugelassen, die Administration und die Regierungsbehörden hätten unter ihm die private Tätigkeit nicht bloß zu unvollständigen, sondern sogar zu ersetzen gehabt; der Kaiser habe, so könne man sagen, alles selbst tun wollen, unter

[1] Der Verfasser macht hier die Anmerkung, dies beziehe sich auf das Kerokolowsche Attentat und die Enthüllungen der Muchanowschen Kommission über die Verbreitung revolutionärer Lehren, zugleich habe der österreichisch-preußische Krieg von 1866 sich leicht in einen allgemein-europäischen verwandeln können.

Vermittlung der Administration. Unter Alexander II. sei die Regierung, in der Sorge um die Weckung des öffentlichen Lebens, in das entgegengesetzte Extrem gefallen; es habe geschienen, alles sei getan, wenn man der Gesellschaft — ohne an den Grundlagen des staatlichen Baues, der selbstherrschaftlichen Monarchie zu rühren — einen möglichst hohen Grad von Selbsttätigkeit gebe. Die Regierung Alexanders III. charakterisiere sich durch das Bestreben, beide Extreme zu versöhnen durch Stärkung der Bedeutung der Staatsgewalt und durch die Initiative der Regierung in der Entwicklung der produktiven Kräfte des Landes. — Von S. 223 an wird nun eine weitere Stelle aus der Denkschrift angeführt, in der Bunge die russische Politik in den baltischen Provinzen charakterisiert. Es heißt da: „Es läßt sich kaum ein andrer Staat ein Europa (außer Oesterreich) nennen, wo es Gebiete gäbe, die den Institutionen wie der Sprache nach dem Ganzen so fremd wären, wie diese Gouvernements. Wenn in der Regierung zu Zeiten das Bewußtsein erwachte, daß die Ordnung, die sich in diesem Grenzland festgesetzt hatte, ohne Schaden für den Staat nicht festgehalten werden könne, so stieß jeder Versuch, sie dem übrigen Rußland anzunähern, auf einmütigen Widerstand von seiten des Adels und der Bürger, die sich auf die ihnen verliehenen Rechte, die durch Jahrhunderte geheiligten Gesetze und die erprobte Treue der herrschenden Stände beriefen. Die einzige große Reform, die die Regierung im 19. Jahrhundert bis zu den achtziger Jahren durchführte, die Bauernbefreiung nach den Kriegen mit Napoleon I., erhielt dem Adel die weitgehenden Besitz-, Verwaltungs- und richterlichen Rechte. Die Bauern verwandelten sich, abgesehen von dem sehr beschränkten Recht, Ländereien loszukaufen zu dürfen, in Arrendatare des sog. Bauerlandes und wurden wegen Pflichtversäumnis dem Gutsbesitzer gegenüber ausgesetzt durch eine Gerichtsbarkeit, die sich in den Händen eben dieser Gutsbesitzer befand. Unter Kaiser Nikolai I. drohte die baltische Frage, dank hauptsächlich den Bemühungen J. F. Samarins, sich aus einer abstrakten in eine praktische zu verwandeln. Allein mit der Entfernung Samarins wurde es wieder ganz still. Unter der Regierung Kaiser Alexanders II. gab es mehrmals schüchterne Ansätze, die aber nicht zu ernsthaften Folgen führten. Der Gebrauch der russischen Sprache in der Geschäftsführung und in der Schule

machte schwache Fortschritte, und anders konnte es auch nicht sein, da die Generalgouverneure, wie z. B. der Fürst Suworow, nicht immer auf der Seite des russischen Staatsgedankens standen. . . Die Vorschriften über den Gebrauch der russischen Sprache in der Geschäftsführung und im Verkehr mit der Administration kamen platonischen Wünschen gleich, da die Regierung als Antwort darauf Bitten um Aufschub und Versicherungen erhielt, es werde alles ausgeführt werden, wenn die Bevölkerung sich mit der russischen, in der Schule schon eingeführten Sprache mehr bekannt gemacht habe, im gegebenen Augenblick aber sei die Einführung der russischen Sprache noch unmöglich. Der in Gott ruhende Kaiser (Alexander III.) faßte zuerst die baltische Frage mit fester Hand an. Es war natürlich nicht leicht, die im Laufe eines ganzen Jahrhunderts gemachten Fehler mit einem Mal zu verbessern, aber in fünf Jahren wurde die russische Sprache die herrschende in der Schule, in der Geschäftsführung, im Verkehr der Lokalinstitutionen untereinander und mit den Zentralbehörden. Endlich wurde die Gerichts- und die Verwaltungsreform durchgeführt." Auch die frühere Politik in betreff der Esten und Letten wurde aufgegeben. „Anstatt, wie früher, in dem Kampfe zwischen diesen Nationalitäten und dem deutschen Adel die russischen Prinzipien und die russische Sprache durchzusetzen, bemühte sich die Regierung das Nationalgefühl der Esten und Letten zu wecken und aus ihnen eine intelligentere Klasse, im Gegensatz zu der deutschen, zu schaffen. Allein in Wirklichkeit erwies sich diese dem deutschen Adel antipathische Weckung des Nationalgefühls als dem allgemeinen Staatsinteresse widersprechend. So wurde nur eine im höchsten Grade unerwünschte Komplikation der Verhältnisse erreicht, nicht aber die Annäherung der Letten und Esten an die Russen." Die Ansicht des Kaisers, führt nun der Verfasser fort, fand in einer kurzen Bemerkung zu dem Bericht des livländischen Gouverneurs von 1892 ihren Ausdruck, zu der Stelle, wo gesagt war, das Streben der Esten und Letten nach Selbständigkeit, wenn nicht in politischer, so in geistiger Beziehung sei zwar im allgemeinen nicht gefahrlich, erscheine aber doch jedenfalls unerwünscht, bemerkte der Kaiser „Freilich".

Das kritische Jahr für den Adel war das Jahr 1885. In seinem Bericht gab der neu ernannte estländische Gouverneur eine eingehende Charakteristik der von den baltischen Ritterschaften ein-

Digitized by Google

genommenen Stellung, die zahlreiche Bemerkungen des Kaisers hervorrief. Der Gouverneur sprach von der Ansicht, die sich bei der Bevölkerung festgesetzt habe, die Gutsbesitzer seien ihre unmittelbaren, von der Regierung mit großen Vollmachten ausgestatteten Vorgesetzten, der Kaiser schrieb dazu „Jetzt, hoffe ich, wird sich dies ändern"; von den großen Schwierigkeiten bei der Reform der Polizei — der Kaiser: „Gewiß"; davon, daß die von der Ritterschaft schon auf die bloße Nachricht von der Reform hin gezeigte Aufregung und ihr Widerstand Zeugnis von dem Unterschied ablege, der in Wirklichkeit zwischen dem russischen Adel und dem der Provinzen und ihrem Verhältnis zu der Regierung und deren Zielen bestehe — der Kaiser: „Richtig", die Zeit sei nunmehr gekommen, von der falschen Identifizierung des russischen Adels mit der Klasse der deutschen Ritter sich loszumachen — der Kaiser: „Vollkommen wahr und richtig"; es sei notwendig, die baltischen Ritterschaften sowohl in den Rechten als in der ständischen Organisation selbst mit dem russischen Adel vollkommen gleichzustellen — der Kaiser: „Man lege Vorschläge vor. Nach Meiner Ansicht ist dies mehr als richtig." Der Gouverneur sprach von der unbefriedigenden Lage der Rechtsprechung — der Kaiser: „Das alles überlebt sich und wird sich, hoffe ich, bald ändern", das Unterpfand des Erfolges der Tätigkeit der Regierung liege in unbeugsamer Konsequenz — der Kaiser: „Natürlich." Als im folgenden Jahre der Gouverneur wiederum das Verhalten der Ritterschaft der Regierung gegenüber besprach und meinte, der Irrtum derer, die mit der wirklichen Lage des baltischen Gebiets nicht bekannt seien, könnte nur in dem Falle aufhören, wenn die durch die Revision des Senators Manassein erhobenen Daten nicht Geheimnis der Regierung bleiben und gedruckt werden könnten, bemerkte der Kaiser: „Warum sind sie nicht gedruckt worden?" Die Notwendigkeit für die Regierung, sich bei diesen oder jenen Elementen des Landes eine Stütze zu suchen, zeuge mehr von einem Geständnis der Schwäche, als der Stärke und sei unvereinbar mit der Vorstellung von einer starken, machtvollen Regierung — der Kaiser: „Richtig". Unmöglich könne die Regierung sich in den adligen konservativen Kreisen eine Stütze suchen — der Kaiser: „Leider nicht eine Stütze, sondern Widerstand findet sie in diesem Element." Endlich sei die Zeit für die Regierung gekommen, ihre gesetzlichen

Rechte anzutreten und die ihrer Würde gebührende Stellung im Gebiet einzunehmen, die besseren Elemente werden selbst auf ihre Seite treten — der Kaiser: „Richtig“ und „Ja“.

Der livländische Gouverneur erklärte in dem Bericht von 1887, die Bevölkerung des Gouvernements gewöhne sich den Gedanken an, es sei vollkommen möglich, die Anordnungen der Regierung nicht zu erfüllen, wenn man nur mit den Adelsinstitutionen gut stehe, der Kaiser schreibt dazu: „Das darf nicht geduldet werden.“ Im folgenden Bericht hieß es, die Entfremdung des baltischen Gebiets Rußland gegenüber liege nicht sowohl in den Nationalitäten, als in den Einrichtungen; nicht von den Nationalitäten sei der Widerstand gegen die Maßregeln der Regierung gekommen, sondern von seiten einer künstlich durch die Universitätsdoktrinen vorgebildeten Partei, die politische und persönliche Ziele verfolge, die nur mit der deutschen Fahne verdeckt werden, die ganze Frage sei im wirklichen Leben nicht sowohl eine nationaldeutsche, als eine politisch baltische, denn eine eigentlich baltische Nationalität gebe es nicht und könne es nicht geben (dazu der Kaiser: „Sehr treffend und richtig.“). Es sei eine scharfsichtige, wachsame, geschickte, beharrliche und etwas schroffe Administration nötig — der Kaiser: „Ich hoffe, daß es so immer sein wird.“

Als der kurländische Gouverneur 1885 bemerkte, die besonderen Verhältnisse des Gouvernements mit seiner ruhigen lettischen Bevölkerung können die beabsichtigte Verschmelzung des Gebiets mit den inneren Gouvernements in nichts aufhalten, schrieb der Kaiser dazu: „Dies alles ist vollkommen wahr.“ Als der Gouverneur 1886 die Frage anregte, die „Gesetzsammlung für die Ostseegouvernements“, so zu sagen das Symbol der Entfremdung des Gebiets von Rußland, aufzuheben, notierte der Kaiser: „Richtig, aber noch verfrüht“, zu den Worten: mit der Gerichts- und Polizeireform könne die Frage über die fernere Beibehaltung der Gesetzsammlung nur negativ entschieden werden: „Mir scheint dies richtig.“

Es folgen einzelne Fälle von Kollisionen, in denen die Autorität der Regierungsgewalt zuweilen erschüttert schien. Der livländische Gouverneur erließ ein auf den Anweisungen der Minister des Innern und der Justiz beruhendes Rundschreiben als Erläuterung des Verhältnisses der Kreisbauergerichte zu den Gemeindegerichten; dies rief ein anderes von seiten des Hofgerichts hervor,

warin dies Verhältnis im entgegengesetzten Sinne erklärt wurde; der Kaiser notierte „Das ist nicht zu dulden“ So hätten die Gemeindegerichte zwei Vorschriften über denselben Gegenstand, — der Kaiser: „Was soll das darstellen?“ Der Gouverneur schlug vor, die Redaktion des Art. 656 der Bauerverordnung in dem Sinne zu ändern, daß die Gemeinderichter in ihrem Amt nicht von dem Hofgericht, sondern vom Gouverneur zu bestätigen seien, der Kaiser: „Mit Recht“

Im J. 1886 erfüllte der estländische Ritterschaftshauptmann nicht die Forderung des Gouverneurs, ihm alle Beschlüsse des Landtags mitzuteilen, und der Gouverneur legte die Sache dem Senat vor. Der Kaiser wollte wissen: „Wie hat der Senat entschieden?“ Der Minister der Justiz erklärte, der Senat habe dem Ritterschaftshauptmann die unverzügliche Mitteilung der Beschlüsse eingeschärft, und zwar auch aller einzelnen gefaßten Beschlüsse

Der livländische Gouverneur klagte 1885, mit der Einführung des Strafgesetzbuches sei dem Gouverneur das ihm durch Art. 279 des 1. Bandes des Provinzialrechts zustehende Recht genommen, über alle im Wahlamt Stehenden Strafen zu verhängen, sie dem Kriminalgericht zu übergeben und bei ernsten Verbrechen kraft eigener Macht abzusetzen. Der Kaiser befahl, „diese Artikel zu revidieren“, worauf das Gesetz vom 13. März 1887 das Recht des Gouverneurs bestätigte. — Ebenfalls 1885 hatte der estländische Gouverneur eine Kollision mit dem Ritterschaftshauptmann. Da der Gouverneur nicht genug deutsch verstand, ordnete er an, in seiner Korrespondenz mit den Lokalbehörden und der Kreispolizei auf die eine Seite des Schreibens den russischen, auf die andre den deutschen Text zu setzen. Dies rief den Protest des Ritterschaftshauptmanns hervor, der erklärte, die offizielle Sprache sei in diesen Fällen die deutsche Indem er sich erlaubte, sich in die offiziellen Beziehungen des Gouverneurs zu den ihm unterstellten Polizeibeamten und Gemeinderichtern zu mischen, wandte er sich an den Gouverneur „mit prätentiösen persönlichen Erklärungen“, die bis zu der Aufforderung gingen, „sich zu besinnen“ und die Forderung des Gesetzes zu erfüllen. Seinem Beispiel folgte zuerst das Oberlandgericht, das dem Gouverneur ein amtliches Schreiben retournierte, ohne es inhaltlich auszuführen, und mit dem Hinweis auf das Recht des Landgerichts, nur in deutscher Sprache geschriebene

Mitteilungen entgegenzunehmen zu müssen. Sodann der Revaler Stadtmagistrat und der Hallialsche Gemeindegerichter, der letztere, indem er in einem offiziellen Schreiben dem Gouverneur „zur Vorbeugung jeglicher Mißverständnisse“ erklärte, für ihn kämen nur in deutscher Sprache abgefaßte Vorschriften des Gouverneurs in Betracht; der Ritterschaftssekretär, der ein geheimes Schreiben des Gouverneurs an den Ritterschaftshauptmann zurückbehielt, der Sekretär der Bauerkommission, der sich weigerte, Schreiben in den zwei Sprachen abzufassen und sich ebenfalls mit dem Gouverneur auseinandersetzte. Endlich liefen bei dem Minister des Innern offizielle Klagen über den letzteren ein. Diese versetzten das Ministerium in eine schwierige Lage. So natürlich der Wunsch des Gouverneurs schien, „mit Hilfe der allen verständlichen allgemeinen Reichssprache die Treue der Wiedergabe seiner Befehle in den Schreiben zu kontrollieren, ein Wunsch, der niemandes wirkliche Rechte verletzte“, so fiel doch leider die Anordnung des Gouverneurs nicht unter die direkte Forderung des Gesetzes, das Ministerium konnte den Ritterschaftshauptmann nur darauf hinweisen, daß er die gesetzlichen Beziehungen zu dem Vertreter der obersten Regierungsbehörde im Gouvernement verletzt habe. Nach Art 121 des Provinzialrechts fuhren die auf Grund besonderer provinzieller Gesetzgebung gebildeten Lokalbehörden die Korrespondenz in deutscher Sprache, und unter den Behörden und Institutionen, mit denen der Verkehr so stattfand, daß dem Text eine russische Uebersetzung beizulegen war, war das Amt des Gouverneurs nicht genannt.

Der stellvertretende Minister des Innern, Staatssekretär Durnowo, legte dem Ministerkomitee eine Eingabe vor, in der er ausführte, der Gedanke des Gesetzgebers, der die deutsche Sprache für die Behörden des baltischen Gebiets beibehielt, sei der gewesen, solchen Beamten, welche die russische Sprache nicht beherrschen, die Möglichkeit zu gewähren, ihre Gedanken in einer ihrem Verständnis zugänglichen Sprache auszudrücken, keineswegs aber den Gebrauch der Reichssprache zu verbieten, wenn es möglich sei. Der Ukas von 1783, der u. a. bei der Kodifikation des Art. 121 als Quelle diente, habe den Provinzialgerichten erlaubt, ihre Geschäfte in deutscher Sprache zu führen; seitdem, im Laufe von 100 Jahren, habe die russische Sprache in den baltischen Gouvernements natürlich Fortschritte gemacht, während man nun den Art. 121 schon als

Verbot verstehe, im Verkehr des Gouverneurs mit den Gemeinderichtern parallel mit dem Deutschen das Russische zu gebrauchen. Alle Kollisionen wegen der russischen Sprache entspringen hauptsächlich 1) der Unbestimmtheit und Geschmeidigkeit der 1850 und 1867 darüber erlassenen Bestimmungen und 2) dem „regressiven" Charakter der in dem Zirkular des Generalgouverneurs Albedinski von 1869 dargelegten Anordnungen. Die Bestimmungen von 1867 haben eine besondere Kategorie von „gemischten Institutionen" geschaffen, die unter dem Vorsitz des Gouverneurs aus Mitgliedern bestehen, die von der Krone, und solchen, die von den Ständen gewählt seien; hier sei die Geschäftsführung in deutscher Sprache geblieben, trotz der geringen Zahl der von den Ständen Gewählten. Das Albedinskische Zirkular, das auf einem Allerhöchsten Befehl beruhte, habe den Interessen der russischen Sprache direkten Schaden getan; die durch die Bestimmungen von 1867 den Kronsbehörden und -beamten erteilte Genehmigung, mit Nichtkronsbehörden und -beamten die Korrespondenz in deutscher Sprache zu führen, sei ersetzt worden durch deren obligatorischen Gebrauch in diesen Fällen. In die Korrespondenz der Kronsbehörden der Ministerien der Finanzen und der Staatsdomänen sei die deutsche Sprache als obligatorisch eingeführt worden statt der früher gebrauchten russischen. Die Bestimmung über die Besetzung der erledigten, zum Ministerium des Innern ressortierenden Posten mit Personen, die russisch können, sei im Zirkular ganz weggelassen. — Die von J. M. Durnowo nunmehr vorgelegten Bestimmungen befahl der Kaiser am 8. August 1885 zu betoten, wobei er eine „unverzügliche und bestimmte" Entscheidung der Sache verlangte. Das Komitee beschloß (hier kürzen wir die Darstellung des Verfassers ab): die Gesetze von 1850, 1852 und 1867 werden durch neue abgeändert, das Zirkular von 1869 abgeschafft. Besonders hob es als notwendig hervor, daß in den „gemischten" Behörden, speziell in der für Bauerangelegenheiten, die russische Sprache herrschen solle. In Betreff der unteren Lokalbehörden, wo deshalb Schwierigkeiten entstehen könnten, weil die Beamten wirklich nicht russisch verständen, wurde der Minister des Innern beauftragt, die Frage über die Ausführung der Bestimmungen zu prüfen. Daraufhin erfolgten die neuen Bestimmungen vom 14. September 1885, die der Geschichtschreiber S. 232 in extenso abdruckt, die wir aber übergehen

können, da sie auch sonst leicht zugänglich sind. Nur seine allgemeine Bemerkung mag noch folgen: Diese Bestimmungen, an sich wichtig, zeigten den Weg, den die Regierung endlich mit Entschiedenheit betrat.

Ueber die Reform des Gerichts und der Polizei fanden folgende Verhandlungen im Ministerkomitee statt (S. 233 ff.) In seinem Rechenschaftsbericht von 1885 bemerkte der livländische Gouverneur, daß die Aufhebung der Polizeigerichte, wie in den inneren Gouvernements, und die Maßregel, der Polizei die Strafgewalt zu nehmen, für den Einfluß der Regierung den größten Schaden bedeute. Der Kaiser notiert dazu: „Das verlangt ernste Prüfung." Der Gouverneur riet, die Polizei nach den alten Bestimmungen beizubehalten und nur das Wahlprinzip aufzuheben, aus dem für das Reich geltenden Gesetz aber nur die Einteilung der Kreise in Polizeibezirke zu entnehmen. Der Kaiser: „Möglich, daß man das machen kann." Auch riet der Gouverneur nicht zu eilen mit der Einführung des Friedensrichterinstituts, dessen Mängel auch in den zentralen Gouvernements empfunden werden. Dazu der Kaiser: „Dies ist richtig." Der Gouverneur: bei dem Wahlprinzip werden Friedensrichter und Glieder der Friedensgerichte dieselben Elemente werden, die in den Ordnungsgerichten waren, und die Sache der Regierung werde verloren sein; — der Kaiser: „Dies ist richtig, aber womit die Friedensrichterinstitution ersetzen?" Der Gouverneur: nach dem Gesetz vom 3. Juni 1886 könne man sich auf die Ernennung von Mitgliedern von seiten der Regierung in das Hofgericht und den Rigaschen Rat beschränken, der Kaiser: „Dem Justizminister."

Die Reform von 1888 schaffte die Gutspolizei nicht ganz ab; der estländische Gouverneur bestand 1891 auf ihrer völligen Aufhebung. Der Kaiser schrieb dazu „Womit sie ersetzen?" Die Aufsicht über die bäuerliche Gemeindeverwaltung, früher die Hauptaufgabe der Gutspolizei, war den Organen der Regierung übergeben, die Besitzer von Gutsländereien sind nur verpflichtet, die Ordnung und Sicherheit in den Grenzen des eigenen Gebiets aufrecht zu erhalten, indem sie alle gesetzlichen Forderungen der allgemeinen Polizei erfüllen. Daher fand das Komitee es für möglich, den Besitzern von Gutsländereien die ihnen zugestandenen polizeilichen Rechte zu lassen, umsomehr da die Aufhebung der

Gutspolizei bedeutende Ausgaben für die Vermehrung der allgemeinen Polizei nach sich gezogen hätte.

Die Berichte der Gouverneure über den Erfolg der durchgeführten Reformen, über die Verständigkeit der Mehrzahl der Bevölkerung und ihre Bereitwilligkeit, sich der Verschmelzung der Ostseegouvernements mit dem übrigen Rußland zu fügen, über die zuverlässigen Elemente unter dem Adel selbst waren zahlreich und riefen die Bemerkungen des Kaisers hervor: „Gebe Gott", „Ich hoffe", „Tröstlich", „Das freut Mich sehr." Auf den Bericht des livländischen Gouverneurs von 1888, in der Lage der Dinge betreffs der provinziellen Presse könne man nicht umhin, eine bedeutende Besserung zu sehen, bemerkte er: „Man muß hoffen, daß dies auch so fortgehen wird."

Der livländische Gouverneur bestand 1885 auf der Reform der Dorpater Universität, die für den Herd der baltischen, insonderheit adeligen Tendenzen gelte. Der Kaiser: „Das ist schon ins Auge gefaßt." Vier Jahre später, als der Gouverneur wiederum auf die feindliche Haltung hinwies, die die einflußreiche Universität der Regierung gegenüber einnahm, schrieb der Kaiser dazu: „Was kann man gegen dieses Uebel tun?" Allein die dem Komitee von dem Minister Grafen Deljanow vorgelegten Daten brachten das Komitee zu dem Schlusse, daß die Erklärungen des Gouverneurs sich eher auf die jüngste Vergangenheit bezögen und gegenwärtig die Universität ihrer Richtung nach nicht mehr als deutsche bezeichnet werden könne: etwa die Hälfte der Lehrstühle sei mit Professoren besetzt, die in russischer Sprache lesen, die Wahl des Rektors, des Prorektors, der Dekane und Professoren durch das Konseil sei ersetzt durch die Ernennung seitens des Ministeriums, das Universitätsgericht abgeschafft, die allgemeinen Bestimmungen über die Anrechnung der Semester eingeführt und auch die Frage der Staatsexamina angeregt, die Bedeutung der studentischen Korporationen nehme ab. Zu neuen und scharfen Maßregeln zu greifen hielt das Komitee daher nicht für wünschenswert, um „die Zerstörung" des gelehrten Zentrums in Dorpat zu vermeiden. K. P. Pobedonoszew und A. A. Abasa wiesen darauf hin, daß in den letzten 5—6 Jahren in den Ostseeprovinzen merkliche Resultate erreicht seien: die russische Sprache in allen Unterrichtsanstalten eingeführt, die Polizei- und Gerichtsinstitutionen reformiert, die bäuerlichen

unter die wachsame Aufsicht der Regierung gestellt, es werden neue Grundsätze für die landschaftliche Umlage eingeführt, in der Gesinnung der dortigen Gesellschaft lasse sich eine Umkehr zur Unterordnung bemerken. Diese Erörterungen wurden zur Kenntnis des Kaisers gebracht.

Die Fragen des Landbesitzes stellten sich in den baltischen Gouvernements ganz anders, als in den polnischen und westlichen. Die Regierung verfolgte nicht das Ziel, die baltischen Edelleute aus dem Landbesitz zu verdrängen und durch Russen zu ersetzen, hier handelte es sich darum, für das Los der landlosen, auf den Gutsländereien seßhaften Bauern zu sorgen. Spricht man von den adligen Gütern, so sind nur die Fälle zu erwähnen, wo das Ministerkomitee den Verkauf von Landanteilen aus den Fideikommißgütern der adligen Geschlechter in Estland und Livland an die Bauern genehmigte, die prinzipielle Frage war schon unter der vorigen Regierung entschieden. Die durch den Verkauf eingegangenen Gelder wurden nach Vereinbarung des Ministeriums des Innern und der Fideikommißbesitzer in zinstragenden Papieren angelegt und dem unantastbaren Kapital des Geschlechtes zugeschlagen. Der estländische Gouverneur regte 1885 die Frage an, die Grundbestimmungen zu untersuchen, nach denen die ausgedehnten Kronsländereien und -gebäude in die Nutznießung des Adels übergegangen seien. Der Kaiser bemerkte dazu: „Ueber diese Angelegenheit hat Mir der Minister der Staatsdomänen Vortrag gehalten. Wobei ist es geblieben?" M. N. Ostrowski erklärte, er habe dem Reichsrat den Entwurf einer Kontrolle über die früher dem Adel und einzelnen Adligen verliehenen Güter vorgelegt; bis zur Entscheidung der Sache sei bei diesen der Verkauf von Bauerländereien eingestellt.

In dem nächsten Abschnitt, „Die Städte", heißt es S. 256 von den baltischen: 1877 seien bei der Einführung der allgemeinen Städteordnung von 1870 zur Teilnahme an der Gemeindeverwaltung auch die „Literaten" zugelassen worden, Einheimische, die ihre Bildung an der Dorpater Universität erhalten; sie hätten diese Vertretung unabhängig von ihrem Vermögenszensus und den in die Stadtkasse gezahlten Abgaben und erhielten dank ihres Zusammenhaltens in den Rathäusern das Uebergewicht, indem sie als die Verkünder der „baltischen Tendenzen" erschienen. Die Gouverneure

bestanden auf ihrer Entfernung aus dem Amte; da aber der Minister des Innern keine hinreichenden Daten zur Verfügung hatte, um an eine radikale Reform der städtischen Selbstverwaltung zu gehn, so schlug er (Staatssekretär Durnowo) dem Ministerkomitee vor, die Literaten zeitweise von der Teilnahme an den bevorstehenden Wahlen auszuschließen, womit die Wahlen im baltischen Gebiet mit der allgemeinen Wahlordnung im Reiche in Einklang gesetzt würden. Dieser Vorschlag wurde angenommen und bestätigt. Zugleich beantragte der Minister die Einführung der russischen Sprache in die Geschäftsführung der städtischen Verwaltungen und Beratungen der Magistrate; die zeitweilige Ausnahme von 1877 habe in der Praxis zu völliger Entfernung des Russischen sogar in den Stadtverwaltungen geführt, in denen viele echte Russen oder das Russische vollkommen beherrschende Personen gewesen seien. Die Einführung des Russischen wäre eine Weiterentwicklung der Bestimmungen vom 14. September 1885. Den Stadtverordneten, die das Russische noch nicht beherrschen, könne nach dem Ermessen des Vorsitzenden der Gebrauch der deutschen oder der indigenen Sprachen gestattet werden. Damit eine solche Dispensation die Bestimmungen selbst nicht paralysiere, beschloß das Komitee sie fortzulassen. Eine Ausnahme wurde nur für die Publikation der Ratsbeschlüsse gestattet: sie dürften außer in russischer auch in deutscher oder in den indigenen Sprachen gedruckt, die Resolutionen der städtischen Administration in Privatsachen in der Sprache des Bittstellers gegeben werden. Die Einführung sollte in Riga, Reval und Mitau unverzüglich, in den andern Städten nach Ermessen des Ministers des Innern geschehen. Die Bestätigung der Bestimmungen erfolgte 1889.

In Riga, Reval, Goldingen, Libau und Mitau bestanden seit dem 17. Jahrhundert besondere Stadtgarden, die sich allmählich in eine städtische Ehrenwache verwandelt hatten, die keine ernste Bedeutung besaß, aber traditionell erhalten wurde; die Chargen trugen Offiziersuniform. Der Kriegsminister Generaladjutant Wannowski regte die Frage an, diese Stadtmilizen abzuschaffen, die aus Wahlen hervorgegangen, nicht organisiert, unnütz und besonders unpassend seien seit der Einführung des Gesetzes über die allgemeine Wehrpflicht, das die Ableistung des Militärdienstes zu einer heiligen Pflicht aller Bürger dem Staat gegenüber gemacht

habe. Der Justizminister Manassein sprach sich ebenfalls dafür aus, wie überhaupt für die Aufhebung jeder durch nichts gerechtfertigten und hartnäckig beibehaltenen Besonderheit, die die baltischen Gouvernements von den übrigen unterscheide. Dagegen machte der Minister des Innern, Generalleutnant Orshewski, Einwendungen, indem er auf den unschädlichen und ausschließlich traditionellen Charakter der Wachen, sowie darauf hinwies, daß noch vor kurzem, im J. 1885, die Mitausche Garde, auf den Bericht des Generaladjutanten Richter, die Allerhöchste Genehmigung dazu erhalten habe, die ihr von Kaiser Paul I. geschenkte und 1883 durch einen Brand vernichtete Standarte wieder herstellen zu lassen. Der Kriegsminister bat, die Frage dem Ministerkomitee vorlegen zu dürfen, dessen Allerhöchst bestätigte Resolution dahin lautete: das Recht der zu den Stadtgarden in den Städten Kurlands, Livlands und Estlands gehörigen Personen, sich nach den der Armee eignenden Chargen zu benennen, ist abgeschafft und ihnen die Aufnahme neuer Mitglieder für die Zukunft verboten.

In dem Abschnitt über die Bauern wird auch von den baltischen Verhältnissen (S. 275 ff.) gehandelt: die akuteste Frage sei hier die der Prästanden der Pächter zum Besten der protestantischen Kirchen und Geistlichkeit gewesen, sie war unter den beiden früheren Regierungen entschieden, aber das Ziel — Befreiung der Orthodoxen von den Ausgaben für die lutherischen Kirchen — noch nicht ganz erreicht worden. „Es ist notwendig, diese Entscheidung nicht hinzuziehen", bemerkte der Kaiser auf dem Bericht des estländischen Gouverneurs von 1883. Am strittigsten erschien die Frage in den Fällen, wo ein Pächter im Kontrakt mit dem Gutsbesitzer Prästanden zum Besten der lutherischen Kirche übernommen hatte, während er noch Lutheraner war, und dann erst zur Orthodoxie übertrat, aber wo ein mit Prästanden belastetes Landstück von einem Lutheraner an einen Orthodoxen überging. Die Frage war durch Allerhöchst bestätigten Beschluß des Komitees 1886 entschieden worden. Diesem lag die Bemerkung des Kaisers zu dem Bericht des Gouverneurs von 1883 zu Grunde, daß mehr als zweieinhalb tausend Esten zur Orthodoxie übergetreten seien. „Dies ist eine sehr wichtige und bedeutungsvolle Bewegung, die für Mich sehr tröstlich ist. Es ist notwendig für die Regierung, die Neubekehrten zu beschützen und ihnen nichts zuleide tun zu lassen" (die Hauptausdrücke sind

unterstrichen). Indessen wurden, nach dem Zeugnis des Grafen Tolstoj, die betreffenden Abgaben weiter eingetrieben, zuweilen mit besonderer Strenge, die bis zur zwangsweisen Aussetzung der Nichtzahler ging. Die Lage der Glieder der orthodoxen Kirche erschien so gleichsam erniedrigt und der Würde der herrschenden Religion nicht entsprechend. Graf Tolstoj schlug vor als Ergänzung und Erläuterung des Art. 608 des evangelischen Kirchengesetzes zu erklären: Alle in den Kontrakten zwischen Landbesitzern und Bauern der baltischen Provinzen über Arrende oder Ankauf von Land enthaltenen Bedingungen über Leistung irgend welcher Prästanden zum Besten protestantischer Kirchen, Geistlichen und Institutionen seien für Orthodoxe nicht verpflichtend und als außer Kraft gesetzt zu betrachten von dem Zeitpunkt ihres Uebergangs zur Orthodoxie an. Das Komitee fand aber, daß ein solches Verbot in dem geltenden Gesetz bereits enthalten, und es daher angemessen sei, die neue Bestimmung in neuer Form auszudrücken: Die ungesetzlichen Handlungen und Anordnungen der Lokalbehörden betreffs Erhebung der Abgaben von Orthodoxen zum Besten der protestantischen Kirchen oder betreffs der Exmission wegen Nichtzahlung der in den Arrende- und Kaufkontrakten ausbedungenen Abgaben sind zu verbieten, selbst wenn es dazu nötig wäre, die Ausführung perfekter gerichtlicher Entscheidungen zu inhibieren. Den Vorschlag des Grafen Tolstoj, eine Beaufsichtigung des Ganges derartiger Prozesse in den Lokalgerichten seitens der Gouverneure einzurichten und den Instanzengang derselben bis zum Senat zu erleichtern, fand das Komitee überflüssig, angesichts der beabsichtigten allgemeinen Gerichtsreform im baltischen Gebiet. Nur die Zahlung der Arrende für benutztes Kirchenland nach dem Besitzrecht der Geistlichkeit blieb natürlich eine unbedingt auch auf den orthodoxen Pächtern lastende Verpflichtung (1886).

Der zweite Abschnitt des 5. Kapitels handelt über „Die Kirche". Hier heißt es (S. 457 ff.): Der ehstländische Gouverneur bezeugte 1885 die Ausdauer, Energie und Selbstaufopferung der orthodoxen Missionare, der Kaiser notiert: „Darum Ruhm ihnen! Nur auf diesem Wege kann man weiter kommen." Dagegen, fährt der Geschichtschreiber fort, rief die Aeußerung des kurländischen Gouverneurs 1886 über die Notwendigkeit, den Boden für die Wiedervereinigung der Letten mit der orthodoxen Kirche vorzu-

bereitrn, folgende Bemerkung hervor: „All dies sieht nach einer Art Propagonda der Orthodoxie aus, dies lasse ich positiv nicht zu. Die Bewegung zur Orthodoxie muß von selbst vor sich gehn, auf eigene Initiative der Letten hin, ohne jeglichen Druck auf sie von seiten der Regierung, wie dies in den Gouv. Livland und Estland geschieht."

Ueber die Tätigkeit der lutherischen Geistlichkeit handelte besonders der Bericht des livländischen Gouverneurs von 1885, der mehrere Noten des Kaisers veranlaßte. Der Bericht: die Abwendung Orthodoxer zum Luthertum bedrohe den ganzen Organismus der bürgerlichen Verhältnisse des Landes mit Verwirrung, der Kaiser: „Man wende dem ernstliches Augenmerk zu!" — Indessen bleibe der Allerhöchste Befehl von 1874 in Kraft, dem zufolge die Gouverneure nicht das Recht haben, gegen die Pastoren Klagen wegen Verbrechen gegen die Kirche anzustrengen, ohne jedesmolige besondere Genehmigung des Ministers des Innern, der Kaiser: „Warum?" — Diese Prozesse können vor Gericht mit Freisprechung der Angeklagten endigen, der Kaiser: „Das kann nicht geduldet werden." — Die Straflosigkeit der Pastoren könne weitere Konversionen zur Folge haben, der Kaiser: „Die Regierung muß aus dieser mißlichen Situation herauskommen." Der Eindruck, den die administrative Bestrafung des Polzmorschen Pastors hervorgebracht habe, könne verwischt werden, wenn sie vereinzelt bleibe, der Kaiser: „Nicht erwünscht." — Man müsse für derartige Verbrechen administrative, nicht gerichtliche Bestrafung festsetzen, der Kaiser: „Notwendigerweise." — Der Minister des Innern, Graf Tolstoj, erklärte im Komitee: Seit 1884 unterliegen die Pastoren für die Konversion Orthodoxer und für geistliche Handlungen an Abtrünnigen dem Kriminalverfahren; die Erhebung derartiger Anklagen sei schon dem livländischen Gouverneur anheimgestellt und ihr Gang werde durch die neugeordnete Aufsicht des Prokureurs erleichtert. Sein Entwurf über die administrative Bestrafung wurde dem Reichsrat vorgelegt. Der Graf sprach sich auch darüber aus, daß die vom Gesetz vorgeschriebenen Maßregeln — Verweisung der Abtrünnigen an die orthodoxe Geistlichkeit zur Vermahnung und Abgabe ihrer Kinder an Orthodoxe zur Erziehung — wegen der Lokalerhältnisse in den Provinzen nicht anwendbar seien, zweckentsprechender seien indirekte Maßregeln: man solle die

Gouvernementsbehörde verpflichten, die Orthodoxen gegen die Bedrückung zu schützen und zu verhindern, daß die Fälle geheimer Abtrünnigkeit bekannt würden und daß aus solchen Abfällen den Leuten irgendwelche Vorteile erwüchsen. Man billigte die vom Gouverneur getroffene Maßregel, diejenigen, die in die Taufregister als orthodox eingetragen seien, auch wenn sie in der Folge abtrünnig werden, nicht den Eingepfarrten der lutherischen Kirchen zuzuzählen und sie nach orthodoxem Ritus zu beerdigen, wenn sie zu Gemeindeämtern gewählt werden.

Die Präsidenten der lutherischen Konsistorien waren früher von den Ritterschaften gewählt worden. Nach dem Gesetz von 1891 sollten sie fortan von der Regierung ernannt werden. Der livländische Gouverneur äußerte bei dieser Gelegenheit die Hoffnung, die neue Ordnung werde einen wohltätigen Einfluß haben. Der Kaiser bemerkte dazu: „Freilich ist zu hoffen, daß auch dies helfen werde; aber auch das evangelisch-lutherische Generalkonsistorium könnte in derartigen Fällen energischer handeln und der Regierung beistehn."

Schluß.

# Pſychiatriſche Reiſeeindrücke.

Von

Dr. Albert Behr.

## I.

## Die Familienpflege Geiſteskranker*).

Im ſechſten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung, ſo ſchreibt die Legende, herrſchte in Irland ein mächtiger heidniſcher König vom Stamme Orgiel. Er war vermählt mit einer tugendſamen Gattin, welche heimlich die Wahrheiten des chriſtlichen Glaubens erkannt hatte und vom Prieſtergreis Gerebernus getauft war. Der Ehe entſproß eine holdſelige Jungfrau mit Namen Dimphna. Dimphnas Sinn war nach innen gerichtet und dem Dienſte Gottes gewidmet. Sie vermied rauſchende Feſte und verbrachte ihre Tage in Faſten und Beten. Kaum war Dimphna herangewachſen, als die Königin ſtarb. Der König verzehrte ſich in dumpfem Gram und fand keinen Troſt für die Heimgegangene. Jedoch nach einiger Zeit beſchloß er auf Zureden ſeiner Räte eine andre Gemahlin zu ehelichen. Abgeſandte durchzogen das Land, um eine Jungfrau zu werben, die, ausgezeichnet durch Anmut und Schönheit, dem König die tugendſame Gattin erſetzen ſollte. Die Boten kehrten unverrichteter Sache heim und der König verfiel aufs neue in düſtere Schwermut. Da nahte der Verſucher und redete durch den Mund eines der Höflinge alſo: O König, wir finden keine Gattin, die eurer wert; aber wozu ſo lange ſuchen; die ihr begehret, iſt in der Nähe, es iſt Dimphna, das Ebenbild der verſtorbenen Königin. Sie allein iſt euer würdig, ihr müßt Dimphna ehelichen. Der

*) Dieſen erſten Abſchnitt bildet ein auf dem XV. Lwl. Aerztetage zu Pernau im Juni 1903 gehaltener Vortrag.

König berief die Jungfrau und teilte ihr seine Absicht mit, sie zur Gemahlin zu erheben. Dimphna erschrak, erklärte, sie werde nie und nimmer dieser Schandtat zustimmen, und beschloß zu entfliehen. In Begleitung einiger weniger Getreuen und ihres Beraters Gerebeenus bestieg sie ein Schiff und segelte von dannen. Das Schiff landete in der Gegend des heutigen Antwerpen und von dort aus wanderten die Flüchtlinge landeinwärts ins Flamland, bis dahin, wo das einsame Dorf Gheel stand. Hier beschlossen sie zu bleiben und erbauten im Gehölz eine Hütte, in der Nähe der Kapelle des heiligen Martin. Als der König die Flucht seiner Tochter entdeckte, geriet er in einen gewaltigen Zorn und verschwor sich bei allen Göttern, sie werde doch einmal sein Weib werden. Alsdann rüstete er hurtige Schiffe, um die Flüchtigen zu verfolgen. Kundschafter führten ihn auf die Spur der Entflohenen und gerade in dem Augenblick, als Dimphna und Gerebernus im Begriff waren, ihr Gebet zu verrichten, betrat der König den Ort. Kaum hatte er seine Tochter erblickt, so entflammte seine Leidenschaft. Der ehrwürdige Gerebernus trat zwischen beide und beschwor den König von seinem frevelhaften Beginnen abzustehn. Allein der Wüterich befahl den Verräter zu erschlagen, — und das Blut des Märtyrers rötete den Boden. Sein Zorn verwandelte sich in Wahnsinn, die Augen sprühten, und mit gewaltiger Stimme erneuerte er seine Wünsche. „Nein, mein Vater", lautete ihre letzte Antwort. Wutentbrannt trennte er ihr Haupt vom Leibe.

Die Kunde von dieser Untat durchzog das ganze Land und aus Nah und Fern strömte das Volk herbei, um den Resten der auf so grausige Weise Umgekommenen seine Ehrfurcht zu erweisen. Gott selbst bekundete die Reinheit seiner Märtyrer durch zahlreiche Wunder und Zeichen, und gar bald erhob sich an dieser Stelle ein Kirchlein, in dem die Gebeine der Dimphna und des Gerebernus zur ewigen Ruhe bestattet wurden.

So weit die Legende, deren wahrer Kern sich zweifellos dahin zusammenfassen läßt, daß vor undenklichen Zeiten eine vornehme Jungfrau von einem blutschänderischen Vater unter unerhörten Nebenumständen ermordet wurde. Der Volksgeist in seinem natürlichen und sicheren Empfinden vermeinte, eine so grausige unnatürliche Handlung, wie versuchte Blutschande und Kindesmord, könne nur ein Geisteskranker vollbringen. Wie sollte wohl ein

rüstiges, vollsinniges Gehirn auf einen derartigen Gedanken verfallen und sein eigenes Kind den Lüften opfern! Dimphnas unschuldiges Blut war von einem Krankfinnigen vergossen, und daher vermeinte frommer Glaube, ihre Fürbitte im Himmel wäre im stande, Geisteskranke zu heilen. Von weit und breit strömte alles Volk zum Grabe der Dimphna und betete für Besessene und Geistesschwache. Zahlreiche wunderbare Heilungen verbreiteten den Ruhm der Heiligen in alle Lande. Ihr Ansehen stieg von Jahrhundert zu Jahrhundert. So wundertätig waren die Gebeine, daß die Bürger von Xanten am Rhein im XV. Jahrh. die Reliquien raubten und durch Waffengewalt gezwungen wurden, ihre kostbare Beute auszuliefern.

Die Geisteskranken, die nach Gheel wallfahrteten, mußten neun Tage lang, so verlangte es der Brauch, an dem Grabe der Heiligen beten, und seit alters her bestand die Sitte, die Kranken in der Kirche zu behalten. In der Kirche befand sich die „Fiekenkammer“ (la chambre des malades), in welcher die Kranken verweilten und auf Heilung harrten. Trat innerhalb der Frist von neun Tagen keine Genesung ein, so pflegte man die Kranken in der Nähe der Kirche auf Bauergehöften unterzubringen, von wo aus sie täglich ihre vorgeschriebenen Gebete am Grabe der Dimphna leicht zu verrichten vermochten. Aus diesem Gebrauch entwickelte sich die Gewohnheit, Geisteskranke in Familien unterzubringen, und die Heiligenverehrung der Dimphna ist der Ursprung der Familienpflege Geisteskranker. Lange Zeit war diese Art, Geisteskranke zu verpflegen, vergessen und unbekannt, dann wieder als ungeeignet und durchaus nicht nachahmungswert abfällig beurteilt, bis man endlich in der Gegenwart einsah, was eigentlich die Familienpflege Geisteskranker leistet und wie dieselbe im stande ist, in wahrhaft menschlicher Weise das Los dieser Unglücklichen zu erleichtern und ihre Lebenszeit zu verbessern. Die Familienpflege Geisteskranker breitet sich langsam aus, da unendliche Vorurteile zu bekämpfen sind. Ihren Siegeszug kann aber niemand mehr aufhalten, und es ist von höchstem Interesse, die Stätte zu besuchen, wo schon in grauer Vorzeit gleich einer alten halbverklungenen Sage eine humane Behandlung Krankfinniger bestand und von wo aus die praktische Psychiatrie ihre nachhaltigsten und wichtigsten Förderungen empfing.

* * *

Gheel iſt eine Eiſenbahnſtation der Linie München-Gladbach-Antwerpen und ca. 40 Kilometer von dieſer Stadt entfernt. Man erreicht Gheel vom Oſten über Gladbach oder von Süden her über Aachen, Roermund, Mull, Herenthals Wer etwa von Südholland durch die Provinz Limburg nach Gheel gelangt, dem fällt an der belgiſchen Grenze der veränderte Charakter der Landſchaft ins Auge. Dort prächtige Gärten und Felder, ein herrlicher Baumſchlag, wie z B. bei Falkenburg, und nun, je weiter man ins Land eindringt, Haide und Haide Wir nahen dem Kempenlande, der „Campine". Hier in der Einſamkeit, „wie eine Oaſe in der Wüſte" (Dr. Parigat), liegt Gheel. Wie ſchon der Name beſagt (geel = geil), iſt der Landſtrich fruchtbar und ſeit jeher wohlbebaut und gepflegt. Gheel iſt ein freundliches Landſtädtchen, das 5000 Einwohner zählt. 6000 Seelen leben auf Gehöften, wie wir ſagen würden — in Geſinden, im Umkreiſe von einigen Kilometern, alle zuſammen bilden die Gemeinde Gheel. Die Landwirtſchaft verleiht dem Ort ſein Gepräge. Ein jeder Einwohner beſtellt ſein Feld und pflegt ſeinen Garten. Die Induſtrie mit all ihren Schattenſeiten iſt dieſem entlegenen Weltwinkel fremd und hat ſich nur ſoweit entwickelt, wie die lokalen Bedürfniſſe es erfordern. In jeder Familie leben Geiſteskranke. Jedes Haus beherbergt Inſaſſen, welche geiſtig arm ſind und welche hier in friedlicher Stille ein Heim und eine Familie finden, deren Luſt und Leid ſie teilen, mit denen ſie arbeiten, leben und ſterben. 2000 Geiſteskranke wohnen daſelbſt, eine gewaltige Zahl, wenn man ſich dieſelbe gründlich vorſtellt. Soweit es nur irgend möglich, genießen alle Kranke die Freiheit, und nur in Ausnahmefällen, wenn die Erregung zu heftig iſt, oder bei körperlichen Krankheiten, aber wenn ein Kranker ein öffentliches Aergernis bildet, werden dieſelben in der „Infermerie", oder wie wir es nennen würden, in der Anſtalt, untergebracht Die Infermerie enthält je 35 Betten für Männer und Frauen. Die Aerzte der Aerzte umgeben die Infermerie, welche die Zentrale bildet, von wo aus alle die Kranken betreffenden Fragen geordnet und erledigt werden. Obwohl die Geſamtziffer der Geiſteskranken in Gheel eine ſo überaus große, ſo ſind es doch zur Zeit immer nur wenige Kranke, welche die Infermerie aufnimmt. Im Durchſchnitt rechnet man etwa 40 Patienten. Dauernd verbleiben in der Infermerie ungefähr 3 bis 4 Kranke, die ſich

aus irgend welchen Gründen in keiner Familie unterbringen lassen. Die ruhigen Kranken wohnen im Dorfe selbst, während die meisten Epileptiker und die Aufgeregten in einzelnen Gehöften zerstreut in der Horde untergebracht sind.

Wer mit hergebrachten Anschauungen nach Gheel kommt und die Ansicht vertritt, Geisteskranke gehören in die Anstalt, der erstaunt über dieses konsequent und großartig durchgeführte System der freien Behandlung Geisteskranker in Familien. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf: wie ist dieses System durchführbar? Ist es wirklich möglich, Geisteskranke so frei, losgelöst von aller Disziplin und jeglichem Zwang, zu behandeln, oder liegt nicht in dieser Behandlungsmethode ein Selbstbetrug, eine Täuschung, die in Wahrheit weniger leistet als sie vorgibt. Wer aber nur einige Stunden in Gheel verweilt, muß diese Bedenken fallen lassen. Der Kranke genießt hier wirklich die Freiheit, nicht die Illusion davon. Die jahrhundertelange Schulung der Bevölkerung, der wahrhaft religiöse Sinn der Bewohner, der Lokalstolz eines jeden einzelnen, mitzuarbeiten an einem edlen und großen Werk, schufen die Bedingungen, die in Gheel die Familienpflege entwickelt und ausgebildet haben. Dazu kommt der gesunde Instinkt des Bauern, der ihn lehrte, die Arbeitskraft des Geisteskranken auszunutzen und die Pension, welche ihm durch die Aufnahme desselben zufließt, dazu zu verwenden, um sein Lebensniveau zu heben und sich das Dasein behaglicher zu gestalten. Wer einmal an seinen Pflegebefohlenen eine Hilfe gefunden, möchte diese Kraft nicht missen, und so vereinigen sich pekuniäre Interessen und christlich-katholische Werktätigkeit zu einem gemeinsamen gedeihlichen menschenfreundlichen Werke. Die Geisteskranken, welche in Gheel Aufnahme finden, zerfallen in Pensionäre, die aus eigenen Mitteln ihren Aufenthalt bestreiten, und in Unbemittelte, die von ihren Gemeinden oder von staatswegen verpflegt werden. Die unbemittelten Kranken teilt man ein in saubere (les propres), in halb schmutzige (les demi-gateux) und in völlig unsaubere (les gateux). Je nach dieser Einteilung schwankt der Pflegesatz. Die Kommunen zahlen dem Pfleger (nourricier) für die Kranken der I. Kategorie 82 Cent. pro Tag, für die zweite Kategorie 92 und für die dritte 97 Cent. pro Tag. Die Kolonie Gheel besitzt ein Vermögen von 400,000 Francs und erhält keinen staatlichen Zuschuß. Trotz alledem

erzielt die Verwaltung Ueberschüsse (1896 — 32,000 Fr.), die zu gemeinnützigen Zwecken, beispielsweise zum Erbauen von Budehäusern, verwandt werden. Von den Pflegesätzen, welche die Kommunen zahlen, werden je 25 Ct. pro Kopf in die Anstaltskasse übergeführt und auf diese Weise jährlich ca. 165,000 Fr. vereinnahmt. Dazu kommen 11 pCt von dem Kostgeld der Pensionäre, so daß das wirtschaftliche Gesamtergebnis 183,000 Francs jährlich ausmacht. Die Pflegesätze erscheinen überaus gering und man begreift nicht, wie die Landleute bei derartig geringen Zuschüssen Geisteskranke in ihre Familien aufnehmen und sich einem Beruf widmen, der soviel Hingabe und Aufopferung verlangt. Die Erklärung dieser auffallenden Tatsache liegt darin, daß die Verwaltung von der Idee ausgeht, daß die meisten Geisteskranken, ausgenommen Blödsinnige und Idioten, immer noch einen gewissen Arbeitswert repräsentieren, der nur in richtiger Weise ausgenutzt werden muß, um der Pflegefamilie zu gute zu kommen. So kommt es, daß die Arbeitskraft des Geisteskranken nicht brach liegt, sondern eine vollständige Verwertung findet, und statt der berüchtigten verkommenen Irrenhaustypen sieht man menschliche Gestalten, welche ihr Dasein nützlich verbringen, ohne sich und andern zur Last zu fallen. In jeder Familie leben zwei Geisteskranke. Dieses ist eine sehr weise Maßregel, denn dadurch allein ist der Familiencharakter des Hauses gewahrt und das unangenehme drum und dran eines Asyls vermieden. Wo zwei Kranke in der Familie leben, da kann sich zwischen den Hausgenossen ein innigeres Verhältnis anbahnen, und zwei Kranke sind leichter zu beaufsichtigen, als wenn eine größere Anzahl beisammen ist. Die Kranken leben frei in den Familien! Welcher Segen liegt nicht in einer derartigen Organisation. Das Bewußtsein, seine persönliche Freiheit zu opfern, erschwert so vielen Geisteskranken das Leben in der Anstalt und bildet für die Angehörigen und die Aerzte eine ununterbrochene Quelle von Klagen und Unzufriedenheit. Die meisten Geisteskranken sind sich so bewußt, krank zu sein, ihr Protest richtet sich nur gegen die Unmöglichkeit einer freien Bewegung, welche sie in der geschlossenen Anstalt vermissen. In einer kleinen Häuslichkeit unter liebevoller, zielbewußter Aufsicht kommt der Kranke garnicht zum Bewußtsein einer Freiheitsberaubung, sondern er fühlt sich zu etwas nütze, er fühlt das „Glück im

Winkel", und die Geisteskrankheit als solche bildet kein Hindernis, sein Leben im wesentlichen ebenso zu gestalten, wie er es bisher gewohnt war. Besonders für die Kranken einfacher Stände (Handwerker, Bauern 2c.), welche ihr Leben lang körperliche Arbeiten verrichten, hält es in geschlossenen Anstalten überaus schwer, eine ihrer Individualität entsprechende Wirksamkeit zu finden. Sie siechen aus Mangel an geeigneter körperlicher Arbeit geistig dahin und viele Verblödungszustände (sogenannte sekundäre Demenzen) sind mehr die Folge ihres Lebens, als die Ausgänge der Krankheit. Wer da glaubt, daß die Arbeit an sich auf den Kranken einwirkt, und das körperliche Moment genügt, um den Schwachsinn aufzuhalten, irrt. Es kommt bei der Beschäftigung der Geisteskranken (und auch der Nervenkranken) wesentlich darauf an, daß der Kranke in seinem Innern, daß der Kranke seelisch so weit für die Arbeit interessiert ist, daß er einen direkten Nutzen empfindet, daß er weiß, wozu und für wen er arbeitet. In diesem Falle wirkt die Arbeit segensreich, im andern Falle ist sie doch nur eine Tretmühle, welche die Anstalten als Last, ja als Ballast empfinden.

* * *

In Gheel atmet Alles Ruhe und Frieden. Nichts weist darauf hin, daß wir uns mitten unter Geisteskranken befinden. Auf der Dorfgasse spielen Kinder und grüßen den Vorübergehenden mit freundlichem Anstand. Neugierige Touristen und Globetrotter meiden den ländlichen Ort. Nur zur Zeit der Wallfahrten, dann sammeln sich Andächtige aus aller Herren Ländern, und in der Kirche der Dimphna ertönt die Litanei „Heilige, bete für uns, schütze uns vor Geistesschwäche." Die Dimphnakirche (St. Dimphakerk) wurde um das Jahr 1449—1450 erbaut. In den wilden Kriegsläuften vergangener Jahrhunderte und durch den Vandalismus der Bilderstürmer hat sie stark gelitten. Seit 1874 arbeiten kunstsinnige Hände daran, sie wieder herzustellen. Das Innere der Kirche macht einen prächtigen Eindruck, und wohin man schaut, in Bild und Relief Szenen aus dem Leben der heiligen Dimphna und des Gerebernus. Die Holzschnitzereien sind in primitiver naiver Weise ausgeführt, aber die innige schlichte Manier ergreift und zwingt den Beschauer zur Andacht. Wir erblicken die Geburt der Heiligen,

ihre Taufe, ihre Weigerung dem Vater zu gehorchen, ihre Flucht und ihren Tod. Auf einem Ciborium im Style des XVI. Jahrhunderts befinden sich in einem Holzkästchen die Reste der Sorge der heiligen Dimphna und des Gerebernus. Zwischen den Saulenträgern des Erdariums bewegen sich die Andächtigen auf den Knien hin und her und murmeln ihre Gebete. Die Spuren dieser jahrhundertelangen Uebungen haben sich deutlich auf dem Steinboden erhalten. An der Nordseite der Kirche betreten wir die „Zieken-kommer". Hier sind die Tobzellen erhalten, in denen die Geisteskranken in den uralten Zeiten eingesperrt wurden, um die Benediktion der Heiligen zu erlangen. Mit Staunen und einem Empfinden, das sich nicht in Worte kleiden läßt, betrachten wir diese stummen Zeugen eines entlegenen Zeitalters. Der Tiefstand der Medizin im Mittelalter und der Untergang der Wissenschaften wurde uns noch nie so lebendig, wie beim Anblick der Selbsthilfe, zu welcher die Kirche und der Laienverstand gegriffen, um die unglücklichen Geisteskranken zu heilen und zu beruhigen. Dicke Eichentüren schließen die Zellen, welche noch durch schrägverlaufende Eisenstäbe geschützt wurden. Ein Guckloch verband die Kranken mit der Außenwelt und gestattete die Ueberwachung. Wieviel Jahrhunderte mußten vergehn, ehe die französische Revolution den Menschen an seine angeborenen Rechte erinnerte, ehe der „Bürger Pinel" die Geisteskranken von ihren Ketten und Zellen befreite und die Morgenröte der Psychiatrie aufging.

Wir verlassen die Kirche und langsamen Schrittes nähern wir uns unserm Wohnort und betreten das „Hôtel des voyageurs". Unsre Wirtsleute, biedere Ortseingesessene, erzählen mit Stolz und Genugtuung von ihrem Gheel und dem Leben der Geisteskranken. Unten in der Stube sitzen Kranke, lesen ihre Zeitung, trinken „un boc" und spielen Billiard. Ein Exzeß gehört zu den Ausnahmen. Der genius loci und die sittliche Schulung der Einwohner schließen grobe Verstöße aus. Findet der Wirt, daß ein Kranker zu viel trinkt und seinen Ermahnungen nicht Folge leistet, so wird einer der Aerzte benachrichtigt und der Widerspenstige nach Hause oder in die Infermerie übergeführt.

Treten wir in ein beliebiges Haus, wohin ein freundlicher Kollege uns geleitet. Wir finden die Hausfrau im Flur beschäftigt mit den Vorbereitungen zur Mahlzeit. Ein kleines Töchterchen

und die geisteskranke Hausgenossin helfen und schälen Kartoffel. Der Mann ist draußen auf dem Felde und wird zu Mittag nach Hause erwartet. Die Kranke begrüßt uns freundlich und schildert ihr heutiges Tagewerk. Man lädt uns in die gute Stube, die keinem flamischen Bauerhause fehlt, und heißt uns sitzen. An die gute Stube schließt sich das Zimmer der Geisteskranken. Es ist einfach, aber behaglich und sauber. Das Zimmer enthält ein Bett, einen Tisch, einen Holzstuhl. Der Stuht hat im Sitz ein Fach, welches den Kamm, die Bürste und die Utensilien zur Notdurft des Leibes enthält. An den Wänden hängen Heiligenbilder und nichts erinnert an Zwang oder Strenge. Es besteht eine genaue Vorschrift, welche anordnet, wieviel Luft und wieviel Raummeter das Krankenzimmer enthalten muß (16 Kubikmeter Luftkubus). Die Zimmerwände müssen zweimal jährlich gestrichen werden. Ja sogar die Bereitung des Brotes ist vorgeschrieben: $^2/_3$ Weizenmehl und $^1/_3$ Roggenmehl. Arzt und Verwaltung wachen sorgfältig über ihre Kranken und gestatten bei ihren zahlreichen Visitationen keine Abweichungen von den Gesetzen. So wird der Bauer durch seinen geisteskranken Mitteinwohner gezwungen, auf sein Haus zu achten, hygienische Vorschriften zu erfüllen, und die ganze Bevölkerung wird erzogen und unmerklich auf eine höhere Kulturstufe erhoben. Treten wir auf gut Glück in ein andres Haus. Eine behäbige Bürgersfrau empfängt uns und stellt ihren Pensionär vor. Der junge Mann, ein Holländer, zahlt 2000 Fr. jährlich und hat eine nach unsern Begriffen luxuriöse Wohnung, ein Kaminzimmer mit einem Pianino und ein schönes Schlafzimmer. Der Kranke leidet an der schweren Form der demence juvenile und führt hier ein stilles, behagliches Dasein, ungestört vom Getriebe der Welt und den Erregungen, die das Zusammenwohnen mit vielen Mitpatienten ergibt. Unter allen Geisteskranken, welche in den Anstalten Aufnahme finden, beobachtet man die schwersten Verblödungszustande hauptsächlich bei der Gruppe des Jugendirreseins (demence juvenile, Hebephrenie). Die Anstalten empfinden diese Kranken als Last, und jede Art der Beschäftigung, welche sie daselbst betreiben, ist doch nur mehr oder weniger Spielerei. Das, was der Verblödete braucht, und merkwürdig, er hat auch ein Empfinden dafür, ist die Familie, eine stetige liebevolle Tagesunterhaltung und eine Beschäftigung, welche sich im wesentlichen nicht von der seiner

Umgebung unterscheidet. Diese Kranken wollen beständig geführt und geleitet sein, und das kann in einer Anstalt, welche ihren Charakter als Heilanstalt bewahren will, nie und nimmer geschehen. Man vergißt sozusagen den Kranken und übersieht ihn; man gewöhnt sich an den täglichen Anblick des Verblödeten und stumpft ab, während er hier in der Familie als nützliches Glied gedeiht und die Verblödung ausgeglichen wird, so weit so etwas überhaupt möglich ist.

Woran liegt es, daß die Kranken in Gheel zufrieden leben und sich ohne weiteres der Autorität der Familie unterwerfen? Es ist die Trennung des Kranken von seiner Umgebung und die Versetzung in gleichmäßige, einfache, ruhige Verhältnisse. In dieser zweckmäßigen Trennung des Kranken von seiner Familie liegt in auch der Schwerpunkt der Anstaltsbehandlung. In der Hauptsache beruhigen sich die meisten Geisteskranken, wenn sie aus ihren Familien entfernt werden, welche sie mit Unverstand oder mit sogenannter Liebe quälen und erregen. Die Trennung als solche wirkt als Isolierung. Alsdann ist es das Bewußtsein, nicht hinter Schloß und Riegel sein Leben zu verbringen, sondern in Wohnhäusern, die im großen und ganzen dem Lebenszuschnitt entsprechen, an welchen die Kranken gewohnt waren. Man wird einwenden, es handelt sich in all diesen Fällen immer nur um ruhige Geisteskranke, wie steht es aber mit der Verpflegung der unruhigen und erregten Kranken? Vor allem macht man die Beobachtung, daß Geisteskranke, welche an andern Orten, in andern Anstalten als gefährlich galten, sich in Gheel beruhigen und zugänglich werden. Unzweifelhaft hängt diese Tatsache damit zusammen, daß der Takt und die jahrhundertelange Tradition der Einwohner es ohne Schwierigkeiten erreicht, das Zutrauen der Kranken zu erwerben und ihr Mißtrauen und ihre Aggressionen zu überwinden. Ein jeder Arzt weiß, wie die Angehörigen die Erregung ihrer geisteskranken Familienglieder übertreiben und welch übernatürliche Körperkräfte Geisteskranken angedichtet werden. Das ruhige, gleichmäßige Auftreten von Arzt und Pfleger wirken gewöhnlich besänftigend und bannen die Erregung in mäßige Grenzen. Es würde gar keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bereiten, erregte Geisteskranke in ihren eigenen Wohnungen zu behandeln, wenn man darauf rechnen dürfte, in der Umgebung eine Stütze zu finden.

In den Fällen, in denen solche Bedingungen zutreffen, sieht man selbst in den ärmsten Verhältnissen unter dem Dach und im Keller Heilungen oder so tiefe Remissionen, daß der Kranke seine sozialen Pflichten wieder aufnehmen kann. Wenn aber die Angehörigen über jedes verkehrte Wort des Kranken außer sich geraten, umherlaufen und jeden Augenblick eine „Tobsucht" oder „Mordanschläge" erwarten, dann freilich werden die Kranken unruhiger und die Anstalt muß aushelfen. Deprimierte (melancholische) Geisteskranke beruhigen sich in Gheel schnell, und ihre Neigung zum Selbstmord schwindet. Ueberhaupt gehört der Selbstmord in Gheel zu den größten Seltenheiten. Obwohl ein Dampftram mitten durchs Dorf fährt und die umliegenden Ortschaften verbindet, so ist nur ein Todesfall infolge von Lebensüberdruß auf dieser Linie beobachtet worden. In den Jahren 1875—1883 erlebte Dr Peeters drei Kranke, die durch eigene Hand endeten. Diese Tatsachen decken sich durchaus mit den Erfahrungen des praktischen Lebens. Einerseits muß man bei der Behandlung jedes Geisteskranken mit der Möglichkeit eines Selbstmords rechnen, anderseits aber darf die Furcht vor dem Selbstmord, insbesondere bei Melancholischen, nicht übertrieben werden. Der melancholische Geisteskranke ist gegen sich selbst gefährlich, wenn er allein ist, aber wenn er sich eingeschlossen dünkt in ein Gefängnis, aus dem ein Entrinnen unmöglich. Allein darf der Melancholische nie bleiben, ein Kind im Zimmer genügte, wie ich mich oft überzeugte, um den Affekt zu dämpfen und Selbstmord zu verhüten. Die Aufsicht muß frei sein von jeder Aufdringlichkeit und mit Takt und Liebe durchgeführt werden. In der Anstalt brütet der Melancholische seinen Trübsinn weiter, seine Neigung zur Opposition, sein gegenteiliges negativistisches Gebahren, und leider, es darf nicht verschwiegen werden, das häufig fehlende Feingefühl des Pflegepersonals verschulden die Katastrophe. Totschlag ist in Gheel ein ganz vereinzeltes Vorkommnis. Im Jahre 1844 wurde der Bürgermeister auf der Straße erstochen, und 1878 die Tochter eines Pflegers erschlagen. Geschlechtliche Beziehungen zwischen den Geisteskranken sind gänzlich unbekannt. Schwängerungen ereigneten sich je ein Fall im Jahre 1888, im Jahre 1894 und im Jahre 1900. Entweichungen sind sehr selten (1884 — 8 Fälle), und die meisten Entwichenen kehrten freiwillig heim.

Aus diesen Angaben folgt, daß die Gefährlichkeit und die

Erregung der Geisteskranken bei zweckentsprechender Pflege und Aufsicht abnimmt und daß der Schwerpunkt der Behandlung die Auswahl des Pflegepersonals bildet. Der Arzt muß seine Leute kennen und wissen, welchen Kranken er dem betreffenden Pfleger anvertrauen darf, welchen nicht. Das A und O in der Behandlung Geisteskranker ist das Pflegepersonal. Was nützen alle Anweisungen des Arztes, wenn sie nicht aufgenommen werden und auf fruchtbaren Boden fallen! Der Arzt kann seine Kranken nicht immer beaufsichtigen, und drei Viertel der Arbeit lastet auf dem Pfleger. Diese Erkenntnis hat in der ganzen Welt dazu geführt, das Hauptaugenmerk bei der Behandlung Geisteskranker dem Pflegepersonal zuzuwenden und durch Verbesserung der materiellen Lage derselben einen tüchtigen Stamm zu erziehen, der die Intentionen des Arztes begreift und ohne Pedanterie und quälende Beobachterei den Kranken pflegt und schützt. Solange die Irrenanstalten mehr Detentionshäusern als Krankenanstalten glichen, spielte die sittliche Qualifikation des Wartepersonals nicht die große Rolle, wie in der Gegenwart. Die Abschaffung der Isolierzellen, die Einführung der Bettbehandlung, der Dauerbäder ꝛc. verlangen ein größeres Maß von Aufmerksamkeit, als in den Zeiten, in denen jeder erregte Kranke „isoliert“ wurde und man ein Schlafmittel von meist zweifelhafter Güte eingab. Wo nur zwei Geisteskranke im Hause leben, sind auch die Ansprüche an die Pflegerfamilie nicht so große, als in Anstalten, wo ein Pfleger viele Kranke zu beaufsichtigen hat. Zwei Menschen wirken nicht so ermüdend und erdrückend und erschöpfen nicht die Geduld des Pflegers. Daher gehören Ausschreitungen gegen die Kranken zu den unerhörtesten Seltenheiten. In unseen Anstalten dagegen hört man beständig von angeblichen Rohheiten des Pflegepersonals, und mit einer der Hauptgründe des Vorurteils gegen die Anstalten bildet dieser Klagepunkt. Wenn auch nach dieser Richtung vielfach übertrieben wird und die meisten dieser Klagen Ausgeburten einer überhitzten, zärtlichen Phantasie darstellen, so steckt doch viel wahres in diesen Beschuldigungen. Wie sollte es auch anders sein! Seien wir gerecht, wer von uns könnte es ertragen, unausgesetzt, jahraus, jahrein, immer abgeschlossen mit Geisteskranken zu leben und ihre Torheiten zu dulden! Da kann es wohl vorkommen, es kann auch dem Besten passieren, daß die Geduld reißt und ein beklagens-

werter Präzedenzfall geschaffen wird. All diesen Uebelständen wird durch die kleine Zahl der Kranken vorgebeugt, und die Ansprüche an den inneren Menschen sind geringer. Dazu kommt, daß zwei Kranke nicht die Möglichkeit haben, sich in dem Maße gegen den Pfleger aufzulehnen und sich gegenseitig schlecht zu beeinflussen, wie es bei der Häufung von Patienten der Fall ist. Und endlich das wichtigste — der Einfluß der Kinder auf Geisteskranke. Jeder Praktiker wird es erlebt haben, wie ein Kind den Geisteskranken beruhigt und — ut venia verbo — veredelt. Der Krankfinnige achtet die Unschuld des Kindes, und nicht nur der Melancholische, der Deprimierte, sondern auch der Manische, der Agitierte lassen sich durch Kinder umstimmen. Ein hervorragender berühmter Kriminalpsychologe äußerte gelegentlich eines Gesprächs über Gheel, er wäre gegen die Familienpflege Geisteskranker, weil die Aufnahme von Geisteskranken in der Familie das Zusammenleben und die Kindererziehung störe. In Wirklichkeit ist von diesem schlimmen Einfluß der Kranken nicht viel zu spüren. Die Familie und die Kinder in der Familie erziehen den Kranken, und umgekehrt wirkt ein täglicher Umgang, bei dem man sich einen gewissen Zwang auferlegen muß, förderlich auf die Erziehung der Kinder und auf die Selbstzucht der Erwachsenen. Wie weit die Zuneigung der Kranken zu ihren Pflegerfamilien reicht und wie herzlich sich unter Umständen das gegenseitige Verhältnis gestaltet, dafür ein Beispiel. Ein Geisteskranker lebte in einer Familie so lange, bis alle Kinder heranwuchsen und sich verheiratet hatten. Der Pfleger vereinsamte, die Gattin starb, und als niemand mehr da war, um für den alten Mann zu sorgen, da pflegte und hegte ihn der Geisteskranke und vergalt ihm in Liebe seine Fürsorge. Es ist eine große Aufgabe, welche auf der Pflegerfamilie lastet. Sie muß den Kranken beraten und führen, sie muß seine Wahnideen geduldig anhören, ihn ablenken und ihn zweckentsprechend zur Arbeit erziehen. Die Pflegerfamilie betrachtet es als ihren höchsten Stolz, ein Diplom zu besitzen, das sie für geleistete Dienste auszeichnet, und es gilt als die größte Schande, wenn einer das Recht verliert, Geisteskranke zu verpflegen. Zwangsmaßregeln sind absolut verboten. Es ist unter keinen Umständen gestattet, einen Kranken in seinem Zimmer einzusperren. In jedem zweifelhaften Falle sind die Aerzte zu verständigen. Kranke, welche alles zerreißen, sich beständig ent-

kleiden oder ähnliche unangenehme Eigenschaften aufweisen, dürfen Lederhandschuhe tragen.

Die Kolonie leitet ein ärztlicher Direktor, z. Z. Dr. Peeters, dem 5 Ober- und Hilfsärzte zur Seite stehn. Die Aerzte treiben keine Privatpraxis und widmen sich ganz dem Dienste der Familienpflege. Außer den Aerzten sind in der Kolonie 7 Krankenpfleger tätig. Die Aerzte sind verpflichtet, wenigstens einmal monatlich die Unheilbaren zu besuchen und wenigstens einmal wöchentlich die Heilbaren. Die 7 Pfleger und die Hilfsärzte besuchen die Kranken ihres Reviers täglich und erstatten alsdann den Oberärzten einen Bericht, welcher gemeinsam dem Vorgesetzten vorgelegt wird. Die oberste Verwaltung der Kolonie besteht aus dem Justizminister, dem Generalinspektor der Irrenasyle des Landes und dem comité d'inspection générale. Die Beaufsichtigung über die Geisteskranken ist einer Kommission übertragen, die sich zusammensetzt aus dem Gouverneur der Provinz, dem Bezirksprokureur, dem Friedensrichter, dem Bürgermeister, einem Arzt, der von der Verwaltung bestimmt ist, und einem Seelsorger. Diese Kommission tagt wenigstens einmal in drei Monaten. Außerdem besteht das sogenannte comite permanent, in dem der Bürgermeister den Vorsitz hat und das eine beständige Kontrolle über die Pfleger ausübt und darüber wacht, daß die Vorschriften und Gesetze erfüllt werden. — Jeder neue Kranke wird zuerst in die Infermerie versetzt, um zu sehen, an welcher Form der geistigen Störung er leidet und wie er ungefähr geartet ist. Ist die Beobachtung abgeschlossen, so erfolgt in einigen Tagen die Ueberführung in eine Pflegerfamilie. Ueber jeden Kranken wird ein Buch geführt, das offen zugänglich in der Pflegerfamilie ausliegt und wo alle Besuche der Aerzte und alle besonderen Vorkommnisse vermerkt werden.

* * *

Gheel hat nicht immer diese Bedeutung besessen und diese hohe Stufe eingenommen, wie heute. Die Reiseberichte aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts entwerfen ein trostloses Bild der Familienpflege, und der traurige Zustand der Kolonie wurde stets als sprechender Beweis gegen derartige Bestrebungen angeführt. Die Familienpflege fand auf dem europäischen Festlande

wenig Beachtung, und die Schattenseiten wurden zu Ungunsten der Lichtseiten besonders in den Vordergrund gestellt. Es brauchte Menschenalter und die Lebensarbeit eines Dr. Bulkens und Dr. Peeters, um aus Gheel das Vorbild zu schaffen, das es heute bietet. Als eingebarene Gheelaner, von Jugend auf mit der Familienpflege vertraut, beseitigten diese Männer die Auswüchse dieses Systems, und ohne sich durch Skeptiker irgendwie beirren zu lassen, schufen sie die heutige Form der Familienpflege und ebneten den Boden für moderne Bestrebungen auf psychiatrischem Gebiet. Freilich nur ein Ortseingesessener, ein Gheelaner, konnte diese Aufgabe lösen, ein Fremder ohne Lokalkenntnis und ohne intime Vertrautheit mit dem bäuerlichen Charakter wäre an den Schwierigkeiten gescheitert. Wie man in Deutschland in den 60er Jahren über derartige Bestrebungen dachte, ersehen wir aus den Reiseberichten von Brandes (1865). Er schreibt: „Eine Einrichtung wie in Gheel in unserm Lande nachahmen zu wollen, scheint mir unmöglich, namentlich deshalb, weil unsre ländliche Bevölkerung im ganzen und großen nicht dazu geeignet ist." Und in den 70er Jahren schreibt Roller in seinen psychiatrischen Tagesfragen: „Ein zweites Gheel schaffen zu wollen, hätte, wenn es auch möglich wäre, keinen Wert." Es ist erstaunlich, daß selbst ein so bedeutender, aufgeklärter Irrenarzt so etwas schreiben konnte. Was würde Christian Roller sagen, wenn er heute die Fortschritte der Familienpflege mitansehen könnte, da die Aussaat Gheels reift und die ganze Kulturwelt ergreift. Männer wie Wahrendorff und Alt haben den Gedanken der Familienpflege Geisteskranker aufgenommen, weiter getragen und in Taten umgesetzt. Ilten (bei Hannover), die Schöpfung Wahrendorffs, zählte 1898 645 Kranke in Familienpflege und entwickelt sich blühend. Der energische Vorkämpfer dieser Ideen ist gegenwärtig Dr. Alt. Alt ist der Mann, allen Einwänden zum Trotz der Familienpflege zum Siege zu verhelfen. Was er nach dieser Richtung in Gardelegen (Altmark) geschaffen, ist mustergiltig. Großartig und zielbewußt ist aber seine Gründung in Jerichow (20 Minuten von Schönhausen). Jerichow wird das Gheel auf deutschem Boden, und es ist keine Frage, daß Jerichow, das durch die Ungunst der Verhältnisse stark gelitten hatte, wirtschaftlich ebenso aufblühen wird wie sein uraltes Vorbild auf flämischem Boden. Wie tief die Ideen der Familien-

pflege Geisteskranker bei der Bevölkerung Jerichaws Wurzel gefaßt haben, das ersieht man aus der Art und Weise der Begrüßung der ersten Kranken auf dem Bahnhof daselbst. Der Bürgermeister, der Magistrat und die Stadtverordneten erwarteten die Kranken, hießen sie willkommen und geleiteten sie in ihre neuen Quartiere.

Das nächste Jahrzehnt wird in der Geschichte der Familienpflege Geisteskranker entscheiden. Der internationale Kongreß, der in dieser Frage im Herbst des vorigen Jahres zum ersten Mal in Antwerpen tagte, ist in seinen Folgen noch unübersehbar. Auch Roland wird sich diesen Fragen nicht entziehen dürfen. Sobald die geplante neue Irrenanstalt eröffnet ist, so wird sich bei uns zu Lande die familiäre Verpflegung Geisteskranker als dringend notwendig erweisen. Die Entwicklung der Irrenpflege in Westeuropa lehrt, daß alle Irrenanstalten in kurzer Zeit ihres Bestehens überfüllt sind. Diese Tatsache hängt einmal damit zusammen, daß eine große Anzahl von Geisteskranken, die man bis dahin ohne Widerrede zu Hause hielt, nun da Anstalten vorhanden sind, durchaus in diesen unterbringen will. Zweitens ist es auch unbestreitbar, daß die Zahl der Geisteskrankheiten bei den heutigen sozialen Verhältnissen durch das Anwachsen der Städte, die Verödung des Landes und die Zunahme der Industrie und der damit verbundenen Schädlichkeiten zunimmt. Wo sollen die Anstalten alle diese Hilfesuchenden unterbringen, und vor allen Dingen, sollen denn wirklich die chronischen, unheilbaren Kranken den heilbaren die Plätze fortnehmen und ihre Heilung in Frage stellen?! Gewiß nicht! Um allen diesen Uebelständen auszuweichen und um der neuen Landesanstalt den Charakter einer Heilanstalt zu erhalten, wird man danach streben, die leichten Fälle, die Rekonvaleszenten und viele Verblödungszustände in der Nähe der Anstalt bei geeigneten Bauernfamilien zu verpflegen, oder man wird sich dazu entschließen, im Umkreise der Anstalt kleine Asyle zu schaffen, in denen bei verheirateten Wärterfamilien 5—8 Geisteskranke untergebracht werden. Auf diese Weise wäre es möglich, auch der uns zu Lande die neue Anstalt vor Ueberfüllung zu bewahren und Anstaltspflege durch Familienpflege zu ergänzen.

Heutzutage dürfte sich niemand finden, der es wagen würde, Griesingers Mahnruf nach Einführung einer Familienpflege als unrealisierbare Idee eines Schwärmers zu verspotten, heutzutage

ſehen wir eintreten, was unſer großer Dichter Goethe ahnungsvoll in dem Geſpräch zwiſchen Wilhelm und dem Geiſtlichen über den geiſteskranken Harfenſpieler im Wilhelm Meiſter ſchildert: „Außer dem Phyſiſchen, ſagte der Geiſtliche, das uns oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt, finde ich die Mittel, vom Wahnſinn zu heilen, ſehr einfach. Es ſind eben dieſelben, wodurch man geſunde Menſchen hindert, wahnſinnig zu werden. Man errege ihre Selbſttätigkeit, man gewöhne ſie an Ordnung, man gebe ihnen einen Begriff, daß ſie ihr Sein und Schickſal mit ſo vielen gemein haben, daß das außerordentliche Talent, das größte Glück und das höchſte Unglück nur kleine Abweichungen von dem Gewöhnlichen ſind, ſo wird ſich kein Wahnſinn einſchleichen, und wenn er da iſt, nach und nach wieder verſchwinden. Ich habe des alten Mannes Stunden eingeteilt, er unterrichtet einige Kinder auf der Harfe, er hilft im Garten arbeiten und iſt ſchon viel heiterer. Als Geiſtlicher ſuche ich ihm über ſeine wunderbaren Skrupel nur wenig zu ſagen, aber ein tätiges Leben führt ſo viele Ereigniſſe herbei, daß er bald fühlen muß, daß jede Art von Zweifel nur durch Wirkſamkeit gehoben werden kann. Ich gehe ſachte zu Werke, wenn ich ihm aber nach ſeinen Bart und ſeine Kutte wegnehmen kann, ſo habe ich viel gewonnen: denn es bringt uns nichts näher dem Wahnſinn, als wenn wir uns vor andern auszeichnen, und nichts erhält ſo ſehr den gemeinen Verſtand, als im allgemeinen Sinn mit vielen Menſchen zu leben“

# Aus meinem Leben.

Erinnerungen

von

**Friedrich von Brockel †.**

Fortſetzung.

Während die furchtbare Seuche in der Stadt wütete, wurde ihre Sicherheit auch von außen bedroht. Das Inſurgentenkorps hatte Angriffe auf die Südgrenze Kurlands gemacht, hatte die Grenzſtadt Polangen eingenommen und, wenn auch aus dieſem Orte durch die vereinte „Grenzwache“ vertrieben, doch, ſich durch Zulauf aus Litauen verſtärkend, eine Kurland und Riga bedrohende Stellung eingenommen. Der Generalgouverneur von Liv-, Eſt- und Kurland und Kriegsgouverneur von Riga, Generalleutnant Magnus Baron Pahlen, der Nachfolger des Marquis Paulucci, zog daher mit allen in Riga befindlichen Truppen, ca. 6—7000 Mann Infanterie und Artillerie, denen ſich als Kavallerie die Grenzwache und das Korps der berittenen kurländiſchen Kronsbuſchwachter unter dem Kommando des Oberforſtmeiſters Baron Manteuffel-Katzdangen und ſeines Gehülfen Baron Offenberg-Stroken anſchloſſen, dem Inſurgentenkorps nach Litauen entgegen. — Riga war nun ganz entblößt von Truppen, bis auf einige Artilleriſten und Ingenieure; ſo übernahm denn die Bürgerſchaft die Bewachung und Verteidigung der Stadt unter dem Oberkommando des Feſtungskommandanten Generalleutnant Baron Drieſen, einem Veteranen aus den Kriegen gegen Napoleon I. In dieſem Kriege hatte Drieſen ein Bein verloren, ging aber auf ſeinem Steizfuß mit Hilfe eines Krückſtockes rüſtig umher und fehlte auf keiner Parade. Die Bürgergarde zu Pferde, die „blaue Garde“, bezog die Hauptwachen an den Toren und beim Schloß, den Wachtpoſtendienſt auf den Wällen verſah die Bürgergarde zu Fuß, die ihre Bewaffnung, Pinte und Seitengewehr, aus dem Stadt-

arsenal am Jakobsplatz, wo jetzt das Zollpackhaus steht, erhielt. Wir Kinder machten große Augen, als wir unsern Nachbar, Lackirer Nagler, die Wache auf unserm „Wall", bei den drei Kanonen, beziehen sahen. Wir bewunderten seine Waffen, die er uns freundlich wies, und fanden diesen Kriegsdienst höchst gemütlich, als wir gegen 12 Uhr mittags die Frau Meisterin Nagler mit ihren Kindern auf der Bastion im Schatten der Pappeln sich im Grase lagern und mit der Schildwache, nachdem diese Flinte und Seitengewehr abgelegt hatte, das Mittagsmahl gemächlich einnehmen sahen.

Dem Generalgouverneur Pahlen gelang es bekanntlich, jede Kriegsgefahr von Kurland und Riga abzuwenden, und so hörte gegen Ende des Sommers dieses Kriegsspiel der Rigaer Bürgerschaft auf, aber immerhin hatten wir Kinder durch viele Wochen hindurch das Vergnügen, unsre Nachbarn Nagler und Schultz abwechselnd auf dem Wall Schildwache stehn zu sehen. Wir waren eben viel auf dem Wall, denn in unserm Quartier mußte Ruhe sein, weil am 22. Juni, am „Krautabend", mein Lieblingsbruder Gregor das Licht der Welt erblickte — Der „Krautabend" — ein Kräuter- und Blumenjahrmarkt — wurde in diesem Jahre nicht am Dünaquai, wie früher und später, abgehalten, sondern auf dem Heumarkt, zwischem dem Wöhrmannschen Garten und der „Großen Straße" einerseits, und dem Festungsglacis und der Elisabethstraße anderseits belegen. Auf diesem Platz wurden auch die Bretterbuden für Kunstreiter, Seiltänzer und Menagerien errichtet, wenn diese ihren zeitweiligen Aufenthalt in Riga nahmen. Warum der Krautabend seinen altgewohnten Platz verlassen gemußt, war nicht ganz klar, denn daß die Polenfurcht daran schuld gewesen, wie einige Personen meinten, ist doch kaum anzunehmen. Freilich spukte es in den Köpfen der Rigenser von polnischen Emissären und heimischen Verdächtigen, die den Polen von den Kirchtürmen Signale geben sollten. Selbst eine Dame, die Baronin Klopmann, wurde für einen verkleideten polnischen Agenten gehalten, als sie den Petrikirchturm besteigen wollte; sie wurde arretiert und vor den Kommandanten Baron Driesen geführt, der sie, die ihm bekannt war, mit großen Entschuldigungen natürlich sofort in Freiheit setzte. Auch an der Cholera sollten die Polen Schuld haben, sie hätten die Brunnen und kleinen Flüsse vergiftet, sagten die gewöhnlichen Leute, und darum erkrankten alle, die von deren Wasser tränken.

In unserm Hause kam kein Cholerafall vor, was die Erwachsenen der strengen Einhaltung der von den Aerzten vorgeschriebenen

Diät zuschrieben; wir Kinder aber blieben frisch und gesund, trotzdem wir fast täglich arg gegen die verordnete Diät sündigten. Susannens Freundin, die Köchin bei Tideböhls, verachtete aus vollster Ueberzeugung die diätetischen Vorschriften, „denn Sachsen“, sagte sie zu Susanne, „essen kann man alles, aber Wasser darf man nicht trinken, weil die Katholischen und Polen das vergiftet haben“ — und so aß sie alle verbotenen Speisen und teilte auch Susanne und uns reichlich davon mit, wenn wir, was wohl täglich geschah, in den Schloßgarten kamen. Uns Kindern bekam der Genuß von Gurken, saurer Milch und Knappkäse, aber Susanne nicht, denn sie erkrankte im Juli, als die Cholera schon im Erlöschen[1] war, an der Brechruhr und wurde ins Krankenhaus gebracht, das sie erst nach vielen Wochen verlassen konnte. Sie kehrte nicht mehr zu uns zurück, da ihre Stelle als Wärterin schon mit einer ihrer Verwandten, einer Witwe Annchen, besetzt worden. Susanne, die sehr schwach geworden war, erhielt auf Fürsprache meines Vaters und des Herrn v. Tideböhl einen Freiplatz in dem St. Georgenhospital, wo sie bis an ihren Tod blieb. Aber einmal in der Woche kam sie zu uns zum Mittag und Kaffee und erfreute uns Kinder durch ihr prächtiges Märchenerzählen.

In diesem ereignisreichen Sommer trat auch eine entscheidende Veränderung unsers häuslichen Lebens ein, meine Eltern konnten endlich ihren sehnlichen Wunsch, sich ein selbständiges Heimwesen zu gründen, verwirklichen. Ende Juli verließen meine Eltern und wir das liebe, alte Familienhaus und bezogen ein Quartier in der Beletage des Eckhauses an der Wall- und großen Materstraße, das einem Herrn Grimm gehörte.

## IV.

Die städtische Kalkstraße führte vom Rathaus zur ersten „Sandpforte“. Rechts von dieser lag eine Hauptwache, mit der Front zur Kalkstraße, von der sich rechts die Wallstraße abzweigte. An der linken Seite lagen, bis zu einer Bastion, die von der Straße durch eine mit einem Tor versehene Mauer abgetrennt war, große Kasernen, die von den Garnisonssoldaten bewohnt wurden. Am Ende der den Bastionsplatz abschließenden Mauer erhoben sich Speicher, deren untere Räume als Wagenremisen dienten. Dem Bastionstor gegenüber zweigte sich von der Wall-

[1] [Die Cholera begann am 8 Mai und erlosch am 7. August 1831. Es erkrankten im Ganzen 4917 Personen, von denen 1618 starben.]

straße die große Materstraße ab, deren linkes Eckhaus mit dem Eingang von der Wallstraße eben das Grimmsche Haus war, in dessen Belletage wir Ende Juli 1831 einzogen. Auf dem vollkommen abgeschlossenen, mit einigen großen Pappeln bepflanzten Bastionsplatz gegenüber unserm Hause, auf den wir von unsern Fenstern sehen konnten, standen ein Paar Reihen Trockenrahmen, die von Webern und Färbern zum Trocknen ihrer Tuche benutzt wurden. Den fleißigen Handwerkern bei ihrer Arbeit aus unsern Fenstern zuzuschauen machte uns Kindern sehr viel Vergnügen. Das unserm Hause gegenüberliegende Eckhaus mit großem Hof und Nebengebäuden an der großen Materstraße gehörte einem Knochenhauermeister Weschke, der seine Schlächterei ebendaselbst betrieb.

Die Einweihung unsers neuen Heims geschah durch die Ende August stattfindende Taufe unsers Bruders. Um 1 Uhr versammelte sich bei uns eine Gesellschaft von gegen 60 Personen, Damen und Herren. Die Diener meiner Großmutter warteten auf; es wurde Chokolade und dazu Biskuit und Geldkringel gereicht, was uns Kindern sehr behagte. Endlich — gegen ½2 Uhr — erschien Oberpastor Grave von der St. Jakobikirche mit dem Küster. Der Pastor trank erst Chokolade — und stellte sich dann vor den Pfeilertisch, auf den der Küster eine silberne Schale mit Wasser gesetzt hatte. Nun trug die Hebamme, Frau Graßmann, den Täufling in den Saal und legte ihn in die Arme seines Taufpaten, des Herrn Staatsrats v. Dappelmayr. Grave soll eine sehr schöne Rede gehalten haben, wir Kinder aber fanden sie sehr lang und langweilig und freuten uns, als sie zu Ende war, denn nun präsentierten die Diener Wein und Konfekt. Während Pastor Grave sich mit meinem Vater angelegentlich unterhielt, gingen die Gäste, Damen und Herren, nach einander zum Taufttisch und legten jeder einen harten Silberrubel darauf, viele außerdem noch einen halben Rubel in das Taufbecken. Zuletzt legte Herr von Dappelmayr, der Taufpate, einen Dukaten auf den Tisch, auf dem auch Pastor Graves große, schwarzseidene Handschuhe lagen, und lobte dann meinen Vater bei Pastor Grave ab. Mein Vater sammelte nun das Geld auf dem Tisch und füllte damit die Handschuhe des Pastors, das Geld im Taufbecken war für den Küster. Auf diese Weise wurden Pastor und Küster von den Gästen honoriert, der Vater des Täuflings zahlte nichts. Die Taufgesellschaften waren daher, so lange diese Sitte der Honorierung des Pastors seitens der Gäste dauerte, immer sehr zahlreich und wurden stets splendid bewirtet.

Mitte Dezember reiste mein Vater nach Walk zu seinem alten, hochverehrten Onkel, dem Präsidenten Baron Gotthardt Budberg, dessen Frau, eine leibliche Schwester meiner Großmutter Brackel, Eleanore geb. Gräfin Igelström war. Mein Vater blieb bis in den Januar 1832 in Walk und so wurde die Weihnachtsfeier bis zu seiner Rückkunft verschoben. Am Weihnachtsabend aber sollten wir drei älteren Kinder doch ein Vergnügen haben, so schickte uns denn unsre gute Mutter gegen 5 Uhr mit der Wärterin Annchen zu den „Weihnachtsbuden". Meine Schwester Antonie, 8 Jahr, und mein Bruder Woldemar, beinahe 7 Jahr alt, gingen, Hand in Hand, voran, die Wärterin Annchen folgte mit mir, mich an der Hand führend. Es war Schlittenbahn und sehr leicht, wir Kinder waren also warm gekleidet und hatten an den Füßen sog. „Bärenfüße", dicke, von innen zottige, wallene Socken mit Filzsohlen, die über die ledernen Schnürstiefel gezogen wurden. Schön war diese Fußbekleidung nicht, aber praktisch. — Ich war zum ersten Mal so spät am Abend auf der Straße und die Dunkelheit in unsrer Straße war mir nicht sehr anheimelnd, denn in den Nebenstraßen waren nur an den Straßenecken Laternen, die nicht weit leuchteten, denn 10 Schritt davon herrschte Dunkelheit. Die Laternen wiesen wohl den Weg, erleuchteten ihn aber nicht. — Besser wurde es, als wir in die Kalkstraße kamen, denn dort hingen alle 30 Schritt auf beiden Straßenseiten Laternen, und so herrschte denn hier nicht egyptische Finsternis, sondern traurliche Dämmerung. Durch die Kalkstraße ging es zum Rathausplatz, auf dem der Weihnachtsmarkt abgehalten wurde. Damals wurde er am 10. Dezember „eingeläutet" und am 10. Januar des folgenden Jahres „ausgeläutet", er dauerte also einen Monat. Auf dem Platz zwischen Rathaus und Schwarzhäupterhaus, auf dem auch die „große Wage" stand, erhob sich am 10. Dezember eine Stadt von Bretterbuden, in deren Gassen das staunende und kaufende Publikum sich ungestört ergehen konnte, da jeder Equipagen- und Lastfuhrwerkverkehr für die ganze Jahrmarktszeit daselbst untersagt war. In diese Budenstadt traten wir Kinder voll Entzücken, denn sie erschien uns feenhaft. In jeder Bude, die größtenteils mit Kinderspielzeug gefüllt waren, brannten in Laternen zwei oder vier Talglichte, deren Licht von den blanken Metallschoben, namentlich in den Buden der „Blechenschläger" und der „Zinngießer", hell zurückgestrahlt wurde. Wir staunten die Pracht dieser Buden an, aber auch die Konditorbuden und die der Pfefferkuchenhändler übten einen magischen Reiz auf uns aus. Die liebe, gute

Mama hatte jedem von uns zwei Mark = 6 Kop mitgegeben, damit wir uns etwas kaufen könnten. Ich gab meinen ganzen Reichtum hin für eine Pfefferkuchengruppe, — Adam und Eva im Paradiese. Mitte der Gruppe war der Apfelbaum, um dessen Stamm sich die teilweise vergoldete Schlange wand, rechts und links vom Baume standen Adam und Eva in Paradiesestracht. Gegen 6 Uhr kehrten wir, überglücklich, nach Hause zurück.

Ich erzählte eben, meine Mutter hätte jedem von uns drei Kindern zwei „Mark“ gegeben, und da erscheint es angemessen, einige Erläuterungen über den Münzverkehr der dreißiger Jahre in Riga und Lettland zu geben. Die Behörden und der Großhandel rechneten nach Rubel Silber und Bankarubel, das Publikum und der Kleinhandel aber nach altlivländischer und nach polnischer Münze. Der Taler Alberts war freilich schon aus dem Verkehr verschwunden, aber seine Teile nicht, denn das Ort = 30 Kop. kursierte noch immer. Das Ort hatte 10 Mark und eine Mark zwei Ferdinge. Neben diesen livländisch schwedischen Münzen beherrschten den Verkehr polnische, der Gulden, Zlot = 5 Mark = ½ Ort. Der polnische Gulden hatte 30 Groschen, und es gab silberne, schwachgeprägte, 5-, 10- und 15-Groschenstücke. Diese letzteren wurden „Fünfer“ genannt, weil sie genau den Wert von fünf Ferdingen hatten. Diese genannten Münzen beherrschten als „Kleingeld“ vollkommen den Verkehr, und nach ihnen, nicht nach Kopeken, wurde im täglichen Verkehr in den Buden und auf dem Markte gerechnet, von Deutschen, Letten und selbst von den damals nicht zahlreichen Russen. Das russische Kleingeld, 5, 10, 20 und 25-Kapekenstücke, war fast gar nicht zu sehen, wohl aber neben den livländischen kupfernen Ferding- und Markstücken polnische silberne Fünf-, Zwei- und Einguldenstücke = 25, 10 und 5 livl. Kupfermark. Von russischem Silbergelde kursierten nur der Rubel und Halbrubel. Die Hauptgeldmünze war der „halländische Dukaten“, mit wechselndem Kurse, nebenher kamen noch vor russische Halbimperiale und russische Dukaten, mit festem Kurse. Die Banknoten kursierten nur unter den Russen der Moskauschen Vorstadt. Dem deutsch-livländischen Gelde standen im Verkehr zur Seite deutsch livländische Gewichts-, Flächen-, Längen- und Hohlmaße. Die russischen Maße und Gewichte waren absolut nicht im Gebrauch, ja der Mehrzahl der Livländer und Rigenser unbekannt. Im Großhandel waren das alte Schiffpfund = 20 Liespfund = 400 Pf. rigisch, im Kleinhandel das Liespfund, das Pfund, das Quentchen und das Lot rigisch gebräuchlich. Das Baumaß war der rheinländische Fuß = 12 Zoll und 8 Linien;

6 Fuß rheinländisch waren gleich einem Faden. Im Manufakturhandel wurde nach rigischen Ellen, ca. 1¾ Fuß rheinländisch, gemessen. Eine viertel Elle wurde ein Quartier genannt. Die Basis des Flächenmaßes war die „schwedische Elle", gleich 2 Fuß englisch. Zehntausend schwedische Quadratellen waren gleich einer „Lofstelle". Die Lofstelle wurde auch in 25 Kappen geteilt. Der Getreidegroßhandel rechnete nach Lasten. Eine Last Roggen war gleich 45 Lof, eine Last Weizen oder Gerste gleich 48 Lof, eine Last Erbsen, Hafer oder Malz gleich 60 Lof. Ein Lof hatte 54 Stof, ca. 60 Liter. Die Flüssigkeitsmaße waren: die Tonne von 120 Stof, das Stof und das Quartier = ¼ Stof.

Wenn befreundete Hausfrauen sich bei meiner Mutter zusammenfanden und bei einer Tasse Kaffee Wirtschaftsangelegenheiten besprachen, horte man von Ort, Fünfmark, Fünfern, Mark und Ferdingen, von Liespfund, Pfund und Lot, von Stof und Quartier, und wenn von Eiern, kleineren Fischen oder Krebsen die Rede war, von „Schock" und „Band" reden. Eier wurden nach Schock = 60 Stück, Strömlinge, Brätlinge, Butten und Kredse nach Band = 30 Stück gekauft. Eigentümlich war der Eierhandel nach Fünfern = 5 Ferdingen. „Liebe Brackeln", fragte Madame Hay, „haben Sie vor kurzem Eier gekauft, und wie teuer?" — „Ja, liebe Hayen, meine Lisette hat recht gut gekauft bei der jetzt herrschenden Teuerung: für den ersten Fünfer 10, für den zweiten Fünfer 11 Eier." — 21 Eier für 15 Kopeken war also 1831 kein ganz billiger Einkauf. — Die Preise der andern Lebensmittel waren ähnlich niedrig, namentlich war das Brot um die Hälfte billiger als jetzt. So war es denn möglich, daß eine Familie wie die unsre mit einer Jahreseinnahme von gegen 1500 Rbl. S., wenn auch einfach, so doch ganz gut leben und dabei noch echt livländische Gastfreiheit ausüben konnte. — Wir hatten häufig Besuche von Mitgliedern des Adels, wie die Großtante Generalin Baronin Meyendorff, Baronin Budberg, von den Fölkersahms, Rennenkampff aus Helmet und andern; aber noch häufiger besuchten uns Gelehrte und Künstler, Musiker und Schauspieler. Zu den ersteren gehörten Dr L. Dyrsen und seine Schwestern, unser Vetter Dr. August v. Sivers und der Oberlehrer der griechischen Sprache am Gymnasium, Dr A. Sverdfis; zu den letzteren die Kapellmeister L. Ohmann[1] und Joseph

[1] [Ludwig Ohmann, geb 1775 in Hamburg, wurde 1795 Konzertmeister in Reval, ging 1797 nach Wien ans Hoftheater, und kam 1801 als Sänger (Baßfist) und Schauspieler (erste Väter) nach Riga, 1809 ging er wieder

Geißler[1] und die Schauspieler Moller[2] (Heldenspieler), Joh. Ohmann[3] (Väter) und vor allen der jugendliche Held und erste Liebhaber unsers Theaters, Herr Karl Müller[4] und dessen Frau, damals die einzige Schauspielerin, die in unserm Hause bekannt war.

Als mein Vater im Januar 1832 aus Walk heimkehrte, brachte er seine jüngste Schwester Elise, ein junges Mädchen von 19 Jahren, als neue Hausgenossin mit. Tante Elise wurde uns allen bald sehr lieb. Erzogen im Hause der Gräfin Stackelberg-Ellistfer, hatte sie feine und bequeme Umgangsformen, die noch angenehmer wurden durch eine sich gleichbleibende heitere Gemütsart. Sie hatte einen entwickelten Verstand und ein gutes Herz, so war es denn natürlich, daß sie, bei einem sehr angenehmen Aeußern, schnell die Herzen der Verwandten und Bekannten unsers Hauses eroberte. Tante Elise blieb etwas über ein Jahr bei uns und wurde bald die beste Freundin und treue Helferin meiner Mutter, der sie mit Schwärmerei anhing. Um meiner Mutter das Leben zu erleichtern, nahm sie ihr die Beaufsichtigung der älteren Kinder ab, überwachte unsre Spiele in und außer dem Hause, denn sobald es warm geworden war, ging die Tante täglich am Vormittag mit uns in den Wöhrmannschen Garten, der jetzt bis zur Elisabethstraße erweitert worden war und ein zweites, größeres Restaurationsgebäude, den vorderen Teil des jetzigen, erhalten hatte. Gleich hinter diesem neuen Gebäude zog sich ein fester Zaun von der Elisabethstraße bis zur Fahrstraße längs dem Festungsglacis.

nach Reval, um 1820 als Musikdirektor wiederum nach Riga zurückberufen zu werden, 1829 wurde er Kantor der Stadtkirchen und starb Sept 1838.]

[1]) [Joseph Geißler, vorher in Danzig und Königsberg war 1831—34 erster Baßfach am Rigaschen Theater, ging dann nach Bremen, um 1845 nach Riga zurückzukehren und hier bis 1858 als Musiklehrer zu wirken.]

[2]) [Karl Moller, vom Königsberger Theater war 1830—35 in Riga als Helden- und Charakterdarsteller engagiert. Später Regisseur in Reval.]

[3]) [Johann Georg Ohmann, Bruder von Ludwig O. geb 1786 begann seine Laufbahn in Reval. 1818 wird er in Riga für komische und humoristische Väterrollen engagiert und tritt 1820—27 selbständig das Theater. Nachdem er dann mit wenig Glück das deutsche Theater in Mitau geleitet hatte, ist er in der ersten Hälfte der 30er Jahre wieder in Riga, auch Hallei engagierte ihn aufs neue; bis 1844 ist er hier als Lustspielregisseur tätig gewesen, bis 1851 als Inspektor, dann wurde er pensioniert. Er ist der erste, dem der von Hallei begründete Theaterpensionsfond zu gute kam. † 1859 zu Riga.]

[4]) [Karl Adolf Müller, geb. 1805 in Berlin, war 1832—35 in Riga erster Held und Liebhaber, ging dann nach Petersburg und 1847 wieder nach Deutschland, wo er 1849—1880 an der Mannheimer Bühne angestellt war. † 1882 in Mannheim.]

An diesem Zaun war ein kleines Häuschen mit einer Freitreppe zum Garten hin, erbaut worden, worin einige Sommer hindurch die Familie des Pächters der Restaurationen im Wahrmannschen Garten, des Herrn Kapellmeisters J. K. Cavietzel, lebte. Im Frühling, im Mai und Juni, ehe wir nach Kleistenhof hinauszogen, gingen wir auch am Nachmittag in den Wahrmannschen Garten, wohin uns unser Vater nach 4 Uhr folgte, weil er dann sicher war, die meisten bekannten Herren dort zu treffen. Man aß eben recht früh zu Mittag, die Bürger um 12 Uhr, die Mehrzahl der Literaten, der Kaufleute und des Adels um 2, und nur die sehr Vornehmen, aber solche, die das sein wollten, sowie die englischen Kaufleute speisten um 3 Uhr. So versammelte sich denn bei schönem Wetter an den Frühlings- und Herbstnachmittagen die gute Gesellschaft im Wahrmannschen Garten. Die Mütter und erwachsenen Töchter saßen, alle mit Strickzeugen emsig beschäftigt, auf den Bänken im Garten; die Kinder trieben allerhand Spiele auf den Wegen und Plätzen, von ebenfalls strickenden Wärterinnen beaufsichtigt, und die Papas, die erwachsenen Söhne und die alten unverheirateten Onkel saßen in Gruppen in den Säulenhallen des kleinen und großen Pavillons an kleinen Tischen und tranken Wein, Glühwein oder Grog — Bier wurde von den Herren der guten Gesellschaft garnicht getrunken und daher damals im Wahrmannschen Garten auch nicht verschänkt — und rauchten dazu Kalkpfeifen oder Zigarren. Man hörte nur deutsch sprechen, auch von den paar Russen, die in die gute Gesellschaft aufgenommen worden waren, wie von den zahlreichen Engländern, die in Riga als Kaufleute und Techniker lebten. Politische Gespräche wurden nicht geführt; man unterhielt sich über Handelsinteressen, vorzugsweise aber über Kunst, Literatur und über das Theater. Höchst selten sah man die Damen im Garten etwas genießen, und geschah das einmal, so war sicher einer der unverheirateten Herren der Gastgeber, denn die damaligen Hausfrauen waren zu sparsam, um sich und den Kindern in dem „teuren" Wahrmannschen Garten etwas geben zu lassen. Wurde man durstig, so trank man Wasser; das kostete nichts. Fanden wir Herrn v. Doppelmayr, den unverheirateten Freund und Chef meines Vaters, oder Herrn John Hay, auch einen reichen Junggesellen und Chef der Handlung Garry, Curtes, Hay & Ko. in dem Garten, dann wurden wir, Mama, Tante Elise und wir Kinder von diesen Herren mit Chokolade und Biskuit traktiert, das geschah aber nicht zu häufig. In der zweiten Hälfte des Juni zogen meine Mutter, Tante Elise und wir Kinder

nach Kleistenhof, wo wir bis Ende August blieben. Mein Vater kam nur am Sonnabend hinaus und blieb bis zum Montag Morgen, da es in der Reichskommerzbank keine Ferien gab.

Das Jahr 1832 brachte ein fröhliches Familienereignis, meine älteste Cousine Vegesack, Mary, verlobte sich mit dem Generalmajor von der Suite Paul v. Rennenkampff, der im persischen und polnischen Kriege im Generalstabe des Feldmarschalls Fürsten Paskiewitsch sich ausgezeichnet hatte. Rennenkampff, der jüngste Bruder des Freundes meines Vaters, des Herrn Gustav v. Rennenkampff auf Schloß Helmet, wurde zum russischen Militärbevollmächtigten am Wiener Kaiserhofe ernannt, und so zog denn das junge Paar nach Wien, um dort mehrere Jahre zu bleiben — Gleich nach Weihnachten dieses Jahres verließ uns unsre liebe Tante Elise. Erst nach länger als vier Jahren sollten wir sie als glückliche Frau und Mutter bei uns wieder begrüßen, denn sie verlobte sich in Darpat mit dem Kapitän im Generalstabe Karl v. Oberg, einem Schweden aus Finnland in russischen Diensten, heiratete schon im Frühling desselben Jahres und folgte ihrem Manne erst nach Finnland und dann im Jahre 1834 auf mehrere Jahre in die Krim, die Onkel Oberg für den Generalstab aufzunehmen den Auftrag erhalten hatte.

Wir sollten für Tante Elise bald einen Ersatz, wenn auch nur für kurze Zeit, erhalten. Im Januar 1833 gastierte am Rigaschen Theater, dessen Direktion noch immer in den Händen der Frau v. Tschernewsky tag, die Hofschauspielerin an der deutschen kaiserlichen Hofbühne zu St. Petersburg, Frl. Karoline Bauer. Sie und ihre sie stets begleitende Mutter, eine schöne Matrone von vornehmem Aeußern und feinsten Manieren, Witwe eines 1809 in der Schlacht von Wagram, am Tage der Geburt seiner Tochter Karoline gefallenen badischen Majors Bauer, — waren meinem Vater von seinem Onkel v. Helmersen in Petersburg überaus warm empfahlen. Mutter und Tochter wurden von meinen Eltern herzlich aufgenommen und eroberten im Sturme die Herzen aller Mitglieder unsrer Familie. Es verging kein Tag, wo die „Tanten Bauer" nicht bei uns einsprachen, wenn auch nur auf ein halbes Stündchen. Die Begeisterung des Rigaer Publikums für die Bauer stieg mit jeder Rolle, die sie gab, obgleich sie eigentlich nur zwei gute Partner hatte, den jugendlichen Helden und ersten Liebhaber, Herrn Karl Müller, den späteren kirl russischen Hofschauspieler, und den Charakterdarsteller Wohldrück

— Karoline Bauer kehrte nach ein paar Wochen nach Petersburg zurück, blieb aber von diesem Jahre an in steter brieflicher Verbindung mit meinem Vater.

Wir zogen in diesem Jahre schon anfangs Juni nach Kleistenhof hinaus, zu unsrer großen Freude, denn der Kleistenhofsche Wald war doch viel schöner, als der kleine, enge Wührmannsche Garten. Aber so schön es hier auch war, hocherfreut waren wir doch, als uns eines Tages die gute Tante Karoline sagte: „Kinder, mit Großmamas Erlaubnis fahre ich morgen mit euch zur Stadt — zum Jahrmarkt.“ Am Morgen des andern Tages fuhren wir mit Tante Karoline auf der großen „Draschke“ mit vier Pferden langgespannt, mit Kutscher und Vorreiter, schon um 9 Uhr von Kleistenhof ab. Kaum in der Stadt angelangt, gings zur Domkirche, in deren Kreuzgang sowohl als auch in den steinernen Buden im äußeren zur Neustraße sich hinziehenden Hofe damals der „Johannismarkt“ abgehalten wurde. Im Kreuzgange wurden die Waren, Spielsachen und allerhand Tand, auf Tischen feilgeboten; in den steinernen Buden lagen die Waren auf Regalen. Pelzhändler aus Petersburg und Moskau, sowie Teehändler von ebendaher, Ellenwarenkrämer aus Warschau, Schuhmacher aus Wilna, tatarische Kaufleute aus Kasan mit persischen Seidenzeugen und Teppichen, Waffen und sonstigen Metallwaren aus dem Kaukasus, hatten ihre vielbesuchten Lager in den Steinbuden. Auch hatten dort immer ein Paar Konditoren Konfekt, Kuchen und Glace zum Verkauf und zahlreichen Zuspruch von Herren und Damen der besseren Gesellschaft Rigas. — Im Domesgang war großes Gedränge von gewöhnlichen Leuten und Kindern, die Pfefferkuchen und Knallerbsen, aber auch unechte Schmucksachen lebhaft handelten. Im Kreuzganghofe waren einige Frühstücksbuden für das gemeine Volk errichtet, in denen es bei Bier und Schnaps laut und lustig herging.

Wie gewöhnlich zogen wir schon Ende August zur Stadt, waren aber, da es im Anfang des September noch wahrhaft sommerliches Wetter gab, einige Sonntage von der Tante Lisette v. Freymann, geb. v. Schröder, auf ihr, jenseits der Düna, vor Altona belegenes Höfchen für den ganzen Tag eingeladen. Am Sonntag Morgen wurden wir abgeholt und nun ging es durch die Stadt, über die Dünaflußbrücke, durch die Mitauschе Vorstadt auf Klüversholm über die „Elephantenbrücke“, die von Klüversholm über die „kleine Düna“ in die „Kobernschanze“ führte. Jenseits der Elephantenbrücke dehnte sich ein weiter Platz aus,

der gelegentlich auch als Exercierplatz diente. Rechts von der Brücke war der Standplatz der „Rosefuhrleute“, auch „Rasekner“ genannt, lettischen Fuhrleuten, die nicht zum deutschen „Fuhrmannsamte“ gehörten und nur jenseits der Düna ihr Gewerbe betreiben durften; links von der Brücke zweigte sich die große Landstraße nach Mitau ab, geradeaus aber führte der Weg nach Altona, rechts der über den „Nonnichen Damm“ zum „hohen Damm“ nach „Klein Paris“ und „Hogensberg“ oder „Schwarzenhof“. Der Weg nach Altona führte mitten durch die Kabernschanze, links von einer Kaserne, einem jüdischen Gasthause und einer Einfahrt, „Pee dselta pakkawa“ (zum goldenen Hufeisen), rechts aber von der großen jüdischen Einfahrt „Jerusalem“ flankiert. Ueber den Graben der Kabernschanze führte eine Brücke und dann zog sich der Altonasche Weg durch Wiesen hin, bis er den Mariendach erreichte, den Abschluß der seeartigen Stauung der „Mortenmühle“, der städtischen großen Wassermühle. Wo die Marschwiese von dem aufsteigenden sandigen Dünenlande begrenzt wird, zogen sich längs dieser, sowie längs dem rechten, hohen ausgemauerten Ufer des Mariendaches der Park und die Obstgärten des eleganten „Wöhrmannschen Höfchens“ hin. Die Straße nach Altona ging hart am linken Ufer des Baches hin und führte endlich links vom großen „Panderschen Höfchen“ und der „Mariemühle“ über die „Schleusenbrücke“ zum rechten Ufer des Baches und der Mühlenstauung, dann bog der Weg ins Land hinein und von beiden Seiten der Landstraße zogen sich meilhin die Zäune des Parks und der Gärten der „v. Schröderschen Höfchen“. Das rechts vom Wege liegende Höfchen, dessen Wohnhaus, auf einem Hügel, eine reizende Aussicht auf den See, die Mühle und die am gegenüberliegenden Seeufer von Bäumen hold versteckte „Löfenitzsche Tuchfabrik“ bot, gehörte dem einen Schwiegersohne des jüngst verstorbenen Herrn v. Schröder, Herrn Georg Friedrich Danck, einem aus Lübeck eingewanderten Kaufmann und Mit-Chef der renommierten Firma G. W. Schröder & Ko., das links belegene, mit großem Park aber kleinem Wohnhause, bewohnte damals im Sommer die Familie meines Onkels Rudolph v. Freymann, auch eines Schröderschen Schwiegersohnes.

Den ersten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen erhielt ich in diesem Herbst von meiner Mutter. Das Lesen erlernte ich sehr schnell aus den — Theaterzetteln, so daß ich schon noch drei Monaten fließend lesen konnte. Auch die vier Spezies und das „Ein mal Eins“ mochte ich mir spielend zu eigen und

geradezu lächerlich leicht wurde mir das Auswendiglernen von Gedichten. Es zeigte sich, daß mir der liebe Gott ein sehr starkes Gedächtnis und schnelle Auffassung geschenkt hatte, Gaben, die wohl die Entwicklung des Geistes fördern, aber doch nicht selbst „Geist" sind, jedoch nur zu häufig mit diesem verwechselt werden. — Mit dem Schreiben ging es anfangs recht schwach, und erst als ich im Jahre 1834 in dem früheren Theaterdirektor J. Ohmann einen guten Schreiblehrer erhielt, ging es auch damit vorwärts, aber — Kalligraph bin ich nie gewesen. — Im November 1833 wurde ich sieben Jahre alt und im Januar des nächsten Jahres wurde ich der milden Schulleitung meiner sanften Mutter entzogen und in die ernste, strenge, aber herrlich anregende meines Vaters versetzt.

Das Jahr 1834 war sowohl für unsre Familie als auch für Stadt und Land reich an bemerkenswerten Vorkommnissen. Die gute Gesellschaft, der Adel, die Geistlichkeit und die höhere Bürgerschaft ging fast ganz auf in Interessen für Literatur und Kunst, die Politik zog sie fast gar nicht an. Ich erinnere mich nicht, von der Julirevolution reden gehört zu haben, wohl aber eingehend und längere Zeit von dem Tode Goethes. Die patriotische Revolution war allerdings viel besprochen worden, weil sie die Sicherheit der Heimat bedrohte und weil sie gegen das hochverehrte Kaiserhaus gerichtet war und als frevelhafter Treubruch gegen den ritterlichen Kaiser verabscheut wurde. Denn die Treue gegen den Kaiser war der springende Punkt in dem politischen Leben Liv-, Est- und Kurlands, die ihre deutsche Natur auch hierin offenbarten. Und diese Treue und Liebe war gegenseitig, denn auch Kaiser Nikolai liebte und bevorzugte die „akuraten" Deutschen. — Das Interesse für Literatur und Kunst fand in Riga seinen Hauptausdruck in der Pflege des Theaters, in dem oft extravaganten Enthusiasmus für hervorragende Schauspieler und Schauspielerinnen. Ein besonderer Liebling des Rigaer Publikums war die damalige kaiserliche Hofschauspielerin Fräulein Karoline Bauer. Sie war, wie ich schon erzählte, im Jahre vorher in Riga gewesen und hatte überaus großen Erfolg gehabt, als sie aber im Januar 1834, auf ihrer Rückkehr aus St. Petersburg nach Deutschland, mehrere Wochen in Riga und Mitau sich aufhielt und wiederholt in verschiedenen ihrer Glanzrollen — Suschen in „Der Bräutigam aus Mexiko" von H. Clauren, Käthchen in „Käthchen von Heilbronn" von H. v. Kleist — auftrat, steigerte sich der Enthusiasmus bis zum Wahnsinn. Eine liebreizende Erscheinung, entflammte sie die

Herzen der jüngeren Männer, und einer derselben, Herr Reimers, ein reicher Kaufmann in Riga, ging in seiner Verzückung so weit, daß er das Waschwasser der Künstlerin trank, und als die Bauer ein Lavement gebraucht hatte, die Spritzenkanüle für teures Geld kaufte und sich aus ihr — eine Zigarrenspitze machen ließ. Diese Karrikatur des Enthusiasmus wurde aber durch echten, sich in edler Weise der Künstlerin würdig dokumentierender wett gemacht. Die Bauer, der sich alle Salons der Aristokratie und des Patriziats öffneten, war natürlich bei uns wieder wie Kind im Hause. Zwischen ihrer Mutter und meinen Eltern hatte sich ein innig freundschaftliches Verhältnis gebildet und die reizende junge Künstlerin selbst wurde der verzogene Liebling der ganzen Familie. Zu ihrem Benefiz in Riga, am 20. Jan. 1834, gab Fräulein Bauer das Käthchen in „Käthchen von Heilbronn", und dazu hatte sie sich eine ganze Ranglage für meine Mutter und uns Kinder ausbedungen, und wir erlebten dort einen Sturm des Enthusiasmus, wie ich ihn später in Riga nicht mehr habe vorkommen sehen. Das Publikum tobte vor Lust, Wonne und Entzücken. In der Schlußszene, wo Käthchen, herrlich geschmückt, als Braut des Grafen Wetter von Strahl erscheint, wurde die Bauer mit einem aus dem ersten Rang geworfenen Lorbeerkranz gekrönt, dem ein Schauer von weißen Blättern hinein in den Zuschauerraum, hinauf auf die Bühne folgte. Der Darsteller des Grafen Wetter von Strahl, Herr K. Müller, nahm eines der Blätter und deklamierte darnach folgendes Gedicht.

An Karoline Bauer

Dich küßte an des Lebens Schwelle
Der Musen zauberischer Geist,
Und wie die gaukelnde Libelle
Des Tages Schönheit uns verheißt,
Umspielte dich mit leichten Schwingen
Die Freude und der milde Schmerz,
Belohnt vom lieblichen Gelingen,
Von dir zu bannen jeden Schmerz.

Und mit den Genien im Bunde
Naht dir die Kunst mit hellem Blick
Und gibt dir von dem Höchsten Kunde
Und deutet sinnig dein Geschick,
Und wie dein Haupt der Kranz umschlungen,
Den sie nur unverwelklich flicht,
Hat heil'ge Glut dein Herz durchdrungen,
Erhellt den Pfad dir Himmelslicht

Dem Erdenstaub uns zu entheben,
Ward uns die Kunst herabgesandt
Nicht schmückt sie bloß dies arme Leben
Sie trägt uns auch ins schön're Land,
Wo keine Gunst das Auge blendet,
Nur dem Verdienst die Krone lohnt,
Nicht blind das Glück die Gaben spendet,
Gerechter Nachruhm richtend thront

Was hir Natur so reich gewährte
Als Angebinde seiner Gunst
Und was zu höherem verklärte —
Die nimmer du entweihst, — die Kunst,
Des sichert in des Nachruhms Hallen
Dir freudige Erinnerung.
Denn Anmut muß und darf gefallen,
Und Wahrheit bleibt so ewig jung

Der Dichter dieses Liedes, das von dem Kapellmeister Joseph Geißler einige Tage später in Musik gesetzt wurde, war mein Vater.

Wir bezogen in diesem Jahre schon in den ersten Tagen des Juni unser Sommerquartier in Kleistenhof, denn unsre Mutter bedurfte mehr als je der Erholung und Kräftigung. — Der Sommer von 1834 war dürr und heiß, und rund um Rigo herum wurden die Nadelholzwälder durch andauernde Waldbrände verwüstet. Der Kleistenhofsche Wald blieb vom Feuer verschont und der nächste Waldbrand war wohl eine Meile vom Gute entfernt, trotzdem war auch da die Luft rauchererfüllt und wochenlang schien die Sonne als dunkelroter Feuerball durch grauen Rauch Dunst und ein brenzlicher Geruch machten das Atmen beschwerlich. Das Gras auf den großen Wiesen, das Getreide auf den Feldern verkümmerte, und nur durch sorgfältiges und reichliches Begießen konnte der Gärtner die Blumen und das Gemüse im Garten vor dem Verdorren schützen. Es war so heiß, daß wir Knaben immer hemdärmelig herumgingen, und wenn am Sonntag die gewohnten Gäste kamen, waren die Damen alle in luftige Musselingewänder, die Herren zwar im Frack, aber in weißer Weste und weißen „englisch Lederpantalons" gekleidet. — So brannte und darrte es bis in die zweite Woche des August, dann brach sich das Wetter; ein furchtbares, fast 12 Nachtstunden dauerndes Gewitter mit strömendem Regen kühlte die Luft, löschte die Waldbrände und ließ Feld, Wiese und Wald wieder zu grünendem Leben erwachen. — Anfang September verließen wir unsern Sommeraufenthalt, und die Lehrstunden, die ich von da an bis Ende Dezember 1835 mit meiner ältesten Schwester Antonie gemeinschaftlich bei meinem Vater hatte, begannen nun ernstlich.

## V.

Im Januar 1834, nachdem mein ältester Bruder Waldemar Schüler der Bornhauptschen Schule geworden, begann mein Vater mich zu unterrichten. Ich hatte bis zum Sommer eine Stunde täglich, von 8—9 Uhr morgens, und zwar in jeder Woche zwei Stunden Katechismus und biblische Geschichte, eine Stunde Rechnen und drei Stunden Geographie. Im Herbste wurden die sechs wöchentlichen Stunden auf zwölf vermehrt und der Geschichtsunterricht, verbunden mit dem der politischen Geographie, nahm von diesen zwölf Lehrstunden gerade die Hälfte in Anspruch. Die übrigbleibenden 6 Stunden wöchentlich waren gleich verteilt auf Religion — lutherischen Katechismus und biblische Geschichte, Rechnen und deutsche Sprache und Literatur der neueren Zeit von Klopstock bis zu den Romantikern, denen mein Vater als Dichter auch angehörte. Mein Vater stand früh auf, im Sommer um fünf, im Winter um 6 Uhr und trank den Kaffee mit meiner Mutter immer schon gleich nach 7, so konnten denn meine und meiner Schwester Lehrstunden schon um 1/28 Uhr beginnen. Als ich am 3. Nov. 1834 acht Jahre alt wurde, hatte ich die Weltgeschichte bis zur Reformation des Medo-Persischen Reiches unter Darius Hystaspis, kennen gelernt und meinem Gedächtnis waren die Tatsachen, Namen und Zahlen dieser ältesten Periode der Menschheitsgeschichte unvergeßlich eingeprägt. Der ganze Unterricht war — ausgenommen die Arithmetik — historisch, denn mein Vater ließ uns das Werden unsrer deutschen Sprache und Literatur, von Luther an bis zur Neuzeit, klar erkennen. Wir erlernten unsre Sprache weniger aus der Grammatik als aus der Lektüre unsrer besten Prosaiker und Dichter. Der Geographie eines Staates ging immer zur Seite eine Beschreibung des betreffenden Landes, seines Klimas, seiner Vegetation und Fauna. Anfons Reise um die Welt, Mungo Parke's Reisen in Afrika und Alexander v. Humboldts „Ansichten der Natur" gaben meinem Vater den Stoff zu seinen lebendigen Vorträgen über die Natur der tropischen alten und neuen Welt, und die schauerlichen Wunder der arktischen Zone schilderte er nach den Reiseberichten des russischen Marineleutenants Anzon, des Begleiters Baron Wrangells auf dessen Entdeckungsreise im nördlichen Sibirien und im sibirischen Eismeere, sowie nach den Erzählungen der Erforscher der Polargegend Nordamerikas und Grönlands, Scoresby, Roß und Parry.

Im November 1884 hatten mir, Antonie und ich, eine Woche Ferien, denn mein Vater war durch Haftarbeiten für die Gouvernements-Regierung zeitweilig zu sehr in Anspruch genommen und in den späteren Stunden des Tages kam er nicht zum Arbeiten, denn diese waren in Anspruch genommen durch Teilnahme an offiziellen Akten, herbeigeführt durch die zeitweilige Anwesenheit des Kaisers Nikolai I., seiner Gemahlin, des Großfürsten Thronfolger, späteren Kaisers Alexander II., sowie der Großfürstin Maria, nachherigen Herzogin von Leuchtenberg, in Riga. — Couren, Diners und Bälle folgten aufeinander, denen mein Vater in seiner doppelten Eigenschaft als livländischer Edelmann und kaiserlicher Beamter beizuwohnen hatte. — In der Stadt herrschte der größte, aufrichtigste Enthusiasmus, wo sich der Kaiser sehen ließ, jubelte ihm Alles, Vornehme und Geringe, Hurrah und Hoch rufend, entgegen. Das war kein befahlener Jubel, sondern ein spontaner, aus dem Herzen dringender, denn der Kaiser wurde in Wahrheit von den Liv-, Est- und Kurländern verehrt und geliebt. Es wurde erzählt, wie freundlich er die Bitte einer Frau P., die um Milderung des Urteils für ihren wegen Zolldefraudationen in Untersuchung stehenden Mann gebeten hatte, gewährt, und wie er, beim Besuch der Kantonistenschule in der Zitadelle, mit den in dieser Anstalt verpflegten Soldatenkindern humorvoll gescherzt habe. Solche Züge reiner Menschlichkeit rührten die Bewohner Rigas und sachten die Begeisterung für den Kaiser zu immer neuer Glut an. Auch meine Brüder und ich teilten diese Begeisterung der Erwachsenen für den Kaiser, und wenn wir mit Flinte, Säbel und Trommel im Zimmer umhermarschierten, dann sangen wir zur Melodie des Dessauer Marsches:

Die Trommel ruft,
Trompete klingt.
Wir ziehen fort zum Streite,
Wo uns Kaiser Nikolai (statt „König Friedrich")
Den Sieg verspricht' ꝛc. ꝛc.

Auch von dem Thronfolger wurden hübsche Anekdoten kolportiert. So wurde erzählt, er hänge seinem Erzieher, dem General Merder, mit kindlicher, rührender Liebe an, und habe, als Merder im vorigen Jahre eine Badereise nach Deutschland unternommen, während dessen Abwesenheit, jeden Tag, morgens und abends, das Bild desselben zärtlich geküßt. — Am 22. November sollte großer Ball im Ritterhause sein, dessen Besuch der Kaiser

für sich, die Kaiserin und die Großfürstin Maria, huldvoll den Repräsentanten des livländischen Adels zugesagt hatte. Der Thronfolger verließ schon vor dem Balle Riga. — Als eine höchst wichtige Sache wurde dieser Ball in den Adelskreisen besprochen und wie schon einige Tage vorher die beiden Landräte v. Transehe und v. Grote, die die kaiserliche Familie bei deren Auffahrt zum Ritterhause empfangen sollten, sich einübten, mit silbernen Armleuchtern in den Händen, die Paradetreppe, rückwärts gehend, hinaufzusteigen. — Von dem Ball im Ritterhause kann ich natürlich nichts erzählen, als daß er glänzend verlaufen und Kaiser, Kaiserin und die blutjunge Großfürstin höchst huldvoll gewesen seien und sich mit den Damen und Herren des Adels vorzugsweise deutsch, dazwischen auch französisch unterhalten, russisch aber garnicht gesprochen hätten, wohl aber kann ich von der großen Truppen-Revue, die der Kaiser auf dem Manöfelde, der „großen Esplanade" außerhalb der Festung, zwischen dem Glacis und der Elisabethstraße abhielt, als Augenzeuge berichten. An einem grauen, feuchten, aber nicht kalten Novembervormittage gingen wir vier älteren Kinder mit unserer Mutter aus der Stadt, um das militärische Schauspiel anzusehen, geleitet und beschützt von einem Polizei-Wachtmeister, dank der Vorsorge des Polizeimeisters Oberst v. Wakulsky, eines früheren Kollegen meines Vaters aus Paulucci's Zeiten. Unser Wachtmeister verschaffte uns einen guten Platz in der ersten Allee, hart an der Barriere der Esplanade, trotzdem in der Allee die Menschen gedrängt, Kopf an Kopf, standen. Nicht weit von uns, ebenfalls an der Barriere, war der den Beamten der Reichs-Kommerzbank polizeilich reservierte Platz, wo sich auch mein Vater befand. Das Gedränge war furchtbar; meine Mutter und wir Kinder wurden hart an die Barriere gedrückt und verdankten nur dem energischen Einschreiten des heransprengenden Polizeimeisters Wakulsky, daß wir nicht zu Schaden kamen, er teilte, vom Pferde herunter, dem uns drängenden Pöbel so kräftige, flache Säbelhiebe aus, daß die Menge rasch zurückwich und wir Luft bekamen. Ich war von meiner Mutter etwas abgedrängt worden, da hob mich Wakulsky über die Barriere auf sein Pferd und brachte mich zu meinem Vater. Auf der Barriere stehend, von meinem Vater gehalten, sah ich nun begeistert dem kriegerischen Schauspiel zu. — Die Generalität hielt zu Pferde kaum zehn Schritt von uns, in voller Paradeuniform, in weißen Lederhosen und hohen, blank gewichsten Stulpstiefeln, auf den Köpfen hatten die Generale

quergesetzte dreieckige hohe Filzhüte mit wallenden Büschen aus weißen, gelben und schwarzen Federn. Viele der Generale waren uns bekannt, so der Kommandant Baron Driesen, der Divisionsgeneral v. Manderstiern, der General v. Brevern und andere; in dieser Gruppe wurde deutsch gesprochen.

Bald kam der Kaiser herangesprengt mit seiner Suite, auf einem englischen Fuchspferde mit gestutztem Schweife reitend. Uebrigens waren die Pferde sämtlicher Generale so „englisiert", weil eine solche Verstümmelung des Pferdeschweifes vorgeschrieben war. — Die Regimenter standen in langen Kolonnen mit großen Zwischenräumen, in die jetzt der Kaiser, nur begleitet von sechs Mann seiner wasselmännischen Leibwache in tscherkessischer Kleidung, in schneller Gangart hineinritt. Er durchjagte alle die Zwischenräume zwischen den zahlreichen Kolonnen, mit ohrbetäubendem Zuruf von den Soldaten begrüßt und hielt dann an der Spitze der Generalität, etwa 15 Schritt von meinem Standorte. — Der Kaiser Nikolai, damals in der Vollkraft seiner Jahre, war ein bildschöner Mann, hoch von Wuchs, mit klassischen, edlen Zügen, die aber immer einen ernsten, fast strengen Ausdruck zeigten. Sämtliche Regimenter defilierten mit klingendem Spiel, im Parademarsch beim Kaiser vorbei und damit endete denn auch die Revue. — Der Kaiser, begleitet vom Generalgouverneur Baron Pahlen und den anderen Generalen, ritt mit seiner Suite zum Schlosse zurück und das Volk verlief sich rasch.

Von diesem Jahre an lernte ich Riga in den späteren Abendstunden und die Schwierigkeit der Straßenpassage bei schmutzigem, nassem Wetter kennen, denn ich wurde von nun an mit meinen beiden älteren Geschwistern zu den Teebesuchen, die meine Eltern in den Wochentagen bei befreundeten Familien machten, mitgenommen. — Die Straßenbeleuchtung war, wie ich schon erzählte, recht schwach, stand aber Mondschein im Kalender, so ließen die sparsamen Väter der Stadt die Laternen garnicht anzünden. Das fanden aber die meisten Rigenser ganz in der Ordnung und leuchteten sich entweder selbst mit kleinen Handlaternen oder ließen sich große Laternen von Dienern oder Hausknechten vortragen. Und das war sehr nötig, denn im Frühling und Herbst, auch im Winter bei weichem Wetter waren auf den Straßen große Kollachen, aus denen nur die großen Mittelsteine der Straße und, quer gegen diese gestellt, alle zwanzig Schritt Reihen großer Steine von einem Rinnstein zum andern hervorragten. Trottoire gab es nicht überall, so war es denn nicht leicht, einen Gang durch die Straßen zu

machen, ohne beſudelte Fußbekleidung zu bekommen Galoſchen von Leder trugen wohl einige Herren, die Damen und Kinder aber hatten „Randſtiefel“ an, Schnürſtiefel aus Kalbsleder mit dicken Sohlen. Gingen die Damen zum Beſuch, ſo hatten ſie ihre ſeidenen Schuhe mit Kreuzbändern im „Strickbeutel“, um die Fußbekleidung bei „den Fremden“ wechſeln zu können. Gab es leichten Froſt, der die Straßen trocknete, ſo drohte dennoch bei herrſchender Dunkelheit die Gefahr der „Polizeihaufen“. So wurden von den Rigenſern die auf Anordnung der Polizei von den Arreſtanten zuſammengekehrten Kothaufen genannt, die, namentlich in den Seitengaſſen, oft monatelang liegen blieben, vom Froſt aber der Trockenheit mit einer dünnen Kruſte überzogen wurden, die ſelbſt unter leichtem Tritt zuſammenbrach und jeden ſofort bis an die Knie in halbflüſſigen Kot verſinken ließ. Infolge dieſer eigentümlichen Straßenbereinigung erfüllte, ausgenommen im Winter bei ſtrengem Froſt, die Straßen Rigas ein widriger Geruch nach Miſt und Moder. — Am häufigſten galten dieſe Teebeſuche der Familie des livländiſchen Gouverneurs Freiherrn Georg von Falckerſahm und der des Maklers William Hay, eines Schotten, deſſen Vater ſchon nach Riga gekommen war und daſelbſt ein bedeutendes Handelshaus gegründet hatte.

Im März 1835 gaſtierte das berühmte Künſtlerpaar Haizinger[1] von der Mannheimer Hofbühne an unſerm Theater, der Mann ein Tenor von europäiſchem Rufe, die Frau als Sängerin und Schauſpielerin in Deutſchland berühmt. Amalie Neumann — ſo hieß ſie als Mädchen[2] — war die berühmteſte Darſtellerin der Luiſe in dem Singſpiel von Hollei „Die Wiener in Berlin“. Empfohlen von Hitzig in Berlin, wurde ſie auch bekannt mit meinem väterlichen Hauſe. Ihnen zu Ehren ſollte bei uns eine Teegeſellſchaft ſein und mein Vater ging um ½10 Uhr morgens zu den Haizingers in das Hotel London und nahm mich mit, damit ich meiner Mutter ſofort Beſcheid bringen könne, ob die Gäſte am Abend bei uns erſcheinen würden, ob nicht — Haizinger und Frau fanden wir in Morgentoilette. Als ſie zum

[1] [Anton Haizinger geb 1796, † 1866 in Wien, war großherzoglich badiſcher Kammerſänger — Seine Gattin Amalie, geb Marſtadt (geb 1800), gehörte ſeit 1826 zum Hofburgtheater in Wien, ihr Fach war das der tragiſchen und Luſtſpiel-Liebhaberinnen, ſpäter das der komiſchen Mütter † 1884 zu Wien Sie gaſtierte im April 1834 an 12 Abenden in Riga wo ſie auch zuſammen mit ihrem Manne ein Konzert im Schwarzhäupterhauſe gab ]

[2] [Das war vielmehr der Name ihres erſten Gatten ]

Abend bei uns zugesagt hatten, empfahl sich mein Vater, weil er zur Behörde mußte, ließ mich aber, auf Bitten der Madame Halzinger, bei dem liebenswürdigen Künstlerpaar zurück, das sich und mich damit amüsierte, mit mir dreistimmig verschiedene mir bekannte Lieder zu singen, wobei ich den Sopran, Madame Halzinger aber den Alt sang. Als wir eben „Freut euch des Lebens“ intonierten, kamen zwei Verehrer der Künstler, der Weinhändler Herr G. A. Schweinfurth und der stets für das „Ewig-Weibliche“ schwärmende Herr A. Reimers — Karoline Bauerschen Angedenkens — zum Besuch. Bald wurde ein Frühstück mit Champagner serviert, an dem auch ich teilnahm, und endlich wurde ich, etwas stark angeheitert, von dem Künstlerpaar, beschenkt mit mehr als einem Dutzend Messinaapfelsinen in einem großen Papierbeutel, mit Liebkosungen entlassen. Ich hatte nicht weit nach Hause und schritt, etwas benebelt vom ungewohnten Champagner, meinen Weg entlang, begleitet von einigen Straßenjungen, die mich um Apfelsinen baten. Die Jungen folgten mir in die Wallstraße bis an unsre Haustür, da schuf in mir die Weinlaune eine großmütige Regung und ich verteilte unter die Straßenjungen, zu deren größtem Jubel, alle Apfelsinen, bis auf fünf für meine Geschwister und für mich. Meine Mutter schalt mich ob dieser unnützen Großmut, mein Vater aber, als er, aus der Bank heimgekehrt, von der Geschichte hörte, lachte und tadelte mich darob.

Damals und später, bis in die 50er Jahre, gab es in Riga noch eine regelrechte, deutsche Straßenjungenschaft, die sich größtenteils aus den deutschen Handwerkerlehrlingen und aus den Schülern der städtischen Elementarschulen rekrutierte, ein großes Kontingent zu dieser die Straßen belebenden Genossenschaft stellten aber auch die unteren Klassen der Kreisschule, der Domschule und des Gymnasiums. Der Rigaer Straßenjunge konnte es, was den Witz betrifft, mit seinem Berliner Kollegen nicht aufnehmen, wohl aber kam er diesem gleich in Frechheit und Schabernackspielen. Ein Hauptvergnügen dieser edlen Zunft war, lettischen und litauischen Bauernfuhrenzügen, die Flachs oder Leinsaat zur Stadt brachten und, unbekannt mit dem Wohnort des „Bauerhändlers“, an den sie adressiert waren, den Weg in eine Sackgasse zu weisen, in der sich die Fuhren natürlich bald fest fuhren. Zog an den großen Kronsfeiertagen die Bürgergarde hoch zu Roß, mit vier blasenden Trompetern und dem Herrn Rittmeister voran, durch die Straßen der Stadt zur Wachtparade, dann liefen die Straßenjungen in hellen Haufen neben und hinter den Reitern her und

fangen, die Trompeten übertönend, zu großem Gaudium des Publikums:

„Trenk, trenk — Trenk, trenk
Drei Häring' für ne Mark!"

Der Rigaer Straßenjunge ist jetzt ausgestorben und mit ihm der Straßenhumor.

Mitte August 1835 zogen wir in das Sturmsche Haus in der gr. Schlaßstraße, das jetzt dem russischen Konsistorium gehört. — Wir hatten früher nur in kleinen, stillen Nebenstraßen gewohnt, jetzt zogen wir in die earnehmste Straße der inneren Stadt, die, zwar nicht so belebt wie die städtische Kalkstraße oder die Kaufstraße, doch immerhin durch die Nähe des Schlosses und durch das in ihr befindliche Zollhaus — das damals ein Schild hatte mit der dreisprachigen Aufschrift: „Таможня, Zollhaus, Custumhouse" — in der Woche, wie an Sonn- und Feiertagen, genug regen Verkehr bot. — In diesem Quartier haben meine Eltern fast 16 Jahre, bis 1851, d. h. bis zum Tode meines Vaters, gewohnt. Das Eckhaus neben uns gehörte dem Stadtbibliothekar Thielemann, der das kleine, hochgiebligе Haus auch selbst bewohnte, das andre Haus neben uns wurde in den ersten Jahren von der Familie van Exe, später nacheinander von Lasewitz, dem Tuchfabrikanten und Tuchhändler, und zuletzt von der aus Archangel hergezogenen reichen Kaufmannsfamilie Brandt bewohnt. Unserm Hause schräg und grad gegenüber lagen zwei Eckhäuser der großen Kütergasse, das Drachenhauersche und das v. Dahlsche. Mit den Drachenhauers standen wir, wie das damals in Riga mit fremden Nachbarn Sitte war, auf dem Grüßfuße, mit den Einwohnern des v. Dahlschen Hauses aber waren wir schon früher bekannt und wurden jetzt, als nächste Nachbarn, erst recht vertraut. Das Haus gehörte dem Herrn v. Dahl auf Engelhardtshof, der das Parterre für sich und seine Familie als Absteigequartier vorbehalten hatte, die Beletage hatte er seinem Bruder, dem Kameralhofsrat v. Dahl, das Quartier zwei Treppen hoch dessen Schwiegersohn Herrn v. Tall vermietet. Mit der Familie beider Brüder v. Dahl war meine Mutter noch aus ihrer Mädchenzeit her bekannt und duzte sich mit den drei älteren Töchtern des Herrn v. Dahl-Engelhardtshof, von denen die älteste schon verstorben war, die beiden andern mit dem Professor Dr. Chr. Ulmann und dem Pastor zu Dünamünde Adolph Albanus, einem Sohne des Stadtsuperintendenten Dr. August Albanus, glücklich verheiratet waren. — Das Haus neben dem v. Dahlschen, zweietagig, mit überaus

hohem Dache, gehörte dem damals schon verabschiedeten Bürgermeister Rollsen. Die Parterrewohnung hatte der Gouvernementsprokureur Gustav v. Petersen inne, „der Kopf in der Schloßstraße“ genannt, weil er fortwährend mit dem Kopfe aus dem Kappfenster herausfah und alle Vorübergehenden ansprach, um Neuigkeiten zu sammeln; die Beletage bewohnte Bürgermeister Rollsen mit zwei unverheirateten, ältlichen Töchtern. Der Vater Rollsen war ein bildschöner, hochgewachsener Greis, mit langem, dichtem, schneeweißem Haupthaar, das eine hohe, klare Stirn umrahmte. Er war über achtzig Jahre alt und verließ kaum mehr seine Wohnung. Am Morgen um 9 Uhr setzte er sich an ein Fenster, immer in einem langen, bläulich-grauen Betrock gekleidet und mit blütenweißer Halsbinde, und las eifrig Zeitungen. Um 1 Uhr verschwand er am Fenster und erschien dort erst wieder am Nachmittag gegen 4 Uhr. So ging es Tag für Tag. Mein Vater, der den alten Herrn von früher her kannte, sprach mit großer Anerkennung von seinen geistigen Gaben und seinem Charakter. Die beiden Töchter saßen auch, und zwar jede für sich, an einem Fenster und vor jeder lag auf dem Fensterbrett ein weißer Spitz mit rotem Halsband mit einigen Schellen daran, die beiden Damen waren stets mit dem Strickstrumpf oder einer Filigran Arbeit beschäftigt. — In das Parterrequartier des Rollsenschen Hauses zog später, in den 40er Jahren, der spätere Minister und Graf Walujew, ein Großsohn der Gouverneurin v. Folkersohn und dadurch schon mit meinen Eltern sehr gut bekannt. In dem Nebenhause, dem Brauserschen, bewohnte die Beletage der Hausbesitzer, die zweite Etage der Ratsherr Strejow, der mit einer v. Knorring verheiratet war, und die dritte Etage ein unverheirateter Verwandter der Brauers, Herr Christel v. Stein. — Nach dem bald erfolgenden Tode des Ratsherrn Strejow bezog dessen Quartier ein sehr lieber Freund meines Vaters, der Regierungssekretär Friedrich v. Schwebs, dessen Frau, eine geborene Gräfin Orourk, bald zu den intimsten Freundinnen meiner Mutter gehörte, sie sprachen sich immer an mit: „liebes Brackelchen“ und „liebe Schwebsken“ oder „Schwebschen“.

Meine Mutter war mit dem neuen Quartier sehr zufrieden, noch zufriedener aber wir Kinder, da uns unsere lieben Kinderspielplätze „der Wall“ und das Gärtchen vor Großmamas Hause nun wieder leicht erreichbar waren. Und dann das Leben auf der Straße, besonders an den hohen Kronsfeiertagen! Da zog erst, vor Beginn der Kirche, die von uns bewunderte Bürgergarde an

unserm Hause vorüber, und noch der Kirche der schier endlose Equipagenzug zum Schlosse hin, zur großen Cour beim Generalgouverneur. Diesen Eindruck machte auf uns die Auffahrt des Rates der Stadt, ein langer Zug von stattlichen Equipagen. Voran der viersitzige, geschlossene Wagen der vier Bürgermeister, mit den gemalten Stadtwappen auf den Schlägen und den silbergetriebenen auf den Bockdecken, mit galonniertem Kutscher und zwei in blaue Uniform gekleideten Ministerialen mit dreieckigen Hüten hinten auf und bespannt mit zwei großen, reichgeschirrten braunen Holsteiner-Pferden. Diesem Wagen folgte ein ähnlicher viersitziger, ebenfalls mit zwei braunen, aber weniger reichgeschirrten Pferden bespannt, in dem die vier ältesten Ratsherren zur Cour fuhren, und dann noch eine Reihe von sechs Kaleschen, je mit zwei schwarzen Pferden bespannt. In derselben Ordnung kehrten nach einer Stunde diese Equipagen wieder vom Schlosse zurück.

Die Lehrstunden bei meinem Vater wurden mit so großem Eifer fortgesetzt, daß meine Schwester und ich bis zum Ende des Jahres die Weltgeschichte bis 1815 durchgearbeitet hatten, sowie die politische Geographie sämtlicher fünf Erdteile. Die Geschichte von 1815 an lernte ich erst viel später, und zwar nur aus Lektüre kennen, da die Geschichte der Gegenwart weder in der Bornhaupt-Buchholtzschen Schule noch im Gymnasium in den Lehrplan aufgenommen war.

## VI.

Im Januar 1836 trat ich in die dritte Klasse der Bornhaupt-Buchholtzschen Schule ein. Die Schule war sehr besucht; in der Tertia allein waren gegen dreißig Schüler, die mir fast alle unbekannt waren. Mein Bruder und mein Vetter Karl Vegesack waren im Dezember 1835 nach Sekunda versetzt worden. Gar weit hatten wir es nicht bis zur Schule, denn diese befand sich im ersten Stock des jetzigen v. Magnusschen, damaligen Langeschen Hauses; wir, mein Bruder Woldemar und ich, brauchten also höchstens fünf Minuten zu gehen. Vier Straßen kamen an der Ecke des Schulhauses zusammen: die große Schloßstraße, die große Jakobstraße, die große Sandstraße und die Scheunenstraße, der Eingang war von der Sandstraße. Die ganze große Beletage war von der Schule, fünf Klassen- und einem Lehrerzimmer, eingenommen und das Parterre des Hauses bewohnte seit 1837 der eine der Schuldirektoren, Dr. Barnhaupt, während der andre

Direktor, Dr. Buchholtz, im Aschemorschen Hause in der Schulenstraße, hinter dem Gymnasium, sein Domizil hatte und mehrere Etagen des Hauses mit seinen zahlreichen Pensionären — zu Zeiten gegen fünfzig — und ein paar Sproch und Musiklehrern bewohnte. Die große Wirtschaft leitete seine Schwester Charlotte, von den Pensionären familiär „die alte Lotte“ genannt. — Der Schulunterricht begann gleich noch 8 Uhr morgens, nachdem alle Klassen gemeinschaftlich eine Andacht mit Choralgesang, den der Singlehrer, Organist Bergner von der Petrikirche, auf dem Klavier begleitete, abgehalten hatten. Um 1 Uhr wurde die Schule geschlossen, begann aber wieder, mit Ausnahme der Mittwoche und Sonnabende, um 3 Uhr und dauerte bis 6 Uhr nachmittags. In den dunkeln Winternachmittagen wurden die Schulräume durch Talglichte, zwei für jeden Schultisch und zwei für das Katheder, erleuchtet; in der Tertia brannten gegen 16 Talglichte und erhellten das Zimmer so ziemlich. — Im Januar 1836 lernte ich nur den einen Direktor, Dr. Buchholtz, kennen, Dr. Bornhaupt war mit seiner jungen Frau Kathorine, geb. v. Huyckelhoven, nach Deutschland gereist, um in den dortigen Bädern seine leidende Gesundheit wiederherzustellen; er blieb den Winter dort und kehrte erst im Sommer 1836 in die Heimat zurück, hergestellt von seinen Leiden und so gekräftigt, daß er sich von da an ununterbrochen seinem segensreichen, aber gar mühseligen Berufe widmen konnte.

Den Unterricht erteilten die beiden Direktoren, die Oberlehrer des Gymnasiums und einige wissenschaftliche und Sprachlehrer. Aus der Primo mit einem guten Zeugnis entlassen, traten die Schüler, nach einem der Formalität wegen abgehaltenen Examen, in die Sekunda des Gymnasiums; die Examinatoren waren dieselben Oberlehrer, die den Unterricht in den alten Sprachen, in der Mathematik und Geschichte sowie in der russischen Sprache, Geschichte und Literatur in der Bornhauptschen Schule erteilt und bei Aufstellung des Zeugnisses für die Versetzung des betreffenden Schülers in die Sekunda des Gymnasiums gestimmt hatten. Die andern Privatschulen Rigas, die Käserlingsche, die Aßmussche und die Comprechtsche brachten ihre Schüler nur bis zur Tertia des Gymnasiums, und wurden, hauptsächlich aus diesem Grunde, vom Adel, der reichen Kaufmannschaft und den Gelehrten weniger geschätzt als die Bornhaupt-Buchholtzsche. Noch ein Grund der größeren Frequenz dieser Schule war, daß neben der gelehrten Primo eine Realprimo bestand, in der die Knaben zu Kaufleuten und Technikern herangebildet wurden.

Die Gymnasialoberlehrer unterrichteten in der Prima und Sekunda, während den Unterricht in Quarta und Tertia außer den Direktoren die wissenschaftlichen Lehrer, Sprach-, Zeichen- und Schreiblehrer, erteilten. — Der Direktor Buchholtz gab Unterricht in der Religion, Geschichte, Geographie, im Latein und im Rechnen in Quarta und Tertia, während Dr. Bornhaupt diese Lehrgegenstände in der Sekunda und in der Realklasse, in Prima aber deutsche Literaturgeschichte, deutsche Sprache, Poesie und Metrik und Religion vortrug. Naturgeschichte wurde nur in Tertia, Sekunda und in der Realklasse von Dr. Bornhaupt vorgetragen. Die niederen Hilfslehrer waren Zimmermann, später Oberlehrer der Geschichte am Mitauer Gymnasium, die französischen Lehrer Vignez und Pettavel; die russischen, Neschenzow und Oserow, der Schreiblehrer Feldmann und der Zeichenlehrer für alle Klassen, Langwitz. Der Unterricht im Griechischen begann in Sekunda und wurde bis 1839 von Dr. A. Sverdstö, später von Oberlehrer A. Krannhals gegeben. In Prima wurde der Unterricht in den Sprachen und der Mathematik und Physik nur von Oberlehrern des Gymnasiums erteilt, und zwar, Latein von Dr. Krohl und Oberlehrer Kühn, Griechisch von Oberlehrer Krannhals, Russisch von Oberlehrer Tschonandrizky, später Schafranow; Mathematik von Dr. Deeters und Physik von Oberlehrer Kühn. Die Winter- und Sommerferien waren kurz zugemessen, den 22. Dezember war das öffentliche Schlußexamen und am 7. oder 8. Januar begann die Schule schon wieder. Die Sommerferien dauerten vom 23. Juni bis zum 7. oder 8. August; zu Ostern wurden achtzehn Wochen, zu Pfingsten drei Tage gefeiert; aber außerdem gab es eine Menge „Kronsfeiertage", die durch Schulschluß gefeiert werden mußten.

Das damalige Schulhaus hat sich darin verändert, daß im Parterre Laden eingerichtet sind, vielmehr hat sich aber die Physiognome der angrenzenden Straßen verändert. An Stelle der Börse waren die in den oberen Etagen zu einem Hause vereinigten drei Panderschen Häuser mit zwei Fronten, zur Jakobs- und zur großen Schloßstraße hin, deren Hinterhaus mit Stall und Remise an der kleinen Schloßstraße lag. Im selben Jahre, da ich zur Schule kam, wurde im Parterre dieser Häuser eben die dritte große Buchhandlung Rigas, die Götschelsche, neu etabliert, in nächster Nähe der ältesten, vormals Hartknochschen, dann Hartmannschen und endlich Franzenschen Buchhandlung, die im Parterre des Eckhauses an der gr. Sandstraße und Jakobsstraße, gerade gegenüber unsrer

Schule, ihr Lokal hatte. Die dritte, zweitälteste der Rigaer Buchhandlungen, die von J. Deubner, befand sich im Parterre des Hauses an der Ecke der Neu- und Kramerstraße, gegenüber dem „Domesgang". — Auch die Konditorei von J. N. Caviezel sah anders aus als jetzt, sie bestand nur aus einem großen Eckzimmer zur gr. Schlaßstraße hin, und erst Ende der 30er Jahre kam dazu, links von dem Entree, eine „Damenseite", ein kleines, schmales Zimmer, in dem der Kaffeeladen war und wo die Damen zuweilen Chokolade tranken und Eis aßen. Rechts war das Frühstückslokal für Herren, wo Kuchen, Butterbröte, Pasteten, Bouillon rc., aber keine warmen Speisen zu haben waren, eine Restauration existierte eben garnicht in diesem Lokal zur Zeit Caviezels.

Zwischen den Schuldirektoren und den Schülern sowie deren Eltern bestand ein freundschaftliches Verhältnis, Familienfeste machten die Herren Daktoren immer mit, und ihre Geburtstage, namentlich der des Dr. Buchholtz, wurde solenn gefeiert. Die Schule war für den Tag geschlossen, aber schon gegen 7 Uhr morgens versammelten sich sämtliche Schüler im Buchholtzschen Pensionsquartier, um mit Choralgesang, oft auch mit einer vom Organisten Bergner komponierten Cantate, das Geburtstagskind zu erwecken und ihm die oft kostbaren Geschenke der einzelnen Klassen zu überreichen. Alle Gratulanten wurden mit Kaffee und Gelbkringel bewirtet und mit einer Einladung zum Abend beehrt. Im Laufe des Tages gratulierten die Eltern der Schüler und die Lehrer und wurden ebenfalls zum Tee und Abendessen invitiert, was Dr. Buchholtz, ohne Verschwender zu sein, tun konnte, da ihm zu diesem Abendfeste Wein, Bier, Zigarren und Viktualien von den wohlhabenderen Familien seiner Schüler in überaus reichlicher Menge ins Haus geschickt wurden. Der Geburtstag fiel auf den 15 Februar und daher oft in die Fastnachtszeit, da spielten denn bei der Bewirtung die „Stapfkuchen", die spezifisch Rigische Fastnachtsleckerei, eine große Rolle. Auch erschienen wir Schuljungen zum Abend maskirt, freilich höchst einfach, und tanzten bei Klaviermusik fröhlich mit den kleinen Schwestern unsrer Kameraden. Das Souper, bestehend aus Bouillon, Butterbrot und Kuchen, nahmen die Kinder stehenden Fußes ein, die Erwachsenen saßen an gedeckten Tischen.

Die meisten Lehrstunden waren den alten Sprachen — in der Realprima den neuen — sowie der Geschichte, Literaturgeschichte und Geographie zugeteilt; Mathematik und Russisch wurden auch recht fleißig getrieben, der Unterricht im Französischen und Eng-

lischen war dagegen, was die Anzahl der ihm gewidmeten Wochenstunden betrifft, stiefmütterlich behandelt, ausgenommen in der Realprima. — Die Schule besaß ganz vortreffliche große Wandkarten von allen fünf Welttheilen, eine Menge Bilder, ethnographischen, zoologischen und botanischen Inhalts, sowie ein gutes, recht vollständiges physikalisches Kabinet, so daß den Schülern Gestalt und Leben unsrer Erde gut zur Anschauung gebracht werden konnte. Für den Singunterricht war gut gesorgt, denn in der Person des Herrn Organisten Bergner hatten wir einen vortrefflichen Gesanglehrer, der uns Knaben zu behandeln verstand, so daß wir den mehrstimmigen Gesang spielend erlernten und bald als Chorsänger in der Kirche gebraucht werden konnten. Wir Brackels hatten alle ein sehr gutes Gehör und starkes musikalisches Gedächtnis und wurden bald die Lieblingsschüler Bergners und die Solisten der Schule, d. h. meine drei jüngeren Brüder und ich.

(Fortsetzung folgt.)

# Literarische Rundschau.

## Ein Wort über die heutige literarische Kritik.

Ein vielfach als Berufskritiker tätiger Schriftsteller, Adolf Bartels, hat sein kritisches Urteil über das gesamte Schaffen des deutschen Volkes in einer „Geschichte der deutschen Literatur“ zusammengefaßt, dieses Buch hat viele, zum Teil recht scharfe Kritiken erfahren, und dieser Kritiken erwehrt sich nun der Verfasser in einer Gegenkritik, die die Form einer recht ansehnlichen Broschüre gewonnen hat. Kritik über Kritik! Soll jetzt noch ein Kritiker vierter Potenz hinzutreten, ein „Ueberkritiker“, ein „abstracteur de la quintessence“, wie weiland Rabelais sich nannte? Dennoch mag das hier einmal geschehen, um auf ein lesenswertes Buch aufmerksam zu machen, in dem der Verfasser, über sein nächstes Ziel hinausgehend, prinzipielle Fragen von Bedeutung anregend bespricht*.

Adolf Bartels gehört zu denen, die im trefflichen „Kunstwart“ für Freiheit und Ernst der Kunst streiten. In vorliegendem Falle verficht er allerdings in erster Linie eine persönliche Sache, und zwar ausgesprochen und absichtlich in durchaus persönlicher und subjektiver Art. Ein Urteil über das Buch müßte also eigentlich auch ein Urteil über Bartels' Persönlichkeit werden; damit aber will ich keinem der künftigen Leser dieses Buches vorgreifen, jeder wird es sich leicht bilden können, und, je nachdem er sich dem Verfasser gesinnungsverwandt fühlt oder nicht, wird es sehr verschieden ausfallen, aber langweilen wird sich bei dieser Lektüre niemand, an der frischen, tapferen und ehrlichen Polemik kann jeder Unbefangene, auch der Andersdenkende, sich erfreuen. Auch wo Bartels seiner Polemik durch prinzipielle, theoretische Erörterungen einen Unterbau gibt, verleugnet sich nicht der das Ganze durchziehende subjektive Ton, und darum ist es natürlich, daß jeder, der sich über diese Fragen eigene Anschauungen gebildet, hier gern ein Fragezeichen setzen möchte, dort dies oder jenes vermißt. In den Darlegungen über Subjektivität und Objektivität der Kritik, Forschung und Darstellung in der Literaturgeschichte, über den Anteil, den

*) Adolf Bartels. Kritiker und Kritikaster. Pro domo et pro arte. Lpz. 1903. Eduard Avenarius. 124 S. Preis 1 M.

Geschichte, Psychologie und Aesthetik an der literarischen Kritik haben sollen, sind richtige Grundgedanken, doch nur nach einer Richtung hin, durchgeführt, und es ließe sich mancherlei Ergänzendes und Modifizierendes hinzufügen, aber Bartels hat hier wohl auch gar nicht etwas Abschließendes und Erschöpfendes geben wollen, sondern es kam ihm nur darauf an, verkannte oder nicht berücksichtigte Wahrheiten recht deutlich ans Licht zu stellen, und jedenfalls zeigt er sich überall als einer, dem es nicht um Phrasen und geistreiche Einfälle zu tun ist, sondern um die Sache.

Zahlreiche Angriffe von Rezensenten, denen gegenüber er sich im Stadium des Humors angelangt weiß, haben ihn veranlaßt, über Wesen und Wert der Kritik Erwägungen anzustellen. Er geht zunächst von der Frage aus. Brauchen wir überhaupt eine Kritik? Noch zwei Seiten hin könnte und sollte die Kritik nützen, sie sollte Schlechtes abwehren und Gutes fördern. Beides leistet nach Bartels' Meinung die heutige literarische Kritik nicht. Sie hat weder die Herrschaft der Sensationsstücke auf der Bühne noch der Leihbibliothekramone in der Lesewelt verhindert, ja dem Theater hat sie mehr geschadet als genützt. Und wo einmal wirklich Bedeutendes den Beifall des Publikums erlangt, ist das Verdienst der Kritik daran ein geringes. Tatsächlichen Nutzen bringt also gegenwärtig die Kritik nicht. Aber damit ist über ihr Existenzrecht kein Urteil gefällt, denn die Kritik ist, ebenso wie das künstlerische Schaffen, eine notwendige Lebensbetätigung, ja in höchstem Sinne gefaßt ein Nach- und Neuschaffen. Und weil und wo sie das ist, vermag sie denn auch in gewissen Zeitlagen wegweisend, nationale Ideale schaffend zu wirken. Beispiele einer solchen Kritik sind vor allen Lessing und Herder. Bartels wirft die Frage nicht auf, inwieweit eine derartige Kritik gerade den Bedürfnissen unsrer Zeit entspräche, ob Anzeichen für die Entwicklung einer solchen vorhanden seien. Daß uns jetzt eine Kritik besonders not tut, die nicht je nach Laune, Stimmung und Mode hin- und herfährt, sondern aus einer großen und sichern Welt- und Kunstanschauung schöpft, kann kaum bezweifelt werden; denn unsre Literatur befindet sich in einer Zeit des Uebergangs, die alten Bahnen sind verlassen, Ansätze zu Neuem und wohl auch Gutem sind reichlich da, die Zahl derer, die etwas können, die eine persönliche Note anschlagen, ist nicht gering. Warum sollte man daran verzweifeln, daß daraus eine einheitliche nationale Kunst werden könnte? Aber auf die Hilfe einer wegweisenden Kritik, wie sie die Zeit Goethes vorbereitete, darf man dabei nicht rechnen; in der kritischen Betrachtung der Kunst, wie sie heute geübt wird, ist wenig zu spüren von der Schärfe der Konsequenz, mit der Lessing überlebten Traditionen zu Leibe ging, wenig auch von dem Geiste Herders, von jener Vereinigung weltumfassenden Weitblicks und andächtiger Versenkung

in die einzelne Erscheinung, jenes prophetische Vermögen, nachzufühlen und vorauszuschauen, durch das er zum Vermittler zwischen Altem und Neuem, zum kritischen Wegweiser des jungen Goethe wurde. Der heraarstehende Charakterzug der Kunstkritik von heutzutage, so weit sie wenigstens in der Journalistik zu tage tritt und Gemeingut geworden ist, scheint ein recht willkürliches Herumraten und Experimentieren zu sein, wobei bald in dem einen, bald in dem andern Prinzip, oft in ganz technischen Aeußerlichkeiten, das allein wahre Arcanum gesucht und verkündet wird. Und daß es so ist, ist nur zu verständlich. In Lessings und Herders Zeit war es möglich, das gesamte Wissen in seinem wesentlichen Gehalt zu umfassen und zugleich allen Tageserscheinungen auf dem Gebiete der Literatur aufmerksam zu folgen und sich in sie zu vertiefen. Das verbietet heute die Spezialisierung der Wissenschaften einerseits, die litterarische Massenproduktion anderseits. Wer in der Tagesliteratur ganz zu Hause sein will, dem gehen Zeit und Stimmung verloren, die er zur Sammlung und Vertiefung des Wissens und der Einsicht brauchte, und wer nach begründeter Erkenntnis strebt, wird an den Tageserscheinungen nur in beschränktem Maße teilnehmen können. Wie viel oder wie wenig ferner der heute geübte Betrieb der Wissenschaften mit seiner Arbeitsteilung und der exakten, mikroskopischen Technik der Einzeluntersuchung zur Gewinnung grundlegender, das Ganze im Kleinsten erblickender Anschauungen beizutragen vermag, ist eine Frage, deren Erörterung im allgemeinen uns hier zu weit führen würde, die auch jetzt wohl kaum nach beantwortet werden kann. Die wissenschaftliche Erkenntnis vom Wesen der Dichtung, der Kunst überhaupt, scheint jedenfalls an tiefem Eindringen in das Wesentliche und an Ueberblick über das Ganze mehr verloren zu haben, als die verfeinerte Analyse der ästhetischen Psychologie und der Kunsttechnik zu ersetzen vermag.

Doch zurück zu Bartels. Im nächsten Kapitel erörtert er „das Recht des Kritikers“ und zugleich auch die aus dem Rechte erwachsenden Pflichten. Er geht von zwei neuerdings darüber geäußerten, widersprechenden Meinungen aus. Ernst v. Wildenbruch verlangt Respekt von jedem ehrlichen Schaffen. Maximilian Harden dagegen, der kritische Phantasmagorist par excellence, möchte den Kritiker von jeder Pflicht der Gerechtigkeit absolvieren, wofern er nur eine starke, für sich selbst etwas bedeutende Persönlichkeit ist. Bartels weist das mit einem Hinweis auf den rezeptiven oder höchstens reproduktiven Charakter der Kritik zurück und führt weiter aus, wie beim Kritiker das Recht der Subjektivität und die Pflicht der Objektivität ineinander greifen, das Recht, seine eigene Persönlichkeit zu behaupten, und die Pflicht, den schaffenden Künstler als selbständige Persönlichkeit neben sich gelten zu lassen. Eingehend

erörtert er die Fälle, wo der Kritiker „einschreiten“ muß, die Skala der Strenge, in der das geschehen darf oder muß, und schließlich die Frage: Immerwert darf der Kritiker persönlich werden? So gewinnt er den Prüfstein, um „Kritiker und Kritikaster“ zu scheiden, den „geborenen“ Kritiker und seinen Antagonisten. Unter den Kritikastern stellt er, entsprechend den Eigenschaften des wahren Kritikers, die ihnen fehlen, vier Haupttypen auf: den Wahrheitsfeind, den Schimpfdold, den geistreichen Raisonneur und den gelehrten Kleinigkeitskrämer. Für jeden dieser Typen findet er Vertreter unter den Rezensenten seiner Literaturgeschichte, mit denen er nun, oft in höchst ergötzlicher und drastischer Weise, abrechnet. Und damit hat sich Bartels den Weg geräumt zu den Kapiteln, die den Höhepunkt seines Buches bilden. Er zerlegt den „kritischen Prozeß“ in seine Stadien, deren unterscheidet er drei, die gleichartigen Stadien des künstlerischen Schaffens entsprechen, zunächst die Konzeption, die Aufnahme des Kunstwerks, ferner die Reflexion, die geistige Durchdringung, endlich die Reproduktion, die der Produktion des Künstlers entspricht. Je nach dem, zu welchem Stadium der Kritiker durchgedrungen ist oder welches er in der Kritik in den Vordergrund treten läßt, stellt Bartels drei „Arten der echten Kritik“ auf, die Stimmungs- oder impressionistische Kritik, die Reflexionskritik und die nachschaffende Kritik. — Die Stimmungskritik gibt die subjektive Empfindung des ersten Gefühlseindrucks wieder. Die Reflexionskritik führt uns die zergliedernde Verstandesarbeit in ihrem Gange vor. Die nachschaffende Kritik endlich läßt das Kunstwerk in und aus seinen Lebensbedingungen neu entstehn. Sie zeigt, wie aus diesen Ideen durch diese Persönlichkeit gerade dieses Werk geschaffen werden mußte. Das ist das Ideal der Kritik, nur wenigen erreichbar. Für jede dieser drei Arten teilt Bartels schöne Beispiele mit oder weist auf solche hin.

Zum Schluß widmet er der höchsten Zweckbestimmung der Kritik sehr beherzigenswerte Worte, indem er die Frage aufwirft: „Kunstkritik oder nationale Kritik?“ Unter „Kunstkritik“ ist hier eine solche verstanden, die ein absolutes, für alle Völker und Zeiten giltiges Kunstideal aufstellt, eines, das nicht bloß in der Idee vorhanden, sondern irgendwo in der Wirklichkeit, in Vergangenheit oder Zukunft gesucht wird. Dem gegenüber weist er mit Recht darauf hin, daß überall wahre und hohe Kunst sich nur auf dem Boden nationaler Kultur, von starkem, individuellem Volksgeist getragen, entwickelt hat. Darum muß auch die Kritik national sein; ihre höchste Aufgabe ist es, das nationale Bewußtsein wachzuhalten für das, was seiner Eigenart angemessen ist, was es in dieser seiner berechtigten Eigenart fördert, „nationale Ideale“ aufzustellen, „denen ganze Generationen von Künstlern nachzuringen haben.“ Uns, die wir an einer Völkergrenze leben, liegen diese Fragen

besonders nahe. Wir stoßen oft auf Persönlichkeiten, die gewissermaßen mehreren Nationen zugleich und darum keiner so recht angehören, und sehen das in der Regel auf Charakterlosigkeit der Gesinnung beruhen. Doch kann auch nicht geleugnet werden, daß bei einzelnen fein angelegten Naturen ein solches Zusammenfließen nationaler Kulturen eine ganz sympathische Mischung zu erzeugen vermag, besonders bei gebildeten Frauen, die etwa durch die Ehe aus einer Nation in die andre übergehn. Solche Personen kann man dann gleichsam als vermittelnde Diplomaten ansehen, die bei dem einen Volke Verständnis für die Kultur des andern erwecken, und in diesem Sinne sehen wir denn in weiterem Kreise auch einzelne Schriftsteller wirken, die mehrerer Sprachen mächtig, bei mehreren Nationen eingebürgert, der einen über das geistige Leben der andern berichten, wie z. B. Karl Hillebrand und Max Müller. Männer der Art werden dann wohl gelegentlich als glänzende Gegenbeispiele gegenüber der angeblichen Engherzigkeit des sog. Nationalismus angeführt. Nichts kann verkehrter sein als das, gerade daß ein solcher diplomatischer Verkehr zu einer gewissen Notwendigkeit geworden ist, beweist, daß das Beste im geistigen Besitze jedes Volkes nicht internationales Gemeingut sein kann; und, wie Bartels in Bezug auf Hillebrand hervorgehoben hat, solche Vermittler gehören nicht zu den produktiven, neue Werte schaffenden Naturen.

Zu den nationalen Pflichten der Kritik gehört auch die Abwehr schädigenden fremden Einflusses, der, nach Bartels, augenblicklich in besonderem Maße von außen wie von innen in die deutsche Literatur eindringt, von außen durch die Menge von Uebersetzungen der Franzosen, Skandinavier, Russen usw., von innen durch die rührige Tätigkeit eines Volkes deutscher Zunge, aber fremder Abstammung. Diesem letzten Gegentonde hat Bartels einen Anhang gewidmet, in dem er vieles zusammenfaßt und weiter ausführt, was durch die früheren Kapitel hindurchklingt. Er handelt von dem „Judentum in der deutschen Literatur". Bartels berührt hier und skizziert in flüchtigen Zügen ein wichtiges Kapitel der deutschen Kulturgeschichte, das schon aus wissenschaftlichen Gründen geschrieben werden müßte, vor allem aber aus nationalpolitischen Gründen; denn schließlich ist es doch notwendig geworden, einmal objektiv festzustellen, was das deutsche Volk seinen jüdischen Landesgenossen aufs Kredit und aufs Debet zu schreiben hat. Freilich stellen sich dem alle Schwierigkeiten, die an sich schon die objektive Erörterung von Parteifragen hat, in besonders gesteigerter und komplizierter Form entgegen. Bartels hat auf diese Schwierigkeiten treffend hingewiesen. Zunächst ist in vielen Fällen die Zugehörigkeit zum jüdischen Volk schwer festzustellen, da sie als eine Art Geheimnis behandelt wird, und es gilt dann wohl schon

für einen Akt der Unduldsamkeit, wenn dies Inkognito nicht respektiert wird. Auch ist keine Nation so empfindlich gegen jegliche Kritik, wie gerade die jüdische. Ueber jedes andre Volk darf man ungestraft ein Urteil aussprechen, die Nationalfehler des Deutschen, des Franzosen, des Russen usw. darf man bei Namen nennen, nur nicht die des Juden, und dabei wird kein Unterschied gemacht zwischen gehässiger, unbegründeter und begründeter, maßvoller Kritik. Wer überhaupt öffentlich eine Kritik am Judentum übt, wird in der unter jüdischem Einfluß stehenden Presse als Hetzer und Kulturfeind verschrien, wo das nicht gut möglich ist, wie bei Wagner, Treitschke, Chamberlain, behandelt man die Beurteilung des Judentums als Idiosynkrasie einer sonst bedeutenden Persönlichkeit, über die man mit rücksichtsvoll entschuldigenden Worten hinweggeht. Wie befangen die öffentliche Meinung in solchen Angelegenheiten ist, zeigte sich deutlich in den Tagen der Agitation für das Heinedenkmal. Ob Heine ein Denkmal in Düsseldorf errichtet werde oder nicht, das wurde in wenigen, und nicht bloß in jüdischen und fortschrittlichen Kreisen als eine Frage behandelt, mit der die deutsche und europäische Kultur stehe oder falle, und wer in Heine nicht einen der ordentlichen Männer sehen wollte, denen man Denkmäler setzt, und eine deutsche Stadt für etwas anderes hielt als ein Panoptikum für litterarische und andre Celebritäten, der wurde als Dunkelmann behandelt.

Seit den Tagen Lessings und Moses Mendelssohns gilt eine gewisse Judenfreundlichkeit als Zeichen aufgeklärter Gesinnung. In der Humanitätszeit wurde den Juden jene sentimental verklärende Teilnahme zugewandt, die man für unterdrückte Völker empfindet, und das hat sich nach dem Gesetz der Trägheit als Denkgewohnheit bis heute erhalten und wird von den Juden und ihren Freunden als ihnen gebührendes Recht beansprucht, obgleich jetzt, nach der vollständigen Emanzipation des Judentums in Deutschland, dieses Gefühl längst seinen natürlichen Boden verloren hat. Dadurch ist denn auch bei den Juden eine gewisse, ihnen eigentümliche Selbstüberhebung großgezogen worden. Es ist ja natürlich, daß jedem Volke die Vorzüge seiner Kultur besonders lebhaft zum Bewußtsein kommen und daß es darum seine Kultur für eine besonders wertvolle hält; wir brauchten es darum den Juden an sich nicht übel zu nehmen und könnten es als ein nur sie angehendes Internum betrachten, daß sie sich noch immer als das auserwählte Volk ansehen. Nun liegt die Sache aber hier doch anders, als bei andern Völkern, weil die Juden keine politisch und territorial von den andern gesonderte Nation bilden und die Anerkennung ihrer Ueberlegenheit den Völkern, die ihnen Aufnahme gewährt haben, aufzudrängen suchen. Ein klassisches Beispiel dafür bietet eine von Bartels angeführte Aeußerung Konrad Albertis, also beginnend:

„Das Judentum ist ein Element, das kein modernes Volk für den Aufbau einer lebensfähigen Kultur, eines gesunden Wirtschaftslebens entbehren kann.“ Also die Deutschen und andre gebildete Völker sollen sich für die Lebensfähigkeit ihrer Kultur den Juden zu Dank verpflichtet bekennen. Alberti sagt weiter „Das Sprichwort hat ganz recht: sie (die Juden) sind das Salz der Erde.“ Wann hätte je ein Sprichwort das von den Juden gesagt? Es ist ein Wort des neuen Testaments, von Christus zu und von seinen Jüngern gesagt; mit welchem Recht bezieht es Alberti auf die Juden von heute? Ueber die Eigenschaften des jüdischen Volkes, die es in den Stand setzen, die Kulturen der modernen Völker lebensfähig zu machen, sagt Alberti „Der Jude ist berufen, dem Volke, in dem er lebt, das unerläßliche Maß nationaler Selbstkritik zu geben, dessen ein Volk zu seiner Entwicklung dringend bedarf, soll es nicht in sterile Selbstzufriedenheit, in eine Hypertrophie des nationalen Selbstbewußtseins verfallen.“ Hier muß man zunächst fragen, warum eine von Juden etwa am deutschen Volke geübte Kritik — und bekanntlich ist dies oft in sehr beißender Weise geschehen, — warum sie Selbstkritik genannt wird. Offenbar nimmt Alberti an, daß in der Brust eines solchen Kritikers zwei Seelen wohnen, eine jüdische und eine deutsche. Warum ist es dann aber immer die jüdische Seele, welche die deutsche kritisiert? Und wenn in dieser Kritik ein so überschwängliches Verdienst liegen soll, warum wird die von Deutschen an Juden geübte Kritik niemals als verdienstlich anerkannt? Zwar meint Bartels mit Recht, daß man „solch jüdischen Selbstruhm“ nicht ernst nehmen dürfe, für jeden nicht auf unbedingte Bewunderung des Judentums Eingeschworenen hat Alberti nur den freilich sehr unfreiwilligen Beweis geliefert, daß Selbstkritik dem jüdischen Volke gerade in besonderem Maße mangelt. Daß aber solche Worte, die keineswegs vereinzelt dastehn, unter Deutschen kolportiert werden können, läßt es doch als eine dringende Notwendigkeit erscheinen, ihnen Tatsachen, durch objektive Forschung ermittelt, entgegenzustellen. Einer solchen Forschung stellt Bartels in seinem Anhangskapitel einige Wegweiser auf, indem er die wichtigeren Vertreter des Judentums in der deutschen Literatur nennt, die markantesten Repräsentanten kurz charakterisiert und namentlich darauf hinweist, an welchen Punkten eine eindringendere Untersuchung in erster Linie anzusetzen hätte. Notürlich stellen sich ihm dabei in den Grundzügen auch schon die Resultate einer solchen Untersuchung dar, die dahin weisen, daß die schädigenden Einflüsse des Judentums seinen Nutzen weit überwiegen. So scharf abweisend diese Kritik ist, man wird ihr doch nicht nachsagen können, daß sie gehässig sei, denn überall sucht Bartels sich auf Tatsachen zu stützen. Hoffen wir, daß diese Anregungen auf fruchtbaren Boden fallen und daß uns einmal

eine Geschichte des Judentums in Deutschland, seiner Einwirkungen auf Literatur usw. geschrieben wird, ohne Rücksicht auf die Alarmrufe, die aus den Journalen hüben und drüben erschallen werden!

Die kritische Musterung des Bartelsschen Buches hat zu etlichen Exkursen verlockt, die, in die Wiedergabe seines Gedankenganges eingeflochten, gleichsam Variationen zu von ihm angeschlagenen Themen darstellen. Das mag hier entschuldbar sein, denn es ist eine Quittung über empfangene Anregungen, und dazu hat Bartels doch wohl geschrieben, um zu eigenem Ueberdenken der ihm am Herzen liegenden Sache zu veranlassen. Möge ihm das bei vielen Lesern gelingen, dann wird er Recht behalten, wenn er glaubt, „ein für viele Deutsche recht nützlich zu lesendes Büchlein geschrieben zu haben."

K. Girgensohn.

---

## Schauen und Glauben.

Es ist ein gar mißliches Ding, zu prophezeien. Andererseits liegt es in der Menschennatur als ein unausrottbarer Zug, in die Ferne zu schauen, aus den Anzeichen der Vergangenheit und Gegenwart die Zukunft zu deuten, die Frage zu beantworten: Wohin steuern wir? Wir, d. h. die ganze Menschheit, aber in engerem Kreise ein einzelnes Volk.

Das vergangene Jahrhundert stand im Zeichen deutscher Geschichte. Die Konstituierung des deutschen Reiches, die Stillung und Erfüllung jahrhundertelanger deutscher Sehnsucht, die Bindung deutschen Geistes in einer bestimmten Körperlichkeit, seine Fleischwerdung in fester sozialpolitischer Form, — das scheint das große Ereignis des abgelaufenen Säkulums zu sein. — Was kommt nun? Was im allgemeinen, was im besonderen für das deutsche Volk?

Die Deutschen träumen von einer neuen großen Epoche der Kunst. Das gewesene Jahrhundert war für sie eine Zeit der Mühe und Arbeit in äußeren und inneren Kämpfen, in Militarismus, Diplomatie und Sozialpolitik. Noch sind sie mitten in alle dem, aber schon glänzt das Morgenrot des neuen Tages, der die Kunst bringen soll, der ein Genießen des Errungenen in der Kunst gewähren wird. Handel und Industrie ebnen die Bahn, schaffen gewissermaßen das Material für solche künstlerische Zukunftsentwicklung.

Sind nun wirklich Anzeichen vorhanden, daß der deutsche Geist nach solcher Richtung hinstrebt?

Uns liegt ein kurzer Aufsatz „Schauen und Glauben“ von Henry Thode vor*, in dem eine Antwort auf diese Frage gegeben wird, und die Antwort fällt vernemend aus. Thode sagt: „Jedes künstlerisch begabte Volk erlebt unter bestimmten sozialen und religiösen Bedingungen eine Phase, in der seine Schöpferkraft entflammt wird, man könnte sie seine Schöpferperiode nennen. Es ist eine Zeit noch ungebrochener Kraft und zugleich tiefer seelischer und geistiger Not, die ihre Befriedigung im Glauben und Schauen sucht. Aus allgemeinsamem Bedürfnis, aus einer Beschränkung der Phantasie auf bestimmte mächtig bewegende Vorstellungen erwächst der Drang der Gestaltung, d. h. der gemeinsam befriedigenden Verwirklichung des Ideals. Die folgende und sich steigernde Entwicklung des Ausdrucks in Formen leitet sich von jenem Impuls her; auf ihn kommt es an, alles andre ist nur Konsequenz. Daß Jahrhunderte vergehen, bis die Ideale vollendet, d. h. dem Verlangen des Volkes entsprechend gestaltet sind, erklärt sich leicht — „die Kunst ist schwer“. — Weiter heißt es dann: „Wie im 16. Jahrhundert die bildende Kunst Italiens, so hat im 19. die deutsche Dichtkunst und die deutsche Musik höchsten und vollkommensten Ausdruck für Ideen, deren Ursprung in weit zurückliegenden, mächtig religiösen Bewegungen zu finden ist, gewonnen. Die Schöpferperiode des italienischen Volkes war die sozial und religiös entscheidende Zeit des 13. Jahrhunderts, jene der deutschen die Reformation.“ In den Werken Beethovens, Goethes, Richard Wagners finden wir das „allumfassende Bekenntnis“ des Wesens jener Kulturepoche, die wir mit dem Namen „Reformation“ bezeichnen. Wichtig und richtig scheint mir in diesen Ausführungen zunächst Eins, das nämlich, daß die Kunst niemals eine neue Kulturepoche einleitet, sondern daß sie auf ihrem Gipfel immer den Abschluß einer solchen bereitet. Sie zieht das Fazit, sie gibt, wie im Spiegelbilde, das Gesamtresultat. Thode prüft nun weiter die heutigen Erscheinungen auf künstlerischem Gebiet und kommt zu dem Schluß, daß sie die Ausläufer jener großen Epoche wären, die in Rich. Wagner ihren letzten Höhepunkt gehabt, und daß sie „nach Gehalt und Form“ einen Verfall bedeuteten, „der sich in Verrenkungen, Uebertreibungen und Gesuchtheiten zu gunsten äußerlicher Wirkung zeigt.“ Die Zeit des Schauens in der Kunst, meint der Verfasser dann weiter, wäre für das deutsche Volk gewesen. Es käme jetzt eine Zeit des Glaubens. Auf religiösem Gebiet lagen die nächsten Bedürfnisse des deutschen Volkes. „Die Vereinigung von philosophischer und christlicher Weltanschauung, wie sie dereinst im Mittelalter künstlich erzwungen wurde, ergibt sich in unsrer Zeit, in der Zukunft, die wir erwarten, als eine inner-

*) Heidelberg, 1903, K. Winters Univ.-Buchhandl. Preis M. 0,40

tiche Notwendigkeit von selbst." Die Beantwortung der Frage von dem Wesen des Christentums soll der Inhalt gestigen Ringens der kommenden Zeit sein. „Nur Einer, dem alle Not unsrer Zeit in der Seele brennt, könnte das erlösende Wort aussprechen, und seine Rettertat würde das Wesen des Christentums erweisen, nicht als ein Dogma und nicht als eine Morallehre, sondern als das Erlebnis der Erlösung in Christus. Aus diesem Erlebnis erst würde als gemeinsamer Glaubensausdruck die neu vertiefte Lehre vom christlichen Mysterium und als Lebensanschauung die Predigt der Liebe als einzige Moral hervorgehn. Das Alte, ewig Neue! Und zum Schluß ruft Thode aus: „Franz (von Assisi) und Luther! Wann wird der dritte kommen? Die Zeit ist reif, und wer sein Ohr öffnet, der hört den verlangenden Ruf des Volkes."

Erst wenn dieser Dritte sein Werk vollendet hat — so scheint Thode zu meinen — erst dann wieder wird eine große Kunstepoche anbrechen als Ergebnis solcher religiösen Entwicklung. Große Kunst wird also nach Thode nur durch große religiöse Bewegungen gezeitigt.

Ist dem zuzustimmen? Lehrt uns das wirklich die Geschichte, auf die sich Thode beruft? Ich meine, auch die Epochen großer nationaler Werdegänge finden ihren Widerschein in großer Kunst, einer Kunst, die das ganze Volk hervorbringt. Sonst hätten wir keinen Homer und kein Nibelungenlied und den ganzen großen Wald deutscher Volkssage. Und solch eine Zeit gewaltiger nationaler Entwicklung hat Deutschland, wie eingangs dieser Zeilen erwähnt wurde, eben gehabt, oder es befindet sich vielleicht noch mitten in ihr. Wann die Früchte dieser Periode reifen, so reifen, daß sie einer neuen Kunst in den Schoß fallen, wer vermag es zu sagen? Es kann noch sehr lange dauern, es kann aber auch bei unsrer schnelllebigen Zeit über Nacht kommen. Daß auch die religiösen Strömungen der Gegenwart in ihren Endergebnissen in solcher deutschen Kunst zum Ausdruck kommen, versteht sich von selbst, der Stempel aber wird ihr durch das aufgedrückt werden, was sich als Gewinn dieser deutschen sozial-politischen Epoche erweisen wird. Bismarck wird neben Luther treten, nicht als Dritter, sondern als Zweiter, der fleischgewordene nationale Genius des deutschen Volkes neben den religiösen.

Ob die Anfänge dieser Kunst, wenn auch nur ganz leise, sich heute vielleicht schon in dem zeigen, worin Thode nur Verfall sieht, — so ganz von der Hand zu weisen ist das doch nicht.

K. Stavenhagen.

## K. Jentsch's „Hellenentum und Christentum".

Der bekannte Schriftsteller Karl Jentsch hat eine Reihe von Aufsätzen, die zuerst in den „Grenzboten" erschienen, „dem Wunsche mehrerer Leser" entsprechend, nunmehr auch in Buchform erscheinen lassen *).

Das Buch verleugnet seine Entstehung aus einer Serie einzelner Abschnitte nicht; jeder von diesen Abschnitten verlangte eine gewisse innere Abgeschlossenheit, und der Leser tut gut daran, sich an jedem Abschnitt als an einem Ganzen zu erfreuen, denn der Gedankengang, der die einzelnen Abschnitte organisch zusammenhalten soll, wird immer lockerer, und auch der „Schlußbetrachtung", die eine Antwort auf die Frage zu geben sucht, „ob nicht heute das Christentum gegenüber der athentischen Philosophie genau in derselben Lage sei, wie in Julians Zeit dem Christentum gegenüber die Religion der Griechen", gelingt es nicht nachzuweisen, daß die neun Abschnitte, die den Kern des Buches bilden, in einem straff gehaltenen inneren Zusammenhang stehen.

Auch der Titel des Buches „Hellenentum und Christentum" ist ein viel zu weiter Rahmen für den Inhalt, mußte aber so weit gespannt sein, um die nur in losem Zusammenhang miteinander stehenden Aufsätze unter einen allgemeinen Begriff subsumieren zu können. Jentsch hätte seine Arbeit vielleicht besser „Spaziergänge durch Hellenentum und Christentum" nennen sollen, — den Titel „Spaziergange" hat er ja schon einer früheren Arbeit gegeben, — denn er entfernt sich oft von dem geraden Wege, der direkt auf das Ziel losführt, schlägt Nebenpfade ein, an denen rand er schöne Blumen pflückt und die ihm liebliche Ausblicke bieten, und macht es sich und dem Leser gar nicht so leicht, immer wieder den Rückweg zu finden, der das zu erreichende Ziel wieder in den Gesichtswinkel bringt.

Welches ist denn nun das Ziel, dem der Verfasser zustrebt? Er hat sich stark angelockt gefühlt, zu untersuchen, worauf die Lebenskraft der hellenischen Religion beruhte. Die Untersuchung hat ihn zu den Anfängen dieser Religion zurückgeführt und in der Ueberzeugung bestärkt, daß man ohne ihre Kenntnis das Christentum wissenschaftlich nicht verstehen könne. — Er nennt sein Buch eine Dilettantenarbeit; ich weiß nicht ob er es dadurch gegen papierne Bomben aus den Kanonen der Kritik schützen, oder ob er sich dafür entschuldigen will, daß er sich an eine Aufgabe gemacht hat, an die nur Zunftgelehrte glauben sich heranwagen zu dürfen. Ich meinesteils habe oft die Erfahrung gemacht, daß gerade Dilettanten, da sie von keinem akademischen Zunftvorurteil

*) Lpz. 1903. J. M. Grunow. 303 S. Preis M 4.

gestört werden und munter um sich blicken, während der Zunftgelehrte den ausgetretenen breiten Pfad, der zur Erkenntnis führen soll, wandelt und die Dinge meist nur von einer Seite sieht, der Erkenntnis die schönsten Dienste geleistet haben. Das möchte ich auch von den schönen Aufsätzen des Verfassers sagen, deren Lektüre hiermit den Lesern der „Balt. Monatsschr." warm empfohlen sei.

Worauf beruhte — diese Frage untersucht der Verf. im ersten Abschnitt — die Lebenskraft der „homerischen Religion"? Die Götter erscheinen hier als die älteren und mächtigeren Brüder der Menschen, als größere, schönere und klügere Menschen. Die homerischen Menschen haben nicht wie Völker von düsterer Gemütsanlage den Gegensatz zwischen guten und bösen Göttern ausgebildet, oder auch den obersten Gott, der versöhnt Gutes spendet, zugleich mit so schrecklichen Eigenschaften ausgestattet, daß er mehr Furcht als Vertrauen erregt. Durch diese Vermenschlichung der Götter war man der Schwierigkeit überhoben, einen Zustand jenseitiger nie endender Seligkeit glaubhaft zu machen. Deshalb finden die Menschen auch in dem persönlichen Verkehr mit den Göttern nichts Erstaunliches oder Schreckliches, ebensowenig wie die alttestamentlichen oder die katholischen Heiligen über Engelerscheinungen oder das Kind über eine erscheinende Fee. Wegen dieser Vermenschlichung kann in der Zeit Homers von einer göttlichen Weltordnung im Sinne der späteren Philosophen und des Christentums keine Rede sein, weil das Volk Homers einen Weltzweck, dem die Geschicke und Taten der Einzelnen zu dienen hätten, nicht kennt. Es geht im Olymp ebenso wirr und kunterbunt zu, wie auf Erden, aber hinter diesem doppelten Wirrwarr steht doch die Ahnung wenigstens einer hinter oder über allen Göttern stehenden und diese beherrschenden Macht. Dieses nebelhafte, nicht vorstellbare Wesen, das Aisa oder Moira genannt wird, ist ein Erzeugnis der nach Einheit strebenden Vernunft. Es wirken eben im Volksgeist zwei Kräfte gegeneinander. Die Vernunft fordert Ableitung aller Erscheinungen der geistigen und der Körperwelt aus einer gemeinsamen Quelle, die Phantasie dagegen verlangt nach anschaubaren Gestalten. Wenn vollends die bildenden Künste in ihren Dienst treten, dann ist niemals der eine Gott, sondern ein Götterheer fertig.

Als Stützen der Moral haben die polytheistischen Religionen keinen großen Wert, auch die homerische Religion nicht. Die stärkere moralische Wirkung des Judentums und des Christentums beruht aber nicht sowohl auf der Idee der Gotteseinheit, als vielmehr darauf, daß diese beiden Religionen nicht Erzeugnisse des Volksgeistes, sondern Offenbarungsreligionen sind, die ihren Bekennern als unfehlbare Autoritäten gegenüber treten. Das

heitere und lebenslustige Volk der Griechen hat sich Götter geschaffen, mit denen sich leben ließ. Der homerischen Religion ursprünglich eigen ist aber im Unterschiede von orientalischer Eigentümlichkeit die Humanität, für diesen lebenskräftigen Zug der homerischen Religion bringt der Verf. mit guter Auswahl prächtige Beispiele aus Ilias und Odyssee bei, und mit Recht beweist er als lebenskräftig auch die durch die Religion bedingte Ordnung ihres Familien- und Gemeindelebens, dem das unfromme und gesetzlose Leben der Cyklopen als Folie gegenübergestellt wird.

Die Vorstellung vom Tode und vom Jenseits sind in der homerischen Religion nicht sehr erhaben. Je schöner das Leben, desto schrecklicher der Tod, da man noch ihm nichts angenehmes zu erwarten habe. Homer ist ein heiterer Pessimist, das sind auch seine Menschen, sie erkennen, daß die Bilanz des Lebens gleich Null oder ein wenig darunter ist, aber durch das traurige Ergebnis, das der Verstand anstellt, lassen sie sich keinen Augenblick weder die Freude trüben, noch von der Arbeit oder der Tat abhalten, der Pessimismus bleibt auf das Raisonnement beschränkt und bricht weder ihren Willen, noch verdüstert er ihr Gemüt, und darin liegt die Lebenskraft der Religion der homerischen Menschen.

Nach Homer, führt Jentsch im folgenden Abschnitt über „die nachhomerische Religion aus, hat die Vorstellung von der Gottheit keine wesentliche Veränderung mehr erfahren. Die Menschenähnlichkeit der Götter wurde nur noch stärker betont und befestigt durch die Plastik. Dadurch wurde einerseits durch die Schönheit der Götterbilder die Gottesidee veredelt, alles Häßliche, Gemeine, Rohe und Teuflische ausgeschieden, anderseits aber war diese ästhetische, geistige und moralische Erhöhung der Gottheit zugleich eine Ernüchterung. Wie konnte man sich die in Menschenleibern eingeschlossene göttliche Kraft als Herrn der Natur denken? Jeder von diesen Göttern war höchstens ein König in begrenztem Bezirk, und so verfiel das Volk, welches immer geneigt ist, das Bild für das Wesen zu halten, dem plumpen Aberglauben der Bilderanbetung. Namentlich aber hat die Plastik dem philosophischen Streben nach Vereinheitlichung der Gottheit ein unübersteigliches Hindernis geschaffen. Der Polytheismus wurde durch das tägliche Anschauen der Bilder mit Macht in den Gemütern befestigt. Aber darin lag auch wieder etwas lebenskräftiges insofern, als die Liebe zum Schönen, Vollkommnen und die Sehnsucht danach eine andere Quelle der griechischen Religion wurde. Die Ausübung der Religion vor dem schönen Götterbild in Opfern, gesprochenem und gesungenem Wort, in der dramatischen Handlung mit ihren Festaufzügen, Tänzen usw. war für die Griechen das Schönste, was es gab. Darin liegt der Schlüssel zu der

Unverwüstlichkeit des griechischen Heidentums und wie der Verfasser hinzufügt, des Katholizismus. Es gab fast keine ausschließlich profane Ergötzlichkeit mehr. Daß ferner die Griechen keine Priesterkaste hatten, die ihre Mythologie hätte in ein System bringen und in kanonischen Schriften niederlegen können, auch keine von Priestern erteilte Belehrung beim Gottesdienste, hatte ebenfalls seine guten und schlimmen Folgen. Der Mangel an erbauender Belehrung drückte den Gottesdienst zu einem bloßen Volksvergnügen herab, bei dem für Erhebung, Läuterung und Besserung der Seele nicht viel herauskam, anderseits aber hat kein unfehlbares Lehramt den Fortschritt der Philosophie gehemmt, so daß, als die griechische Religion ihre Aufgabe erfüllt hatte und dem Christentum weichen mußte, der überlebten Religion nicht, außer der Anhänglichkeit des Volkes an seinen Kult, auch noch ein orthodoxer Glaube als Stütze diente.

Wie die Menschen der heroischen Zeit über das Wesen der Gottheit und die Widersprüche in den Vorstellungen von Gott nachgedacht haben, so versteht es sich von selbst, daß diese Denkarbeit in den nachfolgenden mythologischen und philosophischen Zeiten methodisch betrieben wurde; die Durchführung der Idee einer göttlichen Weltregierung aber, zu der so viele schöne Anläufe genommen wurden, scheiterte an der ungenügenden Macht von Wesen, die nicht als Schöpfer der Welt, sondern als gleich den Menschen aus dem Urstoff entstanden gedacht wurden, wenn auch ihr Wollen mit der Weltordnung aufs innigste verflochten gedacht worden ist. Die Griechen in ihrer Blütezeit sind gewiß schlechter gewesen als in der trotz aller Leidenschaft und Gewaltat so reinen homerischen Welt. In ihr waltete noch keine durch Reflexion zerlegte Empfindung, keine schon zerschwatzte Sitte, sondern eine Güte und ein Zartgefühl, woneben das ausgebildete Griechentum mit all seiner geistigen Verfeinerung seelisch roh und abgestumpft erscheint. Ganz verständlich, denn der Kulturfortschritt und die Differenzierung der Menschen verfeinern zwar das Denken und Empfinden, sowie die Sitten, sie machen oder auch die Menschen durch die Erschwerung des Lebens und die Vermehrung der Kollisionsfälle dosbafter. Die Griechen dieser Zeit haben, wie alle entwickelten Völker, zweierlei Ethik, eine von den Besseren, wirklich geübte, und eine von den Philosophen in Form von Postulaten aufgestellte. — Zu den Gebieten, auf denen die doppelte Wirkung des Kulturfortschrittes sehr auffallig hervortritt, rechnet der Verf. mit Recht auch das geschlechtliche und das Familienleben. In den Ausführungen über diesen Punkt scheint mir der Verf. einen grundlegenden Irrtum zu begehen, weil er die Stammesunterschiede durchaus vernachlässigt, die Stellung der Frau in der Gesellschaft und im ehelichen Leben ist, um nur

eins zu erwähnen, bei den Doriern und Aeoliern doch eine ganz andere wie bei den Joniern und speziell den Athenern.

Ehe nach das griechische Nationalleben seine Blüte voll entfaltet hatte, fing die Religion an, einer Umbildung und zugleich der Zersetzung zu verfallen. Die Umbildung ging vom bösen Gewissen und von der Furcht vor dem Jenseits aus, und wenn sich auch die Griechen der klassischen Zeit ihre Heiterkeit noch bewahrt haben, so wurden doch auch damals schon ernstliche Besorgnisse wegen des Jenseits gehegt, und allen lag daran, nach dem Tode vor gnädige und versöhnte Götter zu treten. So kamen die Weihe- und Sühnepriester in Mode, und der Mysterienkultus umfaßte schließlich alle Athener als Eingeweihte. Während sich die hellenische Religion beim Volke mehr und mehr mit orientalischen Elementen füllte und demnach umwandelte, fiel sie bei den Denkenden der Zersetzung anheim. Das Griechenvolk der perikleischen Zeit verstand seine eigenen Götter nicht mehr, es wußte nicht, daß diese und ihre Handlungen und Schicksale ursprünglich nur Symbole von Naturkörpern und Naturvorgängen gewesen und darum ihre Mordtaten und Ehebrüche ganz unanstößig seien. Man nahm großen Anstoß daran und forderte, daß von der Idee der Gottheit alles Unwürdige fern gehalten werde. Der Anthropomorphismus wurde jetzt verworfen und ein strenger und reiner Monotheismus verkündigt. Der eine Gott aller Götter und Menschen ist den Menschen weder der Gestalt nach dem Verstande nach bekannt, ganz sieht, denkt und hört er, also sein Wesen ist Intelligenz, und er bedarf keiner Organe, die ihm sein allumfassendes Wissen erst vermitteln müßten. So trennte sich denn die Volksreligion und das Denken voneinander, und je mehr sich dieses in den Philosophenkreisen von dem Treiben der Massen abwandte, desto roher und geistloser mußte jene werden.

Ich habe mit voller Absicht die Hauptgedanken der beiden ersten Abschnitte herausgeschält, um die Leser auf den Geschmack zu bringen und ihnen den Wunsch zu erregen, das anregende Buch zu lesen. Daß der Verf. den gewaltigen Einfluß der drei großen Tragiker auf die Gestaltung religiöser und speziell sittlicher Anschauungen fast ganz außer Acht läßt, bedaure ich aufrichtig. Sie haben in ihren Werken doch auch zum ganzen Volke gesprochen, und gerade bei dem auch von dem Verf. hervorgehobenen Mangel an einer alle Griechen bindenden gleichen Religion und einem für alle verbindlichen Sittengesetz ist der Einfluß der Tragiker ein ganz gewaltiger gewesen.

Der dritte Abschnitt „Sokrates, Plato und Aristoteles" weist die Bemühungen dieser Trias um die sittliche Hebung des Griechenvolkes nach und ihren Versuch, den vernünftigen Kern aller Religion aufzudecken und damit den Grund

zu legen für die Theologie der Kulturvölker der Zukunft. Gegen manche Ansichten des Verf. wird man Einwendungen machen können, so gegen die Auffassung des platonischen εἶδος oder der ἰδέα als Gattungsbegriff. Die platonische Idee ist vielmehr die Vorstellung von einer den edelsten Typus der Existenzen enthaltenden, schöpferisch wirksamen und für die Gestaltung der Dinge vorbildlichen Idee. Hätte Plato nichts weiter im Auge gehabt, als das gemeinschaftlich Allgemeine, welches sich in allen Exemplaren einer Art antreffen lassen muß, so hätte er eine solche Konzeption mit leichter Mühe und ohne jede Zweideutigkeit charakterisieren können. Was im Bereich der animalischen Wesen für den klassifizierenden Zoologen wesentlich ist, daran lag einem Aristoteles sehr viel, aber keineswegs einem kühnen Denker wie Plato. Er erfaßte den Idealbegriff der Vollkommenheit als ursprünglichen Typus unter dem Namen der Idee. Das geschah bei dem Künstlerphilosophen zuerst durch ästhetische Vertiefung in den Sinn und in das gleichsam gehemmte Leben, welches aus den edelsten Gestaltungen der Wirklichkeit spricht und in der künstlerischen Idee ein gesteigertes, wenn auch zunächst nur subjektives Dasein erhält. Selbstverständlich ist hierbei, daß die Konzeption der Ideen in Platos Geist nicht im Hinblick auf die leblosen Dinge oder die Gegenstände niederer Art übertragen wurde, sondern nur aus der ästhetischen Anschauung der edelsten Menschlichkeit entstanden sein kann. — Ich vermute, daß der Verf. den schönen Aufsatz Eduard Zellers „Der platonische Staat in seiner Bedeutung für die Folgezeit" nicht kennt, sonst hätte er die für seinen Zweck so wichtigen Ausführungen nicht am Wege liegen lassen.

Sehr interessant und anregend sind auch der 4. Abschnitt „Umschlag der Philosophie in die Theosophie", der zwar gut und nützlich zu lesen, aber Gottes Wort nicht gleich zu achten ist, und besonders der 5. Aufsatz, „Die Offenbarung", der in der Tat erbaulich wirkt.

Dr. G. Bocké.

**Goethes Sämtliche Werke.** Jubiläumsausgabe in 40 Bänden. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandl. Nachf. Bd. 32: Benvenuto Cellini. II. Teil und Anhang. Bd. 6: Reineke Fuchs. Hermann und Dorothea. Achilleis. Mit Einl. und Anmerk. von Hermann Schreyer.

Band 32 (= Bd. 44 der Wenige Ausg.) enthält den 2. Teil des „Cellini", der nur wenig über die Vollendung des Hauptwerkes, des Perseus, hinausreicht, sowie den zum Goethe beigegebenen Anhang. Eine neue Einleitung war hierzu nicht erforderlich. Die Anmerkungen liefern auch in diesem Teile alle erwünschten Erläuterungen. Zwar hatte Goethe selbst schon die Notwendigkeit empfunden dem Verständnis zu Hilfe zu kommen, doch ist sein Anhang, wie der zum Westöstlichen Divan, kein begleitender Kommentar sondern zählt vielmehr in fortlaufendem Vortrage die historischen und kunstgeschichtlichen Zustände und Voraussetzungen auf, die der Biographie des Cellini als Unterlage dienen, erzählt kurz den Rest von Cellinis Leben und läßt ihn endlich seine Theorien über künstlerische Bildung selbst vortragen. — Diesen Anhang ergänzen die Anmerkungen, nicht ohne zuweilen Goethes Aeußerungen zu berichtigen; sie sind vollkommen ausreichend. — Der Text, auch dieses Teiles, hat, wie der des ersten, in Bezug auf Richtigstellung der Interpunktion und Rechtschreibung der Namen vor der Weim. Ausg. gar viel voraus.

Band 6 (= Bd. 50 der W. A. außer der Pandora) enthält die drei epischen Dichtungen Goethes. Doch ist auch hier, wie in Bd. 12 das dritte Drama, das dritte Epos ein Torso geblieben. Aber die Uebersicht des Planes ist erhalten und in den Anmerkungen zu dem einzigen ersten Gesange hinzugefügt. — Die Einleitung und die erste Hälfte der Anmerkungen zu „Reineke Fuchs" behandeln die Herkunft des Stoffes und die allmähliche Vollendung dieses ganz eigenartigen Ballspiels, in dessen poetischer Uebertragung Goethe seine Anpassungsfähigkeit ebenso glänzend bewährt hat wie in der Präzisenbedeutung des Cellini. Die andre Hälfte der Anmerkungen gibt erschöpfenden Aufschluß über Benennungen und Lokalitäten der Tierwelt. — Die Einleitung zu „Hermann und Dorothea" berichtet von der Entstehung des Gedichts, während die Anmerkungen nur allgemeine Betrachtungen über Handlung, Schauplatz und historischen Hintergrund der vorgetragenen Begebenheiten enthalten. Einzelerklärungen wären, wenn sie hätten erschöpfend sein sollen, weit über den der Ausgabe angezeichneten Umfang hinausgegangen. — Was den historischen Hintergrund betrifft, so wird S. 268 zu erwähnen gesucht, in welchem Jahre die Handlung etwa vor sich gehe. Goethe selbst bezeichnet bekanntlich den August 1796 als Hergangszeit. Dabei kann es recht wohl sein Bewenden haben, wenn man diesen Moment als das Zentrum ansieht, um das sich in freier Weise allerhand Vorkommnisse der Jahre 1793—1797 kristallisieren. — Der Text sowohl zu „Reineke Fuchs" als auch zu „Hermann und Dorothea" ist, abgesehen von den unvermeidlichen Interpunktionsverbesserungen nur an wenigen Stellen geändert. Z. B. im 2. Gesang V. 90 ist statt des herkömmlichen: „wenn noch nichts verkauft ist" die spätere Fassung Goethes eingesetzt: „das alles noch heilig verwahrt liegt", und im 8. Gesange V. 293 „schnell ihn führte" für „schnell herumführte" wieder angenommen.

Jeder weitere Band der Jubiläumsausgabe bestätigt unser früheres Urteil, daß dieses preiswerte Unternehmen sich sehr wohl neben die große Weimarische Ausgabe stellen kann. Es bildet dazu jedenfalls eine sehr willkommene Ergänzung, ja es bedeutet vielfach einen Fortschritt.

F. S.

---

**Goethes Briefe.** Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerk. hrsg von Eduard von der Hellen 3 Bd. (1788—1797) Stuttg. und Brln J. G. Cottasche Buchhandl. Nachf. 284 S. Preis 1 M.

Die Vortrefflichkeit dieser Auswahl leuchtet ganz besonders aus dem vorliegenden dritten Bande hervor. Er enthält Briefe aus den J. 1788—97, deren große Bedeutung in Goethes Leben — es ist die Epoche nach seiner Rückkehr aus Italien — allbekannt ist. — Nicht nur die glücklich getungene Auslese, die alle wünschenswerthe (je nach dem Leser) alte oder neue Bekannte umsaßt und ein reiches Leben widerspiegelt, sondern auch die der aller Kürze weit unter weisenden Anmerkungen sind durchaus mustergültig, letztere drängen auch manche wichtigen Stellen aus Goethe-Briefen, die nicht vollständig aufgenommen werden konnten. Ganz besonders zu loben ist die Aufnahme aller Briefe an Christiane Vulpius vom August 1792 bis bis zum August 1793, sowie vieler späterer, sie haben ihren besonderen Reiz durch ihre naive, fast kindliche Herzlichkeit und sind im stande, manches noch nicht überwundene Vorurteil zu beseitigen. Aber auch die Dokumente der peinlichen Lösung von Frau v. Stein sind nicht vorenthalten.

Es mag nicht schwer scheinen, aus dem gesteigerten Reichtum von Goethes Briefwechsel Wertvolles herauszuheben, wohl aber gehört die beherrschende Umsicht des Herausgebers dazu, so sorgfältig zu verfahren, daß nichts Wesentliches übergangen wird — Es muß immer schwieriger werden, die drei noch übrigen Bände der Sammlung derart auszuwählen, daß die gleiche Vollkommenheit erreicht wird, weil Goethes Korrespondenz sich immer weiter über Gegenstände, Ideen und Personen ausbreitet und demgemäß immer vielseitiger sein Gedankenleben repräsentiert. Doch können wir dem Herausgeber vertrauen, daß er auch ferner das Richtige trifft, daß er ein biographisches Denkmal stiftet, das vor einer eigentlichen Lebensbeschreibung den Vorzug unmittelbarer Lebendigkeit hat

F. S.

---

**Schubert, Oskar,** Pastor an d. St. Gertrudkirche in Riga. Vom Wege. Beschauliches und Erbauliches. Brln. Verlag der Berliner Stadtmission. 86 S. Preis 1 M.

Das Büchlein bietet Reiseeindrücke des Verfassers aus Oberitalien und den Alpen, Lugano, Mailand, Interlaken. Es sind keine Schilderungen der Gegenden, die er durchwandert, vielmehr dient ihm alles Gesehene nur dazu, „im Vergänglichen das Gleichnis für die Dinge einer höheren Welt" zu suchen. Fels und Wasser, Blumen und Steine, alles wird ihm zum Symbol eines höheren Gutes, wird ihm Anlaß und Ausgangspunkt zu erbaulichen Betrachtungen. Und mancher schöne und beherzigenswerte Gedanke ist in ihnen niedergelegt. Aber — es ist doch eine außerordentlich schwierige künstlerische Aufgabe, die höchsten Fragen unmittelbar mit dem Örtlichen, Alltäglichen Materiellen, wie es sich eben jeweils „am Wege" findet, in Beziehung zu bringen und sie in ansprechender Form aus ihnen heraus zu erörtern, ungezwungen und ohne in eine gewisse Monotonie zu verfallen. Dieser Aufgabe gerecht zu werden, ist auch dem Verf. nicht immer beschieden gewesen. Allzu oft ist er genötigt, von seinem Ausgangspunkt mit etwas gewagtem Sprung zu seinem Thema zu kommen, der plötzliche Uebergang erscheint gewaltsam, ohne rechte innere Notwendigkeit. So wenn er von der „Wasserscheide" des St. Gotthard ohne weiteres auf die „Entscheidung" kommt, zu der unsre Zeit drängt. So wenn er von der Neigung zum Bergbesteigen unvermittelt übergeht „auch, daß der Zug zu den Geisteshöhen

doch auch so stark wäre", die lebendige Sprache hat diesen Vergleich ja schon längst gemacht, indem sie das Wort „Geisteshöhen" prägte. So wenn er vom Staubbachfall redet, dessen Wasser aus solcher Höhe stürzen, daß sie im Fallen zu Staub werden, und darin eine Mahnung sieht, nicht „zu hoch" zu predigen, weil dann „unten wenig ankommt" u. dgl. m. Solche Vergleiche wirken aber doch gezwungen und beeinträchtigen daher die oft guten und lebenswahren Gedanken, wenigstens für literarisch feiner empfindende Leser.

Zieht man aber in Betracht, einem wie großen und verschiedenartig gebildeten Leserkreise dieses Büchlein wahrscheinlich in erster Reihe zugedacht wurde, und daß sein Verf. auch über die Grenzen seiner eigenen Gemeinde hinaus durch sein warmherziges und lebendiges Wirken in Wort und Tat bekannt ist, so darf man annehmen, daß es trotz der erwähnten Mängel um seines guten Kernes und der warmen Empfindung willen, die es durchzieht, viele Leser finden werde, die dem Verf. für seine Gabe Dank wissen. M.

---

**Holst, Dr. Walter v.,** Welche Geisteskranken gehören in die Irrenanstalt? Vortrag gehalten auf dem Lit. Aerztetage in Pernau d. 3. Juni 1903. Riga, Jonck und Poliewsky 1903. 12 S. Preis 20 Kop.

Das Interesse für psychiatrische Dinge ist gegenwärtig, wo der Bau der neuen livländischen Irrenanstalt bevorsteht, bei uns ein besonders lebhaftes. Und da so viele Geisteskranke unversorgt in ihren Familien dahinleben, so ist die ganze Frage in der Tat sehr dringend. Wie viele haben sich nicht im Stillen die Frage vorlegen müssen, ob sie ein erkranktes Familienglied in die Irrenanstalt bringen sollen oder nicht. Viele werden daher mit großem Interesse nach dem vorliegenden Schriftchen greifen und werden es doch — mehr oder weniger enttäuscht aus der Hand legen. Denn sein Inhalt bietet nicht, was der Titel verspricht. Es beantwortet gar nicht die schwerwiegende, allgemeine Frage: welche Geisteskranken gehören in die Irrenanstalt? — sondern vielmehr nur die spezielle Frage: welche bäuerlichen Geisteskranken gehören in die neueinzurichtende livl. Anstalt in Stockeln? — denn zunächst nur für die bäuerliche Bevölkerung ist ja diese Anstalt bestimmt. — Ueber die medizinischen Einzelheiten haben wir hier nicht zu berichten, es handelt sich um Winke für die Landärzte, in welchen Fällen eine Ueberführung in die Anstalt angezeigt ist. Leider aber werden diese Ratschläge, die sich an die Aerzte wenden und für diese vielleicht von Belang sein können, in praxi gar keine Bedeutung haben, da eben bei abgelaufenen chronischen Schwachsinnsfällen der Bauer, wie die Erfahrung überall gelehrt hat, alles aufbieten wird, sich seiner lästigen und ihm wirtschaftlich hinderlichen Familienglieder zu entledigen, also sie in die Anstalt abzuschieben. Außerdem glauben wir, daß es sich in der Praxis gar nicht wird durchführen lassen, in jedem Falle den Arzt zu befragen, wer in die Anstalt soll und wer nicht, weil eben hierbei auch rein wirtschaftliche Momente in Betracht kommen, wie sie das bäuerliche Leben beherrschen. Ein massenhaftes Zusammenströmen chronischer Geisteskranker in der neuen Anstalt würde ihren Zweck, eine Heilanstalt zu sein, leicht in Frage stellen können; davor warnt ja auch Dr. Holsts Broschüre. Und daher eben wird die Fürsorge für solche Kranke zugleich auch auf einem andern Wege zu erstreben sein. Wir verweisen z. B. auf die eine hier in Betracht kommende Art, die Familienpflege, wie sie in dem Aufsatz Dr. Behrs in diesem Hefte der „B. M." dargelegt ist.

---

**Häckel, Ernst,** Kunstformen in der Natur Lpz und Wien Bibliograph. Institut. 8. Lieferung. Preis 3 M.

Etwas langsam für ungeduldig Erwartende ist die 8 Lief (Taf 71—80) des Prachtwerks erschienen Sie enthält niedere Tiere, Krustazeen, Eidechsen. Pflanzen Die bewundernswerte Mannigfaltigkeit und Regelmäßigkeit der niederen Tiere kennen wir aus den früheren Lieferungen hinreichend, doch erscheinen die Krebse, mißgeschaffen und abschreckend die Eidechsen, unter denen auch der „Moloch" nicht fehlt Reichhaltiger wäre die Ausmahl aus der Pflanzenwelt erwünscht. Sinnig werden die prachtvollen Orchideen mit den Papilionaceen parallelisiert; da tog es nahe, eine Tafel mit solchen Schmetterlingsblüten und vielleicht mit Löwenmaulpflanzen (Scrophulariaceen) folgen zu lassen. Ueberhaupt konnten die künftigen Lieferungen leicht weiter in der Pflanzen- und Tierwelt vordringen. Die eleganten Windungen der Schling- und Rankengewächse die zurück geschnittenen Bäume so vieler Stauden, Stengchen und Blume, ferner die erstaunliche Form- und Farbenpracht der Insekten (z B der Rhynchoten) bieten neues Material für Kunstvorlagen jeder Art. Aber auch Baumgestalten müßten in kleinem Maßstabe ebenso nachbildungswürdig sein, wie die niedersten Tiere und Pflanzen im vergrößerten.

Nebenher macht der Text zu den Orchideen Propaganda für die Selectionstheorie, was mit dem Zwecke der „Kunstformen" nichts zu tun hat Zwar wird den saugenden Insekten ein ausgesprochener Schutzmittelsinn nachgerühmt, während die bezüglichen Pflanzen durch auffallendes Äußere ihre Blüten sich bestreben sie anzuziehen, aus der Praxis aber weiß man, daß kaum eine noch so unscheinbare Blütengruppe ohne Insektenbesuch bleibt, daß der Honiggehalt das Insekt anlockt Sonst würden nicht so anspruchslose Blüten wie die der Pastinake, des Knolenwurz', des Faulbaums und gemeinen Kreuzdorns, der Himbeeren und Linden so massenhaft heimgesucht werden. Das Kümo endlich wirkt auf Form- und Farbenpracht, wie es ja auch die chemische Wirkung der Pflanzensäfte steigert.

Es ist kaum nötig, zu versichern, daß die Ausstattung der Lieferungen sich in ihrer vollkommenen Schönheit immer gleich bleibt Auch in dieser Beziehung verdient die Orchideenwelt besonders nochmals gemacht zu werden

F. S.

---

**von Beuningen,** Hofrat P. W. U., Beleuchtung der Pastor Lichtensteinschen Beurteilung meines Buches „Das Kommen des Messias des Königs, und Sein 1000jähr. Reich auf Erden" Riga, 1903 Kommiss.-Verlag von J. A. Frey 115 S. Preis 1 Rbl

Also: im J 1917 wird es mit dem „kranken Mann", dem Türken, und 1923 mit dem Papsttum ganz und gar zu Ende sein und 1933 geht die Welt unter, d. h. sie geht eigentlich nicht unter, sondern es hört nur „unsere Weltzeit" auf und es beginnt das 1000jährige Reich Nun wissen wir es doch ganz genau, der Hofrat P. W. U von Beuningen sagt es, und er muß es wissen, denn er, er endlich zum ersten Mal hat uns zum „vollen Verständnis der beiden z. T. bisher dunkeln prophetischen Bücher, des Buches Daniel und der Offenbarung" verholfen, nämlich in seiner Schrift „Das Kommen des Messias' ꝛc. — Diese Schrift erschien vor bald drei Jahren und soll jetzt schon in mehreren tausend Exemplaren verbreitet sein, von denen ein großer Teil namentlich auch von den Mennoniten in Süd-Rußland bezogen wurde. Dazu schloß sich eine zweite Broschüre „Dein Reich komme" von dem Scheunedenschen Pastor F. von Beuningen,

dem Bruder des Hofrats, die sich in denselben eschatologischen und chiliastischen Bahnen bewegte und vom Autor auch dazu benutzt wurde, eine umfassende Propaganda für diese „neue, große und überaus wichtige Erkenntnis" seines Bruders, des Hofrats, aus deren „unzweifelhafter Richtigkeit" er sich „überzeugt" hatte, in Szene zu setzen, indem er sein Opus „allen evangelischen Pastoren in Rußland und Polen" ins Haus bringen ließ.

Gegen diese beiden Beschriften hat darauf die kurländische Synode unzweideutig Stellung genommen, denn sie sah „in der Verbreitung solcher subjektiven Meinungen über eschatologische Fragen eine Gefahr für unsre Gemeinden", da sie als unumstößliche Wahrheit proklamiert, Verwirrung anrichten können, wie sie es sicherlich auch tun, und erklärte, daß sie „es bedaure und mißbillige, daß ein Synodale es unternommen hat, die Resultate apokalyptischer Zahlenberechnungen als ‚gottgeschenkte Enthüllung" in die Gemeinde zu bringen" (Mitteil. und Nachrichten Sept. 1901).

Auch eine Besprechung in der „Düna-Ztg." (1901 Nr. 207) nahm dagegen Stellung, kurz, aber doch mit merklicher Schonung. Eine Entgegnung P. F. von Benningens bezeichnete die Bemerkung des Kritikers, daß das Buch Daniel nur an die Erlösung von der augenblicklichen syrischen Religionsbedrückung denke, und daß eine so weit obliegende Zeit, wie die unsre, völlig außer dem Gesichtskreis seines Verfassers liege, als „kühne, aber durchaus der Wahrheit widersprechende Behauptung", sie schloß mit dem treulosen Scherz, der ersichtlich auf den die spielerische Berechnung der eschatologischen Zahlen, das „tüdtlich Rechnen", ablehnenden Kritiker gemünzt war: „Mathematik (sic!) und Religion — beides schlecht."

Im vorigen Jahre sodann hat Pastor Lichtenstein-Goldingen in den „Mitteil. u. Nachr." die beiden oben genannten Broschüren einer eingehenden Beurteilung unterzogen. Auch er lehnte das in ihnen befürwortete Verfahren durchaus ab. Gegen diese Kritik P. Lichtensteins sind nun vor kurzem ziemlich zu gleicher Zeit zwei Entgegnungen erschienen, die eine von P. F. von Benningen („Die Enthüllung der eschatol. Weissagungen und ihre Gegner", Sep.-Abdr. aus den „Mitteil. u. Nachr."), zu der nichts weiter zu bemerken ist, denn der Autor sieht ja mit seinen sog. historischen und mathematischen Ausgrabungen und Berechnungen auf den Schultern seines Bruders. Die zweite ist die in unsrer Ueberschrift genannte des Hofrats von B., der hier abgesehen von seiner spezifisch Polemik gegen P. Lichtenstein, im wesentlichen nochmals vorbringt, was er in seiner ersten Schrift zum besten gegeben.

Wenn nun der Verf. für seine Person glauben will, daß im J. 1933 das 1000jährige Reich beginnt u. s., so ist darüber natürlich kein Wort weiter zu verlieren, kein Mensch wird ihn daran hindern wollen, zu glauben, wie hundert andre chiliastische Sektierer vor ihm. Wenn er aber den Standpunkt bezeugen, die ihm in das kaufale Getümmel seiner Phantastereien und Spielereien nicht folgen mögen, mit unfehlbarer Selbstsicherheit schlankweg als „keinen schriftgläubigen" bezeichnet, und die Leser seines Buches vor dem „Gerede" unsrer Theologen, die ihm nicht zustimmen, warnt", so ist das schon ein andrer Ding und — zum mindesten nicht zu billigen.

Geradezu als Unfug ist es jedoch zurückzuweisen, wenn er, um seinen subjektiven Meinungen und Einfällen bei seinen Lesern die zu einem großen Teil doch wohl keine Gebrüder sind, ein ganzeres Ansehen zu verleihen, sich mit einem gelehrten Mantel drapiert und mit dem Worte „Wissenschaft" um sich wirft, wenn er allen Ernstes öffentlich mit der Pedantion auftritt,

„wissenschaftliche Erklärungen" des Buches Daniel und der Offenbarung zu bieten und zwar, wie er verkündet, „vollständige und richtige". Er besitzt ein großes Pferd und wenn jemand wie man darauf sitzt, noch wie man die Zügel führt. Seine Methode hat nichts mit der Wissenschaft zu tun. Wer heutzutage noch mit der Behauptung kommt, die fünf Bücher Mose seien ein einheitliches Werk und von Moses selbst verfaßt, wer den Hummel daß etwa den Büchern der Könige „Quellenschriften" zu gewahr sagen, als „haarsträubenden Unsinn", oder die Ansicht, daß nicht Daniel selbst das nach ihm genannte Buch geschrieben habe, u. ähnl. einfach als „Abgeschmacktheiten" oder gar als „heidnische Auffassungen" bezeichnet, der zeigt, daß ihm die alttestamentliche Wissenschaft gänzlich verschlossen ist. Und wer solche phantastische Zahlenberechnungen und willkürliche Ansätze dazu, solche willkürliche Interpretationen von Schriftstellen und ebenso willkürliche Deutungen und Bewertungen historischer Geschehnisse und Faktoren für wissenschaftliche Ergebnisse ausgibt, der zeigt, daß er auch von dem heutigen Stande der Wissenschaft in den Fragen der jüdischen und judenchristlichen Apokalyptik und Eschatologie nicht die geringste Kenntnis besitzt. – Wie gesagt, der Leser mag in diesen Dingen glauben, fürchten und hassen, was und wie es immer seinen Gefühlen entspricht, niemand wird's ihm wehren. Aber wer „logisches Denken" und „denkenden Glauben" so durcheinandermengt, wie er will, der soll sich nicht auf „die Wissenschaft" berufen. Daß heißt ihren Namen mißbrauchen.

Der Verf. gehört eben zur Gruppe jener Leute, die die Resultate der Wissenschaft grundsätzlich ignorieren zu Gunsten ihrer überwertigen Ideen und ihres ungesunden Mystizismus. Sie sind gar nicht zu widerlegen und daher sollten derartige Versuche im Grunde auch gar nicht gemacht werden.

## Neuerschienene Bücher.

Bousset, Prof. W., Die jüdische Apokalyptik, ihre religionsgeschichtliche Herkunft und ihre Bedeutung f. d. N. Testament. Berlin. 67 S. M. 1.

Religiöse Ethik des A. und des N. Testaments. Eine Gegenüberstellung von L. S. Brin. 16 S. M. 0,50.

König, Prof. Ed., Die Gottesfrage und der Ursprung des Alt. Testaments. Gr. Lichterfelde Berlin. 57 S. M. 0,80.

Seeberg, Prof. Reinh., Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrh. Eine Einführung in die religionsgeschichtl. u. kirchl. Fragen der Gegenwart. (4. neubearb. u. vermehrte Aufl. von „An der Schwelle des 20. Jahrh." 1. Lpz. 392 S. M. 6.75.

Sokolowski, Mag. Emil, Die Begriffe Geist und Leben bei Paulus in ihren Beziehungen zu einander. Eine exeg.-religionsgesch. Untersuchung. Göttingen. 284 S. M. 7.

Volz, P., Jüdische Eschatologie von Daniel bis Akiba. Tübingen. 412 S. M. 7.

Weinel, Heinr., Jesus im 19. Jahrh. Tübingen. 316 S. M. 3.

Mommert, K., Das Prätorium des Pilatus oder der Ort der Verurteilung Jesu. Lpz. 184 S. mit 6 Taf. M. 4.50.

Bousset, Prof. W., Das Wesen der Religion, dargestellt in ihrer Gesch. Halle. 286 S. M. 4.

Luthers, Dr., Predigten zu den alten Evangelien in neuer Fassung. Aus seinen sämtl. Werken komponiert und disponiert von M. Kreutzer. 2. Hälfte (S. 295—579). Gottingen. M. 3. (Vollständig M. 6.)

Luthers, Dr. M., Briefwechsel. Bearb. v. E. L. Enders. Bd. 9 (1531—34) und 10 (1534—36). Cortw. u. Stuttg. 384 u. 389 S. je M. 4,50.

Doroschewitsch, W., Die Verbrecher-Insel Sachalin. Aus dem Russ. von B. Bruck. Brln. 216 S. M. 2.

Grünau, Frhr. W. v., Die staats- und völkerrechtl. Stellung Aegyptens. Lpz. 338 S. M. 8,40.

Schollenberger, J., Politik in systemat. Darstellung. Brln. 290 S. M. 6.

Damaschke, A., Die Bodenreform. Grundsätzliches und Geschichtl. zur Erkenntnis u. Ueberwindung der sozialen Not. 2. verm. Aufl. (= Kulturprobleme der Gegenwart, Bd. 2). Brln. 344 S. M. 2,50.

Schmoller, G., Ueber das Maschinenzeitalter in s. Zusammenhang mit dem Volkswohlstand u. d. sozialen Verfassung der Volkswirtsch. Vortrag. Brln. M. 0,60.

Magnus, Prof. H., Der Aberglauben in der Medizin. Mit 5 Abbild. Breslau. 112 S. M. 3,50.

Fischer, M., Laienwelt und Geisteskranke. Stuttg. M. 4,80.

Bock, Dr. E., Die Brille u. ihre Geschichte. Wien. 62 S. m. 32 Abbild. M. 4,20.

Hanschmann, A. B., Bernhard Palissy, der Künstler, Naturforscher und Schriftsteller als Vater der induktiven Wissenschaftsmethode des Bacon von Verulam. Lpz. 231 S. M. 4,50.

Helfenstein, Dr. A., Die Energie und ihre Formen. Kritische Studien. Wien. 152 S. M. 4,20.

Braise, E., Plaudereien eines Altmodischen. Lpz. 167 S. M. 2,20.

Hensel, Prof. P., Hauptprobleme der Ethik. 7 Vorträge. Lpz. 106 S. M. 1,60.

Weininger, Dr. O., Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung. Wien. 599 S. M. 8.

Happe, E., Ist mit der Descendenztheorie eine religiöse Vorstellung vereinbar? Hamb. M. 0,60.

Rau, H., Franz Grillparzer und sein Liebesleben. Brln. M. 5.

Hofdamen-Briefe. Sammlung von Briefen an und von Wiener Hofdamen a. d. 19. Jahrh. Gesammelt von B. v. S. Zürich. 287 S. M. 4.

Fuchs, E., Die Karrikatur d. europ. Völker. Neue Folge. Lief. 3—7. Brln. je M. 0,75.

Jähns, M., Geschichtl. Aufsätze. Hrsg. v. K. Koetschau. Brln. 541 S. M. 10.

Throtha, Thilo v., Von der Donau bis Plewna. Ein Blatt a. d. strateg. Gesch. des Balkan-Feldzuges v. 1877. Brln. 124 S. mit 3 Karten. M. 3.

Wrangell, Ernst Frhr. v., Mit den Boeren gegen Albion. Zürich. 99 S. M. 1,20.

Schrichl, Fr., Das Griechentum und die Duldung. Ein Kulturbild. Gotha. 88 S. M. 1,20.

Schweizer-Lerchenfeld, A. Frhr. v., Die Frauen des Orients in d. Gesch., in d. Dichtung und im Leben. (In 25 Lief.) Lief. 1. Wien. M. 1.

Albert I. Fürst v. Monaco, Eine Seemanns-Laufbahn. Aus d. Franz. Brln. 367 S. M. 6.

Funck-Brentano, Fr., Die Giftmord-Tragödie nach den Archiven der Bastille. Mit e. Vorwort von Alb. Sorel. Aus d. Franz. München. 210 S. mit 8 Abbild. M. 4.

Schäfer, Prof. D., Die Hanse (= Monographien zur Weltgeschichte. Bd. 19). Bielefeld. 139 S. mit 99 Abbild. M. 4.

Hedin, Prof. Dr. Sven, Meine letzte Reise durch Inner-Asien. Halle. 50 S. M. 1,50.

Falkenegg, Baron v., Was wird aus unsere Kolonien? Zeitgemässe Betrachtungen. Brln. 137 S. M 1.

Semon, Rich. Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. Reiseerlebn. u. Beobacht. e. Naturforschers in Australien, Neu-Guinea u. d. Molukken. 2. Aufl. Lpz. 505 S. mit 86 Bild. u. 4 Kart. M. 15.

Adelmann v. Adelmannsfelden, Gf. S., 13 Monate in Marokko. Reisebriefe. Stegmeringen. 101 S. mit 3 Abbild. u. 1 Karte. M. 1,50.

Grothe, Dr. H., Auf türkischem Erbe. Reisebilder u. Studien. 2. Aufl. Brln. 455 S. mit 22 Abbild. M. 7,50.

Simon, Geh. Ob.-Reg.-R. Osk., D. gewerbl. Fortbildungs- u. Fachschulwesen in Deutschl. E. Ueberblick üb. s. Entwickl. u. s. gegenwärt. Stand. Brln. 60 S. M. 1,75.

Frost, J., Intensiver u. extensiver Betrieb der deutschen Landwirtschaft. Gekrönte Preisschr. Neudamm. 61 S. M. 2.

Schreiber, Dir. O., Neues über Moorkultur und Torfverwertung. 2. Jahrg. 1901—2. Stadt bei Pillau. (Lpz. O. E. Schultze in Komm.) 176 S. M. 3.

Kröhnke, Dr. O., Bemerkenswerte Ergebnisse der allgem. Ausstellung f. hygienische Milchversorgung, Homburg 1903. Lpz. 27 S. m. Abbild. M. 0,70.

Sämtliche Wahlfahrtsarbeit. 7. Hauptversammlung des Ausschusses für Wahlfahrtspflege auf d. Laube 1903 in Berlin. Hrsg. vom Ausschuß. Brln. 82 S. M. 0,50.

Delacroix, Eug., Mein Tagebuch. Deutsch v. E. Hancke (= Bibl. ausgewählter Schriftsteller, Bd. 2). Brln. 264 S. M. 4,50.

Saltschick, R., Menschen u. Kunst der ital. Renaissance. Brln. M. 12.

Nagel, Wilib., Beethoven u. seine Klaviersonaten. Bd. 1. Laugensalza. 247 S. M. 6.

Schmarsow, Prof. A., Unser Verhältnis zu den bildenden Künsten. 6 Vorträge über Kunst und Erziehung. Lpz. 160 S. M. 2.

Ehrhardt, M., Bismarck im Denkmal des In- u. Auslandes. 1. Bd. Eisenach. M. 6.

Lange, K., Die menschliche Gestalt in der Gesch. der Kunst v. d. Blütezeit der griech. Kunst bis zu unserem Jahrh. Aus d. Dän. v. M. Mann. Straßb. M. 30.

Smeaton, M., Vom Schwinden der Gesangeskunst. Lpz. M. 0,50.

# Einige Bemerkungen über Politik und Ethik.

## Eine Entgegnung auf den Artikel „Historische Studien und skrupulöse Bedenken über Bismarck."

Das Juniheft der „Balt. Monatsschr." hat eine Besprechung meiner Schrift über Bismarcks Verhalten in der Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges gebracht. — Ich werde hier nicht, oder doch nur beiläufig, versuchen, die mir gemachten Vorwürfe — soweit ich sie glaube zurückweisen zu können — zu widerlegen. Ob ich das kann, oder nicht kann, ist für den Leser von zu geringem Interesse, ich muß es eben abwarten, ob meine Arbeit — trotz der Vorwürfe, die der Kritiker meiner Darstellungsweise nicht mit Unrecht macht — nicht doch ihr Werk ausrichtet, auch in dem Teil, den er besonders angreift, ob sie nicht doch dazu beiträgt, an ihrem geringen Teil, daß das Gefühl für den Wert ehrlicher Kampfesmittel und loyaler Behandlung des Gegners auch in der Politik wach bleibe und sich nicht verloren gebe.

Gegenüber dem Vorwurfe aber, daß ich die prinzipielle Frage über das Verhältnis von Sittlichkeit und Politik bei Seite geschoben, daß es eine große Harmlosigkeit der Weltauffassung zeige, zu glauben, es könne bei dem Konflikt persönlicher Gewissensforderungen und staatlicher Pflichten, die aus der Berufsstellung des Staatsmannes sich ergeben, ohne Bruch abgehen, daß mir bei der Beurteilung der von mir besprochenen ethisch-politischen Fragen der sichere Maßstab fehle, daß meine Urteile hier den Ausdruck eines ernsten, aber im Einzelnen doch oft schwankenden sittlichen Gefühles und sehr subjektiv seien, bitte ich die verehrte Redaktion als Antwort — aus einer früher erschienenen Schrift von mir — folgende Darlegung aufzunehmen, die vielleicht mehr sachliches Interesse bietet als persönliche Polemik; sie behandelt den „Opportunismus" Bismarcks und enthält etwa die von meinem Kritiker vermißte prinzipielle Auseinandersetzung*:

*) Bismarck und Oesterreich bis 1866. Reval 1903. Sonderabdr. aus der „Balt. Monatsschr." 1892, S. 411 ff. — Ich habe auf diese Stelle in anderm Zusammenhange (S. 177 Anm. 1) hingewiesen, sie aber, um nicht früher Gesagtes zu wiederholen, leider nicht wieder in meine Schrift aufgenommen, kann sie auch hier nur auszugsweise wiedergeben.

„Nie wird man sich mit jener Skrupellosigkeit versöhnen können, daß der Zweck jedes Mittel heiligt, und die als Jesuitismus und Machiavellismus so viel Unheil über die Welt gebracht hat. Aber es kann das Entsetzen vor dem unstreitig heillosen Satze, „daß der Zweck das Mittel heilige", auch ein ganz unaufrichtiges sein, da in der Tat sehr Vieles, was unter anderen Umständen unverantwortlich wäre, getan werden darf und muß, wo es im Dienst einer wichtigen Sache notwendig ist. Wenn in der Politik angeblich eine andere Moral zur Geltung kommt, als im Privatleben, so geschieht das eben, weil hier die Handelnden nicht nur für ihre Person, sondern für ein anvertrautes Ganze die Verantwortung tragen, und weil oft Gesichtspunkte in Betracht kommen und Größen in die Rechnung eingestellt werden müssen, die im Privatleben fortfallen, weil hier die Konflikte der Pflichten sich mehren. Ich möchte hier ein Wort anführen, das ich in einer Vorlesung Lotzes gehört habe und das etwa so lautete „Mancher will leugnen, daß es solche Konflikte giebt. Wer sie wegschaffen kann, der soll nur herkommen, er wäre ein wahrer Heiland". — Einem Worte, das mir ein Freund sagte: aus solchen Kompfen könne man nicht mit ganz fleckenlosem Schilde hervorgehen, es komme darauf an, wer der relativ Ehrlichste sei, muß ich beipflichten. Keineswegs möchte ich von vorneherein alle Schritte Bismarcks als zu rechtfertigende hingestellt sehen . . . Deutsche Biederkeit ist dem Germanen lieber, als welsche List, ungern sieht er die Helden, die er bewundert, „das Löwenfell mit dem Fuchspelz vertauschen", es ist ihm sympathisch, wenn sie nur schwer und womöglich nie sich entschließen, sich auf den Standpunkt der Kriegslist zu stellen, bei welchem Ueberlisten und Täuschen des Gegners in sein Recht tritt, wo aber, wie oft — nicht immer — in der Politik zwischen den Staaten tatsächlich kein Friede, sondern „Krieg im Frieden" herrscht, wo die Politik Krieg mit anderen Mitteln und gegenseitiges Mißtrauen die Grundlage des Verkehrs ist, und dieser Verkehr der unerklärte Krieg ist, so daß man gegenseitig garnicht volle Wahrheit erwartet und erwarten kann; wo man sich unberechtigten gefährlichen Ansprüchen gegenüber befindet, wo ein offenes, das eigene Wollen enthüllende oder den Gegner auch nur nicht aus seinem Irrtum reißende, ja selbst seinen Irrtum nicht mehr nährende Wort das Land, dessen Sache man vertritt, in die äußerste Gefahr wirft (man denke an Friedrich Wilhelm III. und Scharnhorst beim Beginne der Freiheitskriege) — da tritt das Wort Bismarcks in sein Recht „Wer mich einen gewissenlosen Patrioten schilt — er soll sein Gewissen auf diesem Kampfplatz erst selbst einmal versuchen" (26. Dez. 1865). Wo man keine Wahl hat, als einen listigen Feind, aber das Vertrauen des eigenen Landes —

berechtigtes Vertrauen derjenigen, die auf einen angewiesen sind und einem den Schutz ihrer höchsten Güter anvertraut haben — zu täuschen, wo man einen Feind täuschen oder anvertrautes Gut preisgeben muß, da kann das „Offensein zur Schwäche werden, ja gerade aus Zuverlässigkeit und Kraft wird man zur List greifen und greifen dürfen, ja unter Umständen „heilhaft lügen" müssen, so lange als man dabei doch das Recht hat mit gutem Gewissen zu sagen: „Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, der thut mir Unrecht", und dabei nicht gegen sich selbst unwahr ist, so lange man sagen darf: „Ich kann nicht anders."

„Aber es ist das ein gefährlicher Boden, und die Wahrheit läßt ihrer nicht spotten. Der sittliche Adel eines Staatsmannes wird mitbedingt sein von dem Grade, in dem er danach strebt, an die Stelle der Kunst Offenheit zu setzen. Bismarck ging dabei bekanntermaßen mitunter ja weit, daß selbst der Eindruck entstand, man könne ihn nicht ernst nehmen . . . Ich möchte hier wegen des Bismarckschen Opportunismus auf den schönen, herzbewegenden Artikel „Fürst Bismarck" in Whitman: Das kaiserliche Deutschland verweisen. „So ungewohnlich sein Charakter auch ist", heißt es hier, „im Ganzen genommen ist er doch in vielen Beziehungen durchaus typisch für sein Land bis hinab zu den leidenschaftlichen Ausbrüchen seiner Reizbarkeit. Seine Ehrerbietung für die Krone entspricht ehrlicher Ueberzeugung, denn in seinem ganzen Wesen liegt nicht die Spur des Höflings oder selbstsüchtigen Opportunisten. Die starre Ehrlichkeit seiner Natur schließt jede Möglichkeit davon aus." Wem eine große Leidenschaft die Seele erfüllt, dem haben neben der Hauptfrage die anderen Fragen nur ein relatives Interesse. Auch bei dem Opportunismus kommt es, wie bei so vielen sittlichen Fragen, zunächst darauf an, ob man die Welt und die Dinge in seinen Dienst hineinreißt oder sich in den Dienst der Sache stellt. Das große Interesse, dem Bismarck diente, war ein ideales, aber nicht ein theoretisches, sondern ein ideales praktisches Interesse; jenes Interesse, von dem die Sybel'sche Schilderung spricht: Preußen-Deutschland, „dem Vaterland die ganze Kraft." „Für mich" — sagt er — „hat immer nur ein einziger Kompaß, ein einziger Polarstern, nach dem ich steuere, bestanden: salus publica . . Doktrinär bin ich in meinem Leben nicht gewesen, alle Systeme, durch die die Parteien sich getrennt und gebunden fühlen, kommen für mich in zweiter Linie . . . Die Doktrin gebe ich außerordentlich wohlfeil . . . Es giebt Zeiten, wo man liberal regieren muß und Zeiten, wo man diktatorisch regieren muß, es wechselt Alles, hier giebt es keine Ewigkeit." (24. Febr. 1881 im Reichstage).

„Weiter entscheidet über die Sittlichkeit, d. h. die subjektive Sittlichkeit oder Unsittlichkeit des Opportunismus, bei dem Einzelnen die Frage, ob er, bei der relativen Wertung dessen, was Andere als absolut ansehen, in seinem Handeln gebunden ist durch höhere, ewige Mächte, die er in sich wirksam sein läßt, unter die er sich beugt und an denen er sich erhebt. Hier verweise ich auf Bismarcks oben schon zitierten Brief vom 26. Dez. 1865. — Darauf kommt es an, wovor man dennoch Halt macht." —

Dazu füge ich noch folgende Worte aus meiner jetzt in Frage stehenden Schrift (S. 90): „Politik und die Not von Kampfeszeiten muß vieles rechtfertigen und oft erfordern, daß man Schmutz angreift, — aber . . . wir wollen . . . das Gefühl für den Unterschied ehrlicher und unredlicher Bekämpfung des Gegners uns nicht ausmerzen lassen."

Obige Darlegung zeigt den Maßstab, den ich bei Beurteilung solcher Fragen angelegt sehen möchte, er mag vielleicht ein anderer sein, als ihn der Verf. der Kritik anlegen würde. Noch eine Bemerkung sei mir gestattet: sie betrifft die spöttischen Worte über einen Freund — einen „Philologen in Neustadt", der allein den richtigen Unterschied zwischen der Abekenschen Depesche aus Ems und dem Bismarckschen Telegramm erfaßt haben solle.

Es geht eben so: bei schwierigen Unterscheidungen findet *einer* zuerst das Richtige. Der Unterschied im Ton der beiden Depeschen war allgemein herausgehört worden, aber niemand hatte klar und scharf angegeben — dem Geschrei von Fälschung gegenüber — worin der Unterschied liege. Konstantin Rößler wies zuerst in den „Preuß. Jahrbb." auf den entscheidenden Umstand hin. Sybel sieht in dem Bismarckschen Telegramm noch die unveränderte Wiedergabe von Tatsachen, deren Richtigkeit unbestritten blieb. Oncken sieht darin (noch 1891) nur Milderungen der Urdepesche; jetzt ist in der jüngst erschienenen, gründlichen Abhandlung von Walter Schultze „Die Thronkandidatur Hohenzollern und Graf Bismarck" (Halle 1902) S. 38, der bedeutsame Unterschied zu voller Anerkennung gelangt und scharf bezeichnet. Diese Umwandlung des Urteils dürfte wohl sicher — direkt oder indirekt — auf meine Darlegung im Bismarckjahrbuch (1895) zurückgehen und so auf die mir gegenüber gemachte und den Nagel auf den Kopf treffende Bemerkung eines Freundes, eben jenes „Philologen in Neustadt".

Georg Rathlef.

---

## Antwort.

In seiner Entgegnung auf meine Kritik verzichtet Raithel auf eine Widerlegung meiner Einwände oder, wie er sich weiterhin ausdrückt, auf „persönliche Polemik". Persönliche Polemik wäre mir in der Tat unerwartet gekommen, da ich keine persönlichen Angriffe gegen ihn gerichtet, sondern sein Werk — wie ich glaube — sachlich beurteilt habe. Sachliche Polemik wäre mir erwünschter gewesen, als das von R. beliebte Verfahren, doch jeder hat das Recht, sich seine Parade selbst zu wählen, mir mag es nur gestattet sein, die von R. gewählte Parade auf ihre Stichfestigkeit zu prüfen. — R. führt gegenüber dem Vorwurfe, daß er die prinzipielle Frage nach dem Verhältnis von Sittlichkeit und Recht bei Seite geschoben, einen Abschnitt aus einer früheren Schrift von ihm an, in dem eben diese Frage eingehend behandelt ist, wobei er diese Ausführung als den Maßstab bezeichnet, den er bei Beurteilung solcher Fragen angelegt wünscht, und den Zweifel offen läßt, ob dieser Maßstab auch der meine sei. Diesen Zweifel hätte er sich ersparen können, denn in meiner Kritik habe ich mich, wenn auch kurz und andeutungsweise, so doch unmißverständlich, genau zu demselben Standpunkt bekannt.

Zweierlei aber muß ich R. auf sein Selbstzitat erwidern. Erstens habe ich als Kritiker das Recht und die Pflicht, mich nur an das mir vorliegende Buch zu halten, und durfte erwarten, alle wesentlichen Glieder des Gedankenganges in ihm zu finden. Nun touchen ja in R's Buch allerdings gelegentlich Hinweisungen auf Anschauungen, wie die oben geäußerten, als „disjecti membra poetae" auf, aber in so unbestimmter Weise, daß ich in ihnen keine Feststellung des prinzipiellen Standpunktes anerkennen konnte, um so weniger — und damit komme ich auf den zweiten Punkt meiner Erwiderung —, als mir R. in einer vollkommenen Selbsttäuschung befangen scheint, wenn er glaubt, diesen Maßstab in der Tat angelegt zu haben. Ich wenigstens vermag das geistige Band zwischen diesen Prinzipien und der Beurteilung etwa der Emser Depesche nicht zu finden; wie man von diesen Prämissen zu solchen Endurteilen gelangen kann, scheint mir logisch gar nicht, psychologisch schwer erklärlich. Ich habe vielmehr den Eindruck gewonnen, als ob R. da, wo er das entscheidende Wort sprechen soll, vor der Anwendung des Maßstabs zurückscheut, den er, wie ich jetzt sehe, doch für den richtigen hält, und daß er sich in weit überwiegendem Grade von den einschränkenden Bedenken beeinflussen läßt, die sich auch in dem von ihm zitierten Passus seiner Schrift eingeschoben finden, den Bedenken über die Gefährlichkeit des Bodens u. s. w. Das ist es, was ich R. sachlich zu erwidern

habe. Dixi, et animam salvavi Ich erwarte nicht, daß er mir Recht geben wird, denn, wie auch aus seiner Entgegnung ersichtlich, glaubt er eine das Gewissen weckende Mission erfüllen zu müssen, bei der ihm keine Einwürfe beirren dürfen. Ich meinerseits kann ihm auf diesem Wege nicht folgen, denn, rund herausgesagt: Wer andern ein Gewissensführer sein will, muß selbst wissen was er will, er muß gegebenen Falles klipp und klar optieren können, und — um ein Wort Bismarcks ins Baltische zu übertragen — er darf nicht zu gleicher Zeit über Pleskau und über Taps nach Petersburg fahren wollen

Zum Schluß auch von mir eine Bemerkung über die, nach R's Meinung, spöttischen Worte über seinen Freund, den „Philologen in Neustadt". Ob R. meine Worte richtig qualifiziert hat, mag der Leser beurteilen; jedenfalls ist es ein sonderbares Mißverständnis, wenn er den Spott gegen seinen Freund gerichtet glaubt Das hat mir durchaus fern gelegen, was in meinen Worten etwa an Spott oder Polemik liegen sollte, betrifft vielmehr durchaus nur die Mikologie der moralischen Beurteilung, die auf einer so schwankenden und hoorspaltenden philologischen Interpretation der Emser Depesche beruht, die Zusammenstellung der Deutungen in R's Entgegnung scheint mir die Berechtigung meiner Kritik nur aufs Neue zu erweisen

K. Girgensohn.

# Zur Schärfung des Sprachgefühls.

[Neubolschewistisches Zeitungsdeutsch]

. . . Die Jahresabrechnungen der Reichs-Adels- und der Bauern-Agrarbank werden seitens des Finanzministeriums dem Komitee zur Prüfung derselben auf die Einhaltung der dem Nutzen des Staates entsprechenden Richtung der Tätigkeit dieser Institutionen hin, vorgestellt. (Uebers. aus dem „Reg.-Anz.", in fast allen unseren Blättern*). — Ein ganz schauderhafter Satz! Warum nicht einfach und schlicht „zur Prüfung ob . . ."? — Sollte sich bei der „redaktionellen Arbeitshetze", die eine unserer Zeitungen als Entschuldigung für die Sprachsünden der Tagesblätter angeführt hat, wirklich nicht die Zeit finden lassen, wenigstens wichtigere Mitteilungen in einigermaßen annehmbarem Deutsch wiederzugeben?)

— . . . sondern die Eltern sollen sich dazu überzeugen können, daß sie um ihre Mitwirkung bei der Klarlegung der Bedingungen gebeten werden, unter welchen der Schüler bereitwillig gemacht werden konnte, sich den an ihn gestellten Anforderungen zu fügen (Rig. Absch. Nr. 146, Rig. Tgbl. Nr. 146, Rev. Beob. Nr. 143 usw. — Das ist natürlich eine wörtliche Uebersetzung aus dem Russischen. Aber eine so weitläufige Ausdrucksweise ist gegen den Geist der deutschen Sprache. Sollte dieser Satz in gutem Deutsch wiedergegeben werden, so müßte eine Verkürzung eintreten. Der Sinn ist ja der, daß die Eltern dazu mahnen sollen, daß der Schüler sich bereitwillig den gerechten Anforderungen fügt.)

— Die Namen haben die Boote infolge dessen erhalten, weil bei ihrer Fahrt usw. (Rev. Ztg. Nr. 138).

— Die in den oberen Klassen Unterrichtenden, hauptsächlich die Geschichts- und russischen Lehrer usw. (Rig. Tagebl. Nr. 146, Narodnaj. Ztg. Nr. 143, Düna-Ztg. Nr. 144 (2. Mai) usw.)

— . . . , daß der Lehrer die Schuldigen zur Einsicht ihrer falschen Anschauung führen muß, die sie zur Nichterfüllung ihres Handelns gemacht hatten. (Rig. Absch. Nr. 146, Rig. Tgbl. Nr. 146, Rev. Beob. Nr. 143 usw., wie es scheint, alle nach der Ueberf. der „Priesb. Ztg." — Was sollen sie „einsehen", doch wohl nicht die „Anschauung"?! Es kann doch nur heißen, zur Einsicht führen, daß sie eine falsche Anschauung zur Nichterfüllung usw.)

— Als 1846 eine alte Kirche niedergelegt wurde, unter der der Bischof Tichon begraben war, fand man seine Gebeine. Hiervon wurde dem h. Synod Bericht erstattet und 1861 wurden seine Gebeine eröffnet. Unter dem Kaiser Alexander III. wurden die Verhandlungen über die Heiligsprechung und Eröffnung der Gebeine des Bischofs Feodossij von Uglitsch begonnen, aber die Eröffnung selbst erfolgte erst unter dem regierenden Kaiser Nikolai II. (Rig. Absch. Nr. 161.)

*) Die Rev. Ztg. Nr. 160 und der Rev. Beob. Nr. 160 sagen allerdings „vom" statt des klobigen „seitens", und „prüfen ob . . "; dagegen findet sich hier der ganz sinnwidrige Ausdruck „Tätigkeits-Direktive", womit sie „Richtung der Tätigkeit" bezeichnen wollen. Im Deutschen läßt man wohl das überflüssige „Richtung" am besten weg und begnügt sich damit, die „Tätigkeit" zu prüfen.

— . . . daß zur Entwicklung der Volksgesangchöre und zur Bekanntmachung von deren Dirigenten mit den besten Erzeugnissen der Musik-Literatur . . . (Rev. Ztg. Nr. 151; Rev. Beob. Nr. 151.)

— Im laufenden Jahre werden . . . in gewissen Gegenden des Gouvernements seitens des livländischen Landratskollegiums eigens abkommandierte Personen, die, wo erforderlich, von den Mitgliedern der in der Organisation begriffenen Kirchspielseinschätzungskommissionen unterstützt werden sollen, Untersuchungen (der Bodenbeschaffenheit, Messungen ꝛc.) und das Einsenden von Daten vorgenommen, die gemäß den Weisungen der besonderen Konferenz am Finanzministerium, für die Ergänzung des Projekts der allgemeinen Einschätzungsgrundlagen, das dem Ministerium zur Bestätigung vorgelegt worden ist, notwendig sind. (Rev. Beob. Nr. 132. — Mußte das alles wirklich in ein einziges Satzungetüm hineingepackt werden? In zwei oder drei Sätzen hätte es klarer und besser ausgedrückt werden können.)

— Die „Nordlivländische Zeitung" und beide Revaler Blätter sind gestern und heute erst um ca. 3 resp. 1½ Uhr hier eingetroffen. (Düna-Ztg. Nr. 159. — Warum nicht einfach: gestern erst um 3, heute um 1½ Uhr . . .? Das leidige „resp." (respektive), oder verdeutscht „bezw." (beziehungsweise), was aber auch um nichts schöner ist, hat sich neben dem ebenso leidigen „eventuell" wie eine Krankheit namentlich im Zeitungs- und Amtsstil festgesetzt. Und doch ist es nicht schwer einzusehen, daß es ebenso häßlich wie überflüssig ist. Diese „respektives" und „eventuells" sollten einmal ganz energisch zum Tempel hinausgejagt werden.)

— Außerdem tritt der Benefiziant mit Herrn Berghaus im Varieté-Teil als Duettisten-Paar auf. (Rig. Rdsch. Nr. 159.)

— Die Künstlerin hat es verstanden, die Gunst des Publikums zu erwerben und wird dasselbe gewiß nicht ermangeln usw. (Rig. Tgbl. Nr. 150. — Seit einer Reihe von Jahren schon wird gegen den Gebrauch des Fürworts „derselbe, dieselbe, dasselbe", dieses „unnützen Bleiklumpens", wie es ein feiner Sprachkenner genannt hat, ein erfolgreicher Kampf geführt. Aber man begegnet ihm doch noch viel häufiger, als zu wünschen wäre. „Die Tatsache, daß diese Papierblume auch von unsern besten Schriftstellern gepflegt wurde, sollte uns nicht abhalten, ihr mit dem Messer zu Leibe zu gehn. Wer diesen Schmarotzer einmal als solchen erkannt hat, kann ihn nicht mehr riechen." — Und dann die Inversion! dieses abscheuliche Gebilde, das aus der miserablen Kaufmannssprache stammt und das gesunde Sprachgefühl verhunzt! Man glaubt so schreiben zu müssen, aber keinem fällt es doch ein, so zu sprechen! Auch hierbei sollte man an den Ausspruch Lessings denken: „Schreibe wie du redest, und du schreibst schon.")

— Die „Sarja" ist . . . auf Grund geraten und haben sich die Passagiere genötigt gesehen usw. (Goldinger Anz.; Rig. Rdsch. Nr. 139; Rig. Tgbl. Nr. 140; Düna-Ztg. Nr. 139 mit besonderer Einleitung also nicht nur eilig ausgeschnitten; Rev. Ztg. Nr. 139. — Wieder die Inversion! Daß aber dergleichen mitunter auch bei „redaktioneller Arbeitshetze" korrigiert werden kann, zeigt die „Nordlivl. Ztg." Nr. 138, die denselben Satz in richtiges Deutsch gebracht hat.)

# Johann Wolthuß von Herse.

Eine Tragödie

von

**Karl Stavenhagen.**

**Personen:**

Johann Wolthuß von Herse, Meister des Deutschen Ordens in Livland (ungefähr 45 Jahre alt)
Lubbert von Forßem, Komtur von Goldingen (ein Greis).
Wilhelm von Bodinckhusen, Komtur von Dünamünde } (an die sechzig)
Otto von Hochhelem, Komtur von Mitau }
Bernd von der Borch, Komtur von Doblen } (zwischen 40 u. 55)
Evert Lappe von der Ruer, Komtur von Dünaburg }
Bernd von der Heide, Komtur von Fellin (rothaarig) }
Kurt von Herzenrode, Vogt von Ascheraden }
Dietrich von Dornenburg, Vogt von Jerwen (lang und hager) }
Gerd von Welien, Vogt von Oberpahlen (ungewöhnlich groß und beleibt) }
Dietrich Lappe von Koningen, Vogt von Wesenberg }
Konrad von Vietinghof, Vogt von Leal }
Friedrich Wolthuß von Herse, Vogt von Bouske } (des Meisters jüng Brüder)
Ernst Wolthuß von Herse, harrisch-wierischer Ordensvasall }
Heinrich (auch Heidenreich) von Wolgarden, Vogt von Narva } (um 35)
Gerwin von Bellersheim, Hauptmann von Reval }
Walter von Plettenberg, Junker (25 Jahre alt).
Johann Super, Bürgermeister von Reval.

Sibylle, Supers Tochter.
Margarete von der Lippe, Geliebte des Meisters
Ein junger Ordensritter.
Ein undeutscher Schenkwirt
Dessen Frau.
Mehrere deutsche Kriegsknechte.
Zwei undeutsche Diener.

Als stumme Personen Gebietiger und Ordensherren.

---

## Ort der Handlung.

Im I. Akt: das Ordensschloß zu Riga.
Im II. Akt: das Ordensschloß zu Wenden.
Im III. Akt: das Haus des Bürgermeisters von Reval und das Schloß zu Reval.
Im IV. Akt: das Ordensschloß zu Weißenstein.
Im V. Akt: Eine Waldschenke auf dem Wege von Pernau nach Weimar und das Schloß Helmet.

---

## Zeit der Handlung:

Die zweite Hälfte des Jahres 1470 und die erste des Jahres 1471

---

## Erſter Akt.

Szene: Ein Gemach im Schloſſe zu Riga.

### Erſter Auftritt.

**Johann Wolthuß. Lubbert von Forſtem.** Beide ſtehen im Mittelgrunde der Szene

Forſtem. Bedenkt, Herr Meiſter —
Wolthuß. Wo das Eiſen glüht,
Wirft auf den Ambos es der Altgeſelle,
Und nieder fährt der Hammer, es zu zwingen.
Bin ich mit Preußen einig nicht? Ihr ſelber
Wart Zeuge der Beredung mit dem Meiſter
Zu Königsberg. Drüben wie hüben ſchaut
Man aus denſelben Fenſtern. Zwingen wird
Die Herrn im Orden man zum alten Geiſt.
Forſtem. Zwingen zum Geiſt! Kann zwingen man zum Geiſt?
Wolthuß. Mag ſein — mag ſein, daß uns der Geiſt entwich,
Daß er verdarb und ſtarb für alle Zeit.
Was dann? Leib ohne Geiſt zerfällt zu Staub.
Wallt, Bruder, Ihr dem Staub, dem Tode dienen?
Ich — kann das nicht, ich wende darthin mich,
Wo neues Leben ſprießt aus neuem Geiſt. —
Herr Bruder Luddert, hört ein Wort von mir!
Ihr wißt, ich lieb' Euch. Leiſe will ins Ohr
Ich's flüſtern Euch: Ja wohl, ich glaub' es ſelbſt,
Des Ordens Zeit iſt um. Was kommt, gehört
Nicht ihm, gehört — den Weltlichen. Und darum —
Darum laßt — mit den Weltlichen uns gehn!
Forſtem. Johann Walthuß von Herſe, mahnen muß
Ich dich, daß du geſchwarner Meiſter biſt
Des Ordens.
Wolthuß. Und ich will des Ordens Meiſter
So lange bleiben, als der Orden bleibt
Das Heil des Landes, keine Stunde länger.
Forſtem. Habt Ihr im Schloß zu Königsberg auch das
Vereinbart mit dem Hochmeiſter?
Wolthuß. Herr Bruder,
Das letzte Ziel, ſo ſich der Kühne ſteckt,
Birgt klüglich er in ſeines Herzens Tiefen

Ihr schautet einen Augenblick hinab —
Vergeßt's! Zuletzt ist doch es immer so:
Wir machen nicht die Zeit, die Zeit macht uns,
Und wir vermögen nichts, als sie zu fassen,
Daß sie uns trag' in ihrem Wallenmantel.
Das ist die Kunst. Wer sie zu üben weiß,
Der wird der Großen einer dieser Erbe.

Forßem. Und solch ein Großer möchtet Ihr wohl sein?

Wolthuß. Ich seh' das Ziel. Ob ich's erreich', wer sagt es?
Doch eine Strecke Weges will ich reiten.
Sink' aus dem Sattel ich, so mag ein andrer
Das Roß besteigen und die Straße weiter
Dem Ziel entgegenspornen. — — Bruder Lubbert,
Ihr wart bislang mir Freund, ich bitt' Euch, bleibt's!
Wie ich hier vor Euch steh', so schwör' ich Euch,
Was ich auch tu, ich tu's gemeinem Wohl.
Das muß Euch gnügen. Nur gemeinem Wohl,
Darum sind einig wir, und — für den Orden auch,
Alslang der Orden bleibt gemeines Wohl.

Forßem. Herr Meister, blicket auf mein weißes Haar!
Es ist gebleicht in dieses Ordens Diensten.
Und war der Orden immer mir die Farm
Auch nur, in der gemeinem Wohl ich diente,
Der Arm, der zitternd sich zum Grabe neigt,
Zerschlägt nicht das Gefäß, woraus geschöpft
Er Nahrung hat in einem langen Leben.

Wolthuß. Wer fordert das von Euch? Was ich verlange,
Ist, daß Ihr diesen alten Arm mir leiht,
— So alt er ist, noch immer gilt er viel —
Ein neu Gefäß zu formen, so das alte
Ersetzen soll, wann es von sich zerspringt.

Forßem. Und dieses neue, wo wollt Ihr es suchen?
Wie wollt Ihr's bilden?

Wolthuß. Bruder, hört mich an!
Vom Memelstrom im Süden dieser Lande
Bis hoch hinauf zu Finnlands weißer See
Schneid' ich vorerst mir einen Streifen, breit
Und fett, heraus, mit Burgen wohl versehen,
Zu eignem Dienst. Hier gilt allein mein Wille,
Und eine Kriegsmacht schaff' ich mir aus allem,
Was weltlich ist und trägt ein Ritterschwert.

Dann sonder' ich die Böcke von den Schafen
Des Landes Marken gegen Süd und Ost,
Wo leicht Verrat sich anspinnt mit dem Feind,
Verleih' allein ich Brüdern, die zu mir
In Treuen stehn. Die Böcke oder weis' ich
Nach Westen, da sie nimmer schaden mögen,
Und posse drauf, daß sie den trägen Wanst
Zu fest nicht mästen aus gemeiner Krippen,
Und zwing' auch sie zu ziehen meinen Pflug.
Sie sollen müssen, müssen sollen sie,
Da sie nicht wollen.

Forßem. Vorsicht, Meister, Vorsicht!

Wolthuß. Ja Vorsicht, aber keine Nachsicht mehr!
Mit einer Faust aus Stahl will ich sie fassen
Und rütteln, wie die Föhren der Orkan,
Und was sich sträubt, mit solcher Faust aus Stahl
Drück' ich erbarmungslos ihm ein die Kehle.
Sie sollen müssen, oder — untersinken.

Forßem. Und all' die andern Landsgewalten, Herre?

Wolthuß. Die Bischöfe von Dorpat, Reval, Oesel
Sind mir geneigt.

Forßem. Sind Euch geneigt — einstweilen.

Wolthuß. Und werden's bleiben.

Forßem. Bauet nicht zu fest
Auf Pfaffentreu'!

Wolthuß. Ihr Vorteil fordert es.

Forßem. Die Städte aber, Meister?

Wolthuß. Reval hielt
Zum Orden stets und wird in Zukunft auch
Zum Orden, heißt zum Meister, treulich stehn,
Solange dort des Meisters Freund regiert,
Herr Johann Super, Revals Burgemeister.
Und Dorpat — auch in Dorpat weiß ich Männer
Im Rat, so weiter sehn ins Land hinaus
Denn ihrer guten Stadt ehrwürd'ge Türme.
Zudem wird Super mir zu Willen sein
In Dorpat auch, und Supers kluges Wort
Hat gute Geltung, als ich weiß, am Embach.

Forßem. Und Riga? Und das Erzstift?

Wolthuß. Lasse ich
Für's erste links zur Seite liegen noch

Mit gutem Wort. Hab' ich die Macht im Orden,
Und so, daß sich ein jeder Nacken beugt,
Dann ist das Schwert geschmiedet, und dann gilt's,
Mit solchem Schwerte einen Grenzwall bauen
Nach Osten hin, der Schirm dem Lande deut
Für alle Zeiten; Krieg ist dann die Losung
Mit Pleskau, hinter welchem Moskau steht
Hernach, ist das vollbracht, so zwinge ich
Auch dieses widerspenstige Riga nieder
Und füg' es ein als dienend starkes Glied
In meine Kette. Und die Bischofshüte,
Sie neigen dann von selbst sich meiner Macht.
So bau' ich eine starke Landsgewalt
Im Meister auf, und die Gebietiger
Und letztlich auch des Ordens Brüder sterben
Allmählich hin und aus. Der Meisterstuhl
Steht da am Ende ganz allein, gestützt
Auf Landsgewalten, Weltliche, selbst weltlich
In seinem Wesen. Finden wird der Name
Sich für die neue Sache dann wohl auch.

Forßem. Ihr wandelt, Meister, eine steile Bahn

Wolthuß. Nur steile Bahn führt aufwärts. Bruder Lubbert,
Kommt mit! Kommt mit! Wart Ihr es selber nicht,
Der einst dem Falken zog vom Aug' die Kappe
Und sonnenwärts ihn wies? Ihr spracht zuerst
Das Wort zu mir: Der Orden ist das Land.
Es ließ mich nimmer los. Wollt Ihr den Brand,
Den Ihr in diesem Herzen selbst entflammt,
Jetzt selbst zertreten? Nimmermehr!
Ihr könnt, Ihr dürft es nicht. Das wäre Mord,
Verübt am eignen Kinde.

Forßem. Meister! Meister!
Das Kind wuchs sich zu einem Riesen aus
Und droht in Überkraft des Hauses Pfeiler
Zu stürzen über des Erzeugers Haupt.

Wolthuß. Hast du's erkannt, mußt kühnlich du's auch wagen.
Nochmals: Kommt mit! Mit Euch gelingt's. Was gut
Im Orden ist, glaubt Euch, folgt Euch. Ihr seid
Den Jüngern als ein lebendes Panier
Im Schlachtensturm. Kommt mit!

Forßem (zögernd). Wohlan ich will's —

Wolthuß. Heil Bruder Lubbert Dir von Forßem, Heil!
Forßem. Ich will's, solang ich's darf, solang die Seele
Nicht Schaden nimmt
Wolthuß Ich aber weihe wie
Den Leib, so auch die Seele diesem Werke.
In ihm will leben zeitlich ich und ewig,
Oder, mißglückt's, mit ihm zu Grunde gehn
Zeitlich — und ewig auch in jenem Leben.
Forßem. Wir greifen's an, ein Höhrer ist's, der's lenkt.

(Evert Lappe von der Ruer und Ernst Wolthuß treten gleichzeitig durch die Mitteltür ein.)

## Zweiter Auftritt.

**Die Vorigen. Evert Lappe von der Ruer. Ernst Wolthuß.**

Wolthuß. Seht ein Getreuer, Evert von der Ruer,
Und unser Bruder Ernst! Seid mir gegrüßt,
Viel liebe Herrn! Derweil wir ferne waren,
Habt Ihr für uns geackert und gesät.
Ruer. Glaubt's, Herr. der Mühe hab' ich nicht gespart;
Mario helfe nur, daß Wind und Wetter
Die Saat gedeihen lassen!
Wolthuß. Sprecht, Herr Bruder,
Was habt gefördert Ihr in solcher Zeit?

(Ruer sieht fragend auf Ernst Wolthuß, der Meister gibt diesem einen Wink. und er geht nach links ab.)

Ruer. Den Umritt hielt ich, wie Ihr mich geheißen,
Und griff es an fürsichtiglich. Ganz leise
Fühlt' ich zuvor, und wo ich guten Willen
Erfand, da faßt' ich zu. Die Herrn im Süden,
Die meinten meist, sie wollten folgen, wann
Herr Lubbert ritt vorauf.
Wolthuß. Er ist bereit.
Ruer. Etliche — als Otto von Hachhelem
Zur Mitau und der Dünamünder, Wilhelm
Von Bodmckhusen — zogen schief ein wenig
Zuerst den Mund und aßen von dem Tische,
So ich gedeckt, mit langen Zähnen nur.
Wohl, meinten endlich sie, läg' mancherlei
Im argen, und es müßte besser werden,
Auch wollten sie mit Euch den Gang versuchen,

Doch — ſollt' es gehen nach den Satzungen
Und den Gewohnheiten, wie ſie gegalten.
**Wolthuß.** Es wird nach ihnen gehn, ſolang es geht.
**Ruer.** Herr, als ich fürcht', die einen wie die andern
Sind blinde Roſſe, ſo ſich leicht vertreten.
**Wolthuß.** Tut nichts; ich öffne ihnen ſchon die Augen,
Wann ſie zurücke nimmer mögen mehr.
**Ruer.** Die Menge aber läuft aus Gier des Hafers
**Wolthuß.** Die jungen Herrn im Orden ſind's. Sie halten,
Die Ämter wären da für alle, die
Den Mantel tragen, alſo auch für ſie,
Nicht für die Sippe nur der Herrn Gebietger.
Und ich, ich ſoll ſie bringen an die Krippe.
So recht, Ihr Herrn! (Er lacht)
**Forßem** (ſehr ernſt) Beſſer wäre es,
Sie ſtönden für die Sache.
**Ruer.** An der Kraft
Gebricht es nicht, allein der Geiſt —
**Wolthuß.** Herr Bruder,
Der Geiſt bin ich, der lenken wird die Kraft
Doch ſagt, ſpracht Ihr auch mit dem Bruder Borch!
**Ruer.** Dem Herrn von Dobelen? Sowie der Aal
Sich windet in der Reuſe, gab er ſich
Ich konnt' ihn faſſen nimmermehr.
**Wolthuß.** Ich glaub's
Und darum lud ich hierher ihn noch Rigo.
Selbſt handle ich mit ihm. Der Köder manchen
Hab' ich bereit für dieſen ſchlauen Fuchs. — —
Dann aber heißt's: Nach Wenden zum Kapitel!
Und dort gilt es, den erſten Reigen tanzen.
**Forßem.** Herr Meiſter, König Kaſimirs gedenkt!
**Wolthuß.** Ganz recht! (Zu Ruer) Herr Evert, einen neuen Ritt
Hab' ich für Euch, wann wir zu Wenden tagten.
Hinab zieht Ihr mit Friedrich, meinem Bruder,
Und, als vereinbart ich mit hieſigem Rat,
Mit Rigas Abgeſandten hin nach Tracken
Zu König Kaſimirens Majeſtät,
Und handelt alſo dort, daß wir den Zwiſt,
In den der Orden und die Rigiſchen
Mit Litauen gerieten, bald vergleichen
Denn ſollen wir im Oſten ſchlagen, müſſen

Im Süden unſre Marken wir befrieden.
Für Riga aber ſteht als für den Orden!

Ruer. Wollt Ihr für Riga Sorge tragen, Herr,
Dos Euch an ſich bislang nichts zugeſtanden?

Wolthuß. Was ich für Riga tu, tu ich für's Land.

Ruer. Doch wiſſen's Euch die Rigiſchen wenig Dank.

Wolthuß. Es kommt die Zeit, wo auch die Rigiſchen
Beſſeren Kauf zu geben ſich befleißgen
Und Frieden herrſchen, und wird Riga erſt
Des Ganzen, iſt es ſeine ſchönre Hälfte
Und erſter Stern in Livlands Ehrenkrone.

Ruer. Bis dahin aber bleibt's dem Orden feind.

Wolthuß. Wer eine ſpröde Magd hofiert, der ſei
Gewärtig ihres Zorns, gewinnt er ſie,
Wird ſie die treueſte von allen Frauen.
Der Werber will ich ſein um ſolche Magd.

Ruer. Ritter und Kaufherr ſtanden nie beiſammen.

Wolthuß. Wie Bein und Fleiſch gehörn ſie zu einander,
Wenn anders ſoll der ganze Leib gedeihen.
Der Ritter liebt der Heimat braune Scholle
Und ſchirmt ſie mit dem Schwert wider den Feind,
Der Geiſt des Kaufherrn ſchweift hinaus ins Weite
Und gibt dem Ganzen einen kühnern Flug.
Schaut jene ſtolze Hanſe! Land und Meere
Umfoßt mit ſtarkem Herrſcherarme ſie,
Und Könige neigen ſich vor ihrem Szepter.
Wo ſolcher Geiſt dem Lande fröhnen lernt,
Da tritt die Größe in des Landes Dienſt
Und zeitigt wundervoller Früchte Fülle. —
Laßt Riga mir! Iſt's auch dem Orden feind
Noch heut', ich freue ſeines Daſeins mich,
Weil ohne Riga Livland wäre nichts.

Ruer. Ich haſſe immer dieſe Pfefferſäcke
Und lockte wenger jänftlich ſie zur Köſte.

Wolthuß. Ihr fördert unſer Werk an Eurem Teil,
Mich aber laßt das Ganze überdenken!
Lebt wohl, Herr Bruder Evert!

(Ruer verneigt ſich und geht ab.)

Forßem (an den Meiſter herantretend). Mit Vergunſt,
Herr Meiſter, ſchenket einem jungen Blut
Gehör.

Wolthuß. Wer iſt es, Freund?
Forßem. Aus edelm Haus
Ein Junker, der den langen Weg genommen
Her von weſtfäliſchen Gauen, um hierlands
Sein gutes Schwert zu proben.
Wolthuß. Iſt's auch gut?
Forßem. Soweit ich ihn geprüft, mein ich, Ihr könntet
Seiner gebrauchen. Wollte Gott, wir hätten,
Als ſich die Dinge fügten, mehr die Art.
Im Schloß zu Goldingen mit Briefen aus
Der Heimat ſprach er vor. Gern hätt' ich ſelbſt
Ihn mir in Pflicht genommen, aber ſtolz
Wies er mich ab, zum Meiſter wolle er.
Wolthuß. Ein kecker Burſche! Doch ich lieb' ſolch Holz.
Forßem. So ritt in meinem Troß er her auf Riga,
Und ich verſprach Gehör ihm zu erwirken.
Wolthuß. Wie heißt der Mann?
Forßem. Walter von Plettenberg.
Wolthuß. Ein Name hierzuland nicht unbekannt.
Laßt ein den jungen Herrn! Iſt gut der Stahl,
So muß er Funken ſprühn.
Forßem. Ich rufe ihn. (Ab).
Wolthuß (öffnet die Tür links). Nun, Bruder Ernſt!

(Ernſt Wolthuß tritt ein.)

### Dritter Auftritt.

**Der Meiſter. Ernſt Wolthuß.**

Meiſter. Was haſt du mir zu melden
Von unſern horriſch-wieriſchen Vaſallen?
Ernſt. Bruder Johann, du haſt dort viele Freunde,
Der Orden — keinen. Darum, was ſie tun,
Tun ſie um dich. Sie wollen Heeresfolge
Gen Pleskau leiſten dir mit Mann und Roß,
Und wohin ſonſt es dir gefällt zu reiſen;
— Sie wiſſen es, du meinſt es gut mit ihnen —
Allein —
Meiſter. Nun, Bruder?
Ernſt. Sieh, ſie meinen ſo:
Gott ſetzte jedem Menſchen ſeine Zeit,
Dem weit hinaus, dem bald. Und auch der Meiſter

Sei nur ein Menſch, wie alle andern ſind,
Dem einmal kommt die Zeit.

Meiſter. Billige Weisheit!

Ernſt. Und dann folgt andres Regiment, und anders
Mag vieles werden. Alſo meinen ſie —

Meiſter. Daß ſie ſich ſichern müßten für die Zukunft?

Ernſt. Du weißt, ſie haben dir gehuldigt zwar,
Allein nur unter ſolchem Vorbehalt,
Daß ſie alter Gewohnheit nach es täten
Und unbeſchadet ihres Eides gegen
Den Hochmeiſter, deſſen geſchworne Mannen
Von alters her ſie rühmen ſich zu ſein.
Daß dem ſo ſei zu Recht, begehren ſie
Von dir mit Brief und Siegel zugeſtanden
Und minder nicht ihre Gerechtſame.
Die ſie erwarben aus der Dänenherrſchaft.

Meiſter. Die Dänenherrſchaft! In den Gliedern tief
Steckt ſie den Herrn, weil's keine Herrſchaft war.

Ernſt. Zudem erbitten ſie, der Meiſter möge
Steuern dem Übermut der Revalſchen,
Die Freiheit nicht dem Adel wollten gönnen,
Handels zu pflegen mit dem fremden Mann
In Revals Mauern und in Revals Hafen.

Meiſter. Wenn's hier nach jedes Standes Willen ginge,
Jedweder wär' bereit das Land zu ſchirmen,
Nachdem zuvor das Land er ganz verdorben.

Ernſt. Von allen Ständen dieſer Lande iſt
Die Ritterſchaft von Harrien und Wierland —

Meiſter. Der trutzigſte!

Ernſt. Der kriegsgewohnteſte
Und dir — ergebenſte. So ſie dir folgt,
Kannſt leichten Sinns du manches andre miſſen
Und vieles wagen, ſelbſt — gegen den Orden.

Meiſter. Du meinſt gegen die Herrn Gebietiger.
(Er geht mit ſchnellen Schritten mehrmals auf und ab.)
Wohlan, ſag' ihnen, unſeren Getreuen
In Harrien und Wierland, geben wolle
Der Meiſter ihnen mehr, denn ſie verlangten,
Doch ſollten ſie des bleiben eingedenk,
Daß Standes Vorteil, aber Landes Schaden
Am Ende wär' auch immer Standes Schaden.

Und sage ihnen — — Bruder Ernst, ich meine,
Dir ward bewußt, wohin das Schifflein steuert
In seiner Ziele fernstem, allerletztem,
Und sagen magst du, was ich nimmer darf,
Solange ich des Ordens Meister heiße.
Sag' ihnen das! Und Ernst,
(Als ob er durch ein andres den Eindruck der letzten Worte verwischen wollte.)
wenn heim du kammst,
Grüß' mir dein Ehgemahl! Beschiedener
Ward dir das Los, doch ward es dir vielleicht
Auch glücklicher. Allein jedweder fall
Vollenden sein Geschick, wie's ihm beschieden.
Und solches will an meinem Teil ich tun,
Und, soll es, wie es solle, nimmer klagen.
Leb' wohl und wirb um unsre große Sache!
(Dem Abgehenden nachrufend.)
Und Briefe sende ich der Ritterschaft,
Und nachher handle selber ich mit ihnen.

(Während der letzten Worte ist Plettenberg durch die Mittelthür eingetreten. Ernst Wolthuß geht an ihm vorüber und ab. Plettenberg verneigt sich ehrerbietig vor dem Meister.)

## Vierter Auftritt.

### Der Meister. Plettenberg.

Walthuß (ihn scharf fixierend)
Nun, junger Herr, Ihr habt meiner begehrt,
Sagt an, wie lautet Euer Spruch!
Plettenberg. Ich suche
Taten für einen starken Arm.
Wolthuß. Nichts weiter?
Bei Christi Kreuz und Marter, das ist wenig
Für einen Mann von Adel. Wohl, so lenkt
Waldwärts den Hengst hin zu den Mandschemreittern,
Und büßt dort Eure Lust!
Plettenberg. Mitnichten Meister.
Ich gehre eines Herrn, dem ich in Ehren
Und Züchten dienen mag.
Walthuß. Schon besser, aber
Zu wenig immer noch. So geht zum Polen!
Er ist ein Ritter und ein großer Herr.

Plettenberg. Weſtfäliſch nenn' ich mich und tränk' mein Roß
Nur aus weſtfäliſcher Krippe.
Wolthuß. Gut, ſo gut,
Doch immer noch nicht gut genug.
Plettenberg (verlegen). Mehr weiß,
Mehr ſind ich nicht.
Wolthuß. Hört, junger Herr! Hab' ich
Euch recht verſtanden, trogt Ihr Euer Schwert
Dem Orden zu, weil ſelbger Orden iſt
Das, was ſie heißen ein Spital für ihre
Weſtfäliſchen Brüder. Doch ich ſage Euch,
Wollt Ihr mit Fug im Kreis des Ordens reiten,
Entledigt der weſtfäliſchen Schule Euch
Zuvor. Weſtfäliſch nicht und auch nicht preußiſch.
Livländiſch müßt Ihr werden, ſollt des Ordens
Ihr ſein, wie ich im Sinn ihn habe und
Derweil zu führen bin gewillt.
(Der Meiſter ſieht ihn einen Augenblick ſcharf an.)
Plettenberg. Herr Meiſter,
Klingt meinem Ohr die Weiſe auch noch neu,
Der Bracke wird der Fährte folgen, die
Der Jäger ihn gewieſen.
Wolthuß. Recht ſo, Freund!
Mich dünkt, Ihr lernt geſchwind, wo es Euch fehlt.
Und nun lebt wohl, doch bleibt in meiner Nähe!
Ich brauch' Euch bald.
(Da Plettenberg zögert.)
Noch was? So ſprecht!
Plettenberg. Ganz fein
Muß ich, was ich zu ſein mir vorgeſetzt
Gebt, Meiſter, mir das Kreuz!
Wolthuß. Das Kreuz? Beim Kreuz,
Ihr ſcheint behend, gilt es nach Früchten greifen.
Doch merkt, das Kreuz erwirbt man nur durch Toten.
Es iſt der Lohn, der krönet das Verdienſt. — —
Und weiter, Junker, weiter horcht mal auf!
Ich ſagt', livländiſch müßt Ihr werden — werden.
Weit beſſer wär's, Ihr wäret es bereits.
Wie nun, wenn wir in Zukunft Sorge trügen,
Die Eſſenhauden, ſo für's Land wir brauchen,
Im Land zu ſchmieden? Mich bedünkt, ſowie

Ihr vor mir steht, ein rüstiger Waffenschmied
Wärt Ihr; des Ordens aber, heißt des Landes,
Könnt Ihr, und besser noch, mit Weib und Kind
Auch sein. Und Haus und Hof für Weib und Kind,
Hier baut sich's leichter als im Heimatlande.

**Plettenberg.** Versteh' ich wieder auch nur halb die Rede,
Das Auge wird des neuen Lichtes sich
Gewöhnen, und das Herz wird leichter schlagen.
Habt Dank, Herr Meister! Euch, und Euch allein
Folg' ich hinfort.

**Wolthuß.** Gelobst du Treue mir
Auf Manneswort?

**Plettenberg** (sinkt ins Knie) Auf Manneswort gelob'
Ich Treue, Meister, dir bis in den Tod.

**Wolthuß.** Steht auf und haltet Euch des Rufs gewärtig!

(Plettenberg erhebt sich er winkt. Plettenberg zögert. Der Meister sieht ihn erstaunt und fragend an.)

**Plettenberg.** Erlaubt, Herr Meister, diese Briefe hier —

(Er zieht aus seinem Wams mehrere Schreiben.)

**Wolthuß.** Wie? Briefe aus Westfalen bringt Ihr mir?

(Er nimmt und liest.)

Bei Gott, Ihr seid ein wunderlicher Gast.
Wie's scheint, zäumt Ihr das Roß von hinten auf.
Die Briefe hätten Euch den Weg zu mir
Geebnet schneller noch als Eure Rede.

**Plettenberg.** Gern zieh' ich ohne Krücke meine Straße.

**Wolthuß** Selbst ist der Mann! Seid doppelt mir willkommen!
Und trotz der Briefe, mein' ich, bleibt Ihr weltlich
Für's erste noch.

**Plettenberg.** Ich folge Eurem Winke.

(Der Meister winkt. Plettenberg verneigt sich und geht. Wie er durch die Tür tritt, drängt sich an ihm vorbei ein andrer Junker in den Saal.)

## Fünfter Auftritt.

**Wolthuß. Margarete von der Lippe,** in Männerkleidung, das Barett tief ins Gesicht gedrückt.

**Wolthuß** Noch einer! Und so grad zur Tür herein!
Regnet's am heutgen Tage junge Schwerter?

(Da der Junker das Barett auf dem Kopf behält)

Doch, Freund, an guter Lebensweise, scheint's,
Habt Ihr nicht Überfluß?

(Näher tretend.) Wer seid Ihr, Herr?

Digitized by Google

Margarete (ihr Barett langsam vom Kopfe nehmend).
Kennt Ihr mich nicht?
Wolthuß. Wie, du bist es, Morgrete?
Margarete. Ich bin's, Herr Meister. Wundert's Euch so sehr?
Ich komm' zu Euch, da Ihr zu mir nicht kommt
Einst war das anders, einst trug Euch das Roß
Im schnellsten Fluge immer nach nicht schnell
Genug zu mir in diese meine Arme.
Wolthuß. Was wollt Ihr? Sprecht! Doch kurz, ich bin beschäftigt
Margarete. Gut denn, so will ich kurz sein, weil der Meister
Von jener Zeit nichts übrig haben will,
Die einst der Vogt so reichlich sich genommen,
Ein unerfahrnes Mädchen sich zu kirren.
Wolthuß. Laßt das, Morgret! Es sind entschwundne Zeiten.
Ihr weckt die Toten nimmer aus dem Grabe.
Margarete (leidenschaftlich) Die Toten? Und in ganzer Lebensfülle,
Strotzend von Manneskraft, so stehst du da?
Wolthuß. Ich hab' getan, was ich vermocht, den Fehl
Von einst zu sühnen. Hab' mit Gütern nicht
Ich reich dich ausgestattet? Überreich,
Daß mir die Brüder zürnen. Nennst du dich
Nicht eine Herrin über Land und Leuten,
Wie's keine zweite gibt in Ordenslanden?
Margarete. Gabst du es, um zu sühnen, um zu sühnen
Den Fehl, dann tausend Flüche über dich!
Von deiner Reue hab' ich nichts begehrt,
Ich nahm es, wie's allein war nehmenswert,
Von deiner Liebe. Was ich wolle, fragst du
Merk' auf! Ich will versuchen, dir's zu deuten
Sieh mal, ein Weib, das liebt und wird geliebt,
Es kann um dieser Liebe willen viel
Verschmerzen, selbst sogar — sogar die Ehre,
Die es im Rausch geopfert seiner Liebe
Es lebt und webt in diesem Einen nur,
In seiner Liebe, und wie Flittergold
Erscheint ihm alles andre, selbst die Ehre.
Doch weicht der Bann dereinst, dann steht sie da
So nackt wie ihre Ahn' im Garten Eden,
Da Gott sie schuf aus einer Männerrippe,
So nackt, doch nicht so schön, nein, häßlich wie
Die Nacht, die Pest, das Grau'n, und sucht nach Lumpen,

Zu bergen darin den entweihten Leib,
Und schreit nach dem verlornen Prunk und Flitter,
Der Ehre. — Wohl bin ich degütert, wohl
Bin deutsch und adlig ich wie du geboren,
Dos alles aber acht' ich keinen Deut,
Fleht deine Liebe mich. Des Bauers Weib,
Leibeigen, undeutsch und so bettelarm,
Daß sie nicht hat zu decken ihre Blöße,
Sie dünkt erhaben mich und unerreichbar,
Marien gleich, der Himmelskönigin,
Weil du — weil du mir raubtest meine Ehre
Und jetzt mich meidest wie ein reudig Tier.
Was wollt Ihr? frogst du. Gib zurück, was du
Mir nahmst, mach' wieder ehrlich mich, sowie
Du ehrlos mich gemacht hast, oder — — nein,
Nein, nein, nimm sie zum andern Mal, die Ehre,
Nimm tausendmol sie, nur verloß mich nicht,
Verstoß — verstoß mich nicht. Nur dein Geschöpf
War ich, als dein Geschöpf nur kann ich leben.

Wolthuß. Margret, seitdem zum Meister sie mich wöhlten —

Margarete. Bin eine ondre ich geworden, seit
Sie dich zum Meister wählten?

Walthuß. Eine Leuchte
Den Brüdern soll der Meister wieder sein.

Morgarete. Und wird der Meister solche Leuchte werden,
Der Reinheit und der Treue blanker Spiegel,
Wenn er ein Weib verstieß, das alles ihm
Geopfert hat?

Wolthuß. Die Regeln unsers Ordens —

Margarete. Ich kenne diese Regeln. Mensch zu sein,
Verbieten sie. So sei ein Mann und wirf
Die Fesseln ab und folge deinem Herzen!
Dein Bruder Ernst ist kinderlos, und Friedrich
Gehört dem Orden als ein dürres Reis
Soll dein Geschlecht vergeh'n? Wend dich nach Rom
Und bitte um Dispens, tritt aus dem Orden,
Mach' ritterdürtig deinen — unsern Sohn
Und zu dem Ahnherrn eines blühnden Stammes!
Mach mich, dein Weib, zu deinem Eh'gemahl!
Das Höchste hast im Orden du erreicht,
Du wurdest Meister, laß es dir genügen!
Der Stamm ist faul und bricht zusammen bald.

Wolthuß. Verjüngen will ich ihn Ein großes Ziel
Seh' ich vor mir und fühl' mich auserwählt,
Nach ihm zu ringen und es zu erjagen.
Margarete. Im Orden gibt's kein Ziel mehr zu erjagen,
Doch kann der Orden wohl noch Schwungbrett sein.
Fühlst wirklich du berufen dich zu Großem,
Gut denn — so werd' ein weltlich Haupt, ein Fürst.
Wolthuß. Es ist Martens und des Papstes Land.
Margarete. Der Papst ist weit und hat der Händel viel,
Maria aber herrscht im Reich der Himmel,
Und dankt dir's, wenn der ird'schen Sorge du
Sie ledig machst. Greif zu! Ich helfe dir,
Ich trag' mit dir die Bürde und hernach
Die Würde. Deine Fürstin will ich sein.
Walthuß. Das ist unmöglich.
Margarete. Warum ist's nicht möglich?
Wolthuß. Weil du zuvor — mir andres bist gewesen.
Die Welt, so wie sie ist, vergißt das nimmer.
Margarete. Das war's? Das war's! O edler Mann! Du stoßt
Mit kaltem Blut das Messer in das Herz,
Das einst geruht an deinem. Pfui! O pfui!
O Schmach! O ewge Schande über dich!
Jo wohl, Herr Meister, jetzt sind wir geschieden.
Ich weiß, ehrlos bin ich, doch nicht so ehrlos
Ist Margarete von der Lippe, daß
Sie hängt sich an den Mantel eines — Feiglings.
Wolthuß (auffahrend). Ich bitt' Euch, mäßigt Euch in Eurer Rede!
Margarete (höhnisch).
Ja wohl! Seid artig hübsch nach höfscher Sitte!
Denn ich, ich bin ein großer Herr geworden
Und mag die Sprache der Natur nicht hören.
Gut! Gut, Herr Meister! Stille will ich halten,
Ganz stille, aber seht Euch vor, Herr Meister!
Ich hätt' hinauf zur Höhe Euch geleitet,
Doch ohne mich — Ihr stolpert wie ein Kind,
Das seine Amme außer acht gelassen
Wolthuß. Margret, was ich Euch gab, es soll Euch bleiben,
Und ungekränkt sollt Ihr auch fürder leben,
Doch wenn Ihr Steine in den Weg mir werft —
Ich habe jedem eignen Glück entsagt —
Morgarete. Ein Tor, ein blöder Narr ist, wer das tut!

Walthuß. Dem Land allein weih' ich mein künftig Leben.
Margarete. Dem Land! Was kümmert mich das Land! Wer ist
Das Land? Der Orden? Die Gebietiger?
Die Blutsauger, die Prasser, die Verräter?
Sind sie das Land? Oder ist es der Bauer,
Den Ihr wie blödes Vieh zur Frone treibt
Tagein, tagaus, bei Sommers Sonnenbrand
Und Winterfrost, und der dem Bären gleich
Zum Lohn dafür vom eignen Leibe zehrt.
Walthuß. So war's; doch anders soll es künftig werden
Margarete. Sing deine Märchen dem, der dumm genug
Ist, sie zu glauben! Mich betrügst du nicht.
Dem Lande weihst du selbstlos dich? Du lügst.
Der Ehrsucht scharfer Stachel kitzelt dich,
Und darum — darum trittst du mich mit Füßen.
Walthuß. Es ist genug. Vernunft bei wilden Weibern
Fand niemals man. — — Mich aber rief der Geist,
Und darum warf ich alles hinter mich.
Ich muß, ganz gleich, gilt's mich, gilt's einen andern.
Fluch über mich, weich' ich aus meiner Bahn,
Tritt irgend mir ein andrer in den Weg,
— Sei du's, sei es ein Bruder, bester Freund —
Der Sturm muß brausen, als er ward gesandt,
Er weiß von keiner Wahl — nieder mit Euch! — —
Kein Haar wird dir gekrümmt, wann still du hältst,
Wann nicht — du weißt's, dann muß ich dich vernichten. —
Und nun — lenkt heimwärts wieder Euer Roß!

(Er winkt und geht nach links ab. Sie hat während seiner letzten Worte wie geistesabwesend dagestanden. Wie er geht, fährt sie auf und sieht ihm einen Augenblick schweigend nach.)

Margarete. Hinab zur Hölle, Liebe! Und steig empor
Aus deiner Höhle, Haß! Ihr seid geboren,
Ein Zwillingspaar, im selben Pfuhl der Nacht —

(Sie macht einige Schritte.)

Kampf sei es, Kampf! Kampf zwischen Herzensglut
Und Herzenskälte. Feuer! Feuer, Feuer!
Das Feuer ist das stärkste Element,
Es sei im Kampf mir Schwert, mir Dolch, mir Lanze,
Mir nie versagend tötlich schnelles Gift.

(Indem sie abgehen will, tritt Berndt von der Borch, in einen Ordensmantel gehüllt, ein. Sie hat das Barett wieder tief in die Stirn gedrückt und will an ihm vorüber. Er tritt ganz nahe an sie heran und schaut ihr von unten ins Gesicht.)

### Sechster Auftritt.

**Margarete. Berend von der Borch.**

Borch. Sia, Frau Meisterin! In Ehrfurcht neige
Ich solchem holden Sterne mich.
Margarete. Komtur
Zu Dobelen, Herr Berend von der Borch,
Nicht Zeit ist es zum Liebeln und Hofieren,
Es weht ein rauher Wind —
Borch. Von Preußen her,
Ich weiß
Margarete. Ihr wißt?
Borch. Ein Flügelbote hat,
Voraus ihm eilend, schnell ihn mir gekündet
Doch Eure zarten Wangen trifft er nicht,
Ihr steht im Schatten, weil in Meisters Gunst.
Und ich — ich bin gewohnt im Sturm zu reiten.
Margarete. Komtur, der Sturm warf nieder mich zuerst.
Borch. Wie? Was — was heißt das? Deutet Eure Rede!
Margarete. Mit einem Wort: Der Meister ließ mich fallen,
Weil er ein Tugendspiegel werden will
Und Euch zu Tugendspiegeln machen will.
Das ist der Wind. Wollt Ihr nun gegen ihn
Zu reiten Euch erkühnen, tut's mit Vorsicht!
Er schleudert Euch vom Roß. Und braucht Ihr Rat
Bei solchem Ritt, Ihr kennet meinen Hof
Und sollt mir jederzeit willkommen sein.
Lebt wohl! Ich worte Euch; ich weiß, Ihr kommt
Borch. Ein Wort noch, Margarete!
Margarete. Lebet wohl!
Dort wollen raten wir und — taten.

(Sie geht schnell ab)

Borch. Steht's so? Fing er an diesem Ende an,
Dann steht's bedenklicher, denn ich gemeint.
Doch jedes Schlimme birgt in sich ein Gutes
Und so auch hier. Weil es so bös bestellt,
Ist's gut bestellt. Denn eine Bundsgenossin
Gewannen wir, die tausend Panzer wert ist — —
Blas, Windchen, blas! Derweilen schau' ich zu,
Wie ich dich fang in meine breiten Segel.

(Ab nach links. Vorhang)

## Zweiter Akt.

Szene: Der Kapitelsaal im Schlosse zu Marienburg. An der Mittelwand stehn, im Halbkreise geordnet, hölzerne Sessel mit hohen Lehnen.

### Erster Auftritt.

**Borch** steht im Vordergrunde. Durch die Seitentür rechts treten ein **Bernd von der Heide, Dietrich von Dornenburg, Gerd von Wellen.**

**Borch** (sie aus der Ferne beobachtend).
Wie Würde würdig sich an Würde reiht!
Beim Kreuz, solang der Orden solche Größen
Sein eigen nennt, steht fest er wie die Eiche,
Die ihre Wurzeln tief ins Erdreich sendet.

(Er tritt näher an die andern heran.)

Seid mir gegrüßt, ehrsame Brüder alle!
Ihr, Gerd von Wellen, unsres Hauses Glanz.

**Heide.** Sagt Fett, Herr Bruder, und Ihr trefft es besser.

**Borch.** Und Ihr, Herr Dietrich von der Dornenburg,
Des Hauses Sparsamkeit.

**Heide.** Filz spricht sich leichter.

**Dornenburg** (ärgerlich zu Heide.)
Und Ihr, Herr Bruder, Vorbild uns der Keuschheit.

**Heide.** Habt Ihr vernommen schon, zu welchem Ende
Der Meister uns geladen zum Kapitel?
Ein schwieriger Kasus soll beglichen werden.
Aus unsers Bruders Dietrich Machtgebiet
Zu Meisters Händen wurde eingereicht
Ein Bittgesuch. Es gehren ihr Gemach*
Zu wählen nach des Ordens Satzungen
Die — Flöhe von des Bruders Meierschen,
Weil abgemagert ist der Holden Leib
Und eingeschrumpft so sehr von Hungers Not,
Daß selbge Flöhe nichts zu zehren finden.

(Gelächter.)

**Dornenburg.** Verzeiht, Herr Bruder, doch ich hört' es anders.
Man sagte mir, ein Ringelstechen wolle
Der Meister zu Mariens Ruhm abhalten
In Eurem Burghof, und der Fall wär' der,

*) Sein Gemach wählen = sich emeritieren lassen.

Als Königin des Festes eine Jungfrau
Zu finden, die aus reiner Hand den Preis
Dem Sieger spendet an Mariens Statt.
Wie's heißt, soll's im Felkiner Lande mangeln
An solcher Art, seitdem Ihr dort gebietet.

**Wellen** (dazwischentretend)
Nicht streiten, liebe Herrn! Denn Streit macht Galle,
Und Galle schwächt gar leicht die Kraft des Leibes.

**Heide.** Wie ist das Bier geraten, Bruder Gerd,
Heuer in Oberpahlen, und wie viel
An Schinken, schwer und seitdurchwachsen, hingt
Ihr in den Rauchsang Eurer guten Feste?

**Wellen.** Ach Gott, Herr Bruder, schwer trägt sich die Bürde
Des irdischen Leibs.

**Heide.** So stöhnt sein armer Hengst,
Der solche süße Last von Oberpahlen
Auf seinem Rücken war verdammt zu führen.

**Wellen.** Ihr irrt, Herr Bruder! Wißt, ich kam zu Wagen!
Manch Jahr schon ist es her, seitdem im Sattel
Ich saß zum letzten Mal. Von einer Köste
— Es war im Herbst — kehrt' heim ich nächstens spät,
Nachdem ein dutzend Hammel wir verzehrt
Und dabei zwanzig Tonnen leer getrunken
Da wollt es das Geschick, ich brach dem Hengst
Beim Ritt das Kreuz. Es war mein stärkstes Roß.
Seitdem reit' ich nur noch auf festen Rädern.
Man schickt sich, wie man kann.

**Heide.** Geht's in den Krieg
Muß Euch der Orden einen Elefanten
Auf Ordens Kosten billig satteln lassen.

**Wellen** (die Hände über den Leib faltend)
Mariens Gnade schirme uns vor Krieg!
Ich lernt' im Frieden schon genugsam schwitzen.

**Borch** (der dem Gespräch aus einiger Entfernung zugehört hat)
Das träge Fleisch! Na wart, ich setz' dem Roß
Ein brennend Zunderstück unter den Schweif
Und lehr' es tanzen. (Zu Wellen.) Ja, Herr Gerd von Wellen,
Man schickt sich, wie man kann! In Zukunft wird
Dies Wort der Schluß sein unser aller Weisheit.
Schick', wie du konnst, dich, oder schick' dich auch
So wie du mußt, selbst wenn du nimmer kannst.

Dornenburg. Was meint Ihr damit, Bruder von der Borch?
Borch. Gar schnell wird es sich alles offenbaren.
Viel Neues ist im Werk, seitdem der Meister
Von seinem Ritt nach Preußen heimgekehrt.
Dornenburg.
Sprecht, Bruder Bernd! Wie's scheint, wißt Ihr noch mehr.
Borch. Habt Ihr denn nichts vernommen von den Mären,
Die schon die Spatzen auf den Dächern pfeifen?
Zunächst verembort word zu Königsberg,
Daß neu die Ämter all' vergeben werden.
Dornenburg. Ich bitt' Euch, teurer Bruder, sagt, Ihr scherzt
Borch. Und dabei soll also verfahren werden:
Wer vormals soß im Butterfaß, der kommt
Auf Magermilch. (Zu Wellen.) Nun, wohl bekomm es, Bruder!
Wellen. Der Teufel auch! Soll ich im Alter darben?
Borch (zu Dornenburg). Und was an Korn und anderem Bedarf
Gesammelt hat mit Fleiß ein guter Wirt
In der Voraussicht böser Zeiten, bleibt,
Wo es gewachsen. Mitzuführen Gut,
Das man erspart, sei's welcher Art auch immer,
Hinfüro soll strengstens verboten sein.
Ein hübscher Auszug das mit leeren Säcken!
Dornenburg. Raub ist das, Raub! Wir dulden's nimmermehr!
Borch. Herr Bruder, es geschieht zu Ordens Gunsten.
Dornenburg. Wer ist der Orden? Du und du und ich,
Die Brüder alle sind's. Wer sie beraubt,
Beraubt den Orden.
Borch. Armut habt gelobt
Ihr, Bruder, da man mit dem Kreuz Euch schmückte.
Heide. Wollt Ihr bei Tageslicht Gespenster rufen?
Borch. Der Meister wird es wagen, glaubt es mir.
Armut, Gehorsam, Keuschheit heißt die Drei;
Er wird mit ehernem Griffe auf die Stirne
Sie schreiben Euch in feuerroter Schrift.
Heide (spöttisch). Armut, Gehorsam, Keuschheit! Nun, beim Kreuz,
Will er den Letzten schrecken aus dem Orden
Und selbst sich drehen einen hänfern Strick?
Borch. So wahr ich vor Euch steh', er ist entschlossen
Mit gutem Beispiel geht er selbst voraus,
Denn wißt, gebrochen hat er mit Margrete.

Heide. Mit Margarete? Nimmer mag ich's glauben.
Borch. Im Schloß zu Riga traf ich einen Junker,
Als dort der Meister lag. Sie war es, Margarete.
Zu mahnen kam sie ihn, er stieß sie fort
Und drohte ihr. Sie selber klagt' es mir.
Heide (nachdenklich). Ließ er sie sollen, kehrt er vor der Tür
Zuerst des eignen Hauses, könnt' es Ernst
Am Ende wirklich sein.
Wellen. Wir dulden's nicht!
Dornenburg. Nur mit gemeinem Rate darf der Meister
Solch neuer Dinge unterfangen sich.
Borch. Er wird's mit solchem Rat. Zu diesem Ende
Berief er hierher uns zu dem Kapitel.
Heide. Und meint Ihr, daß die Brüder ihm zufallen?
Wer setzt das Messer an die eigne Kehle?
Borch. So wie ich rechne, hat die Mehrheit er,
Weil Hand in Hand mit ihm der Farbem geht.
Und darum rat' ich, Brüder, fügt Euch klug,
So hort Euch's ankommt.
Dornenburg. Nie und nimmermehr!
Borch. Ich bitt' Euch, schreit, und schreit, so laut Ihr konnt!
Das wird für spätre Zeit ersprießlich sein.
Tut Einspruch, aber schickt Euch endlich dach!
Denn eben hat das Heft er in der Hand.
Der kluge Mann gibt nach und wartet ab,
Die Augen offen, bis sich's besser füge.

(Heinrich von Walgarden tritt ein.)

Der Bruder Heidenreich von Walgarden,
Der Vogt von Narva! Einer ist's von ihnen,
Die mit dem Meister, da er heimgekehrt,
In heimlicher Beredung einig wurden.

## Zweiter Auftritt.

### Die Vorigen. Walgarden.

Borch. Seht da! Herr Walgarden, des Ordens Schwert!
Walgarden. Dank, Bruder, Euch für solchen hehren Gruß!
Und helf' Maria uns, die reine Magd,
Daß bald des Ordens Schwert in Lüften blitze!
Dornenburg. Der Kampf entleert, der Frieden füllt die Scheuern.

Walgarden. Zeit iſt es Herrn! Des Feindes Übermut
Wird unerträglich. Schlagen mir aufs Maul
Nicht bald den Frechen, wird es leicht zu ſpät
Für alle Zeiten. Ja, Ihr Herrn, Ihr ſitzt
Weiter vom Schuß und laßt's Euch nicht verdrießen,
Uns aber an des Landes Marken brennt's
Auf allen Nägeln. Nun, Marie ſei Dank,
Sie gab uns gnädig wieder einen Meiſter.
Bald zieht die Hengſte man aus ihren Ställen
Und greift nach Kreds und Haube an der Wand,
Und an des Narweſtromes Ufern fliegt
Im Winde ſtatz das kreuzgeſchmückte Banner,
Und einmal wieder klingt das Siegeslied
„Chriſt iſt erſtanden“ über Livlands Wälder.

(Mittlerweile ſind immer neue Ordensherren in den Saal getreten und haben ſich um den Sprecher geſammelt.)

## Dritter Auftritt.

**Die Vorigen. Koningen. Viettughof. Bellersheim. Friedrich Wolthuß. Herzenrode. Lappe von der Ruer. Hachheim. Bodinckhuſen,** und viele andre Ordensherren in weißen Mänteln.

Koningen. Was ſagt der Bruder? Reiſen ſollen wir?
Vietinghof. Wir wollen keinen Krieg!
Bellersheim. Krieg muß es ſein!
Fr. Wolthuß. Mit Pleskau Krieg!
Herzenrode. Nein, keinen Krieg!
Ruer. Ruhig, Ihr Herrn, der Meiſter wird es ordnen.
Herzenrode. Der Meiſter kann von ſich allein nichts ordnen.
Bellersheim. Er kann's.
Walgarden. Und ſoll es!
Viele Stimmen. Krieg! Krieg ſoll es ſein!

(Es ertönt eine Glocke in drei lauten und langſamen Schlägen. Alle verſtummen und treten vor die Stühle. Links öffnet ſich die Tür und Forſtem tritt ein. Ihm folgt der Meiſter. Beide tragen das Ordensgewand. Forſtem tritt zur Seite, der Meiſter ſchreitet an ihm vorbei und durch den Halbkreis der Stühle auf den erhöhten Seſſel in der Mitte zu. Forſtem folgt und tritt neben ſeinen Stuhl. Der Stuhl zur Rechten des Meiſters bleibt unbeſetzt. Alle Ordensherren verneigen ſich tief nach dem Meiſter hin.)

### Vierter Auftritt.

**Die Vorigen. Wolthuß. Forhem.**

Forhem (rufend). Heil unserm Herrn und Meister!
Alle. Heil dem Meister!
(Der Meister setzt sich, seinem Beispiel folgen die Ordensherren.)
Wolthuß. Seid, Brüder, mir gegrüßt vom deutschen Haus
Zu Livland!
(Er erhebt sich, faßt sein Schwert am Griff mit beiden Händen, hält es vor sich hin und spricht in feierlichem Ton:)
In der heilgen Jungfrau Namen,
Herrin und Schutzpatronin dieser Lande
Und unseres in Livland deutschen Ordens,
Künd' ich Euch dies Kapitel für eröffnet.
(Er setzt sich.)
Um mannigfaltger Ursach' willen lud
Die Brüder ich auf diesen Tag zu Wenden.
Wie kund Euch ist, weilte ich jüngster Zeit
Mit drei Gebietigern zu Königsberg,
Wo wir nach unsers Ordens altem Brauch
Gemeinsam mit den Herren aus dem Reich
Und Preußen uns ein neues Haupt erkoren.
Herr Heinrich Reffle war's von Richtenberg,
Auf den die Stimmen sich vereinigten. — —
Nachmals ward von dem Herren Hochmeister
Mit uns im Beisein unsers Bruders Luddert
Beredet und beraten manches auch
Zu Nutz und Frommen diesen unsern Landen,
Und wir versehn uns jetzt zu Euch, Ihr Brüder,
Daß Ihr uns wollt hold und gewärtig sein
In Landes und des Ordens gutem Dienst. — —
Zunächst gilt einen Handel es begleichen.
Ihr wißt, um welcher Ursach' willen Bruder Spor
Von Herten, unsers Ordens Landmarschall,
Ward angeklagt vom selgen Hochmeister.
Die Sühne blieb noch aus. Das neue Haupt
Verlangt sie unabweislich. Darum lud
Den Bruder ich, auf daß er Rede steh'
Und Antwort geb auf diesem Tag zu Wenden.
Er sandt' ein Schreiben mir, er läge krank
Und bät' um sein Gemach. Jetzt frag' ich Euch,

Wie soll an Bruder Spor gehandelt sein?
Komtur von Goldingen, Ihr seid der Älteste,
So sagt als erster Eure gute Meinung!

Forßem (erhebt sich). Ist Bruder Spor des schuldig, wessen ihn
Der Hochmeister beklagt, ist er nicht wert,
Daß ihn die Erde trag'.

(Der Meister sieht sich im Kreise um.)

Mehrere Stimmen. So ist's! So ist's!

Hochheim. So ist's nach unsern Satzungen.

Wolgarden. So ist's.

Wolthuß. Gerichtet scheint der Bruder Spor.

Herzenrode. Erlaubt,
Herr Meister! Landmarschall war Spor von Herten;
Das zweite Amt im Orden ist's, er stand
Zunächst dem Meister.

Wolthuß. Um so mehr hat Strafe
Als ungetreuer Knecht verdient der Bruder.

Wellen. Geschädigt insgesamt wird unser Ansehn,
Wenn's ruchbar wird, wie man mit Bruder Spor,
Der eben noch so hoch dastand, verfahren.

Wolthuß. Mit Heroldsruf laß' ich's im Lande künden.
Weit mehr wird's dienlich sein des Ordens Ansehn
Bekannt soll werden männiglich, wie keiner
So hoch gestellt ist, daß des Meisters Arm
Ihn nicht erreich'.

Vietinghof. Herr, das macht böses Blut
Und läßt der Zwietracht Kraut in Samen schießen.

Wolthuß. Der Eintracht frommt's. Verlustig seines Amtes
Erklär' ich Spor und werf' ihn ins Verließ,
Und all sein Hab und Gut verfällt dem Orden.

(Große Bewegung und Murren.)

Borch. Herr Meister, mit Vergunst: Laßt Gnade walten!
Sind allzumal wir Schalke doch und Sünder.

Wolthuß. Wer mit mir eines Sinns, der spreche: Amen!

Viele Stimmen. Amen! Amen! Amen!

Wolthuß. Er ist gerichtet
Und wird gestraft nachmaßen seiner Schuld,
Auf daß ein anderer sich künftig hüte
Und daran spiegeln mag zu eignem Frommen. — —
Da solchermaßen nun erledigt ist
Das Amt des Landmarschalls, erachte ich

Seiner am würdigſten den Bruder Luddert,
Komtur bisher von Goldingen.
Stimmen. Er ſei's!
Wolthuß. Bekräftigt es mit einem Amen!
Alle. Amen!
Wolthuß (zu Forſtem). So nehmt den Stuhl zu meiner Rechten ein,
Erwählter Landmarſchall, Herr Bruder Luddert.

(Forſtem ſetzt ſich.)

Des weitern ordne ich, geliebte Brüder,
Zu dieſer Lande und des Ordens Frommen:
Der Meiſterſtuhl wird aus dem Schloß zu Riga
Geſetzt inmitten Landes nach Fellin.
Des leichtern überſchauen läßt von dort
Das Ganze ſich, und ſchneller reicht der Arm
Des Meiſters allerwärts, wann es die Not,
Wie es ſich leicht in Zukunft dürfte fügen,
Erheiſcht, daß Rat alsbald in Tat ſich wandle. — —
Zu Meiſtergut wird alles Land von Jerwen
Sowie zu Oberpahlen und Fellin.

(Herde, Wellen und Dornenburg fahren gleichzeitig auf.)

Wellen. Wie? Was?
Herde. Zum Teufel auch!
Dornenburg. Und wir?
Wolthuß. Und Ihr!
Wer ſeid Ihr, Herrn? Ich mein', Diener des Ordens.
Kennt Ihr, Grauköpfe längſt, die Regeln nicht?
Wie wagt Ihr's auf ſolch unziemliche Weiſe,
Dem Meiſter fallend in das Wort, zu ſtören
Ordnung und Frieden unſeres Kapitels?
Erwogen ward's von uns im innern Rat
Und ſo beſchloſſen auch. Gehorſam heiſch' ich.
Herde. Ein Schwert hab' ich, ich zog's zu jeder Zeit
In Ordens Dienſten, will man mein vergeſſen,
Beim Kreuz, des Ordens könnt' auch ich vergeſſen.
Wolthuß. Ihr droht?
Borch. Herr Meiſter, haltet's ihm zu gut,
Daß er in Ordens Dienſt ein Kriegsmann wurde,
Wie mit dem Schwert, ſo mit dem Wort behend!
Verbürgen will ich mich, daß er ſich fügt.
Wolthuß. Nach Kurkus geht Ihr als Komtur! Wollt Ihr?

Heide. Ins ausgefogne Korkus?
(Nach einigem Zögern, dem Meister einen feindseligen Blick zuwerfend)
Sei's! Ich will!
Wolthuß. Euch, Bruder Dietrich von der Dornenburg,
Ernenn' ich zum Komtur von Revol,
(Dornenburg verneigt sich schweigend)
Euch,
Herr Bruder Gerd von Wellen —
Wellen. Es verhofft
Zu Euch, Herr Meister, sich ein greises Haupt,
Daß Ihr's im Alter nicht verderben werdet.
Wolthuß. Herr Bruder, so, ich sehe, die Gebresten,
So Ihr gewonnt aus Ordens hartem Dienst,
Sie beugten Euch. Zum Kriegsmann taugt Ihr nimmer,
Ihr kommt nicht mehr aufs Roß, und so geziemt's,
Daß wir Euch gegen Eures Lebens Abend
Ein Plätzchen gönnen, wo Ihr Euren Leib,
Der zu gemeinem Wohl so viel gelitten,
In Ruhe pflegen mögt. Und darum ruf'
Ich Euch als Spittlermeister nach Fellin.
Tut gütlich Euch an unsrer Krankentafel.
Wellen (durch die Zähne) Wo Bruder Schmolhons Küchenmeister ist.
Wolgorden. Ihr habt was zuzusetzen, Bruder Gerd.
Wellen (höhnisch) Ich neige dankend mich des Ordens Gnade.
Wolthuß. Desgleichen, vielgeliebte Brüder, wird
Von mir gesetzt zu Rigo als Komtur
Herr Friedrich Wolthuß, Vogt bisher zu Bauske;
Gerwin von Bellersheim dezieht Roffiten,
Und zum Komtur von der Marienburg
Ernenn' ich Bruder Berend von der Borch.
Selbdritt mit Bellersheim und Bruder Heinrich
Von Wolgorden, dem tapfern Vogt von Norwo,
Wird Wächter unsrer Marken er im Osten —
Die andern Brüder bleiben in den Ämtern
Einstweilen, so sie letztlich Inne hatten.
Herzenrode. Und Goldingen, Doblen, die Bauskenburg?
Sie wurden alle ihrer Herren ledig
Am heutgen Tag und harren der Besetzung.
Wolthuß. Seid Ihr so mißbegierig, Bruder Kurt?
Vielleicht — es drängen heftig die Geschäfte —
Fand sich nicht Zeit, auch ihrer zu gedenken,

Vielleicht ermangelt's auch an Freiersleuten
Im Orden, ſo der Schönen würdig ſind.
Doch ſorgt Euch nicht, ſie ſind in guter Hut.
(Er wendet ſich wieder an die Geſammtheit.)
Erledigt haben ſo wir, liebe Brüder,
Mit Fug und Glimpf, was dringend war, manch andres
Bleibt übrig für gelegenere Zeit.

**Bodinckhuſen.** Herr Meiſter, nicht verorgen wollt es mir,
Allein ich glaub', wir hätten noch zu ſtimmen,
Auf daß mit Rat der Herrn Gebietiger
Und mit Kapitels Schluß geſchehe, was
Zur Stunde Ihr geordnet habt.

**Hochheim.** Die Meinung
Dünkt keine ſchlechte mich.

**Koningen.** Recht hat der Bruder.

(Wolthuß zieht die Stirn in Falten und ſieht auf Forßem der zuſtimmend nickt.)

**Wolthuß** (zu Bodinckhuſen)
Dank Euch, Herr Bruder, für die Mahnung, kam
Sie auch ein wenig vorſchnell, denn ich war
Noch nicht am Ende. Doch, wie's Euch gefällt!
Und alſo, lieben Brüder, ſtimmen wir!

**Forßem.** Ich ſage ja.

**Ruer.** Auch ich.

**Walgarden.** Amen!

**Bellersheim.** Amen!

(Die Abſtimmung geht weiter und verliert ſich allmählich in Gemurmel. Vereinzelte Stimmen rufen nein, ſo die Koningens.)

**Wolthuß** (zu Bodinckhuſen)
Seid Ihr's zufrieden, teurer Bruder Wilhelm?

**Bodinckhuſen.** Ich bin's, Herr Meiſter, allbieweil es ſo
Nach unſers Ordens Buche war gehandelt.

**Wolthuß.** Jetzt aber, vielgeliebte Brüder alle,
Gibt's mir das Herze ein, daß ich Euch mahne:
Denkt der Gewohnheiten und Satzungen,
So unſern Orden ſtark und groß gemacht
Im Zeitenſtrom! Armut, Gehorſam, Keuſchheit,
Auf dieſer Dreiheit ward erbaut das Haus,
Mit dieſer Dreiheit wird es ſtehn und fallen.
Verruchter Sinn kann viel, Keuſchheit iſt ſtärker.
Der Eigenwille frönt allein ſich ſelbſt,
Gehorſam aber dient gemeinem Wohl.

Reichtum regiert die Welt. Armut bezwingt ſie. —
Mönch eine Regel, die geſchrieben ſteht
In unſers Ordens Buch, kam in Vergeſſen
Seit langen Jahren ſchon. Verboten iſt,
— So ſteht's im Buch — daß die Gebietiger
Beim Auszug aus dem Amt, was aufgewachſen,
Mitführen und des Bauers Armut ſchatzen.
Des richtet, liebe Brüder, fürder Euch!
Denn ungelinde will ich männiglich,
Wer ſolcher Miſſetat wird ſchuldig, ſtrafen.

Heide. Das wor die Botſchaft! Nun, bei Chriſti Marter,
Man tiſcht den Pfeffer uns zur Nachkoſt auf!

Dornenburg. Herr Meiſter, wer wird künftig ſammeln mögen,
Wenn ſeinen Fleiß ein andrer tilgen darf?

Wolthuß. Der Jungfrau ſammeln wir, die Jungfrau tilgt's
Dem Ordensbruder ziemt kein eigen Gut.

Heide (höhniſch). Gar leichtlich läßt ſich Armut andern raten,
Wenn ſelber man im fetten Amte ſitzt!

Wolthuß (finſter). Dem Bruder Beruh gebricht es on der Ehrfurcht,
Die billig er dem Meiſter ſchuldig iſt,
Gedenk ich ſein, ſo mag es niemand kränken!

Herzenrode. In unſers Ordens Buche ſteht verſchrieben,
Daß Neuerungen ohne Not der Brüder
Und der Gebietiger Dank der Meiſter meide.

Wolthuß. Nun wahrhaft bei Martens Regiment,
Des ich zu Livland Stellvertreter bin,
Weit iſt's gekommen, wo es ſo weit kam,
Daß man nach unſers Ordens Buch zu meiden
Dem Meiſter rät, worauf nach ſeldgem Buch
Er ward mit Hand und Eid in Pflicht genommen.
Ja wohl, ich ſeh's, an unſerm Leibe krankt
So manch ein Glied, läßt es ſich nimmer heilen,
Iſt's rätlicher, man tilg' es gänzlich aus,
Als daß in ewiges Verderben ſtürze
Der ganze Leib. Und darum hört es, Brüder:
Wer alſo rät, wie mancher hier geraten,
Des Ordens Feind ſeh' ich in ihm und werde
Ihn künftiglich danach zu grüßen wiſſen.

Vietinghof. Vergönnt, Herr Meiſter, zu gemeinem Wohl
Auch mir ein Wort mit Fug und Glimpf zu reden.
Derweil wir zum Kapitel uns geſammelt,

Schall durch der Brüder Reihn unholde Kunde,
Krieg müsse sein, wir könnten's nicht entrolen.
Ist's nun an dem, so gilt es klüglich rüsten,
Und jeder Bruder soll nach gutem Willen
Sein Scherflein steuern und nach seiner Kraft.
Wie nun, wenn guter Wille zwar sich findet,
Doch an der Kraft es fehlt, weil leer ins Amt
Die Brüder kamen? Dann gebricht's an Rat,
Und Schaden könnte bald das Ganze leiden.
Mich dünkt, wenn seit so manchem langen Jahr
Wir's mit den Ämtern hielten, als wir's hielten, —
Mag sein, dem Wort des Buches war's zuwider,
Doch war es nach des Ordens Geist gehalten,
Der von uns heischt, gemeinem Wohl zu dienen.

**Wolthuß.** Und mich bedünkt, hülf' unserm Orden der,
So einen schönen Mund zu machen weiß,
Der Bruder Konrad rettet ihn allein
Mit solchem schönen Munde vom Verderben. —
Ob's Krieg sein wird? Kann sein Maria sandte
Uns her in dieses Land, um Krieg zu führen
Wie aber besser wir gerüstet wären,
Ob so, wie Bruder Konrad eben riet,
Ob so, wie es von alters ist geordnet,
Darüber künd' uns seine gute Meinung
Der neue Landmarschall, Herr Bruder Lubbert,
Des Amts es ist, den Krieg löblich zu führen,
Und wohl zufrieden wollen wir des sein.

**Forßem.** Bleibt's so, als letzter Zeit es hat gegolten,
So wird im Frieden mancher viel besitzen,
Im Kriege aber wird's dem Ganzen mangeln,
Weil was der wengen, nicht des Ganzen ist.
Geht's nach dem Buche, hat's in Friedensläuften
Kein einzger, und doch langt es leicht für alle,
Bei Kriegsdrang aber ist das Ganze reich.

**Borch.** Der Weisheit neig' ich mich, wie sich's geziemt.
Doch, Meister — glaubt's, ich spreche nicht für mich,
Ich bin der neuen Ordnung wohl zufrieden —
So mancher fromme Bruder aber, der
In letzter Kriegszeit willig sich geschatzt
An seiner Habe zu des Ordens Gunsten
Und jetzt solch bittern Auszug halten muß,

Er käm' in arge Not, wenn Nachsicht nicht
Der Herr und Meister gnädig walten ließe.

Wolthuß (entschlossen). Im Regiment zu lang schon saß die Duldung,
Sie frommt uns nimmermehr. So Korn, als Halm,
So Haut, als Haar sei künftiglich verwehrt,
Und wer's jedennoch nimmt — ich will es ahnden! — —
Und also, liebe Brüder, schließen wir
Im Namen unsrer Frauen dies Kapitel!

(Er grüßt und geht, von Forßem gefolgt, nach links ab. An der Tür wendet er sich und sagt zu Borchs:)

Wollt' eine kleine Weile noch verziehn,
Herr Bernd! Ich habe noch mit Euch zu reden.

(Ab mit Forßem. Die Ordensherren reden und gestikulieren lebhaft und sondern sich dann allmählich so, daß die Anhänger des Meisters vorne links eine, die Gegner mehr hinten rechts die andre Gruppe bilden.)

## Fünfter Auftritt.

**Bodinckhusen, Hochhelem, Ruer** im Vordergrunde links.

Hochhelem. Der treibt's zu jach.

Bodinckhusen. Beinah' vergaß der Herr
Der Abstimmung! Geht's weiter so, wes mögen
Wir künftiglich gewärtig sein, Herr Bruder?
Denn eben hub er erst zu essen an.

Ruer. Nicht doch, Ihr Herrn! Der Meister meint es gut,
Auch wenn er in der Weise es versehen.

Hochhelem. Die Weise ist der Leib von jedem Ding,
Und wer den Leib zerstört, zerstört es selbst.

Ruer. Wer großem Übel steuern will, der mag
Des kleinern oftmals nicht entraten, Herr.

Bodinckhusen. Nicht Eigenwille bracht den Eigenwillen
Und Unordnung stellt nimmer Ordnung her.

Ruer. Ein schwarzes Härlein macht nicht schwarz das Haupt.

Bodinckhusen. Des Weiteren wollen harren wir, Herr Bruder,
Und danach richten uns.

Hochhelem. Des Ordens Ruhm
Ward letzter Zeit geschwächt ganz aus der Maßen,
Dieweil's an Zucht gebrach und Dienste Gottes,
Und mit Verachtung sehn weltliche Fürsten,
Ritter und Herrn und Knechte auf uns nieder.
Helf' uns Marie, und wende es der Meister

Mit weisem Sinn, daß wir der Gnade Gottes
Genießen wieder und der Gunst und Liebe
Der Christenheit, als es vor alters war.
Ruer. Aus Eurem Mund in Gottes Ohr, Herr Bruder!
Hochheim. Gelingt ihm solches Werk, so hat er Dank.
Wir aber halten am Gelübde, das
Geschworen wir, da man das Kreuz uns gab.
Bodinckhusen. Und an des Ordens alten Satzungen.

(Sie gehen ab, während die andre Gruppe mehr in den Vordergrund rückt.)

## Sechster Auftritt.

**Borch. Heide. Wellen. Dornenburg. Herzenrode. Vietinghof.**

Borch (nachdem er die Abgehenden beobachtet).
Wie nun, Ihr Brüder? Was? Das traf! Das traf,
Wie tückscher Schwertschlag aus dem Hinterhalt
Herniederfährt aufs Haupt des Schlafenden
Wellen. Ihr habt gut reden, teurer Bruder Bernd.
Auf der Marienburg, da läßt sich's hausen,
Auch wenn mit leeren Kasten man erschien.
Borch. Ich sprach für Euch, Ihr selber hörtet's ja.
Doch wie am Fels der Brandung Wellen prallten
Von ihm die Worte ab.
Dornenburg. Hold und gewärtig
War er uns allen, eh' er kam ins Amt.
Herzenrode. Wie Meister Petz, eh' er zu Jahren kommt.
Dann sitzt vergnüglich er im Haferfeld,
Das Maul voll Ähren, wer ihn aber stört,
Den kraut er unsanft mit der scharfen Pranke.
Vietinghof. Wie wär's, wenn man die Krallen ihm beschnitte?
Borch. Versucht's, Herr Bruder, ob er stille hält!
Heide. Zum Teufel, wozu haben wir ein Schwert
Und Burg und Knechte. Sollen warten wir,
Bis er uns alle in das Elend stieß?
Borch. Nicht alle, aber mehr, mehr müssen's sein.
Merkt endlich, Brüder, wohinaus das soll!
Drei fette Ämter blieben unbesetzt,
Doblen, Goldingen und die Bauskenburg;
Er läßt in Ordens Namen sie verwalten.
Dann folgt noch eine, dann noch eine Burg,
— Ganz langsam geht die kluge Fahrt von statten —

Bis er ſie alle in den Händen hält.
Der Bär im Haferfeld! Er greift und greift
Und hat zuletzt das ganze Feld verſchlungen!
Heide. Und das, das rotet, Bruder, Ihr zu tragen?
Borch. Ich rat' zu warten, wie es ſich mag fügen, —
Bis ſo viel Bauern an dem Hofer litten,
Als nötig ſind, ſolch ſtarkes Wild zu ſchlagen.
Der Bauer iſt ein träges Tier und knickt
Die Laus im Pelz nicht früher, als ſie juckt.
Heide. Und bis dahin?
Borch. Bis dahin, teuren Freunde
Rücken zuſammen näher wir und halten
Uns warm in ſolcher böſen Winterszeit,
Schmieren das Zeug, daß es nicht brüchig werde,
Und prüfen an der Naſe Wind und Wetter,
Wann an der Zeit es wird, den Hengſt zu zäumen.
Bietinghof. Herr Bernd, Ihr müßt bei dieſem Ritt uns führen!
Borch (halbleiſe) Kennt Ihr den Hof, wo die von Lippe waltet?
Sie lud zum Mahle mich. Für manches Roß
Hat Raum ſie nach in ihren weiten Ställen,
Und was des Mannes Klugheit nimmer findet,
Trifft eines Weibes Liebe oder Haß,
Die Grete aber haßt, und haßt von Herzen.
Herzenrode. Wir folgen Euch!
Heide. Zu Roß!
Borch. Gehabt Euch wohl!
Die weißen Mäntel aber bergt im Sacke!
(Alle bis auf Borch ab)
Borch. Du rechneſt gut, doch, mein' ich, rechn' ich beſſer.
Ein kühnes Walkenſchloß glaubſt du zu türmen,
Ich bau' ein irdiſch Haus und brauch zum Mörtel
Neid, Mißgunſt, Habſucht, Haß; das bindet
Wie Eiſenklammern Stein bei Stein zuſammen.

## Siebenter Auftritt.

### Borch. Wolthuß.

Wolthuß. Nun, Bruder Bernd, auch Eure Zunge trat
In jener Widerſpenſtigen Dienſt.
Borch. Herr Meiſter,
Nimmt man dem Stein die Kanten, rollt er beſſer.
In ſolchem Glauben braucht' ich meine Zunge.

Wolthuß (etwas zögernd)
Ich glaub's, Ihr spracht aus guter Meinung.
Wenn's anders wär', Ihr säßet nimmermehr
Auf der Marienburg. Ich gab sie Euch,
Dies Kleinod unter Livlands festen Häusern,
Weil ich auf Euch vertrau', daß mit dem Rat,
Wie mit dem Schwert Ihr unsre Sache dort
Zum besten führen werdet jederzeit.
Und daß ich's bald erfahre, hob' ich Euch
Zu einem wichtgen Ritte auserſehen.
In Meisters Botschaft zieht gen Pleskau Ihr,
Wie sich's geziemt mit stattlicher Gefolgschaft,
Und kündet dortigen Gebietigern
Und Herrn in unserm Namen glimpflich an,
Daß unsern Stuhl wir nach Fellin verlegten.
Sie sollen's wissen, daß des Ordens Schwert
Allzeit bereit und nahe ihnen ist.
Desgleichen mögt zur Pleskau Ihr vermelden,
Daß sich der Orden dessen wohl versehe,
Sie würden eingedenk des Friedens bleiben,
So wir mit ihnen einst am Narweſluß
Gerichtet haben, und sich jeden Schadens
An Land und Wasser und Gerechtigkeiten
In unsern Marken zu enthalten sorgen.
Zu klagen hätt' der Meister mancherlei,
Und wenn es bald für uns nicht besser würde,
So könnt' für sie es leichtlich schlimmer werden.
Borch. Wollt, Meister, Pleskau Ihr mit Fehde drohen?
Wolthuß. Wenn die von Pleskau künftiglich des Friedens,
So sie beschworen, wie bislang mißachten,
So mögen wir der Fehde nicht entraten. —
Habt Eurer Botschaft Ihr Euch so entledigt
Zur Pleskau, nehmt von dort sicher Geleit
Hin nach der Naugart. Briefe sandten uns
Die Herzöge und Altesten daselbst,
Sie wollten eine Tagfahrt mit uns halten,
Um Rats zu pflegen der zu Pleskau halber.
Die Herrn von Naugart sind geschworne Feinde
So von der Pleskau, wie der Moskau auch,
Und deshalb unsers Ordens liebe Freunde.
Sagt ihnen an, wir wollten sie empfangen,

Wie Freunden sich's geziemt, mit allen Ehren,
Und sie, soweit's an unsern Kräften ist,
Nicht ohne guten Trost heimwärts entlassen.

**Borch.** Ich mein', ich hätt' den Meister wohl verstanden,
Und will's vollbringen, als ich's ward gewiesen.

**Wolthuß.** Eilt, Bruder Bernd, und bringt mir bald Bescheid!

(Er grüßt, Borch verneigt sich und geht ab.)

Und nun der Junker!

(Er öffnet die andre Tür und ruft hinein.)

Herher, Junker Wolter!

## Achter Auftritt.

### Wolthuß. Plettenberg.

**Wolthuß** (sieht an ihn herumtretend)
Habt Mut Ihr, Mann?

**Plettenberg.** Das läßt sich mit der Zunge
Nicht weisen, Herr.

**Wolthuß.** Schon gut. Wohlt Euch drei Knechte!
Nach Harrien und Wierland und nach Reval
Mit Briefen müßt Ihr alsogleich.

**Plettenberg.** Nichts weiter?

**Wolthuß.** Wißt, junger Herr, des Raubgesindels gibt's
In Livlands Wäldern viel und — (mit Bedeutung) mancherlei,
Die Briefe aber — käm' in andre Hände
Von ihnen einer, besser wär's für Euch
Ihr lebtet nicht.

**Plettenberg.** So werd' ich nicht mehr leben,
Eh' ich die Briefe laß' aus meiner Hut.

**Wolthuß** (ihn wieder scharf fixierend).
Auf, Junker, denn! Der Meister — wird's Euch danken!

(Er geht ab.)

**Plettenberg** (ihm nachblickend).
Ein Blick, dem Dolchstoß gleich fährt er durch's Herz!
Er ist's, der Königsvogel, den ich suchte!
Steig, Adler, flieg! Ich folg' dir in die Wolken!

(Er geht schnell ab. Vorhang.)

# Gregor von Helmersen.

1803—1885.

Ein Gedenkblatt

von

**Hermann von Samson Himmelstjerna.**

Im 29. des gegenwärtigen Septembermonats haben wir in warmer Erinnerung der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages eines Mannes zu gedenken, der unter den Söhnen dieser Lande zu den Hervorragendsten gehört hat, — hervorragend nicht nur durch reiche Gaben des Geistes und Gemüts, die ihm von gütiger Schickung in die Wiege gelegt waren und mit denen er nicht nur zu seiner eigenen, vielmehr zu unser aller Bereicherung zu wuchern gewußt hat, — sondern hervorragender noch als einer der Besten aller Zeiten und Länder durch das, was zu unsrer Nachahmung er an innerer Güte während seines Lebens aus sich selbst erworben hat, aus eigener Kraft, aus jener inneren Quelle, die uns allen zugänglich ist, sobald wir sie, gleich ihm, gebührend beachten und gebrauchen wollen. Denn gar viele, heißt es, sind „berufen“: gar viele betreten mit reicher Ausstattung des Lebens Bahn, doch wie wenige unter den vielen gelten schließlich als „Auserwählte“, wie wenige gelangten ans Ziel, nicht wie der „verlorene Sohn“, sondern als **Unverarmte**, — als mit Hinzuerworbenem Beladene: mit reichen unvergänglichen Schätzen, deren die Nachwelt sich erfreuen soll. — Zu diesen Wenigen, die also erworbene Schätze hinterlassen haben, hat Gregor von Helmersen gehört. Seine Erlebnisse zu verfolgen, hat nicht sowohl dienen sollen, des Heimgegangenen, des Unvergeßlichen Andenken aufzufrischen und zu feiern, sondern soll vielmehr zu unsrer eigenen ernsten Belehrung dienen, wofern auch wir danach streben, daß man uns dereinst zu den „Auserwählten“ zähle.

* * *

Die nachfolgende Notiz kann, bei ihrer notwendigen Kürze, vom äußeren Lebensgange nur knappe Umrisse bieten, nur andeuten kann sie, wie reiche Hinterlassenschaft uns daraus verblieben ist. Was aber die viel wichtigeren inneren Erlebnisse des Heimgegangenen betrifft, so wird ihrer eingehenden Darstellung noch durch andre Umstände als durch die vorgeschriebene Kürze dieser Notiz das Gebot diskretester Zurückhaltung auferlegt. All' das „Intime", wodurch des Mannes wahrer innerer Wert sich kennzeichnen würde, öffentlich zu zergliedern, verbietet sich von selbst, aus zwiefacher Rücksicht.

Zunächst ist es die dem Dahingegangenen eigene „vornehme" Gesinnung, die zu sprechen pflegt: odi profanum vulgus et arceo, — und die der großen Menge keinen Einblick in die Tiefen des Innenlebens gewähren mag, die es verschmäht, auf offenem Markte, vor aller Welt Augen, ihre Reichtümer auszubreiten, die im Voraus weiß, daß dafür unter der Menge kein Verständnis sich fände. Dieser vornehmen Gesinnung muß, allen Verehrern des Verschiedenen gegenüber, pietätvoll Rechnung getragen werden.

Sodann ist es ganz besonders eines der wichtigsten Gebiete dieses mühe- und schmerzvollen und gerade darum so reichen Innenlebens, das sich öffentlicher Besprechung fast gänzlich entzieht und nur in knappester Andeutung berührt werden darf, denn es betrifft gewisse, äußerst schwere häusliche Verhältnisse, die freilich ihrer Zeit in weiten Kreisen nicht unbekannt waren, aber doch der Öffentlichkeit nicht angehören. Und doch dürfen sie hier nicht ganz übergangen werden, denn mancher irrtümlichen Auffassung unterzogen, sind sie gar geeignet gewesen, die hohe moralische Größe des Dahingeschiedenen zu verschleiern, und diese — und damit ihre ganze lehrhafte Erscheinung — tritt erst dann in ihrem hellstrahlenden Glanze hervor, wenn jene, damals wohl kaum vermeidlichen Irrtümer zurechtgestellt werden.

* * *

Ueber Gregor v. Helmersens Jugendjahre und über seinen Bildungsgang gibt das nachstehende Bruchstück einer Selbstbiographie um so willkommenere Auskunft, als daraus auch ein lebendiges Bild der damaligen Zeitverhältnisse uns entgegentritt.

„Kertmors[1], im Sommer 1884."

„Am 29. September 1803 wurde ich in Livland, auf dem Gute meines Vaters (Duckershof im Kirchspiel Camby, unweit Dorpats) geboren. Mein Vater, Peter Bernhard v. Helmersen, war der Sohn des in Arensburg verstorbenen Statthalters von Oesel, Friedrich v. Helmersen, meine Mutter eine geborene v. Sivers mit Namen Auguste Sophie, eine Tochter des Hofrats Karl v. Sivers, der in seinen jüngeren Jahren in Frankreich als Offizier in dem Regimente Deuxponts gedient hatte. Viele junge Livländer und Estländer nahmen zu jenen Zeiten im Auslande, in Deutschland und Frankreich, Kriegsdienste. Das livländische Adelsgeschlecht der Helmersen stammt ursprünglich aus Kassel und Braunschweig. In der St. Jacobikirche in Riga soll Diman von Helmersen 1556 (?) begraben worden sein, der wahrscheinlich aus Deutschland einwanderte und der Stammvater aller jetzt in Rußland Lebenden dieses Namens ist. Im 17. Jahrhundert lebten in Riga zwei Brüder unsers Namens, Johann und Paul Helmers[2] und standen daselbst als Assistenzräte (Regierungsräte) im Dienste der Krone Schweden und wurden von der Königin Christine zum Lohn für treuen und eifrigen Dienst 1643 in den Adelsstand Livlands[3] erhoben.

Meine Mutter stammt direkt von dem Admiral v. Sivers ab, der von Peter dem Großen aus Dänemark als junger Marineoffizier in den Dienst Rußlands aufgenommen wurde. Er stand bei dem Kaiser in großer Gunst, wurde durch Schenkungen von Landgütern (Walguta[4] in Livland, Hitola in Finnland) und durch Ehrenzeichen belohnt, geriet aber unter der Regierung der Nachfolgerin Peters in Ungnade. Sivers starb in Hitola, wo er bei der Kirche dieses Ortes begraben wurde. Die lateinische Inschrift auf seinem Grabstein hatte er selber, längere Zeit vor seinem Tode, verfaßt.

Die Brüder Paul und Johann v. Helmersen waren, meist durch Schenkungen der Königin Christine und durch Kauf allmählich in den Besitz der folgenden Güter in Livland gekommen: Serdigal mit Grundsal und Tegasch, Cremon mit Engelhardtshof, Sawensee, Testama. Von diesen Gütern ist gegenwärtig nur noch Sawensee im Besitz eines unsers Namens, des Peter v. Helmersen, eines Nachkommen von Johann, dem Assistenzrate in Riga.

Mein Vater hatte seine Erziehung in St. Petersburg zur Zeit der Kaiserin Katharina im ersten Kadettenkorps erhalten, dessen Direktor damals der Herzog von Anhalt war, und wurde als Artillerieoffizier entlassen, blieb aber nur kurze Zeit im Dienst

[1] 16 Werst i-w von Dorpat
[2] [Vielmehr „Helmes". Die Red.]
[3] [i. in den schwedischen.] [4] [Vielmehr Suseküll.]

und ließ sich auf dem väterlichen Gute Duckershof nieder und verheiratete sich in seinem 20. Lebensjahre. Meine Eltern erlebten noch den 66. Hochzeitstag. Duckershof ist kein großer Besitz. Es traten in jener Zeit vier Jahre nach einander in Livland Mißernten und infolgedessen Hungersnot ein. Die Bauern und deren Kinder und Angehörige wurden in diesen Jahren von der Herrschaft ernährt. Man war gezwungen Fuhren nach Riga zu senden, um Korn zu holen. Die Ausgaben waren übergroß. Auf dem Gute meiner Eltern kam niemand vor Hunger um, aber die Geldmittel waren völlig erschöpft und mein Vater genötigt, sein Gut zu verkaufen und zwar für die Summe von wenig mehr als 3000 Rbl. S., was damals freilich etwa mehrmal soviel als gegenwärtig war. Auch war der Wert der Güter zu jenen Zeiten ein sehr geringer.

Meine Eltern zogen 1806 nach Petersburg, wo mein Vater bald darauf eine Anstellung in dem bei dem Justizministerium errichteten Livländischen Komitee erhielt. Bis in mein sechstes Lebensjahr war ich ein schwächliches, kränkliches Kind, konnte nur wenig gehen. Wiederholte kalte Seebäder am Strande Estlands, an den meine Mutter mich brachte, stärkten meine Kräfte. Ich erinnere mich noch jetzt, welchen großen Eindruck der Anblick des Meeres auf mich machte; er ist mir für immer geblieben und Seereisen gehören zu meinen liebsten Erinnerungen, umsomehr als ich nie von der Seekrankheit zu leiden gehabt und mich auf dem Meere, auch bei dem Toben wütender Stürme, stets sehr wohl befunden habe.

Den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben erhielt ich von meiner Mutter. Ich erlernte beides mit vieler Mühe und langsam, ermüdete sehr bald, weil mein Körper noch immer nicht gefestigt war und das Lernen ihn sehr anstrengte. Ich zog mir manchen Verweis für meine Trägheit zu. Die Einsamkeit war mir angenehm und ich mied gern lärmende Spiele und Belustigungen andrer Kinder. Zu meinen Lieblingsbeschäftigungen gehörte schon damals das Zeichnen, ich war etwa 7 Jahre alt, als ich meine Großmutter väterlicherseits (eine Hagemeister) in ganzer Figur und so ähnlich nach der Natur zeichnete, daß alle darin die Abgebildete erkannten.

Aus Dresden war damals ein ausgezeichneter Porträtmaler, namens Ecks, nach St. Petersburg gekommen und wohnte in demselben Hause, in das meine Eltern gezogen waren. Sein Arbeitszimmer stieß unmittelbar an unsre Wohnung. Ecks wurde bald ein Freund unsers Hauses, und wir Knaben, meine beiden Brüder Alexander und Paul und ich hatten zu jeder Zeit Zutritt zu des Malers Atelier. Mit Bewunderung und Freude sah ich stundenlang seine schönen Miniaturbilder an und versuchte dann auch mit Farben Menschen und Tiergestalten auf Papier zu bringen

Im Jahre 1811 gründete Johann v. Muralt, der Pastor der deutschen Reformierten Gemeinde zu St. Petersburg, eine private Knabenschule. Muralt war in seinem Geburtslande, in der Schweiz, 11 Jahre lang Lehrer in Pestalozzis berühmter Anstalt gewesen und hatte sich zu einem hervorragenden Pädagogen ausgebildet. Meine Eltern, die Muralt bald kennen gelernt hatten, gaben zuerst meinen zweiten Bruder Paul und bald darauf auch mich, einen achtjährigen Knaben, in die neugegründete Schule, die sich in der großen Stallhofstraße im Hause der Reformierten Kirche befand. Ich mußte ein kleines Tentamen bei dem Eintritte bestehn. Als der Zeichenlehrer erfahren hatte, daß ich zu zeichnen verstehe, gab er mir eine Schiefertafel und Griffel und forderte mich auf, meine Kunst zu zeigen. Ich zeichnete Arabesken und eine Art von Holzgerüst, beides nicht nach der Natur, sondern aus der Phantasie, und erhielt ein lobendes Urteil. Dieser Zeichenlehrer, namens Miville, aus Basel gebürtig, war ein talentvoller Landschaftsmaler, bei dem wir Schüler bald Fortschritte machten. Mivilles Atelier stand uns offen und ich habe es oft und mit großem Genusse besucht und den Maler bei seiner Arbeit gesehen.

Als ich in die Schule eintrat, waren nur 11 Schüler in derselben. Aber durch den guten Ruf, den Muralt mitbrachte, wurde der Andrang an seine Schule bald so groß, daß das sehr beschränkte Lokal im Kirchenhause nicht mehr zur Aufnahme der Angemeldeten genügte. Muralt zog es vor, die Schule aus dem Zentrum der geräuschvollen und für die Jugend so gefährlichen Stadt in eine ruhigere Gegend zu verlegen, und wählte den Stadtteil Wassili-Ostrow, in dem er ein großes Haus mit einem Garten und den nötigen Wirtschaftsgebäuden gemietet hatte. Das Haus liegt an der Ecke des großen Prospekts und der 11. Linie und gehörte der Witwe des verstorbenen Polizeimeisters Obrist Stiefer hamisch, dessen Tochter, die ebenfalls verwittwete Gräfin Fersen, dem Hauswesen der Schule vorstand. Da meine Eltern in der Troizker Straße, unweit der Anitschkow Brücke wohnten, so mußten mein Bruder und ich, da wir Tagesschüler waren, den weiten, bemahe 5 Werst betragenden Weg in die Schule täglich zu Fuß machen, was im Winter besonders schwer fiel. Dieser Umstand bewog meine Eltern auch nach Wassili-Ostrow überzusiedeln.

In dem Garten des Schulhauses konnten wir uns nun in den Zwischenstunden frei bewegen und in der freien Zeit nach Belieben tummeln. Im Sommer wurde abends das Smolensker Feld, das damals noch ganz unbebaut war, besucht und auf demselben allerlei Spiele gespielt, die unsre Lehrer uns lehrten und an denen Muralt selber bisweilen teilnahm. Zu den beliebtesten Spielen gehörte au barre und das Ballspiel. An heißen Tagen wurden wir an die Mündung des Newastromes, in den sogenannten

Galeerenhafen geführt, um hier zu baden. Soviel von der Sorge um unsre körperliche Ausbildung.

Muralt war der erste, der in Petersburg seinen Zöglingen Anschauungsunterricht erteilen ließ. Die Naturgegenstände, von denen bei dem Unterricht die Rede war, wurden uns, soweit dies möglich war, in natura aber in guten Abbildungen vorgezeigt. Um uns den Bau des Auges deutlich zu machen, sezierte der Lehrer, Herr Radloff, vor uns ein Ochsenauge. Die Anatomie der Pflanzen lernten wir aus lebenden Gewächsen, und auf Spaziergängen sammelten wir uns kleine Herbarien. Der Unterricht war dadurch belebt und wir lernten die Naturgeschichte mit Vergnügen und Eifer. Ich erinnere mich, bei meinem Kandidatenexamen in Dorpat eine Frage aus dem Vorrat beantwortet zu haben, den ich nur in Muralts Schule erworben hatte. Ich zog bei dem Examen eine Frage über die Schlangen. Da ich bei der Vorbereitung zum Examen dieses Thema nicht speziell berührt hatte, kam es mir sehr zu statten, daß ich noch im Gedächtnis hatte, was ich von der Schule her wußte, und ich konnte dem examinierenden Professor unter anderem sagen, daß die Zähne der Schlangen hohl sind und daß bei dem Bisse das Gift aus den Drüsen durch die Zähne in das gebissene Geschöpf strömt. — Der Unterricht im Zeichnen wurde nicht nach Vorlegeblättern, sondern nach verschiedenen, aus Holz oder Gyps hergestellten Gegenständen: Kugeln, Würfel, Pyramiden, Säulen, Bögen ꝛc. erteilt, und wenn wir uns Freie kamen, leitete Muralt uns an, Gewächse, Bäume, Hügel nach der Natur zu zeichnen. — Im Beginn jeden Sommers wurde mitten im Kursus der Schule eine Fußreise nach Murina oder Tokkowa gemacht, nordöstlich von Petersburg in der Nähe der finnländischen Grenze. Hier verweilte man einige Tage in den dazu gemieteten Bauerhäusern und kehrte erfrischt und mit Herbarien, Zeichnungen und mit frohem Mute an die Schularbeit zurück.

In der oberen Klasse wurde Latein und Griechisch gelehrt. Diese Sprachen waren für uns aber keine toten. Damals erschienen schon einige Prachtwerke über das ausgegrabene Pompeji und Herkulanum und Flaxmanns Umrisse zur Odyssee und Iliade waren auch schon da. Sie wurden sofort angeschafft und uns zur Anschauung gegeben. Wir wurden in das Leben der alten Römer und Griechen eingeführt und lasen ihre Werke mit Interesse. — Der Unterricht in der Geographie war ein vorzüglicher. Wir erhielten durch unsern Lehrer Radloff, durch die Anschauung der besten Karten und Globen eine so richtige Vorstellung von der Gestalt der Erde, der Verteilung von Festland und Meer, von den Konturen der Kontinente und der großen Inseln, daß wir nach einiger Übung, zu der wir angehalten wurden, die Kontinente und Inseln mit den hauptsächlichsten Details an Gebirgen, Binnenseen

und Binnenmeeren und Hauptflüssen samt deren Flußsystemen mit Leichtigkeit und ziemlich richtig aus dem Gedächtnis zeichnen konnten. Die Geographie Europas wurde sehr ausführlich gelehrt, und was uns dabei besonders interessierte, war, daß an die Schilderung der geographischen Verhältnisse stets auch historische geknüpft wurden. — Die Anzahl der Schüler wuchs mit jedem Halbjahr und bald wurde das obenerwähnte Haus für die Aufnahme der Neueintretenden zu enge. Die Schule siedelte in die 10. Linie von Wassili-Ostrow über in ein großes zweistöckiges Haus, das dem französischen Kaufmann Beaupré gehörte. Jetzt steht auf diesem Platze das Patriotische Institut. Auch hier war ein großer Garten, in dem wir unser Wesen frei und ungehindert treiben konnten, da wir nur von einem Lehrer oder sogenannten Gouverneur begleitet oder beobachtet wurden.

So waren drei bis vier Jahre vergangen, die Schule war in den weitesten und höchsten Kreisen bekannt geworden, ohne daß Pastor Muralt die Kenntnisse seiner Zöglinge dem Publikum in einem öffentlichen Examen gezeigt hatte. Solche Examina aber waren in allen Lehranstalten Petersburgs, privaten und Regierungsschulen, damals üblich und obligatorisch. Muralt mochte solche Prüfungen nicht, weil er sehr wohl wußte, daß die Schüler zu ihnen vorbereitet wurden, konnte aber dem Drängen der Eltern und andrer, darunter sehr einflußreicher Personen, nicht widerstehn. An einem schönen Tage versammelte er alle seine Schüler und sagte ihnen: Übermorgen um 10 Uhr kommt in euren besten Kleidern zur Schule, ihr werdet öffentlich examiniert werden. Da war nun von Vorbereiten keine Rede. Der Saal war von Gästen gedrängt voll. Den Anwesenden wurden Lehrprogramme verteilt und Muralt forderte die Anwesenden auf, uns nach Belieben Fragen aus dem Programm vorzulegen. Wir antworteten mit großer Unbefangenheit und erfuhren später, daß das Examen brillant ausgefallen war. Meines Wissens hat eine solche öffentliche Prüfung nicht wieder stattgefunden. Auch private Examina am Schlusse eines Lehrkursus fanden nicht statt, sondern die Versetzung in eine höhere Klasse oder die Erteilung einer Prämie geschah auf die Atteste der Lehrer. Von Zeit zu Zeit besuchte Muralt die Zöglinge während des Unterrichts und stellte in Gegenwart der Lehrer Prüfungen an. Bei dem öffentlichen Examen waren auch unsre Zeichnungen zur Ansicht ausgestellt und wurden von den Anwesenden mit Befriedigung betrachtet. Leider verließ uns unser trefflicher und uns sehr sympathischer Lehrer Miville und suchte in seiner Heimat, der Schweiz, Heilung von einer Gemütskrankheit, die ihn in Petersburg befallen hatte. Wir freuten uns zu hören, daß er nach einiger Zeit gesund geworden war, sahen ihn aber nimmer wieder. Sein Nachfolger Kahl, ein Zögling der Akademie

der Künste in St. Petersburg, wurde des geist- und talentvollen Munkes Nachfolger. Ich habe noch zu erwähnen, daß wir auch im Gesange sehr gründlichen Unterricht erhielten und allmählich so weit gebracht wurden, daß wir mit dem Beistande von zweien unserer Lehrer, die die Baß- und Tenorstimmen übernahmen, große Gesangstücke aufführen konnten. Nicht selten sangen wir an Sonn- und kirchlichen Festtagen als Chorknaben in der deutsch-reformierten Kirche und führten einmal zum Besten der Armen unter Leitung unseres Lehrers Herrn Starck und mit Hilfe einiger Männerstimmen die „Jahreszeiten" von Haydn in dem Saale der Philharmonischen Gesellschaft vor einem zahlreichen Publikum auf, das uns lebhaft applaudierte. — Zum Schluß will ich noch erwähnen, daß wir am Montag Morgen und nach den Ferien mit Freuden wieder in die geliebte Schule kamen, in welcher Muralt uns vor allen Dingen zu beten, zu gehorchen und zu arbeiten lehrte.

Im Jahre 1818 trat ich aus der Schule aus und wurde von meinen Eltern nach Dorpat geschickt, um daselbst im Gymnasium meine weitere Ausbildung zu erhalten. Ich war 15 Jahre alt, trat, nach einem kurzen Examen aus der Mathematik und dem Latein, in Obertertia ein, wurde nach dem ersten Semester nach Sekunda und aus dieser nach drei Semestern nach Prima versetzt, in der ich zwei Semester verblieb, ehe ich an der Universität die Matrikel erhielt.

Wie ganz verschieden war die Lehrweise und die ganze Einrichtung in dem Dorpater Gymnasium von dem, was ich in Muralts Schule gesehen und erfahren hatte. Die Lehrer waren auch achtbare, tüchtige Persönlichkeiten, die Lehrmittel aber äußerst dürftig und die Lehrweise so ganz anders. Mir wollte das Ganze lange Zeit nicht behagen und ich konnte mich nur sehr allmählich an das Neue gewöhnen. Jeder Gymnasiast mußte sich einen „inspizierenden Oberlehrer" wählen. Mir wurde geraten, den Oberlehrer Hermann zu wählen, einen Sachsen, der sich in erster Ehe mit einem adligen Fräulein v. Hurtwiß aus Livland und nach deren Tode mit einem Fräulein Zimmermann vermählt hatte, die einige Zeit in Petersburg in meinem elterlichen Hause meinen Bruder und mich in elementären Gegenständen unterrichtet hatte. Hermann bewarb sich um die Hand dieses wohl unterrichteten und achtbaren Fräuleins auf die angelegentliche Empfehlung einiger ihrer Freundinnen, ohne seine künftige Gemahlin gesehen zu haben. Ich wurde mit dieser Familie bekannt, besuchte sie aber nur selten. Zu den originellsten Persönlichkeiten des Lehrkörpers gehörten unstreitig der Lehrer des Lateinischen Dr. Malmgren, ein Schwede, der in Upsala Theologie studiert hatte und anfangs auch unser Religionslehrer war, und die Herren Lange, Lehrer der Mathematik und Physik und Valet des Bearres, Lehrer des

Französischen. Malmgren war ein trefflicher Lehrer des Latein, aber weniger guter Religionslehrer. Ich erinnere mich von ihm folgende Auffassung der Nächstenliebe gehört zu haben. „Es steht wohl geschrieben", sagte der alte Herr, „liebe deine Feinde, aber das ist zu viel verlangt, die Feinde kann man wohl pfacken." — Geschichte und etwas Geographie lehrte lebendig und fesselnd Herr Hachfeld, aber eine Karte oder einen Globus habe ich bei diesem Unterricht nie gesehen und ebenso wenig einen Apparat bei dem Unterricht in der Physik. Die Mathematik wurde äußerst dürftig und schwach betrieben und der Unterricht im Französischen und Russischen war so ungenügend, daß man in beiden Sprachen unmöglich auch nur mittelmäßige Kenntnisse erwerben konnte. Es lag das aber an der geringen Begabung der Lehrer und an dem absoluten Mangel an Respekt, den wir vor beiden Herren hatten. In ihren Lehrstunden wurden nur Possen getrieben. Mir kam es gar sehr zu statten, daß ich beide Sprachen in Muralts Schule erlernt hatte, wo sie von ausgezeichneten Lehrern gelehrt wurden, den Herren Dupland und Lausonneau. In Sekunda erteilte später Dr. August Carlblom vortrefflichen Unterricht in der Religion und Sokolowsky in der Mathematik. Das Griechische und Latein lehrte in Sekunda und Prima der Oberlehrer Girgensohn, ein Muster von Lehrer, vor dem wir die größte Achtung hatten und sie dankbar in uns bewahrten.

Von einem Unterricht im Zeichnen und in der Naturgeschichte war gar keine Rede, ich vermißte ihn schmerzlich, und um nicht ganz dar auszugehn, nahm ich bei einem hochst originellen alten Manne, Ulprecht, Unterricht im Landschaftszeichnen. Ulprecht lehrte diese Kunst in der von Frau Hermann geleiteten Erziehungsanstalt für Mädchen, die sich im unteren Stockwerke des Gymnasiums befand, in der Dienstwohnung Hermanns. Der Direktor des Gymnasiums, ein Kurländer Rasenberger, zeigte sich uns nur selten und wohnte in einem Privathause, in das er stets mehrere das Gymnasium besuchende Pensionäre aufnahm.

Anfangs aber wohnte ich mit meinem Bruder, der zwei Jahre vor mir die Universität bezogen hatte, in einem Dachstübchen im Hause unsrer Großmutter Frau v. Sivers, geb. v. Fischbach. Später nahm mich eine Verwandte meines Vaters, die Großmutter meiner Frau, ganz bei sich auf. Dies war Frau v. Helmersen-Sawensee, geb. Baronin Löwenwolde, deren Sohn Peter v. Helmersen ebenfalls in Dorpat erzogen wurde. Ich blieb im Hause meiner Tante bis in die letzte Zeit meiner akademischen Studien und verließ es erst in den letzten zwei Semestern, während welcher ich mich zum Kandidatenexamen vorbereitete. Der hoch verehrten, kindlich verehrten Frau verdanke ich es, daß ich meine

Ausbildung in Dorpat erhalten konnte, denn ich besaß die Mittel nicht, ohne diese Hilfe daselbst leben zu können.

Mein Vaterland Livland hatte ich bereits früher kennen und lieben gelernt auf häufigen Sommerreisen, die wir, die Kinder, mit unsern Eltern, damals noch im Wohlstande, nach Liv- und Estland unternahmen. Diese Reisen bleiben mir unvergeßlich, weil ich mich auf ihnen unendlich wohl befand. Wenn wir bei Narva vorüber und auf dem Boden unsrer Ostseeprovinzen waren, jubelten wir, und waren ebenso niedergeschlagen, wenn wir wieder in die Tore des großen, freilich prachtvollen und reichen Petersburg einfuhren, in welchem ich für meinen Teil in 70 Jahren nicht habe einheimisch werden können. Ich verdanke der großen Kaiserstadt sehr viel und werde das nie und nimmer vergessen, aber mein Herz ist immer in Livland gewesen.

Während jener Sommerreisen besuchten wir unsre zahlreichen Verwandten in Heimthal, wo damals mein Großonkel der Landrat Peter v. Sivers, Euekülll, wo sein Bruder der Landrat August v. Sivers lebte. In Estland fanden meine Eltern und wir die freundlichste Aufnahme bei dem Besitzer von Ruil, Baron Toll, in Kuckers auf dem Gute seines Sohnes des Landrats Friedrich Baron Toll, in Maydell bei dem Baron Wrangell und in Möders bei dem Baron Kaulbars, mit dessen Söhnen Hermann und Karl wir schon in Petersburg, wo sie sich aufhielten, bekannt geworden waren.

Die Reisen in Estland brachten uns auch auf Exkursionen an das Meer und an den schönen felsigen Glint, von dem ich mich immer so ungern trennte, weil er so malerisch war und zum Zeichnen aufforderte. Ganz besonders imponierte uns das alte Reval mit seinen malerischen Baudenkmälern aus mittelalterlicher Zeit und seinem schönen Park in Katharinenthal und mit den herrlichen Aussichten vom Dom auf das Meer. Ich besitze noch Zeichnungen, die ich in Euekull, in Rappin, dem Stammgute der Geschwister Löwenwolde, machte, das ich von Dorpat aus oft besuchte. — So war ich allmählich mit den Zuständen in Livland und Estland bekannt und vertraut geworden und gedenke jener Zeiten mit Dank.

Bald nach meinem Eintritt in das Dorpater Gymnasium und in das Haus meiner Tante v. Helmersen wurde ich in das Haus deren Schwiegereltern, des Landrats Karl v. Liphart eingeführt, der mit seiner sehr zahlreichen Familie in Dorpat lebte. Bisweilen wurden wir auch nach Ratshof (bei Dorpat) zum Besuche der Eltern des Landrats gebracht, wo wir manches schöne Kunstwerk, die Bibliothek und die Familienporträts sahen und in dem prachtvollen Blumenhause tropische und andre Gewächse bewunderten. Hier lernte ich den Sohn Karl des Landrats

v. Liphart kennen, den der Großvater zur Erziehung und Ausbildung zu sich genommen hatte und von hervorragenden Hauslehrern, einem Schweizer und einem Franzosen, unterrichten ließ. Es ist der bekannte und einer der größten Kunstkenner unsrer und aller Zeiten. Er besitzt außerdem einen Schatz von gründlichen Kenntnissen verschiedener Art, wie sie ein Mann selten aufzuweisen hat, namentlich in der Anatomie und Physiologie, in Sprachenkunde, Literatur. Seine Begabung ist eine außerordentliche. Seit vielen Jahren lebt er nicht mehr in Dorpat, wo er in seinem vom Vater geerbten, mit den schönsten Kunst- und wissenschaftlichen Werken reich geschmückten Hause die Koryphäen der Lehrer der alma mater um sich versammelte. Er lebt seit langer Zeit in Florenz, weil er das Klima unsres Nordens nicht verträgt und weil der italienische Himmel sich über den großen Kunstwerken der alten Welt wölbt.

Dorpat war und ist eine Stadt, in welcher die Musik mit Liebe und Eifer betrieben wird. Wem von uns ist die Familie der von Krüdener nicht bekannt, die ausgezeichnete Musiker, Sänger und Violinspieler unter ihren Gliedern gezählt hat. Zu den Männern dieser Kunst gehörte auch der Landrat v. Liphart. Er berief aus dem Auslande ein Quartett von Männern in seinen Dienst, zu denen der Violinist David, nachmals Direktor des Konservatoriums und Schwiegersohn des Herrn v. Liphart, ferner Cyprian Romberg und der Cellist Groß gehörten. Zu den Aufführungen dieses Quartetts, die nicht selten zweimal wöchentlich stattfanden, wurden kunstverständige Gäste geladen. Obgleich ich nicht zu diesen gehörte, so hatte ich doch an den Leistungen dieser Virtuosen den größten Genuß und wurde mit klassischer Musik bekannt. Der Musikunterricht in Muralts Schule hatte meine Stimme und mein Gehör und meine Liebhaberei für Gesang ausgebildet. Ich lernte alle Schönheiten der Musik kennen und hätte gern gelernt, das Klavier oder die Geige zu spielen.

Wenn berühmte Künstler durch Dorpat reisten, das damals auf der Poststraße von Deutschland nach Petersburg nicht zu umgehen war, wurden dieselben von Herrn v. Liphart eingeladen, und wir hörten deren Spiel und Gesang. So z. B. Bernhard Romberg und dessen Tochter Schodenlechner, die Milder-Hauptmann und andre. Dorpat besaß damals auch einen ausgezeichneten Klavierspieler in dem Professor der Chirurgie Moyer, der auch bei den Studenten sehr beliebt war, weil er sich immer herzlich und freundlich der im Duell Verwundeten annahm, wenn sie ihn um Hilfe baten. Und zwei begeisterte und hochbegabte Gesangkomponisten lebten zu jener Zeit auch in unsrer Musenstadt — die Herren v. La Trobe und Weyrauch, von denen der letztere auch Dichter und La Trobe geschmackvoller Klavierspieler war.

Die von diesen Männern in Musik gesetzten Lieder sind nicht nur in den Ostseeprovinzen, sondern auch in andern Ländern bekannt geworden und werden auch heute noch in Liv- und Estland gesungen. Beiläufig sei noch erwähnt, daß das herrliche Weyrauchsche Lied „Nach Osten geht, noch Osten der Erde stiller Flug“ in Deutschland für eine Komposition von Franz Schubert ausgegeben wurde. Ich habe einmal in Dorpat, in Herrn v. Liphorts House, dieses Lied im Beisein der vortrefflichen Sängerinnen Schwestern von Lilienfeld, von Weyrauch selbst, ich möchte sagen, nicht singen, sondern in leisen Klangen hauchen gehört, aber diese Töne waren so seelenvoll, daß sie mich tief ergriffen. Weyrauch verließ Dorpat und beschloß sein Dichterleben einsam, in Armut und vergessen, in Dresden, wo ich ihn einmal besuchte. Ich sage verlassen, weil sein Stübchen im Erdgeschosse selten von einem Bekannten beehrt wurde, für seinen Lebensunterhalt sorgten Freunde in Livland, die ihm für seine Lieder dankten. Füge ich noch hinzu, daß damals in Dorpat sich auch der große Dichter Rußlands, Shukowsky, aufhielt, so wird man zugeben müssen, daß es eine Blütezeit unsrer Stadt war, wie sie später keine mehr erlebt hat.

Ich trat im Juni 1820[1] in die juristische Fakultät ein und besuchte die Vorlesungen der Professoren Lampe (Enzyklopädie und Geschichte des Rechts) und Dabelow (Römisches und Deutsches Recht). Zugleich nahm ich in der Zeichenanstalt Unterricht bei dem Professor Senff, wo ich mit zwei andern seiner Schüler zusammentraf, mit meinem Onkel Gerhard v. Reutern und mit meinem Vetter, dem Professor des Russischen Rechts Alexander v. Reutz. Reutern war Offizier im Gardehusarenregiment in St. Petersburg gewesen, verlor 1813 in der Schlacht von Leipzig durch eine feindliche Kanonenkugel den rechten Arm und mußte den Dienst aufgeben. Er war ein guter Zeichner gewesen und fing nach dem Verluste der rechten Hand an, mit der linken zu zeichnen. Er ließ sich in Düsseldorf nieder, bildete sich daselbst zum Maler aus und hat der kaiserlichen Gemäldesammlung in der Eremitage und im Jelagin-Palais manches schöne Bild geliefert. Durch Shukowskys[2] Vermittlung und die Protektion der Kaiserin Elisabeth erhielt Herr v. Reutern vom Staate die Mittel zu weiterer Ausbildung in der Kunst. Seine geistvollen Gemälde, z. B. das Opfer Jfaaks durch Abraham[3] und zwei jugendliche Köpfe, ein Page und ein junges Mädchen in mittelalterlicher deutscher Kleidung sind ausgezeichnet in Zeichnung, im Ausdruck der Gesichter, in Farbengebung, bei vollendeter Technik und in der detaillierten Aus-

[1] [Er wurde meinesie erst Jan. 1821 immatrikuliert.]

[2] Shukowsky verheiratete sich später mit der ältesten Tochter Reuterns, Elisabeth.

[3] In der kaiserlichen Eremitage.

führung aller Nebendinge. Auch die Porträts, die Herr v. Reutern malte, sind wohlgelungen und zeigen das Talent eines gewissenhaften Künstlers, der seinen Beruf in warmem Herzen trug.

Je länger meine Rechtsstudien dauerten, desto weniger fand ich an ihnen Geschmack, um so mehr als der Vortrag jener oben genannten sehr gelehrten Herrn etwas zu trocken war. Dagegen zog mich die Zeichenanstalt mehr und mehr an und ich verbrachte in ihr fast täglich einige Stunden und machte schnelle Fortschritte. Schließlich gab ich das Jus ganz auf und beschloß, mich zum Maler auszubilden. Nachdem ich zwei Jahre lang Landschaften nach Vorlageblättern und nach der Natur mit der Feder, mit der Rohrfeder, mit dem Pinsel, in Tusche und mit Deckfarben gezeichnet hatte, hielt Professor Senff mich an, in Öl zu malen. Ich kopierte gute Bilder, die im Besitze des Bürgermeisters von Dorpat, Linde, waren.

So gingen die Tage hin, ohne daß ich ernstliche wissenschaftliche Studien machte. Meine Eltern aber verlangten von mir, ich solle die Universität nicht verlassen, ohne ein Abiturientenexamen zu bestehn, um mit dem Grade eines Kandidaten oder graduierten Studenten und mit dem entsprechenden Klassenrange in den Staatsdienst zu treten. Dies war um so notwendiger, als wir alle, infolge eines Disziplinarfehlers, uns eine offizielle Rüge vom Universitätsgericht zugezogen hatten, die allen die Universität ohne Entlassungsexamen verlassenden Studenten in das Testimonium eingetragen wurde. Dies war eine harte Strafe, die manchem von uns hinderlich wurde, sofort in einen Dienst zu treten. In ein durch das Examen erworbenes Kandidaten- oder Doktordiplom wurde jene Rüge nicht eingetragen. Wir hatten sie uns auf folgende Weise zugezogen.

Damals gab es in Dorpat nur drei Korporationen: die Burschenschaft, zu der die meisten von uns gehörten, die Kuronia und die Estonia[1]. Am Anfange jeden Semesters feierten wir alle gemeinschaftlich und mit unsern dazu eingeladenen Professoren den sog. Festkommers in harmlosester und sehr fröhlicher Weise. Im August geschah das gewöhnlich in Quistendahl, einem großen Kruge am linken Ufer des Embachs, sechs Werst flußaufwärts von Dorpat. Der Weg dahin wurde in Böten und Fuhrwerken zurückgelegt. Da kam aus Petersburg das Verbot an, diese Kommerse zu begehen.

[1]) Am Rande des Manuskripts befindet sich hier ein Fragezeichen, dessen Bedeutung vorläufig dahingestellt bleiben muß. D. a. S. — [Das ? bezieht sich wohl auf den Zweifel H's ob die Estonia schon bestand, als er Student wurde (vgl. S. 189). In Wirklichkeit konstituierte sie sich bekanntlich erst am 8. Sept. 1821. Auffallend ist es, daß H. mit keinem Worte der Begründung der Livonia gedenkt, zu deren Stiftern sowohl er und sein Bruder Paul, als auch sämtliche weiter unten von ihm genannten „Freunde und Landskente" gehörten. Die Red.]

Ob man sie für unsittlich oder staatsgefährlich[1] hielt, weiß ich nicht zu sagen. Das Verbot erregte großen Unwillen und endlich auch Trotz. — Die Füchse und Brander wurden, wie immer, um ihre Geldbeiträge zum Kommers angegangen (angequetscht, wie man sich ausdrückte), und als der große Tag erschienen, zog der größte Teil der Studenten nach Quistenbahl, aber nun nicht in kleinen Gruppen und zu Wasser, sondern, des größeren Pompes wegen, in einer unabsehbaren Reihe von Postwagen[2] und Fuhrmannsdroschken. Diesem Zuge, der bei der Poststation begann und langsam und feierlich über die steinerne Brücke in die Petersburger Vorstadt ging, ritt ein Trompeter voran. Der Trotz gegen das Verbot wurde mit außerordentlichem Eklat vollführt. Der Kommers erlitt keine Störung, aber am folgenden Tage lasen wir am schwarzen Brett eine Aufforderung, es solle sich jeder Teilnehmer an dem verbotenen Feste schriftlich in der Kanzlei der Universität melden. Sofort strömten nicht nur alle Delinquenten zur Namensunterschrift, sondern auch manche, die an dem Kommers keinen Teil genommen hatten. Im Ganzen sollen gegen 300 Studenten sich gemeldet haben. Dorpat hatte deren damals, wenn ich nicht irre, 350 oder 400. Wir wurden alle zu 14 Tagen Karzer verurteilt, und diese Strafe wurde nach einem alphabetisch geordneten Verzeichnis abgesessen und dauerte sehr lange Zeit, da man nur vier Karzer hatte, von denen jeder nur zwei Insassen aufnehmen konnte. Die alphabetische Ordnung wurde jedoch nicht eingehalten, und man gestattete, daß Freunde mit sehr verschiedenen Anfangsbuchstaben ihres Namens die stille Wohnung miteinander bezogen. Ich bezog mit meinem Bruder ein Karzer unter dem Dache des akademischen Hauptgebäudes, und unter demselben Dache erfreuten sich auch unsre Freunde und Landsleute Gregor v. Sivers, Fritz v. Transehe, Carlos Berg, Rudolf Richter, [Alexander] Pezold und [Woldemar] Siesemann zu sein. Unser Karzerknecht war bald

---

[1]) Offenbar dieses letztere, denn kurz vorher hatten in Wilna studentische Versammlungen mit staatsgefährlichen Zielen stattgefunden und im Schlecht informierten Unterrichtsministerium hatte man wohl befürchtet, gleiche Tendenzen könnten auch in Dorpat Platz greifen, während tatsächlich — (wie auch der Verf. der vorliegenden Erinnerungen weiter unten bemerkt) — unter der einheimischen Burschenschaft Dorpats niemals, während der ganzen Zeit des Bestehens der deutschen Universität Dorpat, politische Interessen unter den harmlosen und wissensdurstigen Jugend irgend eine Rolle gespielt haben. Erst in der allerletzten Zeit, nachdem Seminaristen und Juden aus dem Reiche auf das russifizierte Dorpat, auf Zurzew, dirigiert worden sind, haben sich daselbst, oder auch nur unter diesen letzteren Elementen, gelegentlich politische Tendenzen hervorzutun versucht, von denen die einheimische Studentenschaft sich nicht nur grundsätzlich fern gehalten, sondern gegen die sie auch öffentlich protestiert hat. H o S

[2]) Auf der Poststation von Dorpat wurden schon damals gegen 200 Pferde gehalten.

willig, für uns Nachschlüssel machen zu lassen, mit denen wir Gäste zu uns einließen und abends die Türen für uns selbst aufschlossen, um einen Gang in frischer Luft durch die Stadt zu machen oder Bekannte und Verwandte auf ein Stündchen zu besuchen; dabei aber blieb es nicht. Die Langeweile war groß, die Zeit mußte besser vertrieben werden. Man kam auf den Gedanken, auf dem Boden des Universitätsgebäudes, zwischen dem Dachgebälk, ein Theater zu arrangieren. Es wurde die Tochter Pharaonis von Kotzebue einstudiert und vor einem zahlreichen Publikum aufgeführt, das die ersten Plätze mit einer Flasche Champagner oder anderm guten Wein, die zweiten und dritten Plätze mit Rum und Zucker und mit kalten Eßwaren bezahlen mußte. Die Kulissen hatte ich malen müssen. Ich sah sie später einmal wieder, als ich mit meinem verehrten Lehrer Professor Moritz v. Engelhardt die Treppe zum Mineralienkabinet hinaufstieg. Da stand eines dieser sauberen Kunstwerke, und zu meiner größten Überraschung und Demütigung wies Herr v. Engelhardt auf dieses corpus delicti und fragte mich lächelnd: Kennen Sie das? Ich begriff, daß er von allem wußte. Ich werde später von Herrn v. Engelhardt viel zu sagen haben, sowie von unserm unvergeßlichen Rektor Gustav Ewers, seinem intimen Freunde.

Ich trat . . . (1821) in die physiko-mathematische Fakultät und begann Naturwissenschaften zu studieren. Die Physik und Physik der Erde (Geologie) trug damals der alte Parrot, die Chemie Professor Osann aus Würzburg, die Mineralogie und Geognosie Professor Moritz v. Engelhardt, die Botanik Professor Ledebour und in Abwesenheit des Professors der Zoologie, Eschholtz, auch die Zoologie vor. Die Mathematik lehrte Professor Bartels. Es waren die Mineralogie, die Geognosie, die Physik und Zoologie, die mich besonders ansprachen, und vor allem die Geognosie. Herr v. Engelhardt, ein Schüler Werners (in Freiburg), lehrte sie nach der Schule des Meisters, aber in anziehender, lebendiger Weise. Um uns einen deutlichen Begriff von den Lagerungsverhältnissen sedimentärer Gesteine zu geben, hatte er den obenerwähnten Zeichenlehrer Ulprecht veranlaßt, einige Bilder in Leimfarben auf die Leinwand zu malen, welche horizontale und steilfallende Kalksteinschichten darstellten. Diese kulissenartigen Bilder wurden hinter einem Vorhange aufgestellt, und dieser, wenn die Demonstration beginnen sollte, gehoben. Wir sahen die Bilder von Lampenlicht beleuchtet und genossen auch hier einen trefflichen Anschauungsunterricht. Ich begriff sofort, daß der landschaftliche Charakter einer Gegend hauptsächlich von dem felsigen Untergrunde abhängen müsse und das sog. aufgeschwemmte Land den festen Grund nur in geringer Mächtigkeit bedecke, — der Fels bildet das Skelett der Erdrinde, der lockere Boden, die Gräser, der Wald

bekleiden das Felsskelett ähnlich wie die Muskeln, Haut und Haare das Skelett der Menschen und der Tiere. So ungefähr drückte ich mich damals aus; das Zeichnen von Landschaften wurde mir um so lieber, als ich Kenntnisse von dem geognostischen Bau des Bodens, von der Geotektonik, erlangt hatte. (Es sollte wohl jeder Landschafter die Gealogie und Stratigraphie und jeder Geolage zeichnen lernen.) — Meinem verehrten Lehrer entging das lebhafte Interesse nicht, das ich an den von ihm vertretenen Fächern hatte, und er zog mich näher an sich, ich wurde auch in seinen Familienkreis eingeführt.

Oben wurde bereits erwähnt, daß es in Dorpat in der Zeit meines Eintritts in die Universität nur drei Korporationen gab: die Kuronia, die Estonia und die Burschenschaft, von denen die letztere die bei weitem zahlreichste war. Die meisten Livländer, manche Estländer und viele Rigenser gehörten ihr an. Einige Glieder derselben trugen, nach dem Muster der Burschenschaftler Deutschlands, ein Wams aus schwarzem Samt, einen weißen herabgeschlagenen Halskragen, langes, auf die Schultern herabfallendes Haar und ein altdeutsches Barett auf dem Haupte. Ich erinnere mich noch einen Burschenschaftler aus Riga in anschließenden Lederhosen, hohen Stulpstiefeln, sog. Kanonen, und mit einem ledernen, mit messingnem Kamme und Straußfedern gekrönten Helme gesehen zu haben. Die Stimmung der Träger solcher Kostüme war eine sentimentale und vielleicht auch ritterliche, aber diese Erscheinungen wollten zu den Dingen nicht passen, die uns umgaben. Die ideale Welt, in der viele Burschenschaftler lebten, war dem Auslande entlehnt; sie hatte etwas so Unbestimmtes, so Verschwommenes, daß sie vielen von uns nicht zusagte. Es bildeten sich ganz von selbst verschiedene Gruppen in der Korporation. Die Livländer aus Nord- und Ostlivland bildeten eine dieser Gruppen, die Estländer eine zweite und die Livländer aus dem westlichen Teile des Landes (Riga) eine dritte. Ein brüderliches Zusammenleben aller Glieder der Burschenschaft gab es eigentlich garnicht. Dagegen war der Verkehr innerhalb der Gruppen ein reger und sehr herzlicher. Unser Leben war fröhlich, oft etwas wild und lärmend, aber immer harmlos. Die Politik war aus unsern Unterhaltungen durchaus ausgeschlossen. Der Bursch in Dorpat lebte damals einfacher und wohlfeiler als heutzutage. In einem Dachstübchen lebten die Ärmeren von uns allein oder zu zweien, bei schmaler Kost, die ihnen von einer Aufwälterin aus einer höchst zweifelhaften Garküche zugetragen wurde, und im Winter arbeiteten sie in ihrem schwachgeheizten Stübchen bei dem trüben Scheine eines Talglichtes. Stearin kannte man damals noch gar nicht. Wohlhabendere bewohnten zwei, sogar drei Zimmer, deren zwei oder drei Insassen bessere Möbel, anständigere Tische, ein

paar Sophas hatten und bei denen abends zwei Talglichte brannten. Sie speisten in der Regel in einem Restaurant oder auf der akademischen Musse, dem Studentenklub, den auch die Professoren bisweilen besuchten, um die Zeitungen und Zeitschriften zu lesen. Hier konnte man sich auch mit Karten- und Billardspiel unterhalten. — Die reichsten unter uns erhielten jährlich 1500 Rbl. Bko. nach altem Gelde, d. h. 350 Rbl. S. Die Ärmeren lebten von einem Wechsel von 300 bis 500 Rbl Bko. Auf gute Kleidung wurde damals freilich nur wenig gegeben. Es gehörte sogar zum guten Tone, etwas nachlässig und höchst einfach gekleidet zu sein.

Der Fechtboden wurde fleißig besucht und den Unterricht auf demselben erteilte, jedoch sehr unvollkommen, ein französischer Kriegsgefangener, der gewesene Kavalleriunteroffizier Dufour, der, wie mancher andre Franzose, nach dem großen Befreiungskriege in Rußland geblieben war. Dufour hatte das Deutsche erlernt, war aber immer sehr erfreut, wenn er mit einem oder dem andern seiner Schüler seine Muttersprache sprechen konnte. Die Duelle waren damals in Dorpat sehr häufig und nicht ungefährlich; ein Opfer derselben wurden während meiner vierjährigen Studienzeit vier Studenten. Die Veranlassungen zu diesen Mensuren waren, wie gewöhnlich, sehr ungenügend, dagegen aber der Übermut sehr groß. Die Strafe für die Duellanten war meist Festungshaft von 1 bis 2 Jahren. Es kamen aber auch Fälle vor, in denen derjenige, der seinen Gegner getötet hatte, sich der Strafe durch die Flucht entzog, so z. B. ein Herr v. Lesedow und ein Herr v. Dehn, die, wenn ich nicht irre, beide nach Amerika flüchteten. In einem Falle blieb bei einem Duell der eine der Sekundanten, der Kurländer Vierhuf, tot auf dem Platze, als er nach einem Gange der beiden Gegner, um diese zu trennen, so unvorsichtig einsprang, daß er sich auf dem Schläger des Gegners seines Partes spießte. Bis dahin hatten in Dorpat meines Wissens nie Pistolenduelle stattgefunden; diese sollten aber leider nicht ausbleiben. Das erste, dessen ich mich erinnere, brachte den Livonen Rudolf Richter[1] und den Baron Friedrich Uexküll auf die Mensur und endete mit einer leichten Verwundung des ersteren.

Eine erste wissenschaftliche Reise machte ich im Jahre 1824 im August und September, als Student, im Auftrage der Dorpater Universität und in Gesellschaft des ebenfalls in Dorpat studierenden, aus Genf gebürtigen Dr. Hermann Heß. Er studierte die Heilkunde, aber hauptsächlich Chemie, und wurde, nachdem er sich bei Berzelius ausgebildet und seine obligatorische Dienstzeit als Arzt in Irkutsk absolviert hatte, für das Fach der Chemie an die Akademie der Wissenschaften berufen. Die Universität beauftragte

[1] Richter, aus Werro, war später Arzt im Irrenhause an dem Peterhofer Wege, wo er starb. (Anm. des Verf.)

uns, die absolute Höhe der Quellen der Wolga und des Dnepr durch ein barometrisches Stationennivellement zu bestimmen. Zum Ausgangspunkte wurde Dorpat und Pleskau gewählt, dessen Höhe über dem Peipussee vorläufig gemessen worden war. Die Höhe des Wasserspiegels des Peipussees hatte Struve, gelegentlich der durch Livland hindurchgehenden Gradmessung, bestimmt.

Wir reisten über Pleskau, Nowgorod, Staraja Russa und Ostaschkow an die Quellen jener Ströme, und führten auch auf dem Rückwege, der in etwas andrer Gestalt genommen wurde, ein zweites Nivellement, zur Vergleichung mit den Resultaten des ersten, aus. Auf dieser Reise hatte ich zum ersten Mal Gelegenheit, auch geologische Beobachtungen zu machen, die ich übrigens nie veröffentlicht habe.

Das Verhältnis der Korporationen zu dem Rektor der Universität und zu dem Konseil und Gericht der letzteren war ein eigentümliches. Das Bestehen der Korporationen war streng verboten, mußte daher geheim gehalten werden, und dennoch wußte darum nicht nur der Vorstand der alma mater, sondern auch der Kurator derselben und alle Welt. Nachdem der General der Infanterie Baron Pahlen Palms sein Amt als Kurator der Universität niedergelegt hatte, war ihm in diesem Amte der Fürst Karl Lieven gefolgt, der Rektor war Professor Dr. Gustav Ewers, dieser besaß, und mit Recht, das volle Vertrauen des Kurators, der, beiläufig gesagt, nicht in Dorpat residierte, sondern in St. Petersburg. Alle Beschlüsse, deren Ausführung Ewers und das von ihm geleitete Konseil der Universität für notwendig erachtete, wurden vom Fürsten Lieven zur Kenntnis des Ministers und Sr. Mt. des Kaisers gebracht und bestätigt. An der Spitze des Ministeriums der Volksaufklärung stand damals der alte Admiral Schyschkow. So gingen die Tage in ungestörter Ruhe dahin, bis eine unliebsame Störung eintrat[1]. Über die Universität Dorpat waren dem Kaiser Nikolai mehrfach recht nachteilige Gerüchte zu Ohren gekommen"[2].

* * *

[1] Wahrscheinlich ist hier gemeint, was A. v. Gernet in seiner Schrift „Die im J. 1842 eröffnete Universität Dorpat und die Wandlungen in ihrer Verfassung" (Reval 1902) S. 55 u. 56 mitteilt. Im September 1824 wurden neue Vorschriften für die Studierenden der Universität Dorpat" erlassen, die sich durch besondere Strenge auszeichneten. Vor allem wurde durch diese Vorschriften der Uniformzwang und eine strenge Kontrolle über das Leben der Studenten eingeführt und in den Jahren 1824 und 1825 haben sich die Landsmannschaften, infolge Denunziation bei der Universitätsobrigkeit, vorübergehend auflösen müssen.

[2] Hier brechen die vorstehenden ein halbes Jahr vor dem Lebensende verfaßten selbstbiographischen Erinnerungen ab; zu ihrer Fortführung hat sich wohl keine geeignetere Gelegenheit, weder Muße noch Stimmung gefunden.

Wiewohl Gregor v. Helmersen fast die ganze Zeit seines über 82 Jahre währenden Lebens († 3. Febr. 1885) in St. Petersburg und im Reichsinnern zugebracht hat — (mit einziger Ausnahme seiner zwei ersten Kinderjahre, vorübergehender Besuche während der Kinderzeit, der Studienzeit in Dorpat (1821—25) und der ausländischen Reisen), — so sind doch die Eindrücke, die er während seines kurzen Aufenthalts in der Heimat von ihr empfangen hat, nicht nur unauslöschlich, sondern auch für seine ganze Sinnes- und Denkart bestimmend geblieben, wie das aus den nachstehenden, vom 15. Juli 1882 datierten Versen hervorgeht[1]

Ich lebte lang im Russenland
Und bin in ihm gar wohlbekannt,
Vielleicht auch wohlgelitten
Doch nimmer ward ein Russe ich,
Ein Deutscher blieb ich innerlich,
Hab männiglich gestritten
Für meiner deutschen Ahnen Ehr,
Für Livlands gute Sache. —
Und stand bereit unter Gewehr
Für Glaubenstreu' auf Wache.
So helf mir Gott, der Herre mein,
Bis an mein Lebensende
Ein Deutscher allen Bluts zu sein,
Daß ich mich nimmer wende
Von dem was meine Väter war'n
Daß ich nicht werd' ein Wende!

Und sagt der Herr einst: ‚Nun genug,
Du Wanderer, leg' dich nieder".
Da senkt mich ein im Heimatland,
Da wo mein Herz am wärmsten schlug,
In Livlands Boden senkt mich ein,
Da wird es gut heimatlich sein!

* * *

Ueber Gregor v. Helmersens öffentliche, wissenschaftliche und amtliche Tätigkeit gibt uns eine Schrift A. Köppens „Zum fünzigjährigen Jubiläum des Akademikers Gregor v. Helmersen („Russische Revue" Bd. XII, H. 4) eine gedrängte Übersicht, aus der die folgenden chronologisch geordneten Notizen entnommen sind.

---

[1]) Es mag nicht unbemerkt bleiben daß diese letzte Verszeile lautes Zeugnis ablegt für des Verfassers tiefes künstlerisches Gefühl, für seinen feinen rhythmischen Takt. Der Akzentzusammenstoß (gut heimatlich) erinnert lebhaft an gewisse Stellen des berühmten Gebetliedes des Vera Lope de Ayala (eine der größten Kunstschöpfungen aller Zeiten), wovon der kompetenteste Kunstkenner der Neuzeit gesagt hat: es sei in der Tat „das reine Gold". Und zwar ist jene rhythmische Wirkung lediglich aus künstlerischer Intuition entsprungen, denn die Gesetze der Rhythmik waren damals noch gänzlich unbekannt, sie sind, wie sie in meinen im Drucke befindlichen „Rhythmik-Studien" dargelegt werden, von mir erst später entdeckt worden

1824. Im Auftrage der Universität Dorpat macht G. v. Helmersen, damals noch immatrikulierter Student, in Gemeinschaft mit Dr. Hermann Heß, einem Schweizer, der in Dorpat Fortbildungsstudien betrieb, eine Reise ins Gebiet der Wolga- und Dnjepr-Quellen zur Bestimmung ihrer absoluten Höhe überm Meeresspiegel; die auf einem andern Wege ausgeführte Rückreise benutzt H. zur geologischen Untersuchung der zwischen jenem Gebiet und dem Peipus See gelegenen Gegenden.

1826. Als Mitarbeiter begleitet H. den Professor Moritz von Engelhardt auf dessen geologischer Reise in den Ural.

1827. H. erwirbt den akademischen Grad eines Dorpater Kandidaten der Philosophie (Geologie).

„ Gleichzeitig mit Ernst Hofmann wird H. Beamter für besondere Aufträge in der Kanzlei des Finanzministers Grafen Cancrin.

1828. Zu geologischen Studien begibt sich H. zusammen mit Hofmann in die Gegend von Orenburg und in die südlichen Baschkiren-Kantone. Aufenthalt im Winter 1828/1829 in Orenburg zur Ausarbeitung des Reiseberichts.

1829 (Frühling und Sommer). Beendigung der Studien im südlichen Ural [worüber Hofmann und H.: „Geognostische Untersuchung des Süd-Ural. (Berlin, Posen und Bromberg, 1831.)]

„ Auf Anordnung des Finanzministers erwarten Hofmann und H. in Miask den vom Altai zurückkehrenden Alexander von Humboldt und dessen Begleiter Ehrenberg und Gustav Rose und reisen mit ihnen von dort nach Orenburg.

„ Hofmann und H. werden beide auf Humboldts Empfehlung durch die Regierung zu einer wissenschaftlichen Reise nach Deutschland abdelegiert. Nun in Berlin anderthalbjährige Studien unter Leitung von Gustav und Heinrich Rose, Mitscherlich, Weiß, Ermann, Karl Ritter. Sie werden auch bei Leop. v. Buch, Poggendorf usw. eingeführt.

1830. Während der Herbstferien bereisen Hofmann und H. die sächsische Schweiz, das Erzgebirge, Böhmen und den Harz;

1831 (Frühjahr und Sommer) auch Österreich (von Wien aus), Salzburg, Tirol, die Schweiz, Oberitalien und den Rhein.

1831—32 (Winter). Spezialstudium der Petrefaktenkunde in Bonn.

1832 (Herbst). H. und Hofmann kehren nach St. Petersburg zurück, um sich der geologischen Erforschung Rußlands zu widmen.

„ Kurz nach der Heimkehr wird H. wieder an den Ural entsandt, wohin dann wiederholte Reisen folgen, sowie an zahlreiche

andre Orte des russischen Reiches zur Untersuchung von Erz- und Mineral-Lagerstätten.

1832—1836. Geognostische Untersuchung der Ural und Altai-Gebirge. [Die Resultate publiziert in „Beiträge zur Kenntniß des Russischen Reiches und der angränzenden Länder Asiens", 5. u. 6. Bändchen, mit 3 Karten und reichen Daten, worunter 80 Höhenbestimmungen; das meiste ganz neu. Auch im 14. Bändchen (1848) mit 2 Karten und diversen reichen Daten. Dazu mehrere kleinere Aufsätze, z. B. „Über den Ural und Altai" im „Bulletin" der Akademie der Wissenschaften II. — „Notiz über die Entdeckung des Waschgoldes im Ural", ebenda VI. — „Der Magnetberg Blagodat im nördlichen Ural", St. Petersburg 1873. — „Der Teletzkische See und die Teleuten im östlichen Ural", St. Petersburg 1838.]

1838. H. wird beständiges Glied des wissenschaftlichen Komitees des Bergressorts.

„ H. wird Professor am Berginstitute. Erst durch ihn erhielten die Zoglinge einen Begriff von der Wissenschaft. Hunderte von eifrigen und fruchtbaren Schülern sind durch ihn ausgebildet worden.

1838/39. Untersuchung des brennbaren Schiefers in Estland.

1839/40. Untersuchung des Nordrandes des Moskauer Kohlenbeckens [„Über die geognostische Beschaffenheit des Waldai-Plateaus und seines nordlichen Abhanges." Bulletin VII. — „Über die geognostische Beschaffenheit des Landes zwischen dem Ilmen- und Seliger See im Osten und dem Peipus See im Westen." Bulletin VIII.]

1840. H. wird Inspektor am Berginstitut

1841. Seine Untersuchung der Kupfererze am Walchow in den Spalten des silurischen Kalksteines.

„ Die erste gealogische Karte des europäischen Rußland, angefertigt durch Gregor v. Helmersen, wofür ihm die Demidow-Prämie zuerkannt wird.

1842. Untersuchung der Steinkohlenlager in den Gouvernements Tula, Kaluga, Orel und Rjäsan. [„Untersuchung über das relative Alter und die Beschaffenheit der Steinkohlenlager im Tulaer und Kalugaer Gouvernement." Bulletin X.]

1844. Gegen mehrere andre Kandidaten wird H. auf Alexander v. Humboldts besondere Empfehlung zum ordentlichen Akademiker der Akademie der Wissenschaften erwählt.

1849. H. wird Verweser des Museums des Berg-Institutes.

1850. Untersuchung der devonischen Zone Mittelrußlands am Südrande derselben und wiederholte Erforschung dieses Gebietes in Gemeinschaft mit dem Bergingenieur Olivieri. [„Geognostische Untersuchung der devonischen Schichten des mittleren Rußland zwischen Düna und Don" in „Beiträge usw." 21. Bändchen, 1858.]

„ Abhandlung über den in Reval gebohrten artesischen Brunnen, mit Hinweis auf die Möglichkeit, in St. Petersburg solches Quellwasser zu erhalten.

1852. Untersuchung des Einbruches des Schwarzen Meeres in die Salzseen Bessarabiens [Bulletin XVII].

1856—1859. Untersuchung des Olonetzer Bergreviers und dessen Erzlagerstätten [St. Petersburg 1860, mit einer Karte].

1860. Untersuchung des Moskauer Kohlenbeckens — Wissenschaftlicher Streit zwischen H. und den Moskauer Geologen Auerbach und Trautschold. „Über die Kohlen in Zentralrußland." [Mémoires de l'Académie, Sér. VII. T. III. № 9; Bulletin IV. XII. XIV.]

„ H's Anregung zum Anfertigen einer Flötzkarte von Tula, Kaluga und Rjasan, die später unter seiner Leitung von Lahusen und Struve in Angriff genommen wird; sie war 1878 noch nicht vollendet.

1860—1862. Untersuchung des Narowa- und Peipussee-Beckens [St. Petersburg 1862, mit 2 Karten].

1861. H. erwirkt die Bewilligung der Mittel zur Anlegung eines artesischen Brunnens im Hofe der an Wassermangel leidenden „Expedition der Staatspapiere" in St. Petersburg. Nach zwei und einhalbjähriger Arbeit wird bei 656 Fuß Tiefe der Granit und reichliches Wasser erbohrt [1].

---

[1]) Hieran knüpft sich das folgende ergötzliche Ereignis: Um Mitte der 70er Jahre, da es wieder einmal arge Deutschenhetze gab, reisen zwei Deutsche, die Herren X und Y, von St. Petersburg nach Pleskau; in ihrem Coupé sitzen einige chauvinistische russische Beamte und „Literaten" und ein russischer Kaufmann. Als die ersteren in Erörterung der Thesis: alle Deutschen müßten aus Rußland fortgejagt werden, — sich behaglich genug getan haben, wirft der Kaufmann ein: „Nein, meine Herren, wir können die Deutschen nicht missen; sie leisten Dinge, die ein Russe nie und nimmer fertig brächte. Da gibt es z. B. in St. Petersburg einen Deutschen, den General Jelsen oder Jemsen, — ich habe den Namen nie behalten können — der hat ein Stück losgelassen, das ihm kein Russe nachmacht. Der hatte berechnet: in Finnland liege der Granit zu tage, in Olonetz liege er auf so und so viel, in Reval aber auf so und soviel Fuß Tiefe, also sei zu erwarten, daß er in St. Petersburg nur so und so tief liege unter wasserführender Schicht. Mithin konne man erwarten,

1863. Untersuchung der Kohlen- und Erzlager des Donez-Bezirkes (zunächst das Lugan-Revier) [Karte des Reviers im Bulletin VII.]

1864. H.'s Schrift: „Über die Geologie in Rußland", mit Anregung zur Gründung der „Geologischen Gesellschaft."

„ Seine Besichtigung der Schlamm-Vulkane und Naphtaquellen bei Kertsch auf der Halbinsel Taman [Bulletin XI].

„ Seine Reise nach Schweden, Norwegen und Estland zu geologischen Forschungen.

„ Anregung zu Barbat de Marnys und Müllers Erforschung des Permischen Systems.

1865. Zweite Auflage der zuerst 1841 edierten geologischen Karte Rußlands.

„ H.'s Nachrichten über den geologischen Bau der Umgegend St. Petersburgs und über die Verlandung der Newa-Mündungen [in der St. Petersburger (deutschen) Zeitung].

„ Seine Studie über die Wanderblöcke und Diluvialgebilde Rußlands (in Finnland, Olonetz, Nowgorod und Twer).

„ Er wird Direktor des Berg-Instituts, dessen Umbildung zu einer freien wissenschaftlichen Akademie er durchführt.

„ Seine Untersuchung des westlichen Abhanges des Nord-Ural, wo er die Steinkohlenlager und ihre nördliche und südliche Fortsetzung entdeckt, auch die Kohle des Ostabhanges. [Bericht an den Finanzminister im Bulletin XI, auch in der St. Petersburger (deutschen) Zeitung und in „Pharmazeutische Zeitschrift" 1867.]

---

daß man in St. Petersburg gutes Wasser erhalte, wenn man dort bis so und soviel Fuß Tiefe bohre. Darauf fertigt er einen mühsamen und sorgfältigen Kostenanschlag an und erlangt durch unlängbare Ausdauer von der Krone das Geld zum Brunnenbohren. Aber zufolge verschiedener Unglücksfälle beim Bohren langt das Geld nicht. Er setzt seine dienstliche Zukunft aufs Spiel, indem er um weitere Geldbewilligung petitioniert. Aber die hinzubewilligte Summe langt wieder nicht. Nun knappt er sich das Brot vom Munde ab und verbohrt seinen Gehalt, aber es will immer noch nicht langen. Da bittet er um halbjährige Gehalt-Vorausbezahlung, die er zum Weiterbohren verwendet. Schon ist auch dieses Geld fast verbohrt und man ist noch immer nicht zur gewollten Tiefe gelangt, da plötzlich, als man nur noch um 3 Fuß vom Ziel entfernt war wird eines schönen Morgens die Arbeit unterbrochen durch einen riesigen, turmhoch emporschießenden Strahl des schönsten Wassers — Sehen Sie, meine Herren, das kann nur ein Deutscher, in unserm unermeßlichen Reiche finden Sie keinen einzigen Mann, der das fertig brächte. Rußland erlitte unermeßlichen Schaden, wenn man die Deutschen fortjagte." Da sagt X zu Y. „Ist das nicht Ihr Onkel, der General v Helmersen?' — Y bejaht es. — „Ja, ja, Helmersen hieß er", — ruft nun der Kaufmann triumphierend aus — „Sie sehen jetzt, meine Herren, daß ich Ihnen die lautere Wahrheit gesagt habe."

1869 Studium der Braunkohlen im Kiewer und Chersoner Becken. [Bulletin XV.]

1870. Neue Untersuchung der Nordural-Kohle und Beteiligung an der Tracierung der Perm-Jekaterinenburger Eisenbahn.

„ Neue Untersuchungen im Donez-Bezirke, wo er schon durch die Früchte seiner 1863er Arbeiten erfreut wird.

„ Neue Untersuchungen der Braunkohlen im Kiewer und Chersoner Becken und Ergänzung dieser Arbeit durch Erforschung der Braunkohlen im Polnischen Becken, sowie der Braunkohlen und des diluvialen Torfes in Nordpolen, im Grodnoschen und in Kurland.

1872. Der Bezirk von Dombrowka im südwestlichen Polen und dessen Grubenbrand untersucht.

1872—1876. Neue Untersuchungen der Braunkohlenlager im Grodnoschen und in Nordpolen an der Weichsel, sowie über den Diluvial-Torf in Kurland.

1874. Untersuchung der Bernsteinformation in Kurland. [Bulletin XXIII.]

A. Köppen nennt Helmersen Rußlands ersten und größten Geologen, auf den jeder Geologe zurückkommen muß, viele seiner Arbeiten seien zur Grundlage und Richtschnur aller späteren Untersuchungen geworden. — Ja, man darf wohl behaupten, daß erst durch Gregor v. Helmersen Rußland seine Bodenreichtümer kennen gelernt hat. Denn die geologische Kenntnis des europäischen Teiles des russischen Reiches mit Einschluß des Altai-Gebietes und die Kenntnis der dortigen Bodenschätze sind erst erschlossen worden, seit Helmersen sich ihrer Erforschung gewidmet hat, und es darf nicht weniger entschieden behauptet werden, daß auch alle späteren wirklich wissenschaftlichen Arbeiten auf diesem Gebiete insofern auf ihn zurückweisen, als er es gewesen ist, dem die Umwandlung des nach Art eines Kadettenkorps militärisch organisierten und daher verhältnismäßig unfruchtbaren Berg-Institutes in eine wahrhaft wissenschaftliche Anstalt zu danken ist, — eine Tat von allergrößter segensreicher Tragweite[1].

[1]) Die Angaben der Jubiläums-Festschrift A. Köppens über die wissenschaftliche und amtliche Tätigkeit Gregor v. Helmersens reichen nur bis zum J. 1874, sind mithin unvollständig, denn Helmersen hat in gewohnter Weise rastlos eifrig und ausdauernd noch weitere 10 Jahre lang, bis zu seinem am 3. Februar 1885 erfolgten Tode fortgewirkt. Leider habe ich mir eine spezifizierte Liste der während dieser letzten zehn Jahre seines Lebens ausgeführten Arbeiten nicht verschaffen können.

Überblickt man das schier unermeßliche, durch Helmersen mit Erfolg bearbeitete Gebiet seiner Forschungen, und bedenkt man, wieviel Hingebung, wieviel geduldiger Ausdauer, welchen Scharfblick und welcher Akribie die Lösung einer jeden der Einzelaufgaben erfarbert hat, um ihm den Ruhm zu verschaffen, der Schöpfer der Geologie Rußlands geworden zu sein, — eine Gesamtheit von Eigenschaften, die ihn befähigt haben, gleichsam „im Handumdrehen" Probleme zu lösen, zu deren Klarstellung andre Jahrzehnte bedurft haben — (wie z. B. Lahusen und Struve die Flotzkarte des Tulaer, Kalugaer und Rjäsaner Gebietes, wozu Helmersen die Grundlinien entworfen hatte, binnen 18 Jahren noch nicht haben fertigstellen können) — berücksichtigt man alles das, so wird man geneigt sein vorauszusetzen Gregor v. Helmersen sei einer jener dürren „Gelehrten" gewesen, deren Blickfeld nur einen engumschriebenen Interessenkreis umspannt hat, und diese Voraussetzung mag auch von manchem geteilt worden sein, die den Mann nur nach seiner äußeren Erscheinung gekannt haben, nach seinem für gewöhnlich stramm gemessenen und ernsten Wesen — (als ob er, wie man zu sagen pflegt, mindestens zwei Ellen verschluckt hätte [1]). Solche Gemessenheit des Auftretens hat Helmersen mit einem jüngeren Zeitgenossen gemein gehabt, dem ich an dieser Stelle ein Gedenkblatt gewidmet habe (B. M Bd. 37. 38): mit dem ersten Bürgermeister von Homburg, Gustav Heinrich Kirchenpauer, der gleich Helmersen ein Zögling Muralts gewesen ist und den alle Welt für einen „kühlen, unnahbar vornehmen" Mann gehalten hat, obschon die „Dissektion" des Verschiedenen ergeben hat, daß auch er die überwiegende innere Wärme sorgsam unter kühler Hülle verschlossen hat.

So ist es denn auch mit Gregor v. Helmersen gewesen, den äußere Umstände auf ein Arbeitsgebiet gewiesen haben, das seinem Naturell eigentlich nicht entsprach, — ein Arbeitsgebiet, das er aber, da er sich ihm einmal gewidmet hatte, mit größter Pflichttreue und mit glänzendem Erfolge beackert hat, wiewohl es ihn

[1]) Diese, nicht nur Gregor v. H., sondern allen seinen Geschwistern eigene Steifigkeit der Haltung und des Auftretens war keineswegs der Ausdruck von hochmütigem Stolze (morgue), sie war vielmehr in gegenteiligem Sinne zu deuten. Ganz besonders auffallend trat diese Eigentümlichkeit dann zu tage, wenn Besorgenheit und „Verlegenheit" sich geltend machten.

innerlich nicht vollkommen befriedigen konnte. Davon legen die folgenden, sich selbst ironisierenden Verszeilen aus dem Jahre 1838 Zeugnis ab.

Ich habe geschaffen, gerungen,
Im Tageslichte und Nacht,
Ich habe gedichtet, gesungen,
Ich habe Bilder gemacht
Beim Kampfe und bei Gelagen,
Da hab ich nimmer gefehlt,
Da hab ich beim Zechen und Schlagen
Den Mut und den Arm mir gefühlt.
In Wüsten hab' ich gelagert,
In Wäldern und Feldern gelebt,
Hab' hohe Berge bestiegen,
Mich tief in die Erde versenkt
Ich habe verspielt und gewonnen,
Gehungert und herrlich geschmaust,
Doch ist sie schon lange verronnen,
Die Zeit, wo ich so gehaust
Jetzt bin ich in Amt und Würden
Geknechtet von Dienstbudelei,
Und bin ein Gelehrter geworden
Im Fache der Geologie

Seine „Gelehrten"-Qualität hat Helmersen gemeint despötteln zu dürfen, denn er hat empfunden, daß er seiner inneren Natur-Veranlagung nach nicht zum Gelehrten, sondern zum Künstler bestimmt gewesen Das hat sich schon sehr früh gezeigt, wie aus obigen selbstbiographischen Erinnerungen zu ersehen ist. — Wenn nun, nach Verlauf von fast 60 Jahren, noch immer der warmen Anteilnahme gedacht wird, zu der der junge Student durch die vom Landrat v. Liphart auf seinem Gute Ratshof und in seinem Dorpater Stadthause angesammelten Kunstschätzen angeregt worden war, so ist das nach dem Wahrspruche „alte Liebe rostet nicht" ein klares Zeugnis für die Wärme der damaligen jugendlichen Empfindungen, es mögen schon damals Regungen sich geltend gemacht haben, wie sie 5 Jahre später, unter dem Eindrucke der Kunstschätze der Dresdener Gemäldegalerie, in den nachstehenden, aus dem September 1830 stammenden Verszeilen zum Ausdruck gelangt sind.

Eins fühl' ich klar und unbestreitbar,
Nachdem ich euch gesehn,
Ihr bunten, lebenswarmen Bilder:
Daß ich zum Künstler bin geboren
Und daß ein unglückselig Los
Es mich nicht werden ließ.
So leb' ich nun die unbenutzten Tage
In Unmut und in bittern Sinn,
Mir selber eine Plage

Vielleicht noch bezeichnender in dieser Richtung ist aus einem von Christiania vom 17. Juli 1845 datierten Briefe die folgende kurze Bemerkung. „... Hier könnte ich Monate lang Landschaften malen.... Ich begreife nicht, wie nicht jeder Norweger Dichter oder Maler geworden ist, es ist aber ein Glück, daß so eine Natur nicht jeden begeistert; wer sollte wohl dann Brot backen und Häuser bauen!"

Man geht wohl nicht fehl, wenn man aus dem soeben Angeführten schließt, daß in dem geistigen Leben Helmersens die warmen Regungen dessen, was man die Gefühlssphäre zu nennen pflegt, bei weitem die Oberhand gehabt haben über die aus der Verstandessphäre stammenden Motive. Und hieraus erklärt sich auch bei dem Manne, wie auch bei verwandtschaftlich ihm sehr nahe stehenden Personen, das stramm und „vornehm" zurückhaltende Wesen, durch das sie ausgezeichnet gewesen sind. Es war bei ihnen eine Art instinktiver „Verlegenheit" und Befangenheit, die vorauszufühlen meinte, daß ihr Innenleben kein Verständnis finden werde bei der Mehrzahl der Menschen, die, kühl verstandesmäßig berechnend, vornehmlich ihren persönlichen Vorteil im Auge zu haben pflegen.

Die vorstehende Übersicht über Gregor v. Helmersens wissenschaftliche Tätigkeit kann nicht wohl abgeschlossen werden ohne die Bemerkung, daß der Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn in eine Zeit fiel, die in zwiefachem Sinne für die Geologie als eine umwälzende, sozusagen revolutionäre gelten kann, wodurch seine Lehrtätigkeit eigentümlich erschwert, freilich auch in gewissem Sinne belebt worden sein mag.

Es war die Zeit, da der Prinzipienstreit zwischen den Plutonisten und den Neptunisten seinem Ende entgegenging, da wohl allgemein empfunden wurde, daß keine der beiden sich bekämpfenden Parteien beanspruchen durfte, daß man ihr allein recht gebe, es war die Zeit, da die Petrefaktenkunde ungeahnte Erfolge errang und da Lyells ausgleichende, noch heute gültigen Darlegungen sich anbahnten. Wie wenig Helmersen damals geneigt gewesen ist, für die eine oder die andre der beiden Parteien einzutreten, wie sehr er vielmehr ihre Einseitigkeiten verspottet hat, zeigen die nachstehenden Verse, die, während einer seiner uralischen Forschungsreisen verfaßt, einen launigen Ausgleich des Streites in Aussicht nehmen.

Geologisch zu erklären,
Wie die Welt entstanden ist,
Ließ sich mancher schon vernehmen
Als berühmter Vulkanist.
Andere, im Gegenteile,
Brauchten Rosses zu dem Zweck;
Und Neptunens Wogen schwemmten
Das Geschmalzene hinweg.

Schwerlich könnt' ich mich entscheiden
Für Vulkan oder Neptun,
Denn mit keinem von den beiden
Hab' ich gerne was zu tun.
Nur wenn etwa in dem Meere
Statt des Wassers flösse Wein,
Wollt zur Neptunistenlehre
Ich schon sehr geneigt sein.

Als später die von Lamarck und K. E. v. Baer aufgebrachte Entwicklungslehre in Daewin (mit dessen teilweise allzu gewagten Folgerungen und Korollarien) ihren populärisierenden Vertreter gefunden hatte und als die materialistische Schule (Vogt, Häckel ꝛc.) durch Übertreibung der Lehren Darwins für ihre Metaphysik Kapital zu schlagen suchte, indem sie u. a. behauptete, Darwin habe die Abstammung des Menschen vom Affen gelehrt (was bekanntlich Darwin selbst niemals getan hat) — da hat, wie manchen unter uns noch erinnerlich, eine mächtige Erregung die Gelehrten und die Ungelehrten ergriffen, unter letzteren namentlich die Theologen, ob solcher Erschütterung ihrer Weltanschauung, und unter ersteren die älteren Herren, die (wie namentlich K. E. v. Baer) an ihrer Überzeugung von der „Unveränderlichkeit der Art-Typen" festhalten wollten, — sie alle wurden durch jene materialistischen Übertreibungen ins Lager der Anti-Darwinianer getrieben. So auch Helmersen. Aus jener Zeit (1872) stammen seine nachstehenden Verse:

Sie drängen mich und quälen mich
Mit ihren neuen Lehren,
Und wollen mit Gewalt, daß ich
Zu ihnen soll mich kehren
Ach laßt mich doch, ich bin zu dumm
Für solche kluge Dinge
Ihr kriegt mich nimmermehr herum,
Auch wenn's zum Galgen ginge

Glaubt immerhin an Zuchtwahllehr,
An Affendeszendenzen,
An Spezies-Änderung, kreuz und quer,
Und deren Konsequenzen
Ich bleibe treu dem alten Wort,
Dem guten alten Glauben,
Und lasse mir den Lebenshort
Für keine Linsen rauben

* * *

Aus Gregor v. Helmersens Künstlernatur, aus dem Vorwiegen seines Gefühlslebens erklärt sich auch sein sozusagen christlicher Sinn, den gar viele, ohne sich zu täuschen, für bar und echt gehalten haben, wiewohl er sich himmelweit von dem unterschieden hat, was man gemeiniglich als Christentum auszugeben, zu rühmen und zu bekennen pflegt. Ja, es ist hundert gegen eins zu wetten, daß jemand, der nicht gewußt hätte, daß Helmersen jahrzehntelang Kirchenvorsteher der St. Petersburger Katharinengemeinde und in ihr eine der maßgebendsten Persönlichkeiten gewesen ist, lange mit ihm hätte umgehen können, ohne auch nur zu ahnen, daß er einen tief frommen, im besten Sinne des Wortes christlichen Sinn in sich geborgen hat. Denn schwerlich hat jemand aus seinem Munde

jemals über andre ernste und redlich gesinnte, aber wesentlich anders denkende Menschen ein ablehnendes oder gar hartes Wort gehört. Niemals hat Helmersen auf konfessionellen Streit sich eingelassen; niemals hat er mit den von ihm angenommenen Dogmen oder christologischen Überzeugungen paradiert, er war eben kein aufdringlicher Bekenner, sondern im Stillen war er ein treuer Befolger der christlichen Lebensregeln, die auch von abweichenden dogmatischen Überzeugungen anerkannt werden müssen. Und wenn er auch, wie wir sehen werden, in schweren Augenblicken seinen Blick andächtig zu Christo erhoben hat, so ist solches Gebet sicherlich nur das ernste Selbstgespräch des Freien gewesen, der mit sich selbst vor dem eigenen Forum zu Gericht geht [1].

Denn bezeichnend für die hohe sittliche Ausbildung Helmersens ist es gewesen, daß er, wenn ihm Mißgeschick wiederfuhr und er schweres Leiden über sich ergehen lassen mußte, daß er dann in erster Reihe niemand andern, als sich selbst dafür verantwortlich machte, und bei niemand andrem, als bei sich selbst, Rat und Hilfe gesucht hat. Wie es jeder tun sollte, hat er in solchen Augenblicken zuerst gefragt: „in wiefern habe ich selbst mein Ungemach herbeigeführt?“ Und — es greife ein jeder an sein Herz: in solchen bitteren Stunden wird ein jeder an sich Schlacken entdecken, von denen er sich zu reinigen nun gelabt. — Das ist die einzige Methode, sich von Verbitterung frei zu halten — von Verbitterung gegenüber seinem Nächsten und von einer Verbitterung, die den grausam gemaßregelten Pfarrer Schempf verführt hat, in seiner Schrift „Menschenlos“, sich selbst mit Oedipus, Hiob und Jesus zu vergleichen; — es ist die einzige Methode, zu gleichmütigem Ertragen zu gelangen und aus eigener Kraft sich selbst zu höherer Stufe der Sittlichkeit zu erheben. Freilich ist warnend zu bemerken, daß Helmersen in Anwendung dieser Methode zu weit gegangen zu sein scheint, und daß er dabei, in unverfänglicher Weise, in die Irre gegangen ist. Der durch grausames Mißgeschick

[1] [Hier scheint uns der geehrte Herr Verf. den religiösen Empfindungen G. v. Helmersens doch nicht ganz gerecht zu werden. Wenigstens kennen wir in Versen, wie z. B. den weiterhin mitgeteilten „Auf Dich allein mein Herr und Gott“ usw. nicht bloß ein „Selbstgespräch des Freien“ erkennen, sondern gewinnen vielmehr durchaus den Eindruck, daß solche Verse doch nur einem von schlichtem frommem Gottesglauben beseelten Gemüt entfließen konnten. Die Red.]

tief niedergedrückte Mann ist in den Selbstvorwürfen offenbar zu weit gegangen; er hat sich Schuld beigemessen, wo — wie wir es heute sagen können — keine Schuld ihn traf, und die schmerzliche Regung seines Herzens hat er, sie gleichsam objektivierend und nach außen projizierend, wie eine außerhalb aufgetauchte Anklage aufgefaßt. Doch sind das geheimnisvolle Seelenvorgänge, Vorgänge des blinden Gefühles, in die niemand, selbst der Betreffende nicht vollständig einzudringen vermag — Diese Bemerkungen mußten vorausgeschickt werden, damit man die folgenden ergreifenden und gelegentlich zugleich humorvollen Verse und die in ihnen sich offenbarende Gesinnung richtig aufzufassen vermöge.

(1848)

Fleißige Wirthschaft, offene Tafel
Ist an meinem Haupt und Leibe,
Kummer bleicht die dunkeln Haare,

Sorge frißt an meinem Fleische
Armer Tad, wenn du wirst kommen,
Ist das Beste weggenommen.

(1852)

Es drückt die alte Sorge
Mit ewig neuem Schwerz,
Es schleicht der Wurm des Kummers
Mir nagend um das Herz.

Ich kenne euch, Ihr Freunde,
Ihr lasset nicht nah mir
Und werdet treu gelesen
Mich bis an Grabes Tür.

(1873)

Wie dunkel ist es hier im Tal,
Wie hell im Himmel droben,
O wäre ich doch all der Qual
Auf Erden schon enthoben.

Doch nicht, was ich will Herr, mein Gott,
Was Du willst, laß geschehen
So will ich bleiben in der Not,
Bis Du mich lassest gehen.

(1874)

Auf Dich allein, mein Herr und Gott,
Vertraue ich in jeder Not
Und ist kein andrer Retter da
Als Gott der Herr, Halleluja!

Wenn ich in Höllenqualen lag,
Verdammnisangst im Herz,
Da zog Dein Arm mich aus der Glut
Und hob mich himmelwärts.

Wenn aller Mut gesunken war
Da hast Du Deine Hilfe dar,
Wenn schwerer Kummer mich gedrückt,
Hat Deine Liebe mich erquickt.

Auf Dich allein, mein Herr und Gott,
Vertraue ich in aller Not
Und ist kein andrer Retter da,
Als Gott der Herr, Halleluja!

(1876)

Wie manche dunkle Nacht,
Wenn Sturm und Wolken flogen,
Hab einsam ich durchwacht,
Vom Schmerz der Schuld durchzogen.

Wie oft hab ich mit Tränen
Den Morgenstern begrüßt,
Wie schmerzlich war mein Sehnen
Nach Friede und nach denen

Die meine Schuld gebüßt
Wenn stille Mondesnacht

Den Müden Ruh gebracht,
Da irrt' ich ruhelos umher,
Ein schwankend Schiff auf hohem Meer.
Und wenn die Sonne stieg empor,
Da brannten ihre Strahlen
In's wunde Herz und ich aertar
Am Tage nicht die Quelen

Mit Tränen aß ich dann mein Brot
Und schafft' mein Werk mit Sorgen,
Und wieder blieb die Sündennal

Vom Abend bis zum Morgen
Mühselig, krank, beladen,
So geng ich durch die Welt,
Verfolgt vom Sündenschaden,
Am Sündenfels zerschellt.
Da kam in einer hellen Nacht
Der Christ zu mir herab,

Und tröstete mit Wundermacht
Mir meine Tränen ab.
Wenn nun die Sonne senket
Und steigt die Nacht herauf,
Da ruhe ich in Frieden,
Und wenn die Sonne steiget,
Steh ich in Frieden auf.

Die eigentümliche Mischung von humorvoller Jovialität mit fast feierlichem Ernste, wie sie in Gregor v. Helmersens Persönlichkeit zutage trat, ist in Worten nicht zu schildern, man muß sie mit eigenen Sinnen erlebt haben, um ihre Wirkung zu erkennen. Helmersen war eben trotz seines für gewöhnlich gravitätischen, achtunggebietenden Auftretens, doch kein „Philister", er war in Gesellschaft der munterste Kamerad, beim Glase Wein voll der heitersten Einfälle, die um so wirksamer waren, als sie mit der ernstesten Miene zum Besten gegeben wurden. — Und wie köstlich, wie seelenvoll waren seine Liedervorträge, wenn er bei gutem Humor seine herrliche, weiche und klangvolle Tenorstimme ertönen ließ.

Es mögen aus seinen Poesien noch einige Proben folgen, zum Beweise, wie sehr empfänglich er gewesen ist für die Reize der Natur, wie sehr er es verstanden hat, ihr die Klänge seiner eigenen Stimmungen abzulauschen; wie sehr ihn Zerrbilder der Kunst haben leiden gemacht, und wie er auch gelegentlich epigrammatischen, ja polemischen Regungen zugänglich gewesen ist, und wie er den Bildungen seiner Phantasie wohlgefällige Form zu verleihen gewußt hat.

Talarendorf Juluykoje (an Ural), 20. Juni 1828.

Alles redliche Bemühen,
Aus der Erde Gold zu waschen
Bleibt vergebens, und wer ziehen
Weiter stets mit leeren Taschen.

Wer sind wir erst am Orte,
Wo der Quarz mal Essen hat,
Dann eröffnet sich die Pforte
Aus der Poesiadi in die Stadt.

Gubersenskaya (Ural), 25. August 1828.

Die Lieb' bleibt keinem Herzen fremd,
Und sei es noch so feste,
Von Amor scharfi durchs gröbste Hemd,
Wer durch die feenste Weste.

Auf der Reise, Oktober 1828.

Der Fluren Grün es mag entschwenden,
Der Frost mit Eis die Ströme binden,
Da draußen mag's stürmen,

Der Schnee sich türmen —
In meinem Busen wohnt die Glut
Und trotzt der Elemente Wut.

In Orenburg, Januar 1829.

Wen's schaudern will, so durch und durch,
Der höre Musik in Orenburg.
Aus Cherubim, Spohr und Hummel
Machen sie höllisch Dissonanzengebummel.
Der arme Mozart, Weber, Haydn,
Was müssen die nicht Schweres erleiden,
Es ist erbärmlich, wie sie einen kujonzen
Mit schnödem Geklimper und Dissonanzen.

Berlin, 12 Mai 1830.

Bin fern von ihr gewesen
Weit über Land und Meer,
Und hab mir eingebildet,
Ich liebte sie nicht mehr.

Doch wie ich sie im Traume
Nur einmal wiedersah,
Da faßt mich ohn' Erbarmen
Das alte Herzensweh.

Toplitz, 21 Oktober 1830.

Tausend Tage sind vergangen
Seit ich schied von meinen Lieben,
Seit der Liebsten Rosenwangen
Meinem Aug' entfernt geblieben.
Von der Schwermut zu genesen,
Die mein Inn'res hielt umfangen,
Hat es stets mich hingetrieben,
An der Schöpfung Busil zu hangen
Und so bin ich denn gegangen
Durch der Erde dunkle Länder,
Durch des Südens Blütenprangen,
Über Nordens Schneegewander
Hab' der Menschen Sinn und Wesen

Still und aufmerksam gelesen
Und ich lernte sie zu lieben;
Ihre Freude wie ihr Bangen,
All ihr Hoffen und Verlangen
Sind mir tief ins Herz geschrieben,
Und wie alles sich gestaltet,
Zu dem Schonen sich verbindet,
Wie die ew'ge Liebe waltet,
Und die Schöpfung sie verkündet.
Freude hab' ich viel empfangen
Weniges nur kannt' mich treiben,
Aber ungestillt Verlangen
Ist in mir zurückgeblieben.

Berlin, 25 Dezember 1830.

Wolkenleitung, blauer Himmel,
Heitrer, warmer Sonnenblick,
Bringt nach dunkeln Regentagen
Wieder frohen Sinn zurück.

Sa nach trübem Erdenwallen
Fliehen aller Gram und Tod
Frohe Himmelslieder schallen
Durch Azur und Morgenrot.

## Kapuzinerpredigt.

Prag 1830 u. 1831, zur Zeit der vielen Aufstände in West und Ost.

Fragt ihr, woher der tolle Drang
Und alle die Rebellionen?
Es kommt, weil den Leuten das Christentum
Nicht will im Herzen wohnen.
Tun den Nächsten nicht lieben und ehren,
Tun der Obrigkeit den Respekt verwehren,
Und die Obern und Fürsten hierseits
Tun auch nicht alle 'was Gescheidts

Bleiben kleben an alten Schlendrian.
Ziehen das Regieren wie ein Paar Hosen an,
Aber im Weilen die Franzosen.
Das sind erst die wahren Ohnehosen,
Halten niemals Ruhe, haben immer zu ändern,
Und suchen Krakeel mit allen Ländern.
Dünken sich frei, weil sie ihre Buchanen
Über's Meer gejagt, auf der Insel zu wohnen.
Haben sich aber schlecht besonnen,
Haben ihr Spiel noch lang nicht gewonnen,
Sind schon jetzt ihre eignen Sklaven,
Und wird der Herr sie mit Schlägen strafen.
Das schlimmste ist, daß was sie gesungen,
In allen Ländern hat wiedergeklungen!
Gleich hatten oben, Frankreich zu Rechten,
Die Belgier auch für Freiheit zu fechten.
Der Grund aber war, sie wollten nur raufen,
Auf fremde Rechnung sich besaufen.
Nun gehn sie aus nach allen vier Winden,
Sich irgendwo einen König zu finden.
Und durch die ruhigen deutschen Lande
Zog eine wütende Schneiderbande
Tobend und schreiend desperat:
Auf, Landesfürsten und Magistrat,
Und in Italien die Gassenjungen
Wären bald über den heiligen Stuhl gesprungen,
Da kamen aber halt die Bajonette
Und brachten den Fluß ins alte Bette.
Endlich im Osten die Polacken
Erheben rebellisch ihre Nacken;
Verjagen die Russen, berufen Kammern,
Und raisonnieren, daß sie einen jammern,
Aber raufen tun sie sich wie die Ritter,
Und keine Müh ist ihnen zu bitter.
Alles vergebens, es kann nichts nutzen,
Kann nimmer ein Kleiner den Großen trutzen.
Nur Jammer und Elend kommt auf das Land
Durch bösen Verrat und Unverstand.
Die Pestilenzen und Kriegesnot
Machen Freund und Feinde zu Tausenden tot
Und so an allen Enden der Welt
Der Herr seine Hand schwer auf sie hält,
Daß endlich des Jammers ein Ende werde,
Lasset uns beten mit frommer Geberde.

Ein Bildnis. 26. Januar 1831.

Der Seele Tiefen regt es auf,
Und ruft mir eine Zeit zurück,
Voll Wehmut und Entzückens voll;
O daß sie widerkäme mir,
Mich zu erwecken von dem Tode,
In dem ich tief begraben liege — —

Leipzig 1831, Herbst

Trefflich paßt zu engen Gassen
Schwarzen Häusern, hohen Giebeln
Egoistisch Tun und Lassen
Und profund gelehrtes Grübeln

Suchst du Freiheit, suchst du Wahrheit,
Meide diese engen Keller
An der Sonne nur ist Klarheit,
Da wird Kopf und Herz dir heller.

Töplitz 1831

Du reizend Tal voll Heil und Lust,
O heil' auch mir die kranke Brust,
Es hat die Liebe sie zerstört,
Und mütterlich den Gram genährt,
Den sie darin geboren

Zwar ist mein rasch und hoch mein Gang,
Die Wange blühend rot —
Doch mein Gemüt ist todeskrank
Und Heilung tut ihm not

Berlin, im Mai 1832

Habt ihr nicht singen gehört
Die Vögel im grünenden Hain?
Und hat euch das Herz nicht durchglüht
Der lachende Sonnenschein?
Habt ihr die Blumen gesehen,
Sie sind vom Tode erwacht;
Fühlt ihr des Frühlings Wehen,
Er hat sie lebendig gemacht;

Und hört ihr die fröhlichen Jäger
Nicht drüben mit Hornerklang,
Und seht ihr die stillen Fischer
Nicht schwimmen den Strom entlang!
Mich halten mehr keine Bande,
Mich faßt es mit Himmelsgewalt
Lebt wohl, ich ziehe von hinnen
Und grüße die Liebste bald

Die Verlassene Mai 1848

Als mein Buhle mich hielt in dem treuen Arm
War ich reich an heiligen Freuden,
Mein Buhle ist tot, lieber Gott, erbarm!
Dich gnädig über mein Leiden

*

Und wenn er mich küßte, erglühte die Brust,
Vergingen umher alle Dinge
Seinen Grabstein zu küssen ist jetzt meine Lust,
Wenn ich Totenkränze ihm bringe

*

Das Herz ist gestorben, die Welt ist leer,
Mein Auge weint keine Träne mehr
O lieber Buhle im finsteren Grab,
Nimm mich an deine Seite hinab

Von der Existenz der vorstehend mitgeteilten Gedichte hat vor Gregor v. Helmersens Tode wahrscheinlich niemand Kenntnis gehabt, mit einziger Ausnahme der jubelnden Verse: „Wolkenteilung, blauer Himmel" ꝛc, die sich eingeschaltet finden in einem Hoffnung atmenden Briefe an seine Gattin (vom 2. Dez 1847), deren Leiden damals verheißende Remission zeigten. Sie schließen sich an eine drastische Schilderung des vorangegangenen „Dreckherbstes" mit wiederholten Eisgängen, Kommunikationshemmungen usw., wonach

endlich heiteres Wetter eingetreten war. Die Witterungsäußerung schien ferneres Glück nach trüben Tagen zu verheißen — Die beiden folgenden Lieder dagegen sind von Helmersen selbst der Öffentlichkeit preisgegeben worden, — das erstere der beiden offenbar gelegentlich einer Feier im Kammikitonenkreise.

St Petersburg Mai 1848.

Hohen Mutes leert die Becher,
Lagert singend euch heerher,
Wackrer Wein und wackre Zecher
Leben hoch! — Den Rheinwein her!
Laßt sie um den Rhein sich streiten,
Weiß das linke Ufer werde,

Nur das rechte schützt bei Zeiten
Denn es ist der Stolz der Erde.
Markobrunner, Rüdesheimer,
Schloß Johannisberger noch,
Das sind Trauben, wie sie keiner,
Als der deutsche Winzer zog.

Gruß

zum 50jährigen Jubeljum der Livonia am 20 Sept 1872

Livonia, mein Heimatland,
Sei tausendmal gegrüßt,
Gegrüßt du rot-grün-weißes Band,
Das meine Brust umschließt.

*

Gegrüßet seist du, hoher Dom,
Und alma mater, du,
Gegrüßt, du treuer Bruderbund,
Ich trete stolz herzu.

*

Wohl hab' ich in der weiten Welt
Vor manche Stadt geschaut,
Doch keine, die mir so gefällt,
Als die man Heer gebaut

Wohl hab ich in der weiten Welt
Manch' guten Tag erlebt,
Doch kennen, der mir so gefällt,
Als den ich heut erlebt

*

Gegrüßet seist du, stolze Stadt,
Gegrüßt du, guter Tag
Und wer ein Herz im Leibe hat,
Sich mit uns freuen mag

*

Erhebt die vollen Becher hoch
Und leert sie auf den Grund;
Vivat, crescat, floreat
Darpats Livonenbund

* * *

Wir haben nun schließlich den Verhältnissen uns zuzuwenden, die Gregor v. Helmersen in seinem Lebensgange als schweres Kreuz belastet haben und, wie aus gewissen der vorstehend angeführten Verse ersichtlich ist, ihn zur Verzweiflung hätten treiben müssen, wenn ihm nicht sein unverbrüchliches Pflichtgefühl und das Mannhafte seines ernsten moralischen Wesens als Stütze in schweren Augenblicken gedient hätten.

Schon Eingangs ist angedeutet worden, daß auf diese schweren Verhältnisse nicht tiefer eingegangen werden kann, obwohl ihre nähere Darlegung mehr als alles andre auf Helmersens wahrhaft große, lehrhafte Persönlichkeit das hellste Licht verbreiten würde. Vorsichtigste Zurückhaltung ist nicht etwa darum geboten, weil

unbekannte Tatsachen zu enthüllen wären, vielmehr sind diese Tatsachen recht allgemein sehr wohl bekannt gewesen, aber ihre Ausdeutung ist, bei der damals äußerst mangelhaften Kenntnis psychopathischer Zustände, gar verschiedener Auffassung begegnet, und es würde die Überlebenden unter denen, die von jenen Verhältnissen schwer betroffen worden sind, gleichsam ungebührlich peinlich berühren, wenn jene von einander abweichenden Auffassungen einer eingehenden öffentlichen kritischen Diskussion unterzogen würden. Indessen fragt es sich aber doch, ob eine solche öffentliche Diskussion denn wirklich „pietätlos" und „indiskret" wäre, wenn sie lediglich dazu zu dienen hätte, gleichsam verschleiertes Andenken, verschleierte Bilder zu vollem Glanze zu enthüllen. Aber eine solche öffentliche Diskussion wäre nicht wohl möglich ohne Hinzuziehung gewisser Briefe Helmersens, die als privates Eigentum der Hinterbliebenen nicht unbedingt benutzt werden können. Mithin wird die Frage pietätvoller Zurückhaltung noch durch eine gewichtige, eigentümlich verwickelte und zum Teil wohl noch prinzipiell strittige Rechtsfrage kompliziert. — Nur das Folgende darf und muß zur Kenntnis jener äußerst schweren Verhältnisse angeführt werden.

Die während der ersten Jahre der Ehe ungetrübt glücklichen Beziehungen Helmersens zu seiner reich begabten, höchst liebenswürdigen und innig geliebten Gattin haben später gar unliebsame Störung erfahren. — Jeder auf der Höhe der heutigen psychopathischen Kenntnisse Stehende wird keinen Augenblick daran zweifeln, daß jene Störung dem Ausbruche und der Entwicklung einer ernsten Geisteskrankheit zuzuschreiben war, und zwar einer jener Krankheitsformen, welche die Verstandessphäre insofern unberührt lassen, als sie klares Urteil, ja sophistisch scharfsinnige Urteilsoperationen zulassen, aber doch zu den abenteuerlichsten, verrücktesten Schlußfolgerungen führen, weil sie die Kritik, hinsichtlich der vorgefaßten Prämissen des Urteilsprozesses unmöglich machen. Höchst wahrscheinlich hat in dem in Rede stehenden Falle eine auf dem Boden hysterischer Zustände durch Transformation entstandene hartnäckige Paranoia vorgelegen, die zeitweilig und abwechselnd Exacerbationen und Remissionen aufgewiesen hat. Damals aber ist die Kranke, die sich für berufen erklärte, alle Welt zur Geduld zu erziehen und deren abenteuerliche Exzentrizitäten auf ihrer ganzen Umgebung niederdrückend lasteten, damals ist sie sehr

allgemein nicht für eine Kranke gehalten worden, sondern für ein geistig gesundes, aber ein äußerst bösartiges und als solches für ein verächtliches, hassenswertes Wesen, und es ist Gregor von Helmersen als Schwäche und als Unterwürfigkeit angerechnet worden, daß er allen jenen Exzentrizitäten nicht energisch entgegentrat, sondern behutsam die vollkommen richtige Meinung vertrat, man habe es mit einer schwer Kranken zu tun, die geschont werden müsse. Wohl ganz allein von Allen hat er die wahre Sachlage erkannt: daß nämlich das liebenswürdige, gelegentlich immer noch zutage tretende Grundwesen seiner Gattin sozusagen durch eine schwere psychische Überwucherung verdeckt und unkenntlich gemacht werde, und er hat standhaft an der Hoffnung festgehalten, daß es gelingen werde, durch angemessene Behandlung die innig geliebte Kranke von all dem Entstellenden zu befreien.

Wahrhaft rührend würden, wenn sie allgemein zugänglich wären, seine unermüdlichen, liebevollen Zureden wirken, mit denen er solche Heilung zu bewirken suchte. Leider waren die damaligen psycha therapeutischen Erfahrungen noch nicht auf der heutigen Höhe und er konnte es damals nicht wissen, daß allein durch Zureden nicht geholfen werden könne. Später ist ihm über die wahrhaft wirksamen Mittel zur Heilung, bessere Einsicht geworden, und es ist wohl nicht „indiskret", dafür den folgenden Passus aus seinem an die kranke Gattin gerichteten Briefe vom 28. Okt. 1847 anzuführen: „. . . . Ich will Dir zu fernerer Ermutigung eine Geschichte von Dr. J.'s Frau erzählen. Sie war vier Jahre lang Braut, während der Bräutigam als Arzt im Kriege war, vergrämte und verzehrte sich durch Angst und Trennung und andere Sorgen und Qual. Endlich verbanden sie sich, bekamen zwei Kinder, aber die Frau war in einen Zustand geraten, wie der Deinige. sie war sehr leidend, und das Leiden steigerte sich mehr und mehr. Was tat der Mann? Er sperrte die Frau von allem Umgange ab und redete ihr dringend zu, sich zu entschließen, das Leiden soviel als möglich durch moralische Kraft zu bezwingen, für ihre Kinder zu sorgen, sich selbst nicht so zu beobachten, und die Gedanken dadurch von sich selbst möglichst abzuwenden. Es gelang, freilich unter starker ärztlicher Hilfe des Mannes, und nun ist sie seit mehreren Jahren gesund und glücklich. Sei also getrost meine Herzens G. . . ."

Zu solcher privater Isolierung und passenden Behandlung fehlten aber Helmersen, als ärztlichem Laien, alle Mittel, und es gab damals noch keine, jedermann zugängliche eigentliche „Nervenanstalten". Die damaligen Irrenhäuser glichen vielmehr barbarisch grausamen Strafanstalten, in die niemand eine geliebte Person hätte verbringen wollen. Als später eine sachkundig geleitete „Nervenanstalt" aufgetan wurde, hat Helmersen auf den Gedanken kommen müssen, die kranke Gattin dorthin unterzubringen, — aber ein damit betrauter naher Angehöriger hat, befangen in der allgemein geteilten Auffassung und irre geleitet durch die feine Denkschärfe der Kranken, davon Abstand genommen, erklärend: er habe eine geistig vollkommen Gesunde vorgefunden, die er zu „isolieren" sich nicht getraut habe.

So hat Helmersen sich beständig, Jahrzehnte lang, in der äußerst peinlichen, moralisch aufreibenden Lage befunden, gegenüber den Zumutungen der exzentrisch Kranken, die er als solche, ja gut er es verstand, liebevoll und zärtlich behandelte, und gegenüber denen, die unmißverständlich ihn schwachherziger Nachgiebigkeit ziehen. Alles andere aber als Schwachherzigkeit ist es gewesen, was den schwergeprüften Mann vermocht hat, in der entsetzlich schweren, menschliches Vermagen fast übersteigenden Lage ungebrochen auszuharren. Was ihm dabei immer wieder als Stütze und zur Aufrichtung gedient hat, geht wohl aus den hier vorangeschickten, spärlichen Andeutungen hervor. Kaum jemand außer ihm hätte es vermocht, unter diesen Gemütsqualen, viele Jahrzehnte hindurch, bis zu Ende auszuharren, ohne verzweifelnd zusammenzubrechen.

Wenn die psychotherapeutische Wissenschaft und Kunst schon damals auf ihrer heutigen Höhe sich befunden hätte und schon damals, wie heute, mehr Gemeingut der Gebildeten gewesen wäre, — dann hätten manche schwere Mißverständnisse und in ihrem Gefolge schwere Leiden vermieden werden können, denen zufolge Gregor von Helmersen als gedrückter Dulder erschienen ist, während er tatsächlich als siegreicher Überwinder, als leuchtendes Vorbild zu gelten hat.

# Literarische Rundschau.

## Eine Frauengestalt aus Weimars klassischer Zeit.

Eine der bemerkenswertesten Gestalten aus Weimars klassischer Zeit ist die Herzogin Louise, die Gemahlin Karl August. Sie wird in den Briefen der Zeitgenossen oft erwähnt, ihrer wird auch in den biographischen Werken über die großen deutschen Dichter gedacht, aber an einer selbständigen, ausführlichen Biographie fehlte es bisher. Nun hat eine Frau, Eleonore v. Bojanowski, es unternommen, diese Lücke auszufüllen und in einem stattlichen Bande[1] den ganzen Lebensgang der Herzogin ausführlich geschildert. Sie hat für ihre Biographie nicht nur die gesamte gedruckte Literatur benutzt, sondern sie stützt sich hauptsächlich auf reiches ungedrucktes Material, das sie verschiedenen Archiven, in erster Reihe dem großherzoglich-weimarischen Haus- und Staats und dem hessen-darmstädtischen Hausarchiv entnommen hat. Erst durch die Verwertung der zahlreichen Briefe der Herzogin, namentlich an ihren Bruder Christian, und der vielen Schreiben an sie war es möglich ein klares Bild von dem Wesen und dem Charakter der Fürstin zu gewinnen; allerdings bleiben auch jetzt noch manche Punkte in ihrem Leben dunkel.

Louise war die jüngste Tochter der großen Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, die in nicht glücklicher Ehe mit Ludwig IX. lebte und eine Frau von männlichem Geiste war, der, als sie 1774 starb, Friedrich der Große die bezeichnende Grabschrift widmete: femina sexu, ingenio vir. Die Verfasserin giebt eine anschauliche Schilderung des damaligen Darmstädter Hofes und der Erziehung Louisens, welche ihre ernst christlich gesinnte Mutter, die mit Lavater in lebhaftem Verkehr stand, ihr zuteil werden ließ. Der junge, nicht lange erst mündig gewordene Herzog Karl August von Weimar lernte Louise bei ihren Verwandten in Karlsruhe kennen und verlobte sich mit ihr, 1775 fand dann nach Überwindung einiger Schwierigkeiten die Hochzeit statt und Louise zog mit ihrem Gatten in das sie festlich begrüßende Weimar ein. E. v. Bojanowski schildert nun das so ganz eigenartige, von dem des

[1] Eleonore v. Bojanowski, Louise, Herzogin von Sachsen-Weimar und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen. Mit einem Porträt Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1903. 429 S. Preis 6 M.

Darmstädter und Karlsruher Hofes so völlig verschiedene Leben am Hofe in Weimar. Das muntere, heitere, zu allerlei Extravaganzen geneigte Leben und Treiben, das in dem Kreise der Herzogin Anna Amalie herrschte, mußte, ebenso wie das ausgelassene, übermütige, an tolldreisten Streichen sich ergötzende Wesen des Herzogs die junge Fürstin, die in der Stille und den gemessenen Formen des Darmstädter Hofes aufgewachsen war, höchst fremdartig berühren. Sie verstand ihres Gatten Bedürfnis, seine Kraft austoben zu lassen, nicht und fühlte sich von seiner oft derben Formlosigkeit zurückgestoßen. Dazu kamen die Gegensätze ihrer beiden Naturen. Karl August war leidenschaftlich, jugendlich stürmisch, oft rücksichtslos und fühlte die Volkraft seines frischen Alters, war heftig, zu jeder abenteuerlichen Unternehmung geneigt, nach Liebe verlangend, eine Natur voll kräftiger Sinnlichkeit; Louise dagegen war eine spröde, ernste, gehaltene Natur, etwas steif und würdevoll in ihrem äußern Wesen, dazu fehlte ihr die Fähigkeit ihrem Empfinden freien und vollen Ausdruck zu geben, es überwog in ihr überhaupt der Verstand das Gefühl. Sie besaß treffliche Eigenschaften, sie war wahr, treu und voll Herzensgüte, ihre literarischen Neigungen und gestigten Interessen waren allerdings nur mäßig, erweiterten sich aber allmählich. Solche Gegensätze hätte nur die innigste und tiefste Liebe ausgleichen und abschwächen können, daran aber grade fehlte es auf beiden Seiten. Karl August hatte aus wirklicher Neigung sich mit Louise verlobt, aber dieses Gefühl hielt ihrer kühlen Zurückhaltung, ihrem Mangel an Hingebung gegenüber nicht lange stand und Louise hatte andererseits ihrem Gatten ohne eigentliche Neigung ihre Hand gereicht. So konnte es bald an Konflikten zwischen den Gatten nicht fehlen, beide verstanden sich nicht und vermochten daher einander nicht zu würdigen. Karl August fand in Louise das nicht, was er bedurfte und wünschte die zartliche, nachgiebige seinen Lebensgewohnheiten sich fügende Lebensgefährtin, Louise aber fühlte sich von seiner stürmischen Leidenschaft, der Heftigkeit seiner Natur und seinem wilden Treiben abgestoßen und zeigte sich daher immer kühler und ablehnender, es war etwas Mimosenhaftes in ihrer Natur, das sich bei jeder rauheren Berührung in sich zurückzog. Vorübergehende Ausgleichungen, um die sich besonders Goethe bemühte, konnten den Zwiespalt der Naturen zeitweilig verdecken, aber eine wirkliche Harmonie vermochten sie bei dem Mangel herzlicher Zuneigung auf beiden Seiten nicht herbeizuführen. Louise fühlte sich in Weimar isoliert und vereinsamt, ihrer geistvollen Schwiegermutter Anna Amalie ist sie nie näher getreten, beide fürstlichen Frauen waren von zu entgegengesetztem Charakter. In Goethe sah die Herzogin den Genossen und Anstifter der vielen tollkühnen Unternehmungen und übermütigen Streiche ihres Gatten, erst allmählich

erkannte sie seinen Wert und sein warmes Interesse für sie; Wieland blieb ihr ganz ferne. Louise unterhielt daher in ihrer ersten Zeit einen lebhaften Briefwechsel mit dem ihr von der Mutter her bekannten Lavater, der ihr eine schwärmerische Verehrung widmet und dessen eifrige Anhängerin sie war. Das anderte sich, als Herder nach Weimar kam, er wurde ihr ein wirklicher Freund, Berater und Tröster und hat auf die Fürstin großen Einfluß ausgeübt. Die Mitteilungen der Verfasserin über der Herzogin Verkehr mit Herder und seiner Gattin, so wie die zwischen ihnen gewechselten Briefe bilden einen der interessantesten Abschnitte des Buches. Louise verehrte Herder aufrichtig, sie war ihm herzlich zugetan und doch wie fühl lauten die meisten ihrer Billete und Zuschriften. Die Geburt des Erbprinzen Karl Friedrich, dem noch mehrere Kinder folgten, verbesserte und hob zwar etwas ihre Stellung am Hofe, aber änderte an dem Mißverhältnis der Gatten doch nichts. Louise ertrug still, anfangs mit Bitterkeit, dann gelassen die mehrfachen Fälle von Untreue ihres Gatten. Vollends entfremdet fühlte sie sich dem Herzog als dieser in der Schauspielerin Karoline Jagemann sich eine Maitresse en titre wählte, die er zur Frau v. Heygendorf erhob und von der er mehrere Kinder hatte. Louise ergab sich mit Resignation auch dorin, sie zog sich noch mehr in sich zurück, wenn sie auch in den Briefen an ihren Bruder Christian sich mit herber Bitterkeit über des Herzogs Untreue und sittenloses Leben aussprach. Was sonst Frauen in ihrer Lage Trost und Ersatz bietet, die Liebe zu ihren Kindern, war bei ihr nur in geringem Maße vorhanden; sie wandte ihnen nur eine kühle Zuneigung und ein mehr pflichtmäßiges Interesse zu. Allein in dem Verkehr und Gedankenaustausch mit Herder und dessen Frau, mit Frau v. Stein und einigen Andern fand sie Trost und Erquickung. Herder übertrug sie auch die Leitung der Erziehung ihres ältesten Sohnes. Die Verf. teilt anziehende Einzelheiten darüber mit, wie Herder seiner Aufgabe nachkam. Die Herzogin Louise war es auch, die Herders Verbleiben in Weimar, als er nach Göttingen gehen wollte, bewirkte. Die französische Revolution zerstörte auch diese ihr so werten freundschaftlichen Beziehungen; Herder stand ganz auf Seite der französischen Umwälzung, während die Herzogin sie mit Unwillen und Empörung betrachtete; erst kurz vor Herders Tode trat eine Wiederanknüpfung der alten Beziehungen ein. Welche Gegensätze, welcher Zwiespalt bestand doch damals zwischen den hervorragenden Geistern Weimars und dem Hofe selbst! Die gewöhnliche Vorstellung vom Weimarer Musenhofe in dessen Glanze und unter dessen Gunst die klassische deutsche Dichtung emporgeblüht und sich herrlich entfaltet habe, ist eine sehr irrige. Die Herzogin Louise schätzte und ehrte Herder, aber vorzugsweise als Geistlichen, als

Berater und Lehrer: Goethe hatte sie allmählich immer mehr hochachten gelernt, aber ihre Wertschätzung galt mehr dem hervorragenden Menschen, dem großen Geiste und dem verdienten Minister als dem Dichter; Schiller endlich ist ihr niemals näher getreten, sie hat auch seine Dramen nie recht gewürdigt. Dasselbe gilt im Grunde auch von Karl August, der wohl von Goethes Jugendwerken begeistert war, aber für die klassischen Werke seiner Reife kein rechtes Verständnis hatte, wie B. Hehn richtig bemerkt, und Schillers große Dramen gar nicht zu würdigen wußte, wie das auch sein hier (S. 205, 206) abgedrucktes unverständiges Urteil über den Wilhelm Tell beweist. Seine wie Louisens Ansichten wurzelten viel zu sehr in der in früher Jugend aufgenommenen französischen Bildung und dadurch war ihr Urteil über die großen deutschen Dichterwerke befangen und beschränkt. Es ist sehr bezeichnend für die damalige Entfremdung von der Muttersprache, daß die Herzogin die vertrauten Briefe an ihren Bruder Christian stets französisch geschrieben hat, während sie sich in ihren sonstigen Briefen und Billetten der deutschen Sprache bediente. Einige Unterstützung und Beihilfe ist den großen deutschen Dichtern wohl vom Weimarer Hofe zuteilgeworden, das ist aber auch alles Schiller sagte die volle Wahrheit, wenn er sang: „Keines Mediceers Güte Lächelte der deutschen Kunst; Sie entfaltete die Blume Nicht am Strahl der Fürstengunst.“ Nicht der Fürstenhof, die großen Dichter und Schriftsteller haben Weimar zum Musensitze gemacht.

Es war ein freudloses Leben strenger Pflichterfüllung, das die Herzogin führte, nur durch stete geistige Beschäftigung, eifrige Lektüre — sie hat unter Herders Leitung sogar Latein gelernt — erhellt und gestärkt. Wie entgegengesetzt auch die Naturen der beiden fürstlichen Gatten waren und wie sehr sie sich von einander entfernt hatten — Karl August beobachtete stets die äußeren Rücksichten gegen seine Gemahlin — in einem Punkte waren sie eines Sinnes: Karl August war ein eifriger deutscher Patriot, Louise war es nicht minder. Der Herzog war in preußische Kriegsdienste getreten, hatte die Revolutionskriege mitgemacht und blieb auch nachher Kommandeur eines preußischen Regiments. Er war daher oft von Weimar abwesend und die Herzogin trat infolgedessen mehr in den Vordergrund. Sie sah mit schmerzlichem Kummer das alte Reich zusammenbrechen und mit banger Sorge beobachtete sie Napoleons immer weiter vordringende Machtstellung in Deutschland. Der Herzog nahm als preußischer General selbstverständlich an dem Kriege von 1806 teil und nach der unglücklichen Schlacht von Jena ergossen sich alle Schrecken des Krieges über das wehrlose Weimar. Mitten in der Plünderung und den Gewalttaten

der französischen Truppen behielt die Herzogin Louise den Mut und die feste Haltung, sie bewährte sich hier als eine wahrhaft fürstliche, hochgesinnte Natur. Ohne jede Hilfe und Stütze trat sie Napoleon an der Treppe des Schlosses entgegen und ließ sich durch dessen wutschnaubende Drohungen gegen ihren Gemahl, den er vernichten zu wollen erklärte, nicht einschüchtern. Ihre ruhige Würde, ihre einleuchtenden Erklärungen, warum Karl August nicht anders habe handeln können, als er getan, milderten allmählich Napoleons Unmut, er sicherte ihr die Erhaltung des Herzogtums zu, verlangte aber die sofortige Rückkehr des Herzogs nach Weimar und seinen Anschluß an den Rheinbund. Dies war der größte Moment im Leben der Herzogin Louise. Mit Recht wurde sie als die Retterin des Landes betrachtet und von der Bevölkerung als wahre Landesmutter begrüßt und gefeiert. Karl August erkannte jetzt auch den vollen Wert seiner Gemalin und in den schweren Jahren von 1807—1812 bildete sich zwischen Beiden eine auf gegenseitige Hochschätzung begründete, aufrichtige Freundschaft, die sie bis an ihr Lebensende verbunden hat. Louise nahm an allen politischen Ereignissen teil und empfand tief den auf dem Vaterlande lastenden Druck. Gerade in dieser Zeit trat sie auch in lebhafteren Verkehr mit Goethe und nahm an seinen lehrreichen Vortragsabenden teil. Die Befreiung Deutschlands, an der auch ihr Gatte, freilich in sehr untergeordneter Weise sich beteiligte, begrüßte sie mit größter Freude. Die letzten Jahrzehnte ihres Lebens verbrachte sie in stillem Wirken als Landesmutter, Wohltätigkeits- und Erziehungsanstalten gründend und fördernd, die Zeitereignisse aufmerksam verfolgend und an den Regierungssorgen des Gatten teilnehmend. Die Feier ihrer goldnen Hochzeit zeigte ihr noch einmal den Dank und die Verehrung des ganzen Landes. Trotz aller früheren Disharmonien und scharfen Gegensätze war Karl Augusts plötzlicher Tod 1828 doch der schwerste Schlag für sie und, können wir hinzusetzen, für Goethe. Auch er hatte sich immer mehr gewöhnt die Bewegung in seinem Innern nicht nach außen treten zu lassen. Für Beide ist der kurze, nach dem Tode Karl Augusts an die Herzogin gerichtete gepreßte Brief Goethes, so wie ihre ebenso gehaltene Antwort höchst charakteristisch. Louise zog sich nun ganz von der Öffentlichkeit zurück. Merkwürdig ist ihre Abneigung gegen die Verbindung ihrer Großtochter Augusta mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen, mit dem Scharfblick der Frau erkannte sie, daß der Prinz ohne rechte Neigung dem Wunsche seines Vaters folgend, sich um die Hand der Prinzessin Augusta bewarb, sie fürchtete für ihre Enkelin eine ähnlich unglückliche Ehe, wie die ihrige gewesen. Bald nach der Vermählung starb die Herzogin 1830.

Die Verfasserin hat am Schlusse ihrer Darstellung es an einer zusammenfassenden Charakteristik der Herzogin fehlen lassen. Treue und Pflichtgefühl waren die charakteristischen Eigenschaften Louisens, sich selbst getreu zu bleiben war die Losung ihres Lebens. Es lag etwas Monnliches in ihrem Charakter, sie wurde von einem Zeitgenossen nicht mit Unrecht eine antike Römerin genannt. Der frühe Verzicht auf Glück und das Bewußtsein mehr zu sein als sie noch außen treten ließ, steigerten die ihr von Natur eigene äußere Kolte. Ihr fehlte der innere Friede, sie hatte nicht den festen Halt des christlichen Glaubens. Sie war eine grübelnde, reflektierende Natur, der fromme Jugendglaube hatte allmählich einer nüchternen Verstandesreligion Platz gemacht, die ihr weder Stütze sein noch Trost geben konnte. Das Resultat ihres eifrigen Denkens und geistigen Ringens war eine trübe Resignation: Warum werden wir geboren? wozu leben wir? was wird aus uns? — diese wehmütig schweren Zweifelfragen kehren in ihren Briefen immer wieder und sie ergibt sich darin, keine Antwort darauf zu wissen. So ist denn dieses künstliche Frauenleben kein glückliches, innerlich befriedigtes gewesen.

Die Verfasserin ist etwas parteiisch für die Herzogin, sie verschweigt die Schwächen und Schattenseiten in deren Charakter nicht, läßt sie aber hinter den Vorzügen Louisens zurücktreten. Gegen Karl August werden hier mannigfache Vorwürfe erhoben, die dessen künftiger Biograph nicht unberücksichtigt lassen wird. Wann wird doch endlich eine umfassende Schilderung des Lebens und der Regierung dieses trotz seiner Schwächen bedeutenden, hochbegabten, echt patriotisch gesinnten Fürsten, die noch immer fehlt, von einem Berufenen gegeben werden?

Die Darstellung E. v. Bojanowskis ist im Ganzen wohl gelungen, nur etwas breit, auch kommen mannigfache Wiederholungen vor. Die Verfasserin hat fleißig gearbeitet und das Material gut verwertet. Störend sind aber die fortwährenden Einschiebungen der französisch geschriebenen Briefe, sie geben dem Buche etwas Buntscheckiges und stören beim Lesen. Der wesentliche Inhalt dieser Briefe hätte in gedrängtem Auszuge deutsch in den Text verwoben und die wichtigsten Briefe dann in einem Anhange im französischen Original abgedruckt werden sollen. Jedenfalls ist Eleonore v. Bojanowskis Buch ein dankenswerter und wichtiger Beitrag zur Kenntnis Weimars in der klassischen Epoche und gewährt zugleich einen lehrreichen Einblick in das Hof- und Gesellschaftsleben jener Zeit. H. D.

**A. v. Boguslawski,** Aus der preußischen Hof- und diplomatischen Gesellschaft. Mit zwei Porträts. Stuttg. und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandl. Nachf. 1903. 351 S. Preis 5 M.

Das vorliegende Buch enthält zwei Reihen von Briefen von zwei verschiedenen Verfasserinnen aus ganz verschiedener Zeit. Den ersten Teil bilden Briefe Albertinens v. Boguslawski an ihre Mutter und deren Antworten aus den J. 1822—1826. Albertine war Hofdame bei der Prinzessin Marianne, Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen, des hochherzigen Bruders König Friedrich Wilhelms III., die Prinzessin, dem Hessen-Darmstädtischen Fürstenhause entstammend, war eine der edelsten Persönlichkeiten am damaligen preußischen Hofe. Die Briefschreiberin war eine sensitive, schwärmerische, zur Schwermut neigende Natur, eine begeisterte Verehrerin Jean Pauls, dessen Tod sie in tiefbewegten Worten schmerzlich beklagt, erfüllt von warmer, aber unbestimmter Religiosität. Sie berichtet der Mutter fortlaufend über die Vorgänge am Berliner Hofe, nur erfahren mannigfache Einzelheiten über die Tochter des Königs, über Hoffeste, Besuche bei fürstlichen Personen u. a. Sehr interessant ist, was uns in diesen Briefen über die allen unerwartete Vermählung des Königs mit der Fürstin von Liegnitz berichtet wird, wir erfahren daraus die allgemeine Mißstimmung, die diese Verbindung Friedrich Wilhelms III. in den höheren Gesellschaftskreisen hervorrief, — man betrachtete sie als eine Untreue gegen das Gedächtnis der so hoch verehrten Königin Louise und urteilte höchst ungünstig über die Fürstin, erst allmählich sah man die Sache ruhiger und unbefangener an. Sehr oft wird des jüngern Prinzen Wilhelm, des späteren Kaisers Herzensneigung zu der Prinzessin Elise Radziwill, der hin und her schwankenden Hoffnung auf eine Verbindung mit ihr und seines schließlichen schmerzlichen Verzichtes gedacht. Die Mutter der Prinzessin, die Fürstin Louise Radziwill, war die Schwester des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Ludwig Ferdinand und eine feurige deutsche Patriotin. Eine interessante Episode ist der Besuch Albertinens in Weimar, wo sie Herders Grab aufsuchte, in Schillers Hause bei dessen Witwe bewegte und erhebende Stunden verlebte und endlich Goethe besuchte, von des Dichters Schwiegertochter Ottilie eingeführt. Albertine gibt von dem Zusammensein mit Goethe eine sehr hübsche, anschauliche Schilderung, der große Dichter zeigte sich ihr gegenüber durchaus nicht steif und zurückhaltend, sondern sehr liebenswürdig und freundlich. Albertine fühlte sich in ihrer Stellung nicht befriedigt, sie erschien sich gebunden und sehnte sich nach Freiheit und Glück. Eine unglückliche, ihr ganzes Herz erfüllende, nicht erwiderte Liebe verdüsterte ihre ohnehin zur Melancholie neigende Seele. Sie versank in dumpfen Trübsinn, aus dem erst nach 25 Jahren (1852) der Tod sie erlöste.

Einen ganz andern Charakter haben die Briefe der zweiten Abteilung, deren Verfasserin Ernestine v. Wildenbruch, geb. v. Langen, eine Pflegetochter der Generalin Boguslawski, der Mutter Albertinens war, dadurch wird der Zusammenhang zwischen den beiden Briefsammlungen vermittelt. Ernestine war zuerst Hofdame bei der schon erwähnten hochgesinnten Fürstin Louise Radziwill, einer geborenen Prinzessin von Preußen. Sie vermählte sich 1837 mit Ludwig v. Wildenbruch, dem natürlichen Sohne des Prinzen Ludwig Ferdinand, des preußischen Alkibiades. Als der Gatte 1842 preußischer Generalkonsul in Beirut wurde, folgte sie ihm dorthin und blieb dort bis 1847. — Ernestine war eine ganz andre Natur als Albertine: frisch, klug, energisch, frei von aller Sentimentalität, unbedingte Royalistin, streng kirchlich gesinnt. Die Briefe aus Beirut sind an die Mitglieder der Familie Boguslawski gerichtet,

sie geben lebendige Schilderungen des Lebens im Orient und der mannigfachen Schwierigkeiten, mit denen eine europäische Familie bei dauerndem Aufenthalt dort zu kämpfen hat. Dabei klingt in den Briefen immer wieder die wehmütige, kummervolle Empfindung durch, daß Preußen im Orient, weil es keine Flotte habe, eine so untergeordnete Stellung gegenüber den andern Großmächten einnehme. Kurz vor der Märzrevolution von 1848 kehrte die Familie nach Deutschland zurück und Ernestine durchlebte nun in Berlin all die traurigen Ereignisse des Jahres 1848, die ihr königstreues Herz mit dem heftigsten Schmerze erfüllte, dem sie in zahlreichen Briefen starken Ausdruck verleiht. In der Besangenheit ihres Kummers und ihrer Trauer sah sie ganz wie der damalige Kreuzzeitungsmann auch in den nationalen Bestrebungen jener Zeit nur revolutionärer Gesinnung und Umsturzsucht, für die in jenen Kreisen herrschenden Anschauungen sind diese Briefe sehr charakteristisch. 1850 ging sie nach Athen, wo ihr Gatte preußischer Gesandter geworden war, und folgte ihm als er in derselben Stellung nach Konstantinopel versetzt wurde. Dorthin. Ihre Briefe aus der türkischen Hauptstadt während des Krimkrieges enthalten gar Interessantes, sie neigte sich stark auf die Seite der Türken. Krank kehrte sie 1857 nach Deutschland zurück, suchte in Bädern vergeblich Heilung und starb 1858 in Berlin. Ihr Sohn ist der Dichter Ernst v. Wildenbruch.

Wie die vorstehende Übersicht zeigt, ist die vom General Bogusławski veranstaltete Briefsammlung ein lesenswertes Buch, das nicht nur für die Geschichte des preußischen Hofes interessante Mitteilungen enthält. Einige Briefe hätten wohl noch mehr gekürzt und manches, rein persönliche Verhältnisse Betreffende fortgelassen werden können.

H. D.

---

**Zwiedineck-Südenhorst, H. v.,** Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreichs. II. Bd. Stuttg. und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandl. Nachf. 1903. 496 S. Preis 6 M.

Es freut uns, daß H. v. Zwiedineck sich doch entschlossen hat, die deutsche Geschichte seit 1815 nicht, wie er ursprünglich wollte, in einen Band zusammenzudrängen, sondern ihr zwei Bände gewidmet hat; unsre Voraussage bei der Besprechung des ersten Bandes, daß es dem Verfasser nicht möglich sein werde, den gewaltigen Stoff der deutschen Geschichte von 1815 bis 1871 in einem Bande zu bewältigen, hat sich also als richtig bewährt.

Der II. Band der Deutschen Geschichte reicht von 1815 bis zum 6. April 1849, dem Tage der Ablehnung der ihm von der Frankfurter Nationalversammlung angetragenen Kaiserwürde durch Friedrich Wilhelm IV. Wenn damit in der Tat auch die Bestrebungen des Frankfurter Parlaments, die Einheit Deutschlands zu begründen, gescheitert waren, so wäre es doch wohl richtiger gewesen, die Geschichtserzählung bis zur Auflösung der Nationalversammlung fortzuführen, es würde der Band ja dadurch nur um ein paar Blätter vergrößert worden sein. Der größte Teil des Inhalts vom Zwiedinecks zweitem Bande deckt sich mit dem des vierten von Pruß' Preußischer Geschichte, aber nur ganz anders ist die Auffassung und Behandlung bei jenem. Auch Zw. verurteilt mißbilligend die auf die Unterdrückung aller Freiheit und aller nationalen Bestrebungen gerichtete Politik Metternichs und der klerikal und gehässige Kabinettspolitik der deutschen Fürsten, aber er verschlangt ihnen wenig der Fehler und Irrtümer des Libera-

lismus, er tadelt unumwunden die Kurzsichtigkeit und Kleinlichkeit der süddeutschen Kammer-Liberalen und verdammt die demokratischen Umsturzbewegungen der dreißiger Jahre, sein politischer Standpunkt ist nach dem heutigen Sprachgebrauch entweder der eines gemäßigten Nationalliberalen oder eines Freikonservativen. Zu behandeln die Vorgänge in Deutschland stets im Zusammenhange mit den europäischen Verhältnissen und läßt den Zusammenhang zwischen beiden klar erkennen. Daß er auch Österreich eingehend berücksichtigt, ist ganz sachgemäß, da es damals zu Deutschland gehörte. Die Landesverfassung und die Verfassungsangelegenheiten der einzelnen deutschen Staaten werden mit Recht ausführlich behandelt. Der nationale Geist auf den deutschen Nationalfesten, den zu unterdrücken alle Gewaltmaßregeln angewandt wurden, wird einsichtig gewürdigt und über die allgemeine deutsche Burschenschaft und ihre Bestrebungen urteilt Zw gerechter und unbefangener als H. v. Treitschke. Die Anfänge des Zollvereins werden ausführlich geschildert und sehr gut wird auch die Entstehung der südlichen Demokratie, insbesondere der verderbliche Einfluß Börnes und Heines auf das politische und überhaupt auf das geistige Leben in Deutschland dargelegt. Eingehend wird dann aber auch nach Gebühr Paul Pfizer, der Prophet der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung in dunkler Zeit, gewürdigt. Wahrhaft erfreulich ist des Verf. patriotischer Unwille über die gegen alle nationalen Regungen gerichtete Unterdrückungspolitik der Regierungen in den 30er Jahren. Die geistigen und wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands von 1830—40 werden in einem besonderen Abschnitt, „Kulturbild“ überschrieben, vortrefflich dargestellt, ebenso später die soziale Bewegung der 40er Jahre und ihre wissenschaftlichen Vertreter behandelt. — Über Kg. Friedrich Wilhelm IV. urteilt Zw sehr richtig: der Künstler in ihm überwog weit den praktischen Politiker. Der vereinigte Landtag von 1847, auf dem die Anschauungen des Königs mit den liberalen Zeitforderungen aufs stärkste zusammenstießen, wird ausführlich behandelt und dabei die Anfänge Bismarcks eingehend geschildert. Die revolutionäre Bewegung von 1848 und 49 wird sehr ausführlich dargestellt, fast ein Drittel des Bandes ist ihr eingeräumt. Für die Darstellung der Frankfurter Nationalversammlung, die es dem Verfasser vergönnt, zum ersten Male den reichen handschriftlichen Nachlaß des Erzherzogs Johann zu benutzen; er war dadurch in den Stand gesetzt, manche bisherige Angaben zu berichtigen und verschiedene interessante Mitteilungen daraus zu geben, so den höchst merkwürdigen Brief Friedrich Wilhelms IV. an den Erzherzog Johann vom 18. Dez. 1848, worin der König sich aufs entschiedenste gegen den Ausschluß Österreichs aus dem neuzubegründenden Reiche erklärt. Mit dem Frankfurter Parlament geht Zw streng ins Gericht und macht den liberalen Doktrinären der Paulskirche harte Vorwürfe. Aber er tut doch wohl unrecht, wenn er für die zweifellos politischen Mißgriffe der Versammlung die Eitelkeit der Professoren in ihr verantwortlich macht. Männer wie Dahlmann, Droysen, Max Duncker, Waitz sind gewiß von dem Vorwurf der Eitelkeit freizusprechen. Es war vielmehr die damals die Geister, auch die klarsten und besten, beherrschende liberale Doktrin die Ursache vieler Fehlgriffe und dazu kam die alle Mitglieder beherrschende Vorstellung von der unbegrenzten Macht der Versammlung. Den Erzherzog Johann, für den er eine erklärliche Vorliebe hat, beurteilt der Verf. vielleicht zu günstig und wertet A. v. Schmerling wohl zu hoch, allerdings war dieser der bedeutendste Diplomat und fast der einzige wirklich praktische Politiker in der Nationalversammlung, aber doch mehr österreichisch als deutsch gesinnt. Heinrich v. Gagern wird im Ganzen richtig charakterisiert.

Obgleich das Werk eines Österreichers, ist diese Geschichte von warmer, echt patriotischer Gesinnung durchzogen. Die Darstellung ist klar und einfach, einzelne Austriazismen stören kaum. Es wird dem Verf. nicht leicht werden, den gewaltigen Stoff der folgenden 22 Jahre in einen Band zusammenzudrängen. Möge dieser abschließende Teil des trefflichen Geschichtswerkes nicht allzu lange auf sich warten lassen. —ch—

---

**Karl Jentsch**, Geschichtsphilosophische Gedanken. Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens. 2 Aufl. F. W. Grunow, 1903. 467 S. Preis M 5.

Das vorliegende Buch des Verstorbenen, der „Grenzboten-Autoren" hat noch mehr als zehn Jahren eine zweite Auflage erlebt; es ist aber nichts in ihr geändert, es ist nur ein neuer Abdruck der ersten veranstaltet worden, alle Vorzüge und Mängel des Buches sind dieselben geblieben und es ist daher überflüssig näher auf die Gedanken des Verfassers einzugehn. Der Verfasser hat kein zusammenhängendes System der Geschichtsphilosophie gegeben, sondern eine Reihe mehr oder weniger zusammenhängender Ausführungen. Es fehlt genaueres Eingehn auf die antike Welt und eine klare, bestimmte Stellung zu Christus, sowie zum ursprünglichen Christentum, das erscheint uns als ein wesentlicher Mangel des Buches. Jentschs Ansicht, Heinrichs VII. Römerzug sei ein Wendepunkt der Weltgeschichte gewesen, wird wohl nur bei wenigen Zustimmung finden. Unbegreiflich sind auch die Ausführungen des Verfassers über die Reformation; er zollt Luthers Größe volle Anerkennung und Bewunderung, aber da er eine Stellung zwischen der katholischen und der evangelischen Kirche einnimmt, so vermag er die Grundlehre der Reformatoren von der Rechtfertigung allein durch den Glauben nicht recht zu erfassen und darzulegen, was er als Luthers Anschauung von der Rechtfertigung angibt, ist weder des Reformators noch der evangelischen Kirche Lehre. Wie sollte Jentsch diese auch richtig verstehn, da er von der durch Luther doch nur wiedererneuerten Rechtfertigungslehre des Apostels Paulus bemerkt: „Wer versteht die?" Andre Abschnitte, wie die über die politischen Parteien über Pflarenz und die Kirche, über die Freiheit und die nächsten Aufgaben der christlichen Welt sind dagegen vorzüglich und überall in dem Buche finden sich originelle und selbständige Gedanken. Möge es dem Verfasser, wenn eine dritte Auflage, hoffentlich früher als die zweite, notwendig wird, gefallen, sein Buch umzuarbeiten, zu vervollständigen und im einzelnen zu berichtigen. Auch in seiner gegenwärtigen Gestalt gewährt es ernsten Lesern viel Anregung und Stoff zu weiterem Nachdenken. H. D.

---

## Neuerschienene Bücher.

**So spricht Dr. Martin Luther.** Worte aus L.'s Schriften, ausgew. und geordnet v. G. Buchwald. Brln. 294 S. M 3.

**Wrede**, Prof. W., Charakter und Tendenz des Johannesevangeliums. Tübingen. 71 S. M. 1,25.

**Friedländer**, M., Gesch. der jüdischen Apologetik als Vorgeschichte des Christentums. Zürich. 499 S. M. 8.

**Fleisch**, P., Die moderne Genetikschaftsbewegung in Deutschland. Lpz. M. 2.—.

**Mechelin**, L., Zur Frage der Autonomie Finnlands u. seiner verbrieften Gesetze. Russ. Übers. a. d. Schwed. Brln. 170 S. M. 4.

**Polenz**, W. v., Das Land der Zukunft. Brln. 419 S. M. 6.

**Johannsen**, Prof. W., Über Erblichkeit in Populationen und in reinen Linien. E. Beitrag z. Beleuchtung schwebender Selektionsfragen. Jena. 68 S. M. 1.50.

**Combe**, Prof. A., Die Normalität des Kindes. Vier Vorträge. Übers. von Dr. H. Fallin. Lpz. 194 S. M. 2,50.

**Chamberlain**, Houston Stewart, u. Fr. Paske Heinr. v. Stein u. seine Weltanschauung. Nebst H. v. Steins „Vermächtnis". Brln. 112 S. M. 1.50.

**Frauchlich**, J., Das Gesetz v. d. Erhaltung der Kraft u. der Geist des Christentums. Lpz. M. 1.50.

**Schreiber**, M., Buddha u. die Frauen. Tübingen. M. 1,50.

**Hünzel**, E., Die Vereinigung der theolog. sittlichen Weltanschauung mit der Naturwissenschaft. Lpz. 24 S. M. 0.50.

**Zehnpfund**, R., Die Wiederentdeckung Ninivés (= Der alte Orient. 5. Jahrg. H. 3). Lpz. 32 S. M. 0.60.

**Uhde-Bernays**, H., Cath. Regina v. Greifenberg (1633—94). E. Beitr. zur kulturgesch. deutschen Lebens und Dichtens im 17. Jahrh. Brln. 116 S. mit Bildn. M. 2.

**Austin**, John, Praeterita. Ansichten u. Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedankens wellecht wert sind. A. d. Engl. übers. u. hrsg. v. Th. Knorr. Straßb. 2 Bde. 294 u. 320 SS. Je M. 4.

**Trobezkoj**, Fürst, Memoiren (russ.). Brln. 80 S. M. 1,50.

**Hoernes**, Prof. M., Der diluviale Mensch in Europa. Die Kulturstufen der älteren Steinzeit. Braunschw. 227 S. m. Abbild. M. 8.

**Aufhebil**, G., Das vatikanische Archiv und die Bedeutung seiner Erschließung durch Papst Leo XIII. (= Frankf. zeitgemäße Broschüren. Bd. 22. H. 12.) Hamm. 24 S. M. 0,50.

**Spiesser**, M. v., Wappenbuch des westfälischen Adels, mit Zeichn. von Prof. Ad. M. Hildebrandt. 12. (Schluß-) Lief. Gurlitt. 25 Taf. m. Text. M. 9.

**Vereinsmagazin**, K., Quer durch die Mandschurei in den Kämpfen gegen China 1900/1. Feldzugserinnerungen u. Erzähl. Aus d. Russ. von Ulrich. Mülheim a./Rh. 200 S. M. 2.

**Drygalski**, E. v., Allgem. Bericht üb. den Verlauf d. deutsch. Südpolar-Expedition. Mit Vorbemerk. von F. Frhr. v. Richthofen u. e. Anhang: Bericht üb. d. Arb. der Kerguelen-Station v. K. Luyken. Brln. 53 S. M. 1.20.

**Stratz**, C. H., Was sind Juden? Eine ethnographisch-anthropolog. Studie. Wien u. Lpz. 30 S. mit Abbild. M. 2.

**Fitzner**, Dr. R., Aus Kleinasien und Syrien. Mit Illustr. und Karten. (Vollst. in 5—6 Lief.) 1. Lief. Rostock. 64 S. M. 1,50.

**Carnegie**, Andrew, Kaufmanns Herrschgewalt. (Empire of business.) Übers. v. Dr. E. E. Lehmann. Brln. 320 S. mit Bildn. M. 5.

**Buerze**, Marie, Die Porzellanmalerei u. Porzellanradierung (= Liebhaberkünste. 3. Heft). Lpz. 20 S. M. 0,30.

**Pückler-Muskau**, Fürst v., Andeutungen üb. Landschaftsgärtnerei, verb. m. der Beschreib. ihrer prakt. Anwendung in Muskau. M. 44 Ansichten und 4 Plänen. [= Klassiker der Gartenkunst. I. (in etwa 15 Lief.) Lief. 1.] Brln. 1. Lief. 32 S. M. 0.50.

**Heubach**, Archit. A., Monumentalbrunnen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz a. d. 13.—16. Jahrh. 60 Lichtdrucktaf. m. Text. 6. (Schluß-) Heft. 10 Taf. m. Text. Lpz. M. 6.

**Jaeger**, Dr. E., Wie gelangt man z. Verständnis eines Kunstwerkes? Brln. 88 S. M. 1.

# Zur Schärfung des Sprachgefühls.

[„ich **trete dich**" oder „**dir auf den Kopf**?"] Der Sprachgebrauch schwankt in diesen und ähnlichen Fällen sehr, und man wird im allgemeinen beides als richtig anerkennen müssen. Es ist aber zweckmäßig, sich auf die Eigenart der beiden Kasus zu besinnen und danach (vgl. Matthias, Sprachleben S. 194) folgenden Unterschied möglichst festzuhalten: „Der Akkusativ stellt allemal, wenn die Person das Ziel ist, das durch die Tätigkeit möglichst in seiner Ganzheit getroffen, mehr oder weniger empfindlich berührt wird, und zwar eben als Ziel und gewöhnlich beabsichtigterweise. Wenn einer dagegen, ohne daß Absicht vorliegt, mit einem Teile von sich an den Folgen einer Tätigkeit beteiligt erscheint, aber mehr in seinem inneren Gefühl die Berührung eines Teiles von sich freudig oder schmerzhaft mitempfindet, als daß es sich um eine äußere Ein- oder Rückwirkung auf den ganzen Körper handelte, so ist der Dativ am Platze." Nach dieser feinsinnigen Unterscheidung ist in dem angeführten Satze der Akkusativ sicher vorzuziehen, denn es liegt hier eine schwerliche Wirkung auf den ganzen Körper vor, auch wenn nur ein Teil getroffen wird. Dagegen „tritt man" im Gedränge „einer Frau auf den Rock". (ZADSprV. 1901 Nr. 3)

[„Ich **versichere Sie**" und „ich **versichere Ihnen**"] Beide Wendungen mit einem nachfolgenden Objektsatze sind durchaus gleichberechtigt und gleichbedeutend. Der Akkusativ ist die ältere und ursprünglich allein richtige Fügung, aber schon in den Zeiten Goethes und Schillers ist daneben der Dativ üblich geworden, ohne jedoch die ältere Fassung zu verdrängen. (ZADSprV. 1900 Nr. 6)

[Die **Vertretung** des Genitivs durch „**von**"] ist zulässig bei Städten und Ländernamen, sie wird hier wie bei allen andern Hauptwörtern notwendig, wenn keine erkennbare Form für den Genitiv vorhanden ist (Paris, Pfalz, in Anwesenheit von acht Mitgliedern). In allen andern Fällen aber soll man der oft mißbrauchten Verwendung dieser Umschreibung entgegentreten, und so ist z. B. der Ausdruck „wegen schwerer Beleidigung von mehreren Polizeibeamten" durchaus anstatt Regelrecht muß es heißen: „wegen schwerer Beleidigung mehrerer Polizeibeamten." (Vgl. Matthias, Sprachleben S. 49)

[„**wo** kommt ihr **her**?" und „**woher** kommt ihr?"] Zwischen beiden Fragen ist ein geringer Unterschied, er kann wenigstens gemacht werden. Denn bei der Trennung der beiden Wörter hat „her", bei der Verbindung das „wo" den stärksten Ton. So enthalten die Worte: „woher kommt ihr" deutlicher die Frage nach dem Orte, die andre ist geeigneter zum Ausdruck der Verwunderung über das Kommen überhaupt. (ZADSprV. 1900 Nr. 3.)

[„**Trotzdem**" für „trotzdem daß"] als Bindewort zu verwenden, scheint uns ganz unbedenklich. Man kann doch nicht sagen, daß die Sprache durch Verwendung von „trotzdem" für „obgleich" eine feine Unterscheidung verliert, wie etwa bei der Vermischung von „weg" und „fort", von „als" und „wie". Denn während es sich in diesen Fällen um verschiedene Begriffe handelt, kommt es in dem unsrigen nur darauf an, eine Einräumung als solche zu kennzeichnen, und man kann dies am Nebensatze allein oder zugleich am Hauptsatze zum sprachlichen Ausdruck bringen, ohne daß eine Verschiedenheit des Gedankens dadurch hervorgerufen wurde. Zwischen den Fassungen „obgleich er seine Unschuld beteuerte, wurde er trotzdem . . ." und „Trotzdem er seine U. b., wurde er . . ." besteht kein sachlicher Unterschied. Ob es sich aber bei „trotzdem" um einen einräumenden Nebensatz oder um den zugehörigen Hauptsatz handelt, lehrt die Stellung des Zeitwortes. Ja, wir möchten noch weiter gehen und sogar glauben, daß „trotzdem" gegenüber den etwas abgeblaßten „obgleich, obwohl" eine gewisse nachdrückliche Kraft besitzt, die ihm unter Umständen den Vorzug vor „obgleich" verleiht. Es scheint uns, als wenn „obgleich" kühler, sachlicher wäre, „trotzdem" wärmer, eindringlicher. Man würde also mit der Einreihung von „trotzdem" unter die Bindewörter sogar ein Mittel gewinnen, um einen feinen Unterschied, zwar nicht des Begriffes, aber doch der Empfindung sprachlich auszudrücken. (ZADSprV 1902 Nr. 10.)

[**Fragte** oder **frug**?] Oft genug hört man auch bei uns das falsche Imperfekt „ich frug ihn". Aber es ist doch nicht einerlei, ob man sagt oder schreibt: ich fragte oder frug, er jagte oder jug. Wem fällt es denn ein zu sagen: er plug, er sug statt: plagte, sagte. „Unsre Roman- und Novellenschriftsteller sündigen keck darauf los, unbekümmert um die historische Grammatik. Sie wissen nicht, daß ein starkes Zeitwort wohl schwach werden kann, aber daß ein schwaches niemals stark wird. Fast nur niederdeutsche Schriftsteller haben sich durch die plattdeutsche Mundart dazu verleiten lassen, denn diese gebraucht die Form frug oder frag. Berücksichtigen wir nun den historischen Entwicklungsgang — und dieser ist entscheidend — so finden wir im Altdeutschen: fragte (vrägete). Und der große Sprachkenner J. Grimm (Deut. Wörterb. IV, 50) sagt: „Ohne Zweifel sind fragte, jagte, und im Präsens fragt, jagt sprachrichtiger." Erst im 18. Jahrh. taucht bei niederdeutschen Schriftstellern das fehlerhafte „frug" auf, obgleich Gottsched und Adelung sich dagegen erklärten. Wäre frug richtig, so müßte auch ein starkes Partizip: gefragen, richtig sein, denn Imperfekt und Partizip müssen zusammenstimmen. Man vergleiche das schwache: jagt — jagte — gejagt mit mit dem starken: tragt — trug — getragen." (Th. Vernaleken, Deutsche Sprachrichtigkeiten.)

# Die kirchlichen Zustände Livlands in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Ein Vortrag

von

P. P. Baerent.

Als am Karlstage d. J. 1689 der Generalsuperintendent des Herzogtums Livland, Joh. Fischer, das Vorwort schrieb zur glücklich im Druck vollendeten ersten Ausgabe der ganzen lettischen Bibel, da schloß er mit den Worten: „Der hohe und erhabene Gott wolle zu diesem Pflanzen und Begießen sein gnädigstes Gedeihen geben, den Schotz, den er hierin der lettischen Kirche schenket, aus Gnaden heiligen zu Ausbreitung seiner seligmachenden Erkenntnis, Erweiterung des Reiches Jesu Christi, unsers Herrn, Niederreißung des Reiches des Satans und unzehlicher Seelen Heil.“ Dieser Segenswunsch eines Mannes, dessen Namen hell leuchtet in der Kirchengeschichte unsrer Heimat, hat seine Erfüllung gefunden und findet sie fort und fort, aber ein so fröhliches Gedeihen war dem Werke, dessen treibende Kraft Fischer gewesen, nicht beschieden, wie er und seine Mitarbeiter es ersehnt und erwartet hatten. Diese Erwartungen waren nicht unbegründet gewesen. Die vierzigjährige Friedenszeit, verbunden mit den weisen Maßnahmen der schwedischen Regierung, die ohne Hasten und Fehlgreifen mit bewundernswertem Verständnis ihre Anordnungen traf und zu Vielem den Grund legte, was noch jetzt einen wichtigen Faktor bildet in unsrem öffentlichen Leben, hatte die Wunden geheilt, die die russische Invasion unter Alexei Michailowitsch dem Lande geschlagen, und eine neue Blütezeit heraufgeführt, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Trotz der horrenden Steuern, die Schwedens stets leere Staatskasse aus Livland zog, trotz der

drückenden Einquartierung, verbunden mit umfassenden Befestigungsbauten, die das Land zu tragen hatte, hob sich unter der Fürsorge befähigter Administrativbeamten der Wohlstand in Stadt und Land derart, daß wieder gegen den Luxus in allen Ständen durch Gesetze angekämpft werden mußte. Daneben ging die Fürsorge für Kirche und Schule, die Kirchenordnung stellte die kirchlichen Zustände auf eine feste Grundlage, die es dem Protestantismus ermöglichte, eine Lebensmacht im Lande zu werden. Die Katastrierung des flachen Landes und die Einführung der Wackenbücher sollten den Bauernstand schützen vor willkürlichen Auflagen der Gutsbesitzer. Die Neuordnung des Justizwesens hat der Rechtspflege für zwei Jahrhunderte die Wege gewiesen. So zeigte sich neues, gesundes Leben auf allen Gebieten, im Geistigen und im Materiellen.

Da traten Ereignisse ein, die unsre Heimat wieder um Jahrzehnte zurückwarfen, ja in ihren Folgen während des ganzen 18. Jahrh. nicht überwunden wurden. Auch auf die kirchlichen Zustände Livlands haben sie hemmend und zerstörend eingewirkt. — Das erste Hemmnis, das sich der gesunden Entwicklung unsrer Heimat in den Weg stellte, war die berüchtigte Reduktion, die nur ein Sechstel sämtlicher Güter in den Händen ihrer Besitzer ließ*). Sie mag eine Staatsnotwendigkeit gewesen sein, dem Lande gegenüber war sie ein Rechtsbruch, und die Art und Weise, wie sie ins Werk gesetzt wurde, war hart und rücksichtslos. Sie hat nicht nur den Großgrunddbesitz getroffen, sondern einen Rückschlag ausgeübt auf das ganze Land, namentlich die ganze mühevolle Arbeit der Regierung zwecks Hebung des Bauernstandes zunichte gemacht. Daß dadurch schließlich auch die kirchlichen Zustände in Mitleidenschaft gezogen wurden, ist selbstverständlich.

Das zweite folgenschwere Ereignis an der Wende des 17. und 18. Jahrh. war der Nordische Krieg, der Livland, das kurz vorher eine schwere Hungersnot durchgemacht hatte, durch Mord und Brand von Feindeshand, dem die Pest auf dem Fuße folgte, in eine Wüste verwandelte. Schrecklich waren die Verheerungen der russischen Streifkorps, Trümmerhaufen und verwüstete Felder waren die Spuren, die sie hinterließen. Die Arbeit vieler Jahre

*) [Will man die Wirkungen der Reduktion auf die livländischen Edelleute beurteilen, so darf allerdings nicht vergessen werden, daß 1/6 sämtlicher Höfe schwedischen Großen gehörte, so daß es also keineswegs Livländer allein waren, denen 5/6 der Güter entfremdet wurden. D. Red.]

war vernichtet. Nur wenige Kirchen blieben stehn, die Pastorate und die erst in den letzten Jahrzehnten neu fundierten Küstorate und Schulen wurden sämtlich niedergebrannt. So wurde Smilten 1702 verwüstet, Kirche, Schule, Pastorat, 9 Höfe und 204 Gesinde verbrannt, die 1705 notdürftig wieder hergestellte Kirche fällt 1708 zum zweiten Mal der Feindeswut zum Opfer. Ebenso geschah es zu Ronneburg. Kirche, Schule, Pastorat und Schloß, 6 Höfe und über 200 Gesinde werden eingeäschert, vom Pastorat steht nur das Käsehaus, 147 Menschen sind weggeführt, 31 erschlagen. Im J. 1708 erfolgt ein neuer Einfall, der Feind läßt eine große Schaar Reiter im Kirchspiel zurück, die weit umherstreifen, die Stadt Wenden überfallen und plündern, bis nach Arrasch hin brandschatzen und vor allem das Gebiet Ronneburg völlig ruinieren, das vergrabene Getreide der Bauern aufspüren und viele Menschen zu Tode quälen. Die schöne Kirche in Pebalg wird 1702 ganz zerstört, nur das Gewölbe über dem Altar und die Sakristei bleiben übrig. Pastorat und Schule liegen in Asche, der Pastor wohnt in der Badestube und verrichtet den Gottesdienst bei stillem Wetter unter dem Kirchengewölbe, bei Wind in der neuerbauten Hafenlege, bis er von den Russen mit seiner ganzen Familie fortgeführt wird. — Ähnlich lauten die Nachrichten aus fast allen Kirchspielen. Was in den ersten Jahren nach unzerstört geblieben, ging 1708 in Flammen auf, als sich das Gerücht verbreitete, Karl XII. zöge aus Sachsen zum Entsatz heran. Die Schweden fanden keine Hilfsmittel vorfinden. Aber Karl trug sich mit andern Plänen, er gab seine Provinzen preis, in denen sich nur einige Truppenhäuflein tapfer gegen die Übermacht wehrten.

In welchem Stil die Kriegsoperationen von vornherein russischerseits geführt wurden, ergibt sich aus den Berichten des Feldmarschalls Scheremetjew an Peter d. Gr. So schreibt er am 2. Juni 1702: „Der ganze Kreis Dorpat ist wüst und öde gelegt, wir haben erst inne gehalten, als Pferde und Menschen nicht weiter kannten. An Deutschen habe ich 140 gefangen, wieviel Esten, weiß ich nicht zu sagen, die Kasaken haben dieses Geschäft unter sich betrieben, ich habe ihnen die Gefangenen nicht nehmen mögen, um ihren Eifer nicht abzukühlen“ — „Ich habe Dir zu melden“, so heißt es ein andres Mal, „daß der Allmächtige Gott und die Allerheiligste Gottesmutter Deinen Wunsch erfüllt hat, in dem

feindlichen Lande gibt es nichts mehr zu verheeren." Ein späteres Schreiben berichtet „Von den gefangenen Offizieren und Soldaten übersende ich Dir ein Verzeichnis. Wieviel Esten aber und wieviel Weiber gefangen worden, das habe ich nicht aufschreiben lassen, die Zahl war zu groß; die Truppen haben sie unter sich verteilt. An Vieh und Pferden haben wir doppelt so viel, wie im vergangenen Jahr aufgebracht. An Esten männlichen Geschlechts etwas weniger, weil nicht alle mitgeschleppt werden konnten, auf jeden Mann ist immerhin ein Este gekommen, den Rest haben wir fortgejagt und, was nicht fügsam war, niedergehauen."

Gegen diese Art der Kriegsführung erhebt Patkul, nach vergeblicher Fürsprache für seine unglückliche Heimat, Vorstellungen beim Kanzler Golowin im Namen König Augusts: es sei das eine unter Christen unerhörte Art zu kriegen, die bei Freund und Feind den höchsten Ekel und Abscheu errege. Auch verstehe das generöse Erbieten des Zaren, Livland dem Könige und der Republik Polen zu übergeben, alle seine Grace und Annehmlichkeit, weil es ein schlechtes Präsent sei, ein Land zu verheeren und zu verzehren, arme unschuldige Leute, Weiber und Kinder, teils barbarischerweise zu massakrieren, teils in Dienstbarkeit wegzuschleppen und hernach das Land einem Alliierten zu offerieren. Auch der Generalgouverneur protestierte in einem Schreiben an den Kommandanten von Dorpat gegen die Wegschleppung der Mädchen aus Südlivland. Viel haben solche Mahnungen nicht gefruchtet. Erst nach der Schlacht von Poltawa als Peters vielleicht schon längst gehegten Pläne, trotz aller Traktate Livland zu behalten, sich der Verwirklichung näherten, ließ das Brennen und Morden nach. Die Kriegslast, der Unterhalt der Truppen und andre schwere Forderungen lasteten noch lange auf dem unglücklichen, zerfleischten Lande und an die Stelle der Kriegsfurie trat eine andre Geißel Gottes — die Pest. Es war eine schwere, trübe Zeit für unser Livland, dies erste Jahrzehnt des neuen 18. Jahrhunderts. — Wie hat sich die kirchliche Organisation bewährt in dieser bösen Kriegeszeit? Wie verhielten sich die Pastoren, was wurde aus den Gemeinden?

Es hat das Wort Gottes nicht geruht im Lande während des ganzen Krieges, es ist gepredigt worden an den Lagerzelten der schwedischen Truppen und der livländischen Landmiliz, in den dachlosen Kirchen, durch deren zertrümmerte Fenster der Wind

strich und die Oblaten vom Altar davontrug, es ist gepredigt worden in Riegen und Badstuben, ja, draußen im Waldesdickicht, in steter Gefahr, von einer Streifpatrouille aufgehoben und fortgeschleppt zu werden. Wo der Pastor geflohen oder gefangen fortgeführt war, da haben wohl Küster sich der Gemeinden angenommen und benachbarte Pastoren die Verwaisten mit dem Sakrament bedient. — Man mag die Pastoren jener Zeit schelten wieviel man will, sie waren gewiß, hier ebenso wie anderwärts, in ihrem äußeren Gebahren Kinder ihrer rohen Zeit, und wir wissen auch von manchem Fall, wo das Konsistorium einschreiten mußte wegen ärgerlichen Lebenswandels, namentlich wegen Trunksucht. Pastor Hornung von Karolen z. B. verteidigt sich bei seiner kirchlichen Oberbehörde: er habe wohl einige Schluck Branntwein genommen, sei aber keineswegs voll gewesen; in der Aufregung möge er vielleicht mit einer Flasche gespielt haben, da er die Nachricht erhalten von der Anwesenheit eines Streifkorps auf dem Pastorate; am meisten aber habe ihn ein Brief korrumpiert, den der gefangene Pastor Bergin an ihn gerichtet, in dem er um Opium gebeten, daher habe er an jenem Sonntage nur ganz kurz gepredigt. Es haben diese viel geschmähten Pastoren in jener bösen Kriegeszeit zum größten Teil ihres Amtes treu gewaltet. Man mag über das Luthertum jener Tage denken wie man will, und es war gewiß viel totes, unfruchtbares Wesen zu finden, die Gemeinden haben doch am Evangelium festgehalten, trotzdem es an Verleitungen zum Übertritt nicht wird gefehlt haben. Unter den 824 Personen, die aus Dorpat in verschiedene russische Städte deportiert wurden, findet sich nur bei vier weiblichen und einem männlichen Individuum vermerkt: „haben sich umtaufen lassen", obgleich damit wohl eine Verbesserung ihrer Lage zu erreichen war. Unbekannt ist es mir bisher geblieben, was es mit den drei lettischen Männern im Marienburgschen auf sich gehabt, die im Namen des Wojewoden von Petschur Kopulationen und Taufen verrichteten, die der Pastor „neu aufgeworfene Priester und Schullehrlinge" nennt, sowie was das für „Schulkinder" gewesen, die im Adselschen getauft und kopuliert haben. Ich vermute, daß es Glücksche Seminaristen gewesen, die dort dem Begehren der Gemeinde nach den gewohnten kirchlichen Formen nachgegeben, wie 50 Jahre früher der Küster und Vorsänger Raukin in Kremon.

Es war für die Pastoren jener Tage eine besonders schlimme Zeit. Bei Beginn des Krieges mußte jeder von ihnen auf seine Kosten einen Dragoner ausrüsten (die sog. Priesterdragoner), was ca. 120 Taler Alb. (= 150 Rbl.) ausmachte, eine große Summe für jene Zeit, da ein Lof Roggen 35 Kop., 1 Lpfd. Butter ebensoviel, ein Huhn 2 Kop. galt. Später wurde noch ein Dragoner von jeder Pfarre verlangt, konnte aber nur von wenigen mehr gestellt werden. Als nun die Pfarren in Asche sanken, flohen viele Pastoren, andre hielten treu bei ihren Gemeinden aus, liefen aber stets Gefahr, vom Feinde fortgeführt zu werden, und wenn sie das Lösegeld von 150—200 Tal. nicht aufbringen konnten, jahrelang in Gefangenschaft zu schmachten, oder aber, wenn sie in der Pfarre belassen wurden, das Mißtrauen von Freund und Feind zu erregen und hingerichtet zu werden, wie es dem Pastor von Odenpäh, Adrian Vergin, durch die Russen erging, oder von Gericht zu Gericht zu Gericht geschleppt zu werden von den Schweden, wie es Oldekop zu Ecks wiederfuhr*. In Vergin, dessen Vater Pastor zu Kamby, der Großvater Pastor in Rüggen gewesen war, verlor Livland einen trefflichen Kenner der estnischen Sprache und eifrigen Mitarbeiter an der estnischen Bibelübersetzung. Ein Unteroffizier, Vergins gewesener Schulmeister, war aus Reval nach Odenpäh gesandt worden, um nach Deserteuren zu fahnden und hatte dem Pastor einige Briefe mitgebracht, was er aussagte, als er von den Russen „sehr torquiert und elendiglich gefoltert wurde." Vergin konnte die Briefe nicht mehr vorweisen, da er sie verbrannt hatte. Seinen Worten, es seien nur Privatbriefe gewesen, traute man nicht, und so wurde auch er gefoltert, geknutet und gewippt, 1 Jahr 9 Monate in strengster Haft gehalten und endlich enthauptet. Es ist ein schönes Zeugnis für Vergin, daß die ganze Bauerschaft von Odenpäh für ihn eintritt, durch 9 Kirchenvormünder vertreten, die sich in einer Bittschrift an den Rat von Dorpat wenden, da sie sonst niemand wüßten, den sie um Übermittlung ihres Gnadengesuchs angehen konnten. Sie wollen alle Bürgschaft leisten, mit Leib und Leben, Hab' und Gut, daß an ihm nichts Untreues soll erfunden werden, und daß er nicht davonziehe. Sie erklären sich bereit, auch noch 2 Nachbarkirchspiele als Kaventen aufzubringen.

*) [Wohl nicht ohne Grund. D. Red.]

Am schwersten heimgesucht wurde der Dörptsche Kreis, der damals 29 Pfarren umfaßte, da zu ihm, außer den heutigen Sprengeln Werro und Dorpat, auch Kirchspiele des jetzigen Fellinschen Sprengels gehörten. Von diesem Sprengel hat sich eine Liste erhalten, aus der wir ersehen können, wie es im Frühjahr 1706 um diese 29 Pfarren Prädikanten stand: 4 waren nach Reval, 4 nach Pernau geflüchtet, 3 hatten andere Pfarren erhalten, 5 waren Regimentsprediger geworden, 3 waren tot, 1 von den Schweden, 4 von den Russen gefangen, und nur 5 waren bei ihren Gemeinden geblieben. Unter diesen war unermüdlich tätig der Pastor von Wendau, Joh. Svenske, aus Ingermannland gebürtig, der erst 4, dann 8 Kirchspiele bereiste und aller Orten predigte und die Sakramente verwaltete. Auch von den nach Reval und Pernau geflüchteten Pastoren wagten sich einzelne immer wieder in ihre Kirchspiele zurück, wo Küster und Bauern, „die da Büchen haben und lesen können", wie der Pastor von Gr. St.-Johannis schreibt, unterdessen die Taufen vollziehen, um ihren Gemeindegliedern das heilige Abendmahl auszuteilen. Es hat sich ein estnischer Brief erhalten, den der Küster von Kawelecht an seinen in Pernau befindlichen Pastor geschrieben. In diesem Briefe erzählt er, daß der Pastor eines Nachbarkirchspiels zwar versprochen habe herüberzukommen, um den Verwaisten das Sakrament zu reichen, wie aber weder Wein noch Obloten zu beschaffen wären, so daß die Bauern Geld zusammenschießen wollten, um beides aus Pernau zu besorgen, bei welcher Gelegenheit der Pastor auch heimkehren könnte.

In Süd-Livland sah es bis zur Pest besser aus. Wohl wütete auch hier der Krieg in schrecklichster Gestalt, sank eine Kirche nach der andern, ein Pfarrhof um den andern in Asche. Es handelte sich aber größtenteils nur um Streifkorps, die Gefahr ging darüber, und die Prediger, falls sie nicht in die Gefangenschaft geschleppt waren, versuchten ihre Gemeinden wieder zu sammeln, die niedergebrannten Kirchen wieder notdürftig herzurichten.

Einige brachten Glocken und Geräte nach Riga in Sicherheit und kehrten dann in ihr Kirchspiel zurück, um mit der Gemeinde das Kriegselend zu tragen. So der aus Riga gebürtige Piel von Tirsen; dreimal wird er ausgeplündert, es gelingt ihm aber stets,

selbst den Feinden zu entgehen, bis er 1705, vor einem Streifkorps fliehend, einem zweiten in die Hände fällt. Rigenser bringen die 150 Tal. auf, die für seine Ranzionierung verlangt werden, aber 1708 wird er wiederum gefangen und nach Wologda gebracht, von wo er erst nach dem Friedensschluß zurückkehrte. — Pastor Müller zu Selkingshof muß nach Glücks Wegführung auch Marienburg bedienen, lebt in den Lettinschen Wäldern, bis die Bauern ihm eine kleine „Rauchstube" (Riege) auffetzen. Als er nach zwei mühevollen Jahren diese gefahrliche Gegend verlassen will, um das verwaiste Lemburg zu bedienen, befiehlt ihm das Konsistorium, wieder nach Marienburg und Selkingshof zurückzukehren. Da dort nach zwei Jahren seines Bleibens nicht länger ist, weil man auf ihn fahndet, schreibt ihm der General-Superintendent vor, die Grenztruppen an der Ewst so lange zu bedienen, bis ein estnisch sprechender Prediger für diese Soldaten gefunden sei. Als dieses eingetreten, erbietet er sich, die ihrer Seelsorger beraubten Gemeinden zu Läsern, Dirsen, Schwaneburg zu bedienen, „da ihm die Stege und Wege daselbst aller Orten ziemlich bewußt." Als die Russen diese Grenzgebiete aufs neue verheeren, bittet er das Konsistorium, ihm die Verwaltung der Pfarren Lemburg und Jürgensburg zu gestatten. — Ähnlich ist es vielen Pastoren gegangen. So lange es ging, führte man die Kirchenbücher ordnungsmäßig weiter: das Kirchenbuch von Arrasch bricht 1708 plötzlich ab, obgleich der Pastor erst 1710 stirbt, er hat es wohl in Sicherheit gebracht vor den Streifereien der Kosaken von Ronneburg aus.

Hatte auch wildes Kriegsgetümmel der Verkündigung göttlichen Wortes nicht Einhalt tun können, wenn es auch nicht an geweihter Stätte erschallen konnte, sondern unter freiem Himmel in Wäldern und versteckt gelegenen Gesinden, so ging das Elend erst recht an, als 1710 die Pest ausbrach und Pastoren und Gemeindeglieder dahinraffte. Seit diesem Jahre zeigen sich in der Bedienung der meisten Kirchspiele kürzere oder längere Lücken. Im Wendenschen Kreise hat keine Unterbrechung stattgefunden in der Besetzung der Pfarrämter von Wenden, Ronneburg, Lasdohn, Seßwegen, Alt- und Neu-Pebalg. In der Bedienung jedoch hat es auch in diesen Kirchspielen arge Unterbrechungen gegeben. So ist Pastor Gerstenmeier von Alt-Pebalg eine Zeit lang russischer Gefangener in Sebesch, bis er mit 200 Tal. sich loskaufte, die er

persönlich in Riga kollektieren konnte, da ein vornehmer russischer Herr für seine Rückkehr gebürgt hatte, später hat er in Rigas Mauern Schutz gesucht. Desgleichen ist Pastor Schultz von Neu-Pebalg mehrere Mal vor dem Feinde geflüchtet und hat schließlich zwei Jahre in Riga zugebracht, Pastor Wagener von Ronneburg floh 1704 zweimal nach Riga, Wurm von Seßwegen saß mehrere Jahre gefangen in Pleskau.

Über die Zahl der Opfer, welche die Pest gefordert, bin ich nicht orientiert, auch fehlen uns aus den meisten Kirchspielen jegliche Angaben. In Riga und Umgegend sollen 60,000 Menschen an der Pest gestorben sein, von den zehn Predigern der Stadt war nur einer nachgeblieben, die Bevölkerung war auf 900 Personen gesunken — es heißt aber außer Arbeitsleuten, in Pernau waren von der 1000 Mann starken Garnison allein 880 der Seuche erlegen; im Kirchspiel Ronneburg waren 1710 2686 Menschen gestorben, 2267 nach übrig; in Arrasch betrug die Zahl der Täuflinge im J. 1703 — 104, nach 1720 aber nur 52, 1707 kommunizieren 1021, 1711 nur 487, und nur langsam hebt sich die Zahl der Kommunikanten und steigt über Tausend erst im Jahre 1727. Erwähnt sei hier in aller Kürze, daß bereits 1697 die Einwohnerzahl Livlands stark zusammengeschmolzen war durch die schreckliche Hungersnot. Mir steht die Zahl der vom Hunger Getöteten nur für zwei Kirchspiele zu Gebot, in Oberpahlen betrug sie 1729, in Pillistfer, wo jährlich c. 190 Verstorbene eingetragen sind, werden 1697 — 1240 Personen beerdigt.

Als am 4. Juli 1710 die Stadt Riga und neben ihr die Ritterschaft mit Scheremetjew, als Bevollmächtigtem des Zaren, die Kapitulation schloß, die unsre Heimat unter den Schutz des emporstrebenden Rußland stellte und ihr das evangelische Religionsbekenntnis und andre Freiheiten und Privilegien zusprach, da begann eine neue Aera für Livland. Die ersten Jahrzehnte zählten freilich zu den schwersten Zeiten, die diese Provinz je durchzumachen gehabt hat, trotz allen Wohlwollens, das Peter d. Gr. seinem neuen Besitz entgegentrug. Die ersten elf Jahre bis zum Nystädter Frieden gingen dahin in banger Ungewißheit über das schließliche Schicksal des Landes, das Westeuropa Peter nicht gönnen wollte. Selbst Preußen, Rußlands Verbündeter, wollte ihm nur Estland und Ingermannland zusprechen. Es ist deshalb der Jubel ver-

stündlich, mit dem Flottenkapitän Gossler überall begrüßt wurde, als er die Friedensbotschaft nach Dorpat und Riga brachte. Gar zu schwer hat dieses erste Jahrzehnt auf dem Lande gelastet, das durch einen grausam geführten Krieg und die ihn begleitenden Mißernten und Seuchen hart mitgenommen war und doch noch alle Kräfte anspannen mußte, um den Forderungen der neuen Regierung nachzukommen, die, außer dem Unterhalt fürs Heer, auch noch tausende von Arbeitern verlangte zur Wiederherstellung der Befestigungen in Riga und Dünamünde, und Balken nach Reval transportieren ließ zum Ausbau des dortigen Hafens.

Bevor ich auf die kirchlichen Zustände dieser Periode eingehe, will ich versuchen in möglichster Kürze die Wiederherstellung der äußeren Ordnung im Lande zu schildern, sowie die mannigfachen Hemmnisse namhaft zu machen, die einem raschen Aufblühen in materieller Hinsicht hindernd in den Weg traten und damit auch den geistigen Aufschwung schädigten. — Die Oberverwaltung der neuen Provinz legte Peter d. Gr. in die Hände Scheremetjews, dem bald andre russische Große folgten, die sich aber alle kaum um die Zivil-Verwaltung kümmerten, sondern meist nur mit militärischen Angelegenheiten beschäftigt waren. Für die inneren Angelegenheiten des Landes wurde das nach beendeter Reduktion aufgehobene Landratskollegium wieder hergestellt, und damit der Anfang gemacht zur Wiederaufrichtung des Landesstaates. Die privilegierte Stellung aber, die der russische Adel einnahm, hat damals auch den Adel Livlands verleitet, mehr Standespolitik als Landespolitik zu treiben und Ansprüche zur Geltung zu bringen, die er früher nie besessen*, so den Ausschluß Bürgerlicher vom Besitz der Landgüter, das Vorzugsrecht des Adels bei Pachtung der Domänen, die alleinige Besendung der Landtage mit Ausschluß der Städte. Auch verlangte die Ritterschaft wiederum das Recht über Bauern und Domestiken die Kriminal- und Zivilgerichtsbarkeit zu üben.

Die ökonomische Lage des Adels war die denkbar ungünstigste. Durch die Reduktion verarmt, hatte er das neue Jahrhundert begonnen, der Krieg hatte seine Güter verwüstet, kein Wunder, daß noch 1724 selbst solche Höfe, die nicht der Reduktion unter-

*) [Der Hauptgrund für diese Bestrebungen war wohl die ganz außerordentlich kümmerliche materielle Lage des Adels. D. Red.]

worfen gewesen, wie Drobbusch, wüst lagen, während der Besitzer in einem Gesinde lebte. Schwer lastete auf dem ganzen Lande und vor allem dem Bauerstande, die großen Fourageslieferungen zum Unterhalt der 20—30,000 Mann, die bis zur Regierungszeit Katharinas II. im Lande standen, oder der noch größeren Truppenmassen, die durchzogen Schießpferde verlangten, häufig 600 Pferde an jeder Station. Dazu kamen die Präsente für hochstehende Persönlichkeiten, die durchpassierten, so für Menschikow, als er in Mitau sich um die Herzogskrone bewarb. Diese Reise kostete der Ritterschaft 1100 Dukaten. — Nach viel ärger wurde es mit solchen Extraausgaben, als Peter d. Gr., leider zu früh, seine Augen geschlossen hatte, und nun unter seinen Nachfolgern und Nachfolgerinnen das unselige Günstlings- und Parteiwesen anging. Ein Landtag beschäftigt sich besonders mit der Fundation einer Defrayierungskasse, zur Aufnahme und zum Unterhalt vornehmer Herrschaften, die aus oder nach Petersburg durchreisten. Wie groß damals die ökonomische Bedrängnis gewesen, illustriert wohl am besten der auf demselben Landtage gemachte Vorschlag, die Funktionen der Ordnungsgerichte, der Eriparnis wegen, dem Kreiskommissar, d. h. einem Beamten der Domänenverwaltung zu übergeben, und sich so des sonst eifersüchtig gewahrten Rechts zu entschlagen, die Verwaltungsposten mit Landeskindern zu besetzen. Diese beständige Leere der Ritterkasse wurde erst beseitigt, als Katharina I. der Ritterschaft die Trikatenschen Güter schenkte, gegen Erstattung des von der Krone ausgezahlten Pfandkapitals, der Immissionskosten und noch 300 Dukaten. Viel Sorge hat dem Landratskollegium die auf des Kaisers Wunsch errichtete Pferdepost bereitet, da sie gleich im ersten Jahre (1712) einen Zuschuß von 8000 Tal. verlangte und jährlich höhere Anforderungen stellte, namentlich als der Hof zeitweilig in Moskau residierte und die Errichtung einer zweiten Linie bis Pleskau verlangt wurde.

Die Hakenzahl von 1688 ist erst 1757 wieder erreicht worden. Die Bevölkerung Livlands mit Oesel wurde 1771 erst auf 447,600 Seelen veranschlagt, darunter 394,446 Leibeigene. Die direkten Steuern waren nicht hoch, sie bestanden nur aus der Roßdienstablösung und der sog. Station, d. h. der Naturalprästande. Bei Ablieferung letzterer in die Kronsmagazine hat die Bauerschaft

namentlich des Heus wegen viel zu erdulden gehabt, da dieses häufig unterwegs naß wurde und deshalb zurückgewiesen wurde. Ich habe nur für das Jahr 1750 die Einkünfte des Staates aus diesen Steuern gefunden. Sie betrugen an Geld 57,662 Rbl, worin aber auch die Pachtzahlungen für Kronsgüter stecken sollen, und an Korn 64,342$^{9}/_{10}$ Lof Roggen, ebensoviel Lof Gerste, 13,452 Lof Hafer und 22,421 Fuder Heu. Dazu kommen aber die enormen Ausgaben für Einquartierung und die ungeheuren Forderungen an Schießpferden und Fuhren, an Arbeitern zu Kronsbauten, die großen Haferlieferungen zu einem vom General-Kommando bestimmten Preise und namentlich das wiederholte, zuletzt von Drohungen begleitete Verlangen nach Kürassierpferden, die im Lande nicht mehr aufzutreiben waren. Was es um eine Militärschneße gewesen, auch noch im 19. Jahrh., kann man aus dem Munde älterer Bauern noch hören und sich vielleicht ein Bild davon machen. wie es im 18. Jahrhundert dabei zugegangen. Namentlich über eine Schneße sind wir genauer unterrichtet, die vom J. 1758, wo alle Güter Livlands Vorspann- und Schießpferde liefern mußten bis nach Preußen hinein, trotzdem aber auch auf den livl. Stationen Pferde in großer Anzahl gestellt werden mußten. Der Wendensche Kreis allein verlor damals 183 Menschen und 1131 Pferde.

Ich bin ausführlicher geworden, als es vielleicht nötig erscheint. Ich wollte aber durch Hinweis auf die ungeheuren materiellen Lasten, die auf dem Lande und letztlich auf dem Bauernstande ruhten, Lasten, die noch gesteigert wurden durch mehrere Mißernten und Viehseuchen, die unsre Heimat zu ertragen hatte, und auch durch öfteres Kornausfuhrverbot bei guter Ernte, die Schwierigkeiten nachweisen, die ein rasches Aufblühen in geistiger Hinsicht verhinderten. Zu diesen publiken Auflagen kam dann hinzu, daß leider mit der Restitution auch das große Revisionswerk der schwedischen Regierung zur Festlegung der bäuerlichen Leistungen aufgehoben wurde, so daß es in der Macht harter Herren lag, — und auch mehrere Pastoren müssen dazugezählt werden, — die Frohne nach Belieben zu steigern. Es haben dieses viele nicht getan, der Lebenszuschnitt des eigentlichen Landadels war nach allen Schilderungen jener Zeit ein sehr einfacher, das Wohnhaus unscheinbar und häufig mit Stroh gedeckt, wir hören von

Edelfräulein, die selbst den Garten bestellen müssen; dem berühmten Feldherrn Loudon konnten seine Eltern beim Eintritt in den russischen Dienst keine Zulage bewilligen, er hat sich mit Soldatenkost begnügen müssen, — aber rechtlich anzusehen, war doch der Bauer mit Leib und Gut seinem Besitzer ausgeliefert, ein Zustand von Recht- und Besitzlosigkeit, wie es vorher nie nachzuweisen ist.

Dieses Alles bildet den düstern Rahmen, in dem sich der Wiederaufbau geistigen Lebens vollziehen sollte. Es ist selbstverständlich, daß die langen Kriegsjahre mit ihrer Untergrabung jeglicher Ordnung auch eine allgemeine Verwilderung der Bevölkerung herbeiführen mußten. Zur Verbesserung der Sitten hat das Militär nie getaugt, und so werden die in Livland lange Jahre hindurch stehenden Soldaten wohl mit Schuld tragen an manchem dunklen Punkte der damaligen Moralität. Diese Jahre haben auch erwiesen, welche Lebenskraft in den Letten und Esten Livlands steckte, und wie tief doch schon das Evangelium Wurzel geschlagen im Volke, daß es all' die verschiedensten Elemente, die ihm durch Übersiedlung von Weißrussen, Kleinrussen und Großrussen in durch die Pest entvölkerte Gegenden zugeführt wurden, wovon die Revisionslisten Kunde geben, sich assimilierte und der evangelischen Kirche zuführte.

Die Geistlichkeit Livlands kam ökonomisch früher ins Gleichgewicht, als der Adel. Es war dies teilweise ein Verdienst der schwedischen Kirchenordnung von 1687, die das Kirchenwesen an feste Ordnungen gebunden; das Hauptverdienst kommt aber dem Adel zu. Es wird das stets ein Ruhmesblatt in der Geschichte der livländischen Ritterschaft bleiben, daß inmitten der Verwirrung, Zerstörung und Verarmung, die Krieg und Pest herbeigeführt, der Ruf laut wurde nach Wiederherstellung von Kirchen und Pfarren, trotzdem noch die meisten Richterstühle unbesetzt, die Kassen der Ritterschaft geleert waren, und hohe Kontributionen drückend empfunden wurden. Wie auch der einzelne sich zu Kirche und Religion gestellt haben mag, als Korporation ist die Ritterschaft ihres durch die Kapitulation erworbenen Patronatrechtes eingedenk gewesen.

Eine der ersten Wahlen des Landtags von 1710 war die eines Generalsuperintendenten, sie fiel auf den Pastor zu Narva Heinrich Brunnigk, der dort auch geboren war, einen großen Kanzel-

redner und tüchtigen Administrator. Auch sonst haben die Landtage dieser Periode sich oft mit kirchlichen Fragen beschäftigt, wenn der Wunsch laut wurde nach Kirchenvisitationen, nach Wiederaufbau der zerstörten Gotteshäuser und Besetzung der Pfarren mit frommen und geschickten Subjekten. Schon 1711 bildet auch die Wiederaufrichtung der Universität eines der humillima desideria des Landtags. Eine eingreifende Abhilfe der Notstände in Kirche und Schule war aber nicht möglich, solange der Krieg fortdauerte und die Kontributionen des Militärs Herren und Bauern nicht aufsaugen ließen. Die Pfarren wurden verhältnismäßig rasch wieder besetzt; wo es irgend angeht, muß allerdings ein Pastor mehrere Kirchspiele bedienen, im Wendenschen Kreise wird zuletzt besetzt Arrasch — 1722, in Südlivland Palzmar im J. 1727. Einen guten Teil der neu installierten Prediger bildeten die aus russischer Gefangenschaft zurückkehrenden Pastoren. Die Pfarrhäuser lagen fast alle in Asche, so daß Pastoren jahrelang in Badstuben der Pastorale oder im Küsterate lebten; von einigen hören wir, daß sie um Translokation baten, weil sie es im betreffenden Gebäude unmöglich aushalten konnten, wie Mertz, der aus Allasch nach Kokenhusen gesandt wurde, wo er „elendiglich" lebte, bis er 1719 Schujen und Rtau erhielt.

Der Landtag sorgte für Wiederaufrichtung der 1694 aufgehobenen Kirchenvorsteherämter, denen die Externa des Kirchenwesens anvertraut wurden, den Kirchenvorstehern wurde in damaliger Zeit auch die Aufrechterhaltung des Haus- und Kirchenfriedens, d. h. die Kirchenzucht übertragen. Diese Kirchenzucht war nach schwedischem Gesetz eine sehr strenge. Für jene wilde Zeit war wohl Strenge auch das einzige Mittel, um wenigstens äußerlich Ordnung zu schaffen, dem Sonntage seine Stellung wiederzugeben, dem Fluchen und Schwören und andren Ausbrüchen der Sünde zu wehren. Ungeheuer scharf waren die Strafen wegen Ehebruchs, kein Geld sollte die Übertreter befreien vom Strafschemel. Ob diese Bestimmungen in jedem Falle Anwendung gefunden, weiß ich nicht, man hat sie aber so schwer empfunden, daß der Ritterschafts-Konvent von 1752 ihre Unanwendbarkeit dekretierte, und 1764 auch der Strafschemel für gefallene Mädchen hinausgeschafft wurde, dem wohl nicht mit Unrecht Schuld gegeben wurde an den vielen Kindsmorden. Strafzahlungen für Feiertagsentheiligung und

Übertretungen des sechsten Gebotes blieben aber noch bestehen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Ob diese strenge Kirchenzucht viel gefruchtet? Da sie nicht von der Gemeinde ausgeübt wurde, sondern eine Art Kirchenpolizei war, so sind ihre Wirkungen auch nicht in die Tiefe gegangen, aber auch die äußerliche Zucht ist nicht so zu verachten, wie die Aufklärung einst es tat, und es jetzt wieder oft beliebt wird, sie ist die feste Schale, die bereit ist, den Inhalt aufzunehmen.

Die Aufsicht über Lehre, Amtsverwaltung und Leben der Geistlichen stand dem Oberkonsistorium zu, dessen Sitz seit Eroberung Dorpats nach Riga verlegt worden war, und dessen Bestand noch heute derselbe ist. Die 8 Propstsprengel des Landes waren in jenen Tagen anders abgeteilt als zu unsrer Zeit. Nachfolger Bruiningk's im Amte eines Generalsuperintendenten waren in unsrer Periode Jakob Benjamin Fischer 1736—44, der sich besonders dem Schulwesen zuwandte, auch eine Neuausgabe der lettischen Bibel veranstaltete, und Jakob Andreas Zimmermann 1745—70. Letzterer wird uns als strenger Wächter über Lehre und Wandel seiner Pastoren geschildert. Er soll Niemanden zum Amt zugelassen haben, der nicht ein Tentamen bestanden, eine theologische Abhandlung und ein lateinisches curriculum vitae eingesandt und Probepredigten gehalten, auf drei Wochen mußte jeder Kandidat nach Riga kommen. Auch jeder Prediger, der zu einer andren Pfarre präsentiert wurde, mußte ein Tentamen aushalten, einen hebräischen Bibelvers übersetzen und auslegen, sowie in der Jakobikirche eine Predigt halten. Die seit Samsons Zeit unter schwedischer Herrschaft gehaltenen Synoden mit wissenschaftlichen Vorträgen und Diskussionen lassen sich in unsrer Periode nicht nachweisen.

Wenden wir uns den Geistlichen selbst zu. Wie haben sie ihr Amt geführt, sind es die „frommen und tüchtigen Subjekte" gewesen, nach denen man Verlangen trug? Sie sind oft geschmäht worden, sie haben es vielfach auch verdient, den Stab über allen zu brechen, halte ich für ungerecht. Schauen wir uns die Belastungszeugen näher an. Ausschalten möchte ich da gleich für unsre Periode die Schriftsteller der Aufklärungszeit am Ende des Jahrhunderts; was sie erzählen, sind Anekdoten, die im Lande kursierten, oft vielleicht wahre, oft aber übertriebene und ganz erdachte.

Die Zeit selbst kannten sie nicht aus persönlicher Anschauung und Quellenstudien haben sie nicht gemacht. So schreibt Hupel: „Mancher Prediger mußte 10 (!?) Kirchspiele verwalten. Unstudierte setzten sich in die Pastorate und verwalteten das Amt. Wie viele lächerliche Geschichten erhalten nach jetzt das traurige Andenken jener kümmerlichen Zeit. Als das Land zur Ruhe kam, wurden die unberufenen und untauglichen abgesetzt, um einer erhielt von Kaiser Peter I. einen Schutzbrief." Dieser eine war Arens, der immer herhalten muß, wenn man den Pastoren jener Zeit eins versetzen will. Auch Generalsuperintendent Brunnugk hatte für ihn nur ein Achselzucken. Arens war Buchbinder und später Kaufmann in Dorpat gewesen, hatte nicht studiert, wohl aber die Bibel und asketische Schriften gelesen, war der deutschen, estnischen, russischen, schwedischen, lettischen und polnischen Sprache mächtig. Nach der Eroberung Dorpats zog er des Sonntags mit einer Postille hinaus in verwaiste Landgemeinden, las den Leuten eine Predigt vor, taufte und beerdigte und ließ sich endlich auf Bitten der Gemeinde in Rüggen nieder. Als 1708 alles, was deutsch war in Dorpat und Umgegend, fortgeschleppt wurde, mußte auch Arens mit, erhielt jedoch bereits 1712 seine Freiheit, zog wieder nach Rüggen und trat hier dem vorüberfahrenden Kaiser mit Salz und Brot entgegen, worauf dieser ihm seine Bitte erfüllte und einen Zettel ans Konsistorium gab mit dem Befehl, Vorzeiger zu ordinieren. Es hat sich die Anekdote erhalten, daß man ihn examiniert habe, ob er die Grundsprachen der Bibel kenne, worauf er geantwortet habe, er verstehe weder hebräisch noch griechisch, wohl aber estnisch, und die Kenntnis letzterer Sprache gebe ihm Brot. Arens wurde auch von den in Dorpat zurückgebliebenen Esten zum Pastor erbeten, wohnte in Rüggen, hat aber die Dörptsche Gemeinde fleißig bedient, auch brav Kirchenzucht geübt, wenn „die Vorstäterschen mit Ruschen Männern" in puncto VI sündigten, eine Notkirche und ein Armenhaus erbaut, wie es das leider stark beschädigte Kirchenbuch von St. Marien berichtet. Er hat sein Kirchenbuch mit den Worten begonnen: „Gott stärke mich in sein Wort, die Schäflein wohl zu weiden." 1724 ist er wegen anstößigen Lebens beim Konsistorium verklagt gewesen, — die Akten sind mir nicht zugänglich gewesen — das Gnadenmanifest soll ihn vor Remotion geschützt haben. Wenn dieser dunkle Punkt nicht wäre, wüßte ich nicht,

was namentlich diejenigen an ihm zu mäkeln haben, die sonst den studierten Pastor dem ungelehrten Herrenhuter Vorbeter nachsetzen

Ein schlimmes Zeugnis aber bildet das Desiderium des Landtages von 1730 den Predigern möge es verboten werden, den Branntweinbrand, wie es bisher im Dörptschen Kreise vorgekommen, im Großen zu betreiben und dazu Korn aufzukaufen, sie sollen sich auf den Hausbedarf beschränken. Ein schlechtes Licht wirft auf den Predigerstand auch das Vorkommen solcher Geistlichen, die die ärgste Bauernschinderei verübten; ein Scheusal scheint der Pastor von Lemsal, Herr Johann Gottfried Sirtet, gewesen zu sein, der nicht nur seine Bauern übermäßig belastete, sondern sie auch eigenhändig knutete. Schwer wiegen auch öftere Klagen des Landtages über „pastorale Lauheit in der Schulsache". Näheres über diese Sache ist mir allerdings unbekannt, die Anfänge unsrer Volksschule sind noch nicht aktenmäßig behandelt worden. Ob aber nicht auch den Neugründungen von Schulen sich Hindernisse in den Weg stellten, die die Pastoren nicht überwinden konnten? So bittet der Generalsuperintendent im J. 1730, die Kronsbauern zu obstringieren zur Entrichtung der in schwedischer Zeit normierten Leistung für die Kirchspielsschulmeister. Der Landtag von 1736 nahm das Projekt des Generalsuperintendenten an, wonach alle Güter zur Errichtung von Gebietsschulen verpflichtet wurden — eine Bestimmung freilich, die nur sehr langsam sich realisierte und später wieder völlig in Vergessenheit geriet.

Aber, meint man, trotz milder Disziplin hat das Konsistorium doch eine Reihe von Predigern suspendieren und removieren müssen. Mir scheint gerade die Handhabung der Disziplin in jener Zeit eine recht strenge gewesen zu sein. Der als Gegenbeweis angeführte P. Pauly zu Schujen ist nicht wegen Milde des Konsistoriums, sondern durch die Gnadenmanifeste von 1742 und 1745 im Amte belassen worden, und hat es dann für klüger gehalten, selbst zu resignieren. Nach zwei Jahren berief ihn der Reichskanzler Bestuschew nach Arrasch, wo er noch zwei Jahre still gewirkt hat. Ihm werden hohe Gaben und hinreißende Beredsamkeit nachgerühmt. Er hat auch eine Arbeit über lettische Orthographie verfaßt, die später im „Magazin" erschienen ist — Die Anforderungen der Gemeinden an ihre Prediger scheinen recht hohe gewesen zu sein. Die größte Anzahl der Remotionen fällt in eine

spätere Zeit, und ebenfalls die hößlichsten Beschuldigungen; die Anklagen in unsrer Periode lauten meistens auf Amtsvernachlässigung, namentlich verabsäumte Krankenbesuche bringen die Gemeinde auf. Wann und wo es sich ereignet, daß Pastoren im Schlafrock das heil. Abendmahl ausgeteilt und in der Predigt, statt den Text auszulegen, von Priesterkorn und Holzfuhren geredet haben, weiß ich heute noch nicht. Ich stelle die Möglichkeit nicht in Abrede und gebe zu, daß zum livländischen Ministerio so manches Subjekt gehört hat, das alles andre eher hätte werden sollen, als Geistlicher, den Pastorenstand jener Tage im Ganzen aber muß ich durchaus in Schutz nehmen: sie haben eine Riesenarbeit vollbracht, indem sie das im Kriegslärm aufgewachsene Geschlecht jener Tage, das, außer andern schädlichen Einflüssen, auch Jahrzehnte hindurch dem Beispiel einer rohen Soldateska ausgesetzt war, hineinzwängten in kirchliche Zucht und ihnen die Elemente des christlichen Glaubens beibrachten. Das Beispiel der Amtsbrüder, die Strenge der Generalsuperintendenten hat auch ungeistliche Elemente gezwungen, wenigstens äußerlich das Amt zu versehen, wie auch der kirchliche Sinn der Mehrzahl vom Adel die unkirchlich Gesinnten auf den Landtagen nicht zu Worte kommen ließ. Sie haben nicht nur auf der Kanzel gestanden, diese vielgeschmähten Pastoren der orthodoxen Schule, nebst ihren Amtsbrüdern, die unter Franckes Einfluß gebildet worden, — sie haben Gesinde für Gesinde besucht und durch Erläuterung des Katechismus, wobei das in der Woche durchgenommene des Sonntags in der Kirche wiederholt wurde, ihren Gemeinden das ABC des Glaubens beigebracht. Als 1729 Herrnhut ins Land kam, hätte es nie zu solchen Erweckungen kommen können, wenn nicht die harten Herzen schon verwundet gewesen wären durch die Pflugschar göttlichen Wortes. Das Lesen haben sie allerdings nur wenigen Gemeindegliedern beigebracht, von Schulen hört man nur in einigen Kirchspielen*. Ich habe noch keine Gelegenheit gefunden, viele Kirchenbücher jener Zeit daraufhin zu prüfen, ob nicht zwischen den Zeilen sich etwas darüber findet. Die Kommunikanten, besonders die erstmaligen,

*) [Von großem Interesse in dieser Richtung sind u. a. die Angaben im Smilstenschen Kirchenbuch, die es wohl verdienen würden, besonders behandelt zu werden. Wir hoffen den Lesern der „Z. M." nächstens darüber berichten zu können. D. Red.]

wurden regelmäßig geprüft im Christentum, und da finden sich auch Bemerkungen wie „Moische gelodte besser zu lesen in futura“, „Anna hot das Lesen schändlich vergessen“, „Jüri hot alles vergessen und, wie man mir erzählt, hat er sogar sein Buch verkauft.“ Namentlich auch aus Bemerkungen in den Totenregistern gewinnt man manchen Einblick in den Zustand der Gemeinden. Neben exemplarisch frommen Wirten und treuen Knechten und andern Liebhabern göttlichen Wortes gibt es solche, die Predigt und Sakrament verachtet haben.

Von seinen deutschen Eingepfarrten verlangt ein Arrascher Prediger sonntäglichen Kirchenbesuch, er notierte Sonntag für Sonntag, ja zu den hohen Festzeiten für alle drei Feiertage, wer von den Deutschen in der Kirche gewesen, wobei seine Bemerkungen stets variieren: „alle Deutschen waren zu Hause, aber nicht in der Kirche“, man hat die schändliche Vernachlässigung und Verachtung des öffentlichen Gottesdienstes leider von allen Deutschen mit Seufzen bemerkt“, „Wunder, waren von allen Höfen Zuhörer“ usw. Ob er stets bereit war, deutsch zu predigen, kann ich nicht ersehen, es scheint fast, als ob er sie im lettischen Gottesdienst erwartet, wenn er z. B. schreibt: „Der Kirchenvorsteher war in der Kirche, ging aber vor Anfang der lettischen Predigt davon.“

Eines jenen Predigern gemachten Vorwurfs habe ich noch Erwähnung zu tun, er findet sich im Bericht des Oberkirchenvorstehers Campenhausen über Visitationen im Wolmarschen Kreise, und lautet: „Wenn man bedenkt, daß pastores je und je gewesen und doch nicht ein besserer Zustand erfolgt und überdem viele sehr leicht und obenhin nur mit Ablegung sonntäglicher und festtäglicher Predigt und verordneter Katechisation ihr Amt wie ein Handwerk verrichten und das nicht einmal mit Treue tun, so ist zu erkennen, daß noch mehr geschehen muß“ — Diese Anklage wird gewiß der Berechtigung nicht entbehren, es haben nicht alle Gemeinden bei den Katechisationen, wie die zu Arrasch, summa cum laude bestanden, und die betr. Prediger wären, wenn sie zur Zeit der Visitation schon längere Zeit an der betr. Gemeinde gewirkt hatten, nicht freizusprechen; ich möchte aber doch auf einen Umstand aufmerksam machen, der bei Wertung des Urteils in Betracht zu ziehen wäre: General v. Campenhausen gehörte der Spenerschen Richtung an und konnte keinen Gefallen finden an der Art und Weise der

älteren Schule. Schreibt er doch, daß der Walmarsche Pastor Neuhausen gesagt habe: „Wenn doch das Wort Wiedergeburt nicht in der Bibel stände!“ Von Neuhausen haben wir andre Zeugnisse. Von seiner Arroschschen Gemeinde hatte er sich verabschiedet mit den Worten: „Möge der Erhörte Christus eure Seelen weiden, daß keine Seele, die mit seinem Blut erkauft ist, aus dieser Gemeinde zugrunde gehe, daß alle, die in Finsternis sind, zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.“ In Wolmar hatte er, unter Beihilfe der Generalin Hallart, viel erreicht; es war ein vielversprechendes Arbeitsfeld, das die Brüdergemeinde dort vorfand, zu deren Freunden er auch gehörte. So kann dieser Ausruf nur verstanden werden als Gegensatz gegen das pietistische Drängen auf „Wiedergeburt“ und den „Durchbruch der Gnade“.

Damit sind wir auf das in unsrer Kirchengeschichte epochemachende Ereignis gekommen: das Erscheinen Herrnhuts in Livland. P. Grüner-Cremon hatte 1729 um einige mährische Brüder gebeten, die als Handwerker unter den Letten seines Kirchspiels leben sollten, diesen ein Vorbild christlichen Wandels. Der Zimmermann Christian David folgte mit zwei Genossen diesem Rufe, hielt sich aber mehrere Wochen in Riga auf, wo er heimliche Zusammenkünfte veranstaltete und solches Aufsehen erregte, daß Generalsuperintendent Fischer seine Ausweisung veranlaßte. Nun ging David nach Cremon, vertrug sich aber nicht mit Grüner, da er nicht in stiller Arbeit durch sein Beispiel auf die Gemeinde wirken wollte, sondern missionieren, Spreu und Weizen scheiden und die Gläubigen in Häuflein sammeln. Von Cremon begab er sich nach Walmarshof zur Generalin Hallart, einer von Francke angeregten lebendigen Christin, die ihren Pastor Neuhausen, der in Halle studiert hatte, eifrigst unterstützte in seiner gesegneten Tätigkeit durch Anlegung von Schulen und Verbreitung der heil. Schrift. Beide glaubten der Wolmarschen Gemeinde aufs beste zu dienen, als sie die Niederlassung der Brüder möglichst unterstützten und sie den benachbarten Predigern empfahlen. Von hier aus haben sich herrnhutische Sendlinge über das ganze Land ausgebreitet. Man nahm sie großenteils mit Freuden auf, da man von ihnen Pflege christlichen Lebens und christlicher Zucht in den Gemeinden erwartete, und nur wenige gab es, die von Anfang an sich mißtrauisch verhielten.

Einen fast vollständigen Sieg gewann Herrnhut 1736, als Graf Zinzendorf persönlich nach Livland kam; fast der ganze Adel fiel ihm zu, auch der Generalsuperintendent ließ sich von dieser hinreißenden Persönlichkeit gewinnen. In Wolmar wurde ein Seminar gegründet, in das sich lettische Jünglinge drängten, die dann wieder die Verbreitung herrnhutischer Ideen übernahmen; überall wurden Bethäuser gebaut, die herrnhutischen sonderlichen Einrichtungen getroffen, bis die Brüder schließlich das Heft in Händen hatten und der Kirche und deren Diener nicht mehr bedurften. Sie hielten in ihren Bethäusern nicht mehr nur Erbauungsstunden ab, sie tauften, sie trauten, nachdem sie die zu Kopulierenden durchs Los ermittelt, sie hielten das Abendmahl in Verbindung mit der Fußwaschung und drängten so den Pastor völlig beiseite. Die Landeskirche nannten sie das Babel, Prediger, die sich den herrnhutischen Gehilfen nicht unterordneten, wurden den Kindern der Welt gleichgestellt, Gesetzesprediger gescholten, die nichts als den Katechismus verständen und keine Erfahrung von der Gnade hätten. „Sie seien nur darauf aus, daß die Leute fleißig beten und singen, zur Kirche und zum heiligen Abendmahl gehen und ein fromm ehrbar Leben führen sollen.“ So mußte sich eine Reaktion anbahnen. Bevor man aber über die zu ergreifenden Maßregeln schlüssig wurde, kam 1743 völlig unerwartet aus Petersburg das Verbot aller herrnhutischen Versammlungen und der Befehl, die deutschen Brüder auszuweisen, und als Graf Zinzendorf persönlich erschien, um sein Werk zu retten, wurde er auf Befehl der Regierung in Riga gefangen genommen und dann an die Grenze geschafft. Sonst aber wurde in Livland noch gezögert, es wurden Berichte von den Pastoren eingefordert, bis ein erneuter kaiserlicher Befehl jedem Zaudern ein Ende machte. Leider wurde auch das Seminar geschlossen. Im J. 1745 wurde Zimmermann Generalsuperintendent und mit ihm begann der Kampf der lutherischen Kirche gegen Herrnhut. Was Herrnhut in Livland geleistet hat, wie es zum Zusammenstoß mit der Landeskirche mit innerer Notwendigkeit kommen mußte, das zu schildern liegt außerhalb meiner heutigen Aufgabe.

Was das Verhältnis der Landeskirche zu andern Konfessionen anbetrifft, so sei kurz erwähnt, daß nicht nur keine Opposition stattfand, als die reformierte Gemeinde in Riga die Erlaubnis

erbat zur Erbauung eines Gotteshauses, sondern daß auch die Jakobikirche ihnen zur Benutzung angeboten wurde, bis sie ihre eigene Kirche erbaut hätten — ein Anerbieten, das zu schwedischer Zeit undenkbar gewesen wäre, im Übrigen aber nicht ausgenutzt wurde. Von griechisch-katholischen Gotteshäusern hört man, außer in Riga, Pernau und Dorpat, nichts, die Kinder russischer Eltern auf dem Lande wurden von lutherischen Pastoren getauft, bis 1747 der Befehl erging, solche Kinder unter keinerlei Vorwand zu taufen.

Schließlich möchte ich noch darauf hinweisen, daß in unsrer Periode bereits ein Anfang gemacht wurde zu christlicher Liebestätigkeit außerhalb der Einzelgemeinde. Es sind, wohl auf Anordnung des Konsistoriums, Kollekten eingesammelt worden für das abgebrannte Lemsal, für die Kirche zu Narva, für die Wendensche Kirche zum Turmbau, zur Erbauung eines steinernen Pastorats bei der Petrikirche in Petersburg usw., daneben aber sind Sammlungen veranstaltet worden, die nicht den Glaubensgenossen in der engeren und weiteren Heimat zu gute kommen sollten, sondern ausländischen Städten, über deren besondern Notstand ich nichts habe in Erfahrung bringen können, zur Erbauung von Kirchen und Schulen Hilfe leisten sollten, so die Kollekten für Altona, Sobernheim und Elberfeld. — Recht häufig kommen während des ganzen Jahrhunderts vor Kollekten zur Loskaufung Gefangener griechischer Religion aus türkischer Gefangenschaft. Das sind die ersten Anfänge zu all den Vereinen und Kassen, die jetzt bei uns die Arbeit christlicher Liebe zu leiten und zu wecken suchen.

So hat sich die Kirche Livlands in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts angeschickt zum Wiederaufbau des durch den Krieg Zerstörten. Sie hat sich wacker gehalten, und trotz aller Mängel und Gebrechen, die wir an der Landeskirche und ihren Dienern und Gliedern wahrnehmen, müssen wir doch bekennen: das Evangelium hatte Wurzel geschlagen, war eine Lebensmacht geworden.

# Johann Wolthuß von Herse.

## Dritter Akt.

Szene: Ein Zimmer im Hause des Bürgermeisters von Reval.

### Erster Auftritt.

**Plettenberg. Sibylle.**

**Sibylle** (von rechts kommend). Wo steckt Ihr, Junker?

**Plettenberg** (aus der Tür links). Hier, Jungfer Sibylle!

**Sibylle** (tritt vor ihn, die Hände auf dem Rücken)
Versteht Ihr auf die Kunst Euch, still zu halten?

**Plettenberg.** Das kommt drauf an.

**Sibylle.** Ich mein' in währender Zeit
Ward Anlaß Euch genugsam, sie zu üben;
Doch ungelehrig habt Ihr Euch erwiesen.

**Plettenberg.** Die Kunst! Nur wenig taugt sie einem Mann.

**Sibylle.** Meint Ihr, sie ward für Weiber nur ersonnen?
Jedwedem frommt sie, und so soll mit Fleiß
Sie jeder sich zu eigen machen auch.
Und darum — setzt Euch hier auf diesen Stuhl!
(Er setzt sich)
Und jetzt — streckt her die fehdelustigen Arme,
Als gält' es einen grimmen Feind zu fassen!
(Wie er die Arme vorstreckt, wirft sie ihm über beide eine Garndocke)
Gefangen ist der Ritter und gebunden
Im Weibernetz und wird nimmer gelöst,
Es sei denn, daß er fein um Gnade bittet.

**Plettenberg.** Auch solche Kunst fand selten mich gewärtig.

**Sibylle.** Dann steht es schlimm um Euch. Ihr bleibt in Banden.

**Plettenberg.** Und wüßt' ich sie, leid wär' mir's, sie zu üben.

**Sibylle.** Gar artig ist der Junker Unwirsch heute;
Doch heißt es wohl: Wer artig ist, der lügt.

**Plettenberg** (auf ein Vogelbauer weisend)
Seht Ihr den Vogel dort? Öffnet die Pforte!
Einst war die weite Welt ihm schier zu eng,

Jetzt iſt der Käfig ihm ſo Welt genug,
Daß er ſich fürchtet vor das Tor zu ſpringen.
Sibylle. Doch ſchlägt aus Ohr von draußen her ein Ruf,
Ein Lockruf nur, fort iſt er durch das Fenſter
Im Hui. —
(Sie wickelt eifrig am Garn. Nach einer Weile fortfahrend.)
Vernahmt Ihr's ſchon? In jüngſter Nacht
Zum Stadttor eingeritten kam — der Meiſter.
Plettenberg (ſpringt auf und läßt das Garn fallen)
Der Meiſter!
Sibylle (das Garn von neuem über ſeine Arme legend)
Nun, was gibt's?
Plettenberg. Fort muß ich, fort!
Sibylle. Ich mein', Ihr habt mir jetzt das Garn zu halten.
Plettenberg. Verzeiht, Sibylle, doch von alters her
Galt bei dem deutſchen Kriegsmann ſolcher Brauch,
Daß Herrendienſt geht über Frauendienſt.
Sibylle. Nehmt Ihr dereinſt ein Ehgemahl, verſchweigt
Die Weisheit ihm! Sonſt möcht' es mit Euch hadern.
Doch unbeſchadet Eurer Mannentreue
Mögt weilen Ihr, denn Ihr ſeid wund und braucht
Der Pflege noch.
Plettenberg. Ich fühle mich geſund.
Sibylle. Zudem — ſpät iſt der Meiſter eingezogen,
Weit war der Ritt, er pflegt der Ruhe nach.
Bis er erwacht, iſt fertig längſt der Knäuel.
(Sie macht ſich wieder an die Arbeit.)
Leſt, Junker, Ihr zuweilen auch in Büchern?
Plettenberg. Ich leid es nicht, weil es ein mühvoll Tun.
Sibylle. Wer's kann, dem gibt es viel.
Plettenberg. Mag ſein, jedoch
Ich glaub', ich tauge nimmermehr dazu.
Sibylle. Von einem Recken aus der Heldenzeit
— Es war ein ſtarker Held — las ich noch jüngſt,
Der lernt' im Frauendienſt ſogar — das Spinnen.
Wie wär's, wenn Ihr zum Vorbild ihn Euch wähltet?
(Er hat das Garn wieder ſinken laſſen.)
Es iſt umſonſt, Ihr ſeid zu ungefüge.
(Sie beobachtet ihn, wie er zerſtreut in die Ferne blickt.)
Der Lockruf tönt, der Vogel horcht ins Weite
Und regt die Flügel ſchon zu eilger Flucht.

Plettenberg. Sibylle, ja, es zieht mich fort, zu taten!
Ihr Frauen kennt nicht solche Not des Herzens
Sibylle. Meint Ihr, dem Weibe sei der Drang ins Weite
So gänzlich fremd? Schaut dort den hohen Turm!
(Sie weist hinaus.)
Sie nennen ihn im Volk den langen Hermann.
So manches Mal stand ich auf seiner Zinne
Und sandt' die Blicke auf das graue Meer,
Wo weiße Segel windgeschwollen schwebten,
Den Schwänen gleich, und schaute nach den Wäldern,
Die schwarz und endlos sich landeinwärts dehnen,
Und über die in Lüften hoch die Falken
In leisem Fluge Zauberkreise ziehen,
Und wie ich schaute, schwoll das Herze mir,
Und mächtig zog's mich in die dunstgen Fernen.
Ihr könnt hinaus, zu Schiff, auf flinkem Roß,
Das Weib ist wie gebannt im engen Kreis,
Verzehrend sich in ungestilltem Sehnen
Nach einer Welt, die ihm Geheimnis bleibt
Für alle Zeit, ein Buch mit sieben Siegeln.
Plettenberg. Sibylle, des Mannes Herz ist zweigeteilt:
Wohl reißt es ihn gewaltig in die Ferne
Zu Kampf und kühnem Wagnis, anderteils
Zieht es ihn sehnsuchtsvoll zu Haus und Heim
Und eines stillen Friedens goldnen Früchten.
Ich konnt' bislange nur den einen Trieb;
Des andern wurde jüngst ich erst gewahr,
Und Sorge quält mich, wie ich beiden gnüge.
Sibylle. Der Meister ruft Euch, und so folgt dem Meister!
Plettenberg (tritt an sie heran und reicht ihr die Hand)
Des wunden Manns habt Ihr gepflegt in Treuen,
Maria lohn' es Euch, die holde Frau!
(Er ergreift ihre Hand.)
Jungfrau, ich hab' nicht Burgen und nicht Mannen,
Einzig ein Ritterschwert nenn' ich mein eigen
Und einen starken Arm und jungen Mut;
Die drei aber wußten in der Welt
Noch immer eine Statt sich zu bereiten,
Wo gutes Rosten war in aller Zeit.
Finde die Stätte ich, und kehr' ich wieder,
Sprecht, welches Grußes mag ich mich versehen?

Sibylle. Kommt Ihr als Freund, will ich als Freund Euch grüßen.
Plettenberg. Als Freund! Fast dünkt's zu wenig mich, Sibylle.
Sibylle. Ein hehrer Name ist's.
Plettenberg. Noch hehrern weiß ich
(Da sie schweigt)
Habt keine Antwort Ihr auf solche Frage?
Sibylle (zögernd). Ein Kind bin dieser Stadt ich, Heimat nenne
Ich sie und Vaterland, (entschlossen) wohlan, entsagt
Dem Meister und nehmt Revals Dienste,
Tragt meine Farben, und Ihr seid — mein Ritter
Plettenberg (betreten). Den Preis —
Sibylle. Ich bitt' Euch, Junker, zögert nicht,
Samt — sonst — ich fürchte mich das Wort zu sprechen.
Plettenberg. Jungfrau, der Preis — es ist der einzige,
Den ich nicht zahlen kann, weil ich nicht darf.
Sibylle. Aus welcher Ursach' kamt Ihr in das Land?
Als ich vermein', um Ruhm und Gut zu werben
Nun denn, Reval hat Macht, beides zu geben.
Ein Bundesglied der großen Hanse ist es,
Die weithin über Land und Meer gebietet,
Mein Vater aber sitzt im Regiment
Von dieser Stadt und weiß es wohl zu führen.
Plettenberg. Um Gut und Ruhm kam ich, ich ritt im Finstern,
Da ward es Licht, und als es mir geworben,
Muß ich hinfürder folgen seinem Strahle.
Sibylle. Und dieses Licht — wie heißt's?
Plettenberg. Der Sache dienen
Sibylle. Landfremd seid Ihr, was kümmert Euch die Sache?
Plettenberg. Landfremd war ich, ich bin's nicht mehr, das Licht
Hat heimisch mich gemacht.
Sibylle. Der Sache dienen!
Das war in diesen Landen nie der Brauch.
Plettenberg. Und dennoch lernte ich's in diesen Landen.
Sibylle. Und Eure Sache ist ein Mensch der Meister.
Plettenberg. Solang der Meister mag die Sache sein,
Die Sache aber heißt — die Lande alle.
Sibylle. Wer hat die fremde Weisheit Euch gelehrt?
Plettenberg. Er war's, Sibylle, dem ich mich gelobt.
Sibylle. O dieser Meister! Alle zwingt er sie,
Die Geister, wie der Sturm die Wolken jagt,
Wie Sonnenlicht den Keim zu sprießen treibt.

Plettenberg. Ihr sagt's. Und weil er zwang also auch mich,
Ritt ich für meines Herzens Glück zu spät
Durch Revals Tor; für seine Ruhe aber
Verweilt' zu lang ich schon in diesen Mauern.
Und darum laßt mich ziehn! Fahrt wohl, Sibylle!

(Er will gehn, sie verwirrt ihm erregt den Weg.)

Sibylle. Junker, gemach! Noch sind wir nicht am Ende.

Plettenberg. Was Ihr begehrt, ich kann es nimmer leisten.
Und dann — weil Ihr's begehrt, schwieg Euer Herz.

Sibylle. Sucht, Junker, Ihr ein Weib, das ohne Rat
Und blindlings sich in Eure Arme wirft,
Dann freilich kamt Ihr vor die falsche Schwelle.
Freudlos und stille war bisher mein Tag,
Doch lernte ich in solcher Einsamkeit
Mit meines Geistes Auge besser sehen,
Denn manch einer im grellen Licht der Welt.
Und was ich sah, war, daß in diesen Landen
Arglist und Eigennutz das Szepter führen,
Und daß die Klugheit heischt sich vorzusehen. —
Nun aber, Junker, bitt' ich, hört mich weiter!
Sprach ich, alswie ich sprach, an Vaters Statt
Hab' ich gesprochen, Eure Antwort oder
Erwirbt sich nimmer Gunst bei ihm und Gnade;
Doch sprach ich auch, alswie ich sprach, für mich,
Und da habt Ihr — die Prüfung wohl bestanden.

Plettenberg. Jungfer, wie deut' ich solcher Rede Sinn?

Sibylle. Deutsch heißet mein Panier und — livländisch
Deutsch ist, wer Treue übt, livländisch aber,
Wer wirbt um dieses armen Landes Heil.
Ich fand in beidem heimisch Euch und darum — —

(Sie sieht ihn einen Augenblick an und fährt dann fast zornig fort.)

Nun, deutet Ihr noch immer nicht die Rede?
Hilf Gott, so macht Ihr ungebürdig mich
Und nötigt mich, daß ich zuerst Euch — küsse.

(Sie umschlingt ihn schnell und küßt ihn, macht sich dann aber wieder los und tritt zurück.)

Um Gott, jetzt aber, Junker, bitt' ich, redet.

Plettenberg. Ihr stürzt in einem Atemzuge mich
In Abgrunds Tiefen und reißt mich empor
Zu lichten Bergeshohn.

Sibylle. Löchelnden Mundes,
Doch Not im Herzen, warb ich, Freund, um dich.
Wie bangte mir, du wäreſt wie die andern!
Echt fand ich dich. und darum din ich dein,
Die Schickung nötigt mich. ich muß es ſein.
Verſchwunden iſt, was mir zu eigen war,
Verſunken ganz. Ich ſchaue nicht zurück,
In dir allein beſchloſſen liegt mein Glück.
(Nach einer Weile.)
Folg' deinem Herrn! Ich ſah ihn einmal nur,
Da er durch Reuils Goſſen kam gezogen:
Herolde kündeten, Drommeten dröhnend,
Sein mächtig Nahn, viel Kriegsvolks ritt voraus,
Und da — dann kam er ſelbſt, fern leuchtete
Der weiße Mantel, und der Helmbuſch nickte
Zu Häupten drohend ihm, hoch ſtieg das Roß,
Das wollend nicht, doch willenlos ſich fügte;
Er zwang's, als ſteuert er ein Rindenboot.
So ſah ich ihn und ſchout' und ſtaunt' und ſchaute.
Da traf ein Strahl mich ſeines Herrſcherauges,
Und neigen mußt' ich mich. Da ging mir's auf
Wie Mondenglanz in dunkler Wetternacht:
Das iſt ein Großer, der in ſeiner Bruſt
Birgt die Geſchicke von Jahrhunderten.
Und laut im Herzen rief es, ſchrie es: O daß
Ein Mann ich wär', ich trüge deinen Schild
In aller Zeit! — So ward ich kniändiſch.

Plettenberg. Ich warb um Schönheit, in der Schönheit Hülle
Fand ich ein Heldenherz; jetzt und durch dich
Bin ganz ich dieſer Lande erſt geworden.

Sibylle. Wie dir, ward mir die hohe Offenbarung.
Du biſt ein Mann, und alſo drang ſie mählich
Von Kopf zu Herzen dir. Ein Weib heiß' ich,
Jählings im Herzen fühlend fand ich ſie,
Und was ich fühlte, wurde mir Gedanke.
Was ſo geworden, ward zu eignem Sein
Und läßt ſich nimmer löſen, nimmer nüſſen.
Und alſo bangte mir, da ich dich ſah.
Ich liebte dich und hätte nimmer doch
Zu folgen dir vermocht, ſo ich dich anders
Befunden hatte, denn ich dich befand

Jetzt iſt's vollendet. Nimmer ſicht's mich an,
Daß ſich der Vater ſicher dir verſagt.
Der Bande ward ich ledig. Kindesliebe
Weicht Edlerem. Frei bin ich, und ich folge
**Plettenberg.** Der Vater iſt des Meiſters Freund —
**Sibylle.** Solange
Es Reval frommt. Drohnen ſeid Ritter Ihr
Im Reich der Bienen, — alſo meint der Vater —
Die niemals ſich in Arbeitsdienen wandeln.
Drum ſagt er nein, ſolang er's kann, ſolange
Er ja zu ſagen nicht genötigt wird.
Derhalben, Freund, — fandſt du die Ruheſtatt,
Von der du ſprachſt, dann — eile! Raum für zwei
Iſt auf dem Sattel eines ſtarken Roſſes.
Glaub' mir, nur ſo erjagen wir das Glück!
**Plettenberg.** Gaſtfreundſchaft wurde mir in dieſem Hauſe.
**Sibylle.** In Livland galt von alters ſolcher Brauch:
Was man nicht gibt, nimmt hurtig ſich die Kraft.
Und dann — für Raubzeug hält er Euch — wohlan:
Wer einen Weihen auf den Hühnerhof
Sich ſetzt, der hüte fein des Federvolkes!
Sonſt möchte leicht die Brut zu Schaden kommen,
Denn ſtoßen wird der Weihe nach den Küken,
Ob manches Gute ihm der Herr erwieſen,
Weil er ſo muß, es ſteckt in ſeinem Blut.
**Plettenberg** (ſie ſchnell in die Arme ſchließend).
Ihn treibt die Not, und Not kennt kein Gebot —
Fand ich die Stätte, ja, ſo retten wir!

## Zweiter Auftritt.

**Die Vorigen. Ein Bote.** Später **Margarete,** in der Tracht dienender Frauen.

**Bote.** Der Herr und Meiſter ſagt durch ſeinen Diener
Bei dieſer Stadt geſtrengem Burgemeiſter
Sich an zu einer freundlichen Beredung.
Er folgt mir auf dem Fuße. (Ab.)
**Sibylle.** Was? Der Meiſter!
**Plettenberg.** Siehſt du, der Meiſter iſt ein Frühaufſteher!
**Sibylle.** Und Vater nicht daheim! (Sie ruft.) Marianne!
(Margarete erſcheint in der Tür.) Eilt
Und ſucht den Vater! Sagt, der Meiſter fordre
Und harre ſein in ſeinem eignen Hauſe.

Margarete. Es soll geschehn, als Ihr befahlen, Junker. (Ab.)
Plettenberg. Woher habt Ihr die Magd? Man sollte meinen,
Was andres wäre sie, wie sie sich gibt.
Sibylle. Aus Deutschland kam sie über See und Sand
Mit Briefen, und der Vater nahm sie auf.
Es heißt, ein hart Geschick trieb sie ins Elend.

### Dritter Auftritt.

**Die Vorigen. Wolthuß.** Später der Bürgermeister **Sutzer.** Wolthuß erscheint in der Tür und bleibt, als er Sibylle erblickt, einen Moment erstaunt stehn. Plettenberg und Sibylle verneigen sich tief.

Wolthuß (zu Plettenberg, den Blick aber immer noch auf Sibylle geheftet)
Nun, Junker, sagt, was macht Ihr mir für Streiche?
Plettenberg. Ein Unfall war's!
Wolthuß (sich schnell ganz zu ihm kehrend, in heftigem Zorn)
Ja wohl, ein Unfall war's!
Bei dem Ihr fast das Leben eingebüßt.
(Wild auffahrend)
Bei Christi Kreuz und Tod, ich weiß, von wem
Das kam, und will's ihm, wie es schicklich, danken.
(Ruhiger zu Sibylle)
Und Ihr nahmt meinen wunden Mann in Pflege?
Sibylle. Im Dienst des Meisters steht des Vaters Haus,
Und was darinnen.
Wolthuß. Auch des Vaters Tochter?
Sibylle. Wollt' Gott, sie wär' geschickt zu solchem Werk!
„Ein hausgezogen Kind ist als ein Rind",
So heißt ein Wort, das hierlands Geltung hat.
Wolthuß. Ihr tut genug, so Ihr der Blume gleicht
Am Wegraud, die den müden Wandersmann
Durch ihren Duft und Farbenschmelz erquickt.
Sibylle. Jeglich Geschöpf rief Gott zum Dienst des Ganzen
An seinem Teil und also auch das Weib.
Wolthuß (sich sinnend auf sie)
Seltsames Land! Und seltsam diese Zeiten!
Am Boden klebt der Männer stumpfer Geist,
Und Mädchenaugen dringen in die Weiten!
(Er wirft noch einen langen Blick auf Sibylle und wendet sich dann schnell zu Plettenberg.)
Und nun sagt an, wie Ihr zu Schaden kamt!
(Sibylle entfernt sich unbemerkt.)

Plettenberg. Nach Wolmar waren glücklich wir gelangt
Und zogen unters Wegs gen Pernau hin.
Durch weite Wälder führte uns die Straße,
Und selten bot sich eine Herberg' dar.
So ritten wir tief in die Nacht hinein
Dem fernen Rastorl zu. Hell schien der Mond,
Die Sterne funkelten — da war's, als wir
Durch eine dunkle Schlucht dergauf uns müßten,
Daß uns Geharnischte den Ausgang sperrten.
„Frei Weg!“ rief ich, ein Pferdschuß war die Antwort.
Da zog vom Leder ich, die Knechte folgten.
Wohl hätten wir der vorne uns erwehrt,
Doch plötzlich brach's von rechts und links auf uns
Herein mit Schwertgeklirr und wildem Ruf.
Im Nu am Boden lagen zwei der Knechte,
Ich selber blutete aus mehrern Wunden
Und meint' nicht mehr der Sonne Licht zu grüßen.
Da, in der höchsten Not fuhr's zwischen uns
Ganz unverhofft von einer Riesenfaust
Mit Riesenhieben, schlug und drängte vor
Zum Ausgang hin mit solcher Kampfeswut,
Daß niemand widerstand. Bald stürzt' es hier,
Bald dort, bald allerwärts. Was übrig blieb,
Das floh, und letzlich fand ich mich allein
Mit einem Mann, hoch an die sieben Schuh.
„Die Schurken!“ rief er, „gegen viere zehn
Und mehr! Zufällig zog des Wegs ich, sah's
Und mocht' es nimmer leiden — doch Ihr blutet,
Mein Hof ist nah, kommt, dort verbinde ich
Die Wunden Euch.“ Drauf sah'n wir nach den Knechten
Im Hohlweg. Zweie lagen tot, der dritte
War wund geschlagen. Ihn und einen andern
Von unsern Feinden, der noch atmete,
Brachten wir auf des Ritters nahen Hof,
Und fanden dort, was wir bedurften.

Wolthuß. Sagt,
Wie heißt der Ritter, daß ich ihm's gedenke?

Plettenberg. Herr Joseph Stritt von Ewatingen war's,
Ein Ritter, der, wie ich hernach vernahm,
Manch langes Jahr auf hohen Schulen weilte,
Und kundig so der Bücher wie gewallig

Des Waffenwerks. Er pflag in Treuen mein
Und wollte mich nicht früher ziehen lassen,
Als meine Wunden ausgeheilt, allein
Mich litt es länger nicht, weil ich der Briefe
Nicht ledig war, und also ritt ich aus
Und kam ans Ziel, ob auch als siecher Mann.
Der Burgemeister hier nahm seinen Brief
Und alsogleich in Wartung mich und Pflege

**Wolthuß.** Und jener wunde Mann, den Ihr gefangen?

**Plettenberg.** Dem Meister wollte ihn der Ritter senden

**Wolthuß.** Er tat es, und der Meister hat den Mann
Befragt, nachdem die Folterknechte ihn
Zuvor geschickt gemacht. Wahrheit zu reden.
Und dieser Mann hat ausgesagt — er hat —
Sagt, könnt Ihr wieder reiten, Junker?

**Plettenberg.** Ich kann's

**Wolthuß.** Auf denn, nehmt Euch von Knechten, was Ihr braucht,
Und eilt nach Karkus, und in Meisters Namen
Greift ihn, und schlagt in Fesseln ihn, und führt
Nach Helmet ihn — erledigt ist die Burg
Und harrt der Neubesetzung durch den Meister —
Und werft ihn dort ins unterste Verließ!

**Plettenberg.** Wen meint Ihr, Herr und Meister?

(Der Bürgermeister ist unbemerkt eingetreten.)

**Wolthuß.** Den Verräter!

(Sich besinnend.)

Ja so — sein Name! Berend von der Heide.

**Plettenberg.** Den Ordensherrn?

**Wolthuß.** Fort ins Verließ mit ihm!
Dort mag er mit den Kröten Hochzeit halten!

**Plettenberg.** Herr Meister, sendet mich in sichern Tod,
Ich will gehorsamen, doch Schergendienste —

**Wolthuß** (finster). Im Tode treu sein, das ist eine Kunst,
Die jeder Kriegsknecht schnell zu üben lernt,
Von einem Mann von Adel fordr' ich mehr.
Er soll geschworne Treu' zu wahren wissen,
Auch wo es gilt, das eigne Herz zu zwingen.

**Super** (ostricend). Verzeiht, Herr Meister —

**Wolthuß.** Ah, da seid Ihr, Herr!
Sogleich steh' ich zu Diensten.
(Zu Plettenberg.) Nun denn, Junker?

Plettenberg. Ich folg' Euch, Meister, weil ich an Euch glaube.
Wolthuß Und ich, ich glaube Euch, Herr — Schloßhauptmann
Von Helmet.
Plettenberg. Wie, Herr Meister?
Wolthuß Auf zu Roß!
Ich gab ein Amt Euch, zeigt Euch seiner wert.
(Er winkt, Plettenberg verneigt sich und geht ab.)

## Vierter Auftritt.

### Wolthuß. Super.

Super. Dem Jüngling gabt Ihr und dem Weltlichen
Solch großes Haus! Herr, ist das wohlgetan?
Wolthuß Der Treue gab ich es, Herr Johann Super
Wo solche Tugend fehlt im eignen Haus,
Grüßt man sie, da sie sich noch finden läßt,
Am Wegrand, ja im wilden Busch und Bruch.
(Weiß leidenschaftlich.)
Herr Burgemeister, sprecht, könnt Ihr es glauben
Ein Ordensherr, Gebietiger, Komtur
Legt als ein Räuber sich in Hinterhalt,
Um seines Meisters Boten feig zu morden?
Super. Herr Meister, ist es wirklich auch an dem?
Täuscht Ihr Euch nicht? Laßt's peinlich untersuchen!
Dreimal für einmal ist hier kaum genug.
Wolthuß. Ich hab's geprüft und weiß woran ich bin
Super. Dann laßt das Urteil finden vom Kapitel.
Wolthuß Von dem Kapitel? Heißt Ihr Mummenschanz
Mit dem mich treiben, so mir nach der Kehle
Mit scharfgeschliffnem Dolche tückisch fuhr?
Er war der Arm nur; im Kapitel sitzen,
Die es ersannen und dazu geraten.
Super. Mißtrauisch macht die böse Tat des Einen
Und ungerecht Euch gegen die Gesamtheit.
Wolthuß Kaum so viel ausgenommen, als der Finger
Ich zähl' an beiden Händen, sind die andern
Von den Gebietigern Verräter alle.
Super. Herr!
Wolthuß. Alle samt und sonders, sag ich Euch
Ich kenne jetzt die fromme Schar. Warum,
Da ich sie hierher lud, mit mir zu raten,

Blieben sie fern? Nicht einer ist erschienen
Von allen, die von dem Kapitel jüngst
Zu Wenden mißvergnügt von dannen ritten,
Und mancher andre fehlt, den ich bisher
Für meinen Mann gehalten. Gut, so gut,
Herr Burgemeister, machen reinen Tisch
Wir alsobald! Ihr sollt uns dabei helfen.

Super (bedächtig). Ihr wißt es, Herr, ich gehe mit dem Meister,
Soweit —

Wolthuß. Soweit der Vorteil Eurer Stadt
Es heischt. Ja wohl, ich weiß, Herr Burgemeister,
Bei uns dient jeder nur gemeinem Wohl
So weit, als man ihn dafür — zahlt.

Super. Des Vorwurfs
Meint ich bei Euch mich nimmer zu versehn!
Ich bin geschworner Diener dieser Stadt —

Wolthuß. Und müßt vollführen, was man von Euch heischt.
Ich weiß, Ihr selber wünschtet manches anders
Und spracht im Rate öfters für das Ganze
Was half's? Der Rat kennt nur die Stadt.

Super. Herr Meister,
Das Hemd liegt jedem näher als der Rock.

Wolthuß. Wer nach dem Rock langt, blickt auch nach dem Hemde,
Und gabst du erst den Rock, nimmt er das Hemd
Ganz sicherlich sich, ohne viel zu fragen.
Wann lernt bei uns die Weisheit sich? — Wohlan!
Ihr habt den Preis genannt. Die alten
Gerechtigkeiten Eurer guten Stadt
Bestätge ich aufs neu'.

Super. Des braucht es nicht,
Was man besitzt, läßt man sich nimmer schenken.

Wolthuß. Und was bisher als strittig hat gegolten,
Entscheide ich zu Gunsten Eurer Stadt.

Super. Auch unsern Streitfall mit den Harrisch-Wirschen?

Wolthuß. Herr Burgemeister —

Super. Unser ist das Recht.

Wolthuß. So sagen auch die Harrisch-Wirschen.
Und darum hab' vereinbart ich mit ihnen,
Daß Euren Zwist ein frei von beiden Seiten
Gewählt Gericht entscheiden soll. Seid Ihr's
Zufrieden?

Super. Wohl, es sei.
Wolthuß Des weiteren,
Was Ihr an Neuem fordert, ist gewährt.
(Der Bürgermeister verneigt sich.)
Zudem bau' ich zu Eurem Schutz noch Osten,
Und um die See zu reingen von den Räubern,
Am Meeresstrand halbwegs zur Narwe hin,
Wie wir vereinbarten, ein festes Haus.
Dafür setzt Ihr in Dorpat Euer Wort
Zu Ordens Gunsten ein bei dortgem Rat,
Und steht mit Dorpat, wenn auf Pfingsten wir,
Des Landes Stände alle, einen Tag
Zu Wolmar halten, auf des Meisters Seite,
Und stimmt für einen Landeskrieg mit Pleskau.
Super. Habt, Meister, Naugarts Ihr Euch schon versichert?
Wolthuß. Die von der Naugart künden eben mir
Durch unsern Abgesandten Bernd von Borch,
Daß Boten sie alsbald entsenden wollten,
Mit Kreuzesküssung und Versiegelung
Die Fehde gegen Pleskau zu vertragen.
Die Bischöfe von Dorpat und von Oesel
Und unsers Ordens Lande Harrien
Und Wierland stehn zu uns, Hofleute und
Trabanten haben wir und gute Knechte
In großer Zahl in Pflicht und Sold genommen
Und harren andrer noch aus deutschen Landen.
Landbert von Folkam, unser Landmarschall,
Verhandelt eben mit dem Erzbischof
In guter Freundschaft, und auch Riga wird,
Wenn alle andern wollen, nimmermehr
Allein versagen. Günstig stände alles,
Wenn nicht im eignen Haus ein böser Geist,
Der Zwietracht und Empörung Geist umginge.
Doch sichten will das Korn ich, bis es Zeit.
Den Einen habe ich und werd' ihn halten,
Wo keines Tages Strahl ihn wieder trifft,
Die andern lad' ich einmal noch, wer sich
Entschuldigt, ist gerichtet, und wer kommt,
Den will ich schorfen Augs und klärlich mustern.
Super. Herr Meister, diese Stadt, in deren Namen
Ich vor Euch steh', wird Euch zu Willen sein,

Sobald Ihr das Verheißne habt versiegelt.
Ich selber aber wünsche Euren Plänen
Jeglichen Fortgang, der zum Heile führt.
Doch, Meister, seht, ich fürchte — Herr verzeiht,
Allein ich mein', zu feurig ist das Roß
Und könnte bei dem Laufe Schaden nehmen.

**Wolthuß** (ihm die Hand reichend).

Ich dank' Euch, Freund, und will des Rats gedenken,
Soweit der Geist es leidet, der mich treibt. — —
Und jetzt, Herr Super, schwer hab ich gefehlt,
Da Euer holdes Töchterlein mich grüßte,
Indem daß ich den Dank ihr schuldig blieb
Für das, was sie gewandt an meinen Mann.
Gesühnt sei solche Säumnis, als sich's ziemt!
Derhalben bitte ich, daß sie vergönne
Noch einmal mir die Gunst, zu ihr zu reden.

**Super.** Gar gnädig ist der Herr.

(Er geht an die Tür und ruft)

Sibylle!

(Sie erscheint in der Tür)

### Fünfter Auftritt.

**Die Vorigen. Sibylle.**

**Wolthuß** (auf sie zutretend)

Der Meister dankt der Jungfrau für den Dienst,
So seinem Manne sie erwies, und bittet,
Daß sie zum Zeichen dessen dies Geschmeide
Aus seiner Hand sich willig reichen lasse.

(Er überreicht ihr einen Schmuck, sie verneigt sich tief)

Jetzt, Jungfer, da ich Euch geschaut, weiß ich,
Nur trübe leuchtet es auf solchem Grunde.
Und darum bleibe ich in Eurer Schuld.
Seid Ihr in Not, ruft mich, ich will Euch hören!

**Sibylle** (bedeutungsvoll)

Ich glaub's, der Meister will, daß man des nütze,
Was er versprach, und also werde ich
Gedenken Eures Wortes, gnädger Herre.

**Wolthuß.** So recht, Jungfer Sibylle! Dadurch ehrt
Den Meister mehr Ihr, denn durch feine Rede.

Und nun — (zu Super) Ihr geht mit mir, Herr Johann Super?
(Zu Sibylle.) Lebt wohl!

(Er sieht ihr einen Moment tief in die Augen, dann, wie einer plötzlichen Eingebung folgend:)

Sagt, Jungfer, übtet Ihr die Kunst
Des Reitens? Wißt, ich habe einen Zelter
Im Marstall hier aus jener Zeit, da ich
Im Schlosse als Komtur regiert, ein Tier,
So fromm, wie schön und flink. Gefällt es Euch,
Send' ich das Rößlein Euch zu Eurer Kurzweil.

**Sibylle** (entflammt) Und hoch zu Roß flieg ich aus diesen Mauern
Hinaus weit in die Welt!

**Wallhuß.** Hinaus!
(Schnell.) Lebt wohl!

(Er geht schnell ab, gefolgt von Super. Sibylle schaut ihm nach.)

**Sibylle.** Ein großer ist er und — ein guter Mann.

(Durch die andre Tür ab.)

## Sechster Auftritt.

**Margarete** (aus derselben Tür)
Ein kleines, ein ganz kleines Flämmchen hat
Sich leise da entzündet. Wo ich's nütze!
Wer jählings vorwärts stürmt, den bringt ein Stein,
Ein winzig kleines Steinchen, ihm geworfen
Geschickt in seine Bahn, gar leicht zu Fall,
Und große Männer stürzten öfters schon
Durch kleine Schwachheit. Wo ich's nütz' — so klein
Das Flämmchen ist, du könntest dich verbrennen
Daran zu Tode! Aber seine Arbeit,
Gar feiner Arbeit braucht es zum Gelingen.
Nun, Margarete von der Lippe stand
Niemals am Waschtrog, seine Arbeit war
Von je ihr Werk. Hier aber fand sich eine,
Die sie verrichten mag mit Lust. Zur Tat!

(Während ihres Selbstgesprächs ist Borch eingetreten, als Mönch gekleidet. Als Margarete ihn erblickt, fährt sie zusammen.)

### Siebenter Auftritt.

**Margarete. Borch.**

Margarete. Wer seid Ihr, und was wollt Ihr hier?
Borch. Mit Euch
Ein wenig plaudern.
Margarete. Ihr seid es, Kamtur?
Wie wagt Ihr über diese Schwelle Euch?
Borch. Die Dachse zogen aus, das sah der Fuchs
Und ging getrost zu Bau. Nun, teure Freundin,
Seit jenen Tagen, wo auf Eurem Hof
Die Lose mir geworfen, sah ich Euch
Nicht mehr in Euer holdes Antlitz und
Vernahm auch spärlich nur von Eurem Walten.
Sagt an, was wißt Ihr Neues, und wie weit
Gelang es Euch, das große Werk zu fördern?
Margarete. Bei Christi Kreuz und Marter, Herr Kamtur,
Ich muß Euch und die Feinde bitter strafen.
Was mutet Ihr mir an? Zu Markte soll
Ich tragen meine Haut, verbundnen Auges
Hinschreitend über hochgespanntem Seil.
Borch. Noch merk' ich nicht, wohin die Rede zielt.
Margarete. Wieso verschwiegt Ihr mir den Anschlag auf
Den Plettenberg? Ich hatt' sein widerraten,
Und Unheil wäre viel vermieden worden.
Jetzt tobt der Mann, dem Baren gleich, den man
Mit ungeschicktem Stoß verwundete,
Und wittert allerwegen Hinterhalt,
Mord und Verrat. Den Heide aber läßt
Er greifen und in Eisen legen, wo
Nicht Mond, noch Sonne scheint. Die andern folgen
Ihm alsobald. Nach eben hier hat er's
— Ich selber hörte jedes Wort — geschworen.
„Nach einmal lad ich sie. Wer ausbleibt, ist
Gerichtet, und wer kommt, den will ich mustern
Mit scharfem Blicke" Also sprach er dräuend.
Das alles hat die jähe Tat verschuldet.
Borch. Was Bruder Berend von der Heide tat, das tat
Er ohne meinen Rat, auf eignen Kopf,
Ihm ward dafür der Lohn, so ihm gebührt.
Margarete. So sprecht Ihr jetzt, da es mißlang. Wer war es,

Der nach den Briefen, ſo der Junker führte,
So heiß Verlangen trug?

**Borch.** Gewiß, der Briefe
Wär' gern ich mächtig worden; denn ich meine,
Da ſtand geſchrieben, was ſo manchem Mann
Die Augen hätte öffnen müſſen ſchnell.
Den Anſchlag aber — doch was frommt's, davon
Zu reden noch? Genug, er iſt mißglückt.
Jetzt gilt es, aus dem Schaden Nutzen ziehen.
Er todt, ſagt Ihr, und will die andern faſſen
Gleich dieſem Heide — gut, das treibt, was noch
Zu zögern und zu zaudern ſchien, in Eile
Zu uns herüber auf das Rettungsufer. —
Nur — wie erhärt' ich es? — Ein Pergament,
Von ihm beſiegelt — ſchwer nur laſſen weiſen
Die Menſchen ſich, daß ſie nicht ſo und ſo
Sich wenden können, wie's ihnen behagt,
Daß ſie genötigt ſind — ein Pergament,
Von ihm beſiegelt, Wunder wirkte es!
Hernach, dann glauben alles ſie, ja lechzen
Nach Ungeheuerlichem, es zu glauben.

**Margarete** (zieht langſam ein Pergament aus ihrem Latz).
Iſt Euch vielleicht mit dieſem hier gedient?
Ich ſteckt' es bei, weil ich's Euch zeigen wollte.

**Borch.** Beim Kreuz, das iſt fein Brief an Revals Haupt!
(Er lieſt in ſteigender Erregung.)
Der Brief — Margrei, der Brief iſt Schätze wert,
Der Brief wirkt alles. (Lieſt weiter.) Deutlich wird aus ihm,
Er will in ewiges Verderben ſtürzen
Den Orden durch die Weltlichen.
(Sieht wieder in den Brief.)
Mit ihm
Gewinn' den Letzten ich. — Bei dem Allmächtigen,
Klug war es, Weiblein, teufelsklug von dir
Erdacht, dich hier zu legen auf die Lauer.
Mit dieſem Burgemeiſter fand er ſich
Ganz ſicher damals ſchon in böſen Ränken,
Da er hier oben als Komtur gehauſt.

**Margarete.** Das war mir kund, und ſo nahm ich Quartier
In dieſem Haus und forſchte nach dem Briefe.

**Borch.** Und fandet wirklich auch den lieben Schatz.

Margarete. Ich ſuchte, und wer ſucht, der findet, ja
Zu ſuchen er verſteht, und er verſteht es,
So ihn das Herze treibt. Ihr ſeht, Komtur,
Vertrautet Ihr mir mehr, Ihr hättet Euch
Den Anſchlag ſparen können auf den Junker
Und hättet viel geſpart. Indeß nutzet
Des Briefes, gebt den Freunden ihn, daß dringt
Ihn wieder bald!

Barch. Niemals, das ſchwör' ich Euch,
Geb' dieſen Brief ich wieder aus der Hand
Von Burg zu Burg reit' ich mit ihm und zünde
Ein Feuer an, das unſern Herrn und Meiſter
Werthum un Land verklärt gar wunderſam.

Margarete. Und ich? Wenn hier der Herr Verdacht —

Borch. Lebt wohl!
Ich weiß, Ihr zieht den Kopf aus jeder Schlinge.

(Er geht ab)

Margarete (macht einige Schritte nach ihm)
Komtur!

(Sie bleibt ſtehn)

Zeit iſt's, ſich vor dem Mann zu hüten
Doch jetzt — wo blieb das Ding?

(Sie ruft durch die Tür, durch die Sibylle abging)

Jungfer Sibylle!
Den Kindskopf gilt es jetzt ganz toll zu machen.
Dann folgt er blindlings mir durch Heck' und Dorn.

(Ruft wieder)

Jungfer Sibylle!

(Sibylle erſcheint in der Tür)

## Achter Auftritt.

### Margarete. Sibylle.

Margarete. Schnell! Der Zelter kommt.

Sibylle (ans Fenſter eilend) Der Zelter? Wo?

Margarete (lachend) Ich ſah's im Geiſt.
Er wird ſoeben aufgezäumt.

Sibylle. Ihr foppt mich — geht!
Was wißt Ihr überhaupt von einem Zelter?

Margarete. Ich weiß, was ich gehört.

Sibylle. Habt Ihr geharcht?

Margarete Gehorcht? War's ein Geheimnis? — Ei! — Gewiß,
Ich will's dem Plettenberger fein verſchweigen.
Sibylle (ſie ſcharf anſehend)
Was wollt ihr ihm verſchweigen?
Margarete (den Blick Sibyllens aushaltend). Daß der Meiſter
Euch liebt und Ihr — ihn wiederliebt.
Sibylle. Marianne,
Seid Ihr von Sinnen?
Margarete. Iſt es nicht an dem?
Liebt Ihr ihn nicht? Nun gut, ſo liebt er Euch,
Doch Ihr nicht ihn. Um ſo viel beſſer könnt
Ihr ihn beherrſchen, wann Ihr ſeine —
Sibylle (ſcharf). Was?
Margarete (gelaſſen). Ich mein', wann ſeine Traute Ihr geworden.
Sibylle. Ich ſeine — wagt Ihr's, mich zu ſchmähen?
Margarete. Geht!
Ich Euch? Was fällt der Jungfer bei? Zu ſchmähen!
Sibylle. Ich bin nicht Margarete von der Lippe.
Margarete (zornig).
Ihr? Nein, bei Gott, das ſeid Ihr wahrhaft nicht.
(Demütig.) Verzeiht! Es war ein Scherz
Sibylle. Den ich nicht dulde,
Wie meinet-, ſo des Meiſters halben nicht,
Den ich — verehr'!
Margarete (durch das Zimmer zum Fenſter gehend).
Ich will es nimmer tun.
(Ans Fenſter tretend.)
Mich dünkt, nun kommt — nun kommt der Zelter wirklich.
Sibylle (zur Tür eilend). Der Zelter kommt!
Margarete (die ihr lachend nachblickt). Die Katze jagt die Maus!
Ich ſpielte ſchon als Kind zu gern die Katze.
(Nachdenklich.)
Unwillig wurde ſie, da ich ihr fiel
So mit der Tür ins Haus. Unwillig iſt
Hier unſicher. — Wo ich ein wenig blaſe,
Qualmt's bald im Werg. — So ſinkt der ſchmucke Junker
Am Ende doch aus ihres Herzens Tauen,
Und flink empor klettert der andere.
Und dann bring' ich das Wild durch ſie zur Strecke.
(Vorhang.)

## Verwandlung.

Ein Gemach im Schlosse zu Reval

### Neunter Auftritt.

**Der Meister** sitzt an einem Tisch, vor ihm steht ein junger **Ordensritter.**

Wolthuß (bewegt) Wann starb er?

Ritter. Herr, es ist der vierte Tag,
Daß uns der Landmarschall beim Morgengrauen,
So viele Brüder gegenwärtig waren
Im Haus zu Segewold, versammeln ließ
Matt saß er da, sichtlich ein Sterbender,
Und mühvoll rang das Wort sich von der Lippe.
„Mein Ritt geht heimwärts, Brüder", sprach er leise,
„Schon sehe ich die hehren Zinnen ragen
Von unsers Ordens ewgem Mutterhause.
Lebt wohl und meinen Gruß dem Herrn entbietet
Und Meister! Unsrer Frauen danke ich's
Im Tode noch, daß ich ihm konnte dienen,
Alstang ich's konnt." Noch grüßt er mit dem Haupt,
Dann sank er schwer zurücke in den Stuhl
Und kämpfte mannhaft seinen letzten Kampf.

(Der Bruder schweigt Nach einer Weile winkt ihm der Meister und er entfernt sich.)

Wolthuß. Der Fortgang ging. Bis hierher war der Bruder
Mein guter Geist. Wär's anders wohl geworden,
Wenn länger er — „Maria danke ich's
Im Tode nach, daß ich ihm konnte dienen,
Alstang ich's konnt'!" Mehrdeutig ist das Wort. —
Er ging. Werd' ohne ihn das Werk ich zwingen,
Werd' ich erliegen? Zeigt sich mir im Tode
Des Bruders an gar, daß auch meine Bahn
Sich abwärts neigt? — Fort mit den finstern Schatten!
Noch stehe ich im Sommer meines Lebens,
Da gilt es Arbeit, doch da gilt's auch ernten.

(Er geht gedankenvoll durchs Zimmer und zieht dann energisch an einem Glockenzuge Ein Diener erscheint.)

Ruft den Komtur mir von Marienburg!

(Diener ab.)

Der muß es sein, gewiß, er ist der Beste.
Zwar folgen ihm die Besten nicht, doch eben

Darum iſt er der Beſte wohl. Der Forſtem
Gewann die Guten, Berend von der Borch
Soll mir, was böſe iſt, in Schranken halten. — —
Und kommt ins Amt durch mich er ganz allein,
So blicken ſcheel auf ihn die Herrn und ſchöpfen
Verdacht, er ſtände heimlich doch zum Meiſter
Und lockte ſie aufs Eis. Ja, ſo iſt's recht.
So halt' ich ſie durch ihn und ihn durch ſie,
Zwei Roſſen gleich, geſpannt an einen Wagen,
Die beide, aufbegehrend, wechſelsweiſe
Einander hinderlich ſind, durchzugehen.

(Borch erſcheint.)

## Zehnter Auftritt.

**Wolthuß. Borch.**

Wolthuß. Wißt Ihr's ſchon, Bruder Berend von der Borch,
Welch harter Schlag den Orden hat getroffen?
Borch. Ich weiß.
Wolthuß. Gott ſchenk' ihm gnädig ſein Gemach
Dort oben in des Himmels lichten Reichen!
Er hat ſich's wohl verdient auf dieſer Erden.
Uns aber ziemt's, dieweil wir annoch leben,
Gemeinem Wohl zu raten und zu taten.
Derhalben frag ich Euch: Wen achtet Ihr
Auf ſeinem Stuhle für den würdigſten?
Borch. Soll ich es künden, als ich's meine, dann
Nenn' ich den Bruder Heinrich, Vogt von Narwa.
Wolthuß. Den Walgarden? Mich dünkt, ſein Freund wort Ihr
Bisher gerade nicht.
Borch. Ein Draufgänger
Iſt er, der ſtets zwölf Kegel werfen will
Auf einen Schub. Drum mocht' ich ihn nicht leiden.
Doch jetzt — alswie ich hör', ſteht eine Reiſe
Gen Pleskau vor der Tür; dann aber brauchen
Wir eines ſcharfen Schwerts. Und weiter, Meiſter:
Der Walgarden — iſt treu, und wie die Zeiten
Sich wandelten, ſo gilt das heute viel.
Wolthuß. Und dennach halt' ich, gären muß der Maſt
Noch manche Weile. Einen andern kenn' ich,

Klug, tatenfreudig und — und wohl auch treu,
Dazu der Jahren. Nun, Komtur, wen mein' ich?
(Dicht vor Borch tretend und ihn fixierend.)
Der Bruder Berend iſt es von der Borch.
Borch. Mich meint Ihr, Herr? Des war ich nicht gewärtig.
Wißt, unwillkommen wäre ſolche Kunde
Manch einem Mann.
Wolthuß. Seid Ihr bereit?
Borch. Herr Meiſter —
Wolthuß. Ja oder nein?
Borch. Gehorſamen dem Orden
Will ich, ſo mich der Orden auserkoren.
Wolthuß. Der Orden küret Euch durch ſeinen Meiſter.
Borch. Herr, das Kapitel —
Wolthuß. Das Kapitel ſchweigt,
Bis willens ich mich finde, es zu fragen,
Und ſolches könnte manchen Tag noch dauern.
Borch. Wollt ohne der Gebietger Rat Ihr walten?
Wolthuß. Wer will mich daron hindern, wenn die Macht
Mein iſt, und wer vermöchte mich zu ſchelten,
Wenn ich es tu dem Ganzen, wenn den Orden
Ich nötige um ſolches Ordens willen?
Borch. Herr Meiſter, kühnlich ausgeſprochen habt
Ihr, was im ſtillen ich erwogen oft,
Doch nimmermehr zu ſagen mich getraute.
So nehm' das Amt ich gern, das Ihr mir gebt,
Da Ihr es gebt, und da die Reiſe geht,
Wie ich bei mir ſeit lang es ſchon erhoffte.
Doch, Meiſter, Ihr — Ihr ſeid der Bader, ſo
Mit ſcharfem Schnitte tilgt das faule Fleiſch;
Laßt mich die Salbe auf die Wunden ſtreichen!
Wolthuß (mißtrauiſch)
Wie meint Ihr das, Herr Bruder Bernd von Borch?
Borch (beleidigt) Ich mein', Herr Meiſter, ein gar fährlich Ding
Iſt es, zu ſtehen zwiſchen zweien, die,
Das Schwert gezückt, einander zu berennen,
Gewärtig ſind, denn leicht ſetzt dann es Hiebe
Für ſolchen Mann von hüben und von drüben,
Jedennoch —
Wolthuß. Soll er ſeines Amtes walten.
(Ihm die Hand bietend)

So glaub' auch ich, Herr Landmarschall, und darum
Hab' ich zu solchem Amte Euch erwählt.

(Ihn scharf beobachtend.)

Ich weiß, daß Ihr der Freundschaft dort genießet,
Wa sich der Meister nur geschwinder Ränke
Und wilder Anschläge versehen kann.

(Er sieht wieder durchdringend auf Borch.)

**Borch** (seinen Blick meidend).
Herr, forscht Ihr, wo der Fuchs verborgen liegt?

**Wolthuß.** Mit nichten, Bruder, denn ich kenne Euch
Und kenne jene armen Schelme auch.
Ihr seid ein Herr und kein Sechserdingsknecht.
Was könnten sie Euch bieten? Und so hatt' ich,
Ihr seid mein Mann und werdet's bleiben auch. — —
Und nun, Herr Bernd, — Ihr wißt, wir wollen kriegen —
Schaut nach dem Stande unsrer Rüstungen,
Daß es nicht fehl', wo's an die Reise geht.
Etliche Herrn lud ich nach Weißenstein
Und red' mit ihnen selbst ein deutlich Wörtlein.

(Er grüßt und geht ab.)

**Borch** (ihm nachblickend). Hat er die Witterung? Wie finster er
Und forschend durch die buschgen Brauen blickte!
Jetzt gilt's nach zweien Seiten Deckung suchen.
Gelingt der Wurf, so bin ich Meister, geht
Er fehl, nun denn, so bleib' ich Landmarschall,
Und lass' die Halme fröhlich weiter schießen.
Wie hier die Sonne scheint, müssen sie reifen
Und fallen endlich unter scharfer Sichel.

(Walgarden tritt auf.)

## Elfter Auftritt.

### Borch. Walgarden.

**Borch.** Mein lieber Widerpart! Als erster soll
Erfahren er die große Neuigkeit.

(Er tritt auf ihn zu.)

Gott grüß' Euch, Bruder Walgarden! Wie steht's
In unsern Marken an dem Narwedache?

**Walgarden** (abweisend). Dem Meister es zu melden, tritt ich her.

**Borch.** Ist wohl versehen Eure gute Feste?
Ich komme bald zu schauen nach dem Rechten.

Walgarden. Ihr, Bruder Bernd? Wohl habe ich vernommen,
Daß Bruder Luddert heimgegangen iſt,
Allein daß Euch erkoren das Kapitel
An ſeiner Statt, des ward mir keine Kunde.
Wär' es an dem, ich wär' dabeigeweſen
Und — hätte nicht geſtimmt zu Euren Gunſten.
Borch (gelaſſen). Und dennoch bin ich Landmarſchall, Herr Bruder,
Der Meiſter hat ſoeben mich ernannt.
Walgarden. Ernannt?
Borch. Ernannt, Herr Bruder. Als ich glaube,
Hat er in Eurem Geiſte ſo gehandelt.
Wart Ihr es doch, der dafür eingeſtanden,
Daß freie Hand dem Meiſter man gewähre.
Walgarden. In dieſem Sinne —
Borch. War es nicht gemeint?
(Wolthuß erſcheint.)
Da iſt er ſelbſt. Gefallt es Euch, fragt ihn!
Er loſt Euch bald aus aller Zweifel Pein. (Ab.)

## Zwölfter Auftritt.

### Wolthuß. Walgarden.

Wolthuß. Freund Walgarden! Was bringt Ihr Gutes mir?
Walgarden. Mit nichten gut iſt, Meiſter, was ich bringe.
Wolthuß. Sprecht Eure Botſchaft!
Walgarden. Die von Pleskau fielen
Aufs neu in unſre Mark und raubten frech
Drei Dörfer aus.
Wolthuß. Und ſchlugen viel des Volks?
Nicht wahr?
Walgarden. So iſt's.
Wolthuß. Das — ſtimmt zu unſern Plänen.
Walgarden. Nicht minder klagen auch die Stiftiſchen,
Daß ſie erduldeten Gewalt von Pleskau.
Wolthuß. Auch das iſt Waſſer nur auf unſre Mühlen.
Um ſo viel williger ſind ſie, zu folgen.
So drängt es auf den Krieg von allen Seiten,
Und alſo ſei es Krieg!
Walgarden. Den wünſch' auch ich
Und riet zu ihm ſeit lange ſchon, allein —
Wolthuß. Allein?

Walgarden. So wir die Waffen sollen kehren
Wider den Landesfeind, muß Friede sein
Im Land.
Wolthuß. Das ist auch meine Sorge, Bruder.
Walgarden Den Heide ließet Ihr gefangen setzen.
Wolthuß Das tat ich, tat ich solches Friedens halben.
(Als Walgarden ihn zweifelnd und zögernd ansieht)
Nun, grad heraus! Was möget Ihr mir sagen?
Walgarden Ich denke, wann zu viel des Krautes schüttet
Der Büchsenmeister in den Mörser, daß in Stücke
Gar leicht zerspringt das Waffen und den Schützen
Derhalb in große Föhrnis bringt und Not.
Wolthuß. Herr Bruder, ja, ich weiß. Ihr meint's getreu,
Doch blicket um Euch in des Ordens Landen!
Wie schaut's da aus? Soweit das Auge reicht,
Allüberall Verrat im Hinterhalt,
Ja, selbst mit offnem Widerstande droht man,
Und an den Grenzen höhnt ein frecher Feind.
Nur eine Eisenfaust schafft da noch Rettung,
Wenn anders er sich retten läßt, der Orden,
Wenn nicht, nun denn so mag er untergehen
Und Besseres an seine Stelle rücken.
Walgarden. Mag sein, Herr Meister, daß Ihr schlagen mußtet,
So wie Ihr eben schlugt. Unkundig bin
Ich solches Schachspiels, doch weil Euch Verrat
Und Widerspenstigkeit ringsum bedrohen,
Bitt' ich Euch, gnädger Herre, seht Euch vor
Wolthuß. Was meint Ihr? Sprecht!
Walgarden. Ein wichtig Amt gabt Ihr —
Wolthuß. Dem Borch
Walgarden. Ließt Ihr zuvor den Scheffel Salz,
Wie's Brauch, mit ihm?
Wolthuß. Ihr warnt mich? Fehlgeschossen,
Herr Bruder! Wißt, Euch schlug er vor für's Amt,
Den Treuesten der Treuen, und erwies
Damit die eigne Treu. Zudem, denk' ich,
Band durch das Amt ich ihn an beiden Armen.
Walgarden. Auch an den Füßen!
Wolthuß (unmutig) Habt Beweise Ihr?
Walgarden (betreten) Beweise? Nein!
(Er bricht plötzlich leidenschaftlich aus)

Herr Meister, seht, Ihr seid
Die letzte große Hoffnung unsers Ordens,
Anker wie Steuer ihm und diesem Lande.
Stürzt Ihr, so brechen beide, und im Graus
Der Wasserflut versinkt der Zukunft Schiff.
Wohl hab' als Mann des Schwerts ich nicht gelernt
Zu horchen und zu sorgen, ob Gefahr
Und Todesnot nicht lauert hinterm Busch,
Jedennoch bitt' ich, laßt mich um Euch sein.
Alswie der Hund beschirmt das Haupt des Herrn,
Der schläft, so will ich wachen über Euch.

**Wolthuß** (gerührt).
Die Jungfrau lohn' es Euch! Die Lieb' und Treu',
So Ihr mir zeigt, sind wie ein frischer Trunk
Im Wüstenbrand.

**Walgarden.** Und ich darf Euch geleiten?

**Wolthuß.** Gut, Heinrich, tu's! Hin nach der neuen Feste
Muß ich, die wir am Meeresstrande bauen.
Auf sie lud ich die Polen aus der Naugart,
Das Bündnis gegen Pleskau zu versiegeln;
Sie sollen merken, daß der Orden wächst

(Einen Augenblick wie in Gedanken versunken)

Wenn es gelingt! Wenn ich den Feind bezwang,
Die Lande einigte! So dieses Livland
Zusammensteht, wer kann dann wider Livland?
Ja, Bruder Heidenreich, alsdann gedeiht
Der Ölbaum auch in Nordens rauhen Reichen,
Und fernste Enkelkinder werden segnen
Den, der ihn einst in argem Wetter pflanzte.

**Walgarden.** Herr, wann kommt diesem Lande solche Zeit?

**Wolthuß.** Die Friedensburg heiß' ich das neue Haus,
Wahrzeichen schonrer Zukunft soll es sein!
Zu Roß! So wird die Zukunft Gegenwart!

(Er geht schnell ab, gefolgt von Walgarden. Vorhang.)

## Vierter Akt.

Ein Gemach im Schlosse zu Weißenstein.

### Erster Auftritt.

**Borch. Margarete,** die aus einer geheimen Tür tritt.

Borch (erstaunt). Ihr, Margarete, hier? Was wollt Ihr?

Margarete. Hören,
Damit mir nichts verschwiegen bleib', Herr Bernd!

(In der Haupttür zeigen sich Männergestalten. Borch winkt ihr, worauf sie wieder verschwindet.)

Borch. Einst war er Vogt hier und sie wie zu Hause;
So kennt Frau Otter die Gelegenheiten.

### Zweiter Auftritt.

**Borch, Herzenrode, Dornenburg, Vietinghof, Koningen, Wellen, Hochhelem, Badiackhasen, Ruer, Wolgarden, Bellersheim** und andre Ordensherren. Sie begrüßen sich und treten dann redend in mehrere Gruppen zusammen. Von links erscheint der **Meister** mit **Friedrich Wolthuß.** Ruer, Wolgarden und Bellersheim treten mehr zu ihm hin, die andern bleiben ihm gegenüber stehn.

Wolthuß (sie finsteren Blickes musternd).
Seid mir willkommen, Herrn! Manch einen
Seh ich, der lang mir nicht die Gunst erwiesen
Von seiner Gegenwart.

Dornenburg. Der Mittel braucht,
Wer reiten soll, zumal bei rauhem Wetter.

Wolthuß. Und daran fehlt's, selbst wenn der Meister ruft?
Nun denn, beim Kreuz, wozu hat einen Meister
Der Orden? Steuern soll er solchem Übel!
Er soll's und wird es! Das gelobe ich,
Johann Wolthuß von Herse, Euch, Ihr Herren.
Und darum soll's also in Zukunft gelten:
Wer nicht des Meisters Rufe Folge leistet
Alsbald, geht seines Amtes quitt und ledig,
Der Meister aber sei gebunden, ihn
Sogleich zu setzen aus des Ordens Haus,
Sei es in Frieden, sei es mit Gewalt.

Herzenrode. Treibt Ihr es so, ja, Herr, das ist Gewalt.

Wolthuß. Der Meister bin ich, und mir ward Gewalt
Kraft meines Amtes, und ich will sie üben.

Herzenrode. Man merkt's, Ihr tut's: Ein Bruder liegt in Fesseln.
Wolthuß. Wollt Ihr zu eines Mörders Gunsten reden?
Herzenrode. Das sei mir fern, allein gebührliches
Gericht verlangen wir für den Beklagten.
Wolthuß. Und wo wär', Bruder, solch Gericht zu suchen?
Herzenrode. Nur das Kapitel kann das Urteil sprechen.
Wolthuß. Wo seine Spießgesellen sitzen? Herr,
Ich bitte Euch, verbessert Eure Meinung!
Sonst — sonst such' ich in Eurer Nachbarschaft
Den Schalk, der meinen Hahn zu rupfen riet.
Ja wohl, ich warf den Mörder ins Verließ,
Denn solche Rute stimmt zu solchem Schüler;
Allein ich lud Euch nicht mit mir zu rechten,
Vielmehr um meinen Willen Euch zu künden.
Koningen. Schier will es mich bedünken, liebe Brüder,
Daß unsre Gegenwart hier keines nütz,
Und reiten möchten füglich wir wohl wieder.
Wolthuß (heftig). Ihr werdet reiten, wann ich es verstatte,
Bis dahin aber meinen Worten lauschen!
Mit Euch gerade, Vogt von Wesenberg,
Gelüstet mich, heut' einen Gang zu machen.
Koningen. Ich harre des, hochwürdger Herr und Meister.
Wolthuß. Gedultet Euch! Bald kommt der Krug an Euch!
Zuvor jedoch ist Größeres zu ordnen.
Beschlossen wurde, daß wir eine Reise
Gen Pleskau tun im Bunde mit der Naugart.
Vietinghof. Beschlossen wurde solche Reise schon?
Wolthuß. Das wundert Euch?
Vietinghof. Ich hob' nicht mitgestimmt.
Herzenrode. Ich auch nicht.
Wellen. Und ich ouch nicht.
Dornenburg. Und ich ouch nicht.
Koningen. Und ich verfag' noch heute solche Reise.
Wolthuß. Verzeiht, daß ich's vergaß, Euch zu befragen;
Jedennoch gloubt, die Reise wird gemacht.
Und also lud ich Euch in Ordens Namen,
Zu mahnen Euch, daß Ihr der Rüstung denkt
Vietinghof. Schmal ist mein Amt, nach meinem Amte schoß' ich.
Dornenburg. So manch ein Bruder kam in jüngster Zeit
Um Hab' und Gut; woher soll er es nehmen?
Koningen. Ich weigre wie des Kriegs mich, so des Rüstens.

Wolthuß (Koningen scheinbar ignorierend, zu den andern)
Ich bitt' Euch, Herrn, Ihr kanntet sonst nicht Zauderns,
Galt es zu nehmen Aus den Tonnen floß
Das Bier in Strömen, und der Bratspieß drehte
Sich Tag und Nacht an Feuers Glut. Des Prassens
Gab's weder Maß noch Ende auf den Burgen;
Der Bauer aber mußt's mit Blut bezahlen.
Jetzt gilt's gemeinem Wohl, bedenkt es gut,
Daß Ihr besteht in Ehren bei der Prüfung.
Herzenrode. Der Meister nahm so viel der reichen Ämter
An sich, so meinten wir, ihm wär' genug
Im Treffel, Krieg zu führen, als er möchte,
Und unser würde bleiben, was uns blieb,
Das Wenige, auf unsers Alters Tagen.
Ist's dennoch nicht an dem, gar wundersam
Erscheint's, allein es muß geholfen werden.
Derhalben schlag' ich vor, dieweil die Brüder,
Wie es sich fügte, unvermögend sind
Zu Schoß und Steuer noch, das reiche Amt
Marienburg — es wurde eben frei,
Indem sich Bruder Bernd auf Ludberts Stuhl
Gesetzt — — ich meine also, daß das Amt
Marienburg vergeben wird in Pfand.
Das langt genugsam für die weiteste Reise,
Und nachher zahlt der Meister aus der Beute
Die Schulden heim, und allen ist geholfen
Und fragt der Meister, wer solch großes Amt
In Pfand nach seinem Preise würde nehmen,
So geben wir die Antwort sonder Schimpf,
Daß unser Herre unter harrisch-wirschen
Vasallen und im Stift und Erzstift Riga
Und in den Städten Riga, Reval, Dörpt
An Freunden sich geworben solche Zahl,
Daß er an ihre Türen möchte pochen
Nicht ohne guten Trost.
Wolthuß. So meint Ihr, Herr?
Vietinghof. Es ist ein weiser Rat.
Dornenburg. Ich stimm' ihm bei.
Koningen. Ich nicht, weil ich den Krieg solang mißbillige,
Als ihn beschlossen das Kapitel nicht.
Wolthuß. Genug, Ihr Herrn! Ich seh', woran ich bin.

Wißt, solchen Rat erachtʼ ich für Verrat!
Da wir mit Pleskau Fehde haben sollen,
Will eher dieses meiner Hand ich missen,
Denn jener Burg an unsers Landes Marken.

Koningen. Weit lieber denn in Pfand gibt er das Haus,
Just als er es mit Helmet hat getan,
Umsonst an einen Weltlichen

Wolthuß (auffahrend) Ihr schweigt!

Koningen. Ihr habt kein Recht, den Mund mir zu verbieten.
Wenn je, so ward es jetzt zu reden Zeit.
Ich will es tun, odʼs auch kein andrer wagt.
Den Krieg habt Ihr beschlossen sonder Wissen
Und Willen der Gebietiger; der Vorch
Ward ohne des Kapitels Zustimmung
Von Euch allein ernannt zum Landmarschall,
Dodien, das große Amt, gabt Ihr dem Bruder,
Herrn Friedrich Wolthuß, wie man hört, und Riga
Verbleibt in Eurer Hand, wie Goldingen
Die Bauskens-, die Marienburg und Karkus.
In Ordens Namen frage ich: Wer hatʼs
Gebilligt, wer gab Euch ein Recht, also
Zu tun und walten?

Wolthuß Wer das Recht mir gab,
Darüber werdʼ ich Redʼ und Antwort stehen
Einst dem Kapitel.

Koningen. Das Ihr rufen werdet,
Wannʼs Euch beliebt, vielleicht am jüngsten Tage.

Wolthuß. Vielleicht, vielleicht auch nicht; Ihr habt ganz recht
Es kommt drauf an, als was die Glieder sich
Erweisen des Kapitels. Wenn zukünftig
Die Brüder Mordtat sinnen und Verrat,
Als eben jetzt, dann muß der Meister warten,
Seiʼs bis zum jüngsten Tag, seiʼs länger, daß
Ihm Recht ward durchʼs Kapitel, und bis dahin
Sichʼs bei der Macht genügen lassen, so
Lebendig ihm und sicher geht zur Seite.
Er muß gegen des Ordens Willen tun
Des Ordens Willen, wenn des Ordens Willen
Der Orden will nicht mehr — in dem Kapitel

Koningen. Gilt solche Meinung, freilich alsdann seid
Kapitel Ihr und Orden in Euch selber.

**Walthuß.** Ich bin's, und ich gebiete Euch, daß Ihr
Von Wesenberg sogleich den Auszug nehmt
Nach Pernau als Komtur.
**Koningen.** Und Wesenberg
Wird Meistergut? (Hell auflachend.) Ja, der versteht's!
**Vietinghof.** Herr, mit Vergunst: Um welcher Ursach' willen
Wird Bruder Dietrich so hart gebüßt,
Daß Ihr nach solch ungleichem Maß ihm nehmt
Und gebt?
**Walthuß.** Der Habicht störe nicht die Kreise
Des Aars, sonst kommt er in des Aares Fänge
Und zahlt mit seinem Federschmuck und Blut!
Der Bruder Dietrich soll mit schnellen Ranken
Es wehren, daß dem Orden ich ein Haus
Erbau' am Meeresstrand zur Narwe hin.
**Koningen.** Zu Unrecht unternahm das neue Haus
In meinem Machtgebiet zu baun der Meister.
**Walthuß.** In Eurem Machtgebiet? Nun denn, so wäre
Behaben jedes Hindernis, da Ihr
Komtur von Pernau seid. Die See im Rücken,
Des Meisters Reisige vor Euren Toren,
Mögt Ihr geruhig rasten, nimmer werdet
An Eurem Machtgebiet Ihr Schaden leiden.
**Koningen.** Wo ich nach Pernau willens bin zu gehn
Ihr habt, Herr Meister, eben uns gekündet,
Daß Ihr so Orden wäret als Kapitel.
So meinet Ihr, ich aber meine anders,
Und will in meinem Amte mich behaupten,
Alslange das Kapitel mich drin duldet.
**Walthuß.** Trotzt Ihr? Dann brauche ich Gewalt!
**Koningen** (nach seinem Schwerte greifend). Ich auch!
**Borch.** Nicht weiter, Bruder!
**Koningen.** Schaut hinab zum Haf!
Ich wagte mich nicht unbesonnen in
Die Höhle, Reisige und Knechte stehen
Gewärtig meines Rufs.
**Walthuß** (aufspringend). Ich kannte Euch!
(Er stößt eine Tür auf, in der sich Bewaffnete zeigen.)
Auf! Fangt den Mann und schlagt in Fesseln ihn!
(Sie überwältigen Koningen und fesseln ihn.)
**Borch.** Herr Meister, Gnade!

Koningen (wütend) Recht will ich, nicht Gnade!
Wolthuß. Ihr wolltet nicht nach Pernau als Komtur,
Jetzt geht Ihr als Gefangener nach Wenden.
Koningen. Ich tröste mich meiner gerechten Sache
Walthuß. Seht zu, wie weit sie Euch gedeihen läßt!
(Zu Borch)
Herr Landmarschall, Ihr bürgt mir dafür, daß
Geschieht alsbald, wie ich's geboten habe.
Stimmen. Wie? Was?
Andre. Herr Meister!
Wolthuß. Wem's beliebt, der mag
Die Reise mit ihm machen ins Verließ!
(Nach einer Weile ruhiger)
Der Rüstung halben aber reden wir
Zu Wolmar noch ein Wort, und es versteht
Der Meister sich zu Euch, ehrsame Brüder,
Daß Ihr allhort Euch laßt bereiter finden;
Sonst wird es sich zu Eurem Schaden wenden.
Denn wer die Last der Mühe trägt, genießt
Der Frucht. So heischt es die Gerechtigkeit.
Und so die Weltlichen sich in der Schlacht
Im Vadertreffen fanden, dürften sie
Den Vortanz auch beim Friedensreigen haben
(Er grüßt kurz und geht ab. Allmählich entfernen sich auch alle andern bis auf Bodinckhusen und Hochhelem.)

## Dritter Auftritt.

### Hochhelem. Bodinckhusen.

Bodinckhusen. Könnt Ihr noch mit? Mir ging der Atem aus.
Ich reite heim.
Hochhelem. Ja, es wird arges Wetter.
Bodinckhusen. Nicht der Gebietiger Rat, nicht das Kapitel,
Nicht Ordensbuch, nicht die Gewohnheiten,
Die seit Jahrhunderten bei uns gegalten —
Er kennt allein nur sich, wo er sich kennt,
Und die Gewalt, mit der er alle zwingt.
Hochhelem. Herr Bruder, reden wir mit ihm! S'ist Pflicht.
Bodinckhusen. Wollt einem Rasenden Ihr fallen in
Den Arm? Seht vor Euch, Freund, er legt Euch nieder
An Bruder Dietrich mögen wir uns spiegeln.

Hochhelem. Der Koningen hat nicht zu Recht gehandelt.
Bodinckhuſen. Er ſtond auf ſeinem Recht.
Hochhelem. Mag ſein, jedoch
Die Art, wie er's verfocht, war ungebührlich.
Bodinckhuſen. Wie in den Wald man ruft, ſchallt es zurück.
Hochhelem. Der Meiſter aber bleibt der Meiſter immer.
Bodinckhuſen. Meint Ihr es ſo, dann mußt Ihr alles tragen.
Ich aber halt', dem Meiſter wär' zu folgen,
Solange er regiert nach ſeinem Eid,
Den er geſchworen hat vor dem Kapitel.
Wie ſtimmt zu dem, wie er bislang gehandelt?
Der Bruder Dietrich iſt der einzge nicht,
Der Unrecht litt; denkt nur an Bernd von Heide!
Hochhelem. Der Heide! Schande iſt er unſerm Orden!
Bodinckhuſen. Das iſt gewißlich wahr, allein, was er
Gefrevelt auch, er kann gerichtet werden,
Geht's nach dem Rechte, nur von dem Kapitel.
(Er tritt näher an Hochhelem heran.)
Und weiter, Bruder — laſt Ihr einen Brief?
Hochhelem. Den Brief an Revals Burgemeiſter? Ja,
Ich las den Brief, doch glaub' ich nicht an ihn.
Bodinckhuſen. Ich glaub' an ihn nach dem, was heute
Hierorts geſchah
Hochhelem. Wo kam er her, der Brief?
Bodinckhuſen. Wer ihn verſandt — nicht weiß ich es zu ſagen,
Doch ging er rings im ganzen Lande um,
Und was bis dahin feſt zu ihm gehalten,
Das ſagte ſich nach dieſem Briefe los.
Nur noch der Bellersheim, Walgarden, Ruer
Und wenig andre laſſen nicht von ihm.
Sonſt ſteht er da, alswie der Steuermann,
Den nächtens die Gefährten heimlich mieden.
Hochhelem. Um ſoviel mehr iſt's Zeit, daß man ihn mahne
Öffnen die Augen wir ihm! Sicherlich
Nimmt Rat er an und dankt es uns hernach.
Bodinckhuſen. Rats wird er nehmen wie der Luchs, der auf
Die Beute ſpringt vom Baum funkelnden Auges:
Er ſchlägt zu Tod, wer ihn zu hindern ſucht.
Hochhelem. Was kann er tun, wo alle ihn verließen?
Bodinckhuſen. Kennt Ihr die Harriſch-Wieriſchen? Wohl ſind ſie
Geſchworne Mannen dieſes unſers Ordens,

Und haſſen doch von Anbeginn den Orden,
Und fordern jeden, der ihm Abbruch tut.
Die ſtehn zu ihm. Sein jüngrer Bruder Ernſt
— Seldſt iſt er horriſch wierſcher Vaſall —
Gewann ſie Mann um Mann. Sie ſtehn zu ihm,
Weil wider unſern Ordern er will handeln.
Und aus dem Stifte Dorpat die, dieweil
Durch Freundſchaft ſie und Sippe ſind verbunden
Und Nachbarſchaft gar mannigfach mit jenen,
Folgen ſie ihnen alle insgeſamt.
Des weitern halten feſt die Städte Dörpt
Und Reval auch zu ihm, und Gutemannen
Und Knechte warb er on in großer Zahl.
So ſteht er da von Haupt zu Fuß gewappnet.
Geht Ihr nun hin und ſagt ihm, wie der Wind
Im Orden weht, entſchloſſen, als er iſt,
Faßt er ſich ſchnell, greift zu bei Hauf, wie wir
Gekommen, und der Orden liegt am Boden,
Und keine Macht bringt wieder ihn zu Häupten.

(Er faßt Hochhelems Hand.)

Herr Bruder, ich und Ihr, wir wünſchen beide
Des Ordens Heil, ein andres zu erhoffen
Ziemt uns auf dieſer Erden nimmermehr;
So aber geht es nicht, als er es treibt,
Das ſchlägt hinüber in das Widerſpiel.

Hochhelem. Was aber tun wir, alter Freund? Mit Ehren
Möcht' ich mich ziehn aus dieſes Handels Not
Und treu dem Eid, den ich dereinſt geſchworen.
Daß Bruder Ludbert noch am Leben wäre!
Es wäre nimmermehr ſo weit gediehen.

Bodinckhuſen. Herr Bruder, hoffen wir auf beſſre Zeit!
So manch ein Wetter ging hinüber ſchon.
Domit's hinübergehe, duck' dich nieder!
Heimwärts den Hengſt! Die andern tun desgleichen.
Und dort verſchließen ſorglich wir die Tore.
Dann muß er einzeln uns beſchicken alle
Und ſuchen, mahnen. Denn den Krieg nach Oſten
Wird er zu führen ſich getrauen nimmer
Allein mit ſeinen Weltlichen, ſo die
Gebietiger verſagen ſich und hinter
Dem Rücken ſitzen ihm in Wehr und Waffen.

So ziehen wir die Sache in die Länge.
Derweilen läuft der Haufen auseinander,
Den er zusammenbrachte, und am Ende
Muß er uns rufen wieder zum Kapitel.
Er muß und wird, ob's wenig ihm behagt,
Dann aber handeln rechtens wir mit ihm.

**Hochhelem.** Herr, Herr, wie stimmt zu unserm Ende das?
Das Haupt verlassen, ist das deutscher Brauch?

**Bodinckhusen.** Erwägst du alles, kannst du nimmer anders.
Geh' mit dem Meister, und du schlägst den Orden;
Tritt hin zum Orden, und du mußt dich kehren
Feindlichen Blickes wider deinen Meister.
Der Meister wechselt, doch der Orden bleibt,
Und also halte ich zu solchem Orden.

**Hochhelem** (der eine Zeitlang sichtbar innerlich kämpfend dagestanden)
Ich reite, doch ich reit' mit wehem Herzen,
Weit lieber ritt' ich in die wildeste Schlacht.
(Beide ab.)

## Vierter Auftritt.

**Bellersheim. Walgarden.** Gegen Ende des Auftritts **Plettenberg.**

**Bellersheim.** Ihr reitet mit dem Meister auf Fellin?

**Walgarden.** Ich reit' mit ihm.

**Bellersheim.** Auch ich. Und dann, Herr Bruder,
Dann geht's hinab nach Süden hin, gen Wolmar,
Zur Landessenigung. Dort wird vertragen,
Und dann — dann wird geschlagen. Einen Krieg,
Wie nie ein Meister ihn geführt, soll's geben,
Denn all die Lande ziehen aus zur Reise.

**Walgarden.** Seid Ihr des so gewiß?

**Bellersheim.** Wie mögt Ihr zweifeln?

**Walgarden.** Es hat in jüngster Zeit mir viel mißfallen.

**Bellersheim.** Ihr meint?

**Walgarden.** Man war zu hart.

**Bellersheim.** Und das sagt Ihr,
Der nie ein Maß der Strenge hat gekannt.

**Walgarden.** Streng nach den Satzungen, so muß ich's loben,
Doch nimmer hart wider die Satzungen.

**Bellersheim.** Herr Bruder, Großes ist im Werden; da
Darf man nicht wägen ängstlich hin und her.

Zugreifen gilt's mit ſtarker Fauſt, und wer
Fürwitzig in den Weg ſich ſtellt, der fällt.
Zudem: Wir ſtehen nicht an erſter Stelle, wir
Volldringen, was man von uns heiſcht. Hernach
Genießen wir die Frucht aus reiner Hand.

Walgarden. Es gibt im Orden mehr denn einen Mann
Von wildem Sinn. Da iſt's nicht gut zu reizen.

Bellersheim. Der Meiſter hat die Macht, er kann ſie zwingen.

Walgarden. Doch wenn's im Finſtern umgeht, läßt es ſich
Bei aller Macht nicht faſſen, Bruder Gerwin.
Der Anſchlag auf den Plettenberger warnt uns.

Bellersheim. Gibt es erſt Krieg, dann ruhen alle Ränke.
Und nach dem Siege wächſt das Ganze mächtig.
Jedweder ſpürt's, und jeder freut ſich deſſen,
Weil er's an ſeinem Teil hofft zu genießen.
Zufriedenheit kehrt wieder ein durch's Tor,
Zumal wenn dann der Meiſter auch die Zügel,
Wo es nicht Not, ein wenig locker läßt.
Das Los des Ordensherrn iſt nicht zu neiden,
Soferne er nach ſeiner Regel lebt.
Wohl winkt im Krieg ihm Ruhm und Heldentum,
Doch kehrt er heim, ſo wartet ſein im Hauſe
Einſame Ruhe und ein einſam Alter.
Weit beſſer hat es da der Weltliche,
Drückt ihn auch mancher irdſchen Sorge Laſt.
Ihm richtet Tiſch und Bett ein liebend Weib
Und bringt den Sonnenſchein wie ins Gemach,
So in das Herz. Und naht das Alter einſt,
Und mag er nimmer tragen noch den Harniſch,
So pflegen Kinder ſein und Kindeskinder,
Und er durchwandert zwiefach neu die Welt.
Derhalben wehre man dem Bruder nicht,
Wann jung das Leben ſtrömt durch ſeine Adern,
Daß er am Raſttag froh es leben läßt
Aus voller Kanne und auf roten Lippen,
Die willig ſich den ſeinen zugeſellen.
Der Beichtiger abſolviert es, und Marie,
Die gute Frau, ſie drückt die Augen zu — —
Allem verzeiht, Herr Bruder, denn ich weiß,
Euch ſuchte nimmer ſolche Schwachheit heim.

Walgarden. Was wißt Ihr, Bruder?

Bellersheim. Daß Ihr voll Genügen,
So jung Ihr ſeid, in Ordens Dienſten fandet
Walgarden. Ihr wart mein Waffenfreund bei manchem Strauß,
Dem Tod gemeinſam ſchauten wir ins Auge,
Vor Euch will ich nicht beſſer ſcheinen, denn
Ich bin. — Meint wirklich Ihr, daß in der Bruſt
Nicht mir auch wohnt ein Herz, das menſchlich fühlt?
Ich bin ein Mann und weiß, was Mannesſchwäche,
Ich wurde Mann erſt, da ich es erfuhr.
Bellersheim. Erzählt! Erleichtert Euer Herz! Und ich,
Ich will von dieſem Tag Euch doppelt lieben,
Denn näher rückt Ihr mir durch ſolche Schwachheit.
Walgarden. Kurz iſt's geſagt. Ich trat in dieſen Orden
Freiwillig, weil's ein Hohes mich bedünkte,
Zu ſtreiten für die liebe Chriſtenheit;
Freiwillig trat ich ein und reines Herzens
Kaum war im Orden ich, traf mich ein Strahl,
Und ich erkannte, daß zu anderm ich
Geboren war. Es war zu ſpät, ich konnte
Zurücke nicht.
Bellersheim. Der Papſt erteilt Dispens.
Walgarden. Kein Papſt ſpricht frei, wo das Gewiſſen bindet.
Ich leiſtete den Eid um Gottes willen
Und kannt' ihn löſen nicht um irdſche Liebe.
Wohl, Freund, hab' ich gerungen mit dem Herzen
Und hab's bezwungen auch. Marie verzeih's,
Wann nächtens mir ihr Bild im Traum erſcheint
In irdſcher Schöne ſtatt im Himmelsglanze!
Es iſt die einzge Schwachheit, die mir blieb,
Und nimmermehr mag ſie die Seele miſſen.
Doch ſeht, als ich geworden nun, genügte
Die Sache mir nicht mehr, nach einem Menſchen,
An den ich durft' das arme Herze hängen,
Sah ich mit Sehnen aus und fand ihn dann —
In ihm, dem Herrn und Meiſter, dem die Große
Geſchrieben ſteht auf ſeiner hohen Stirn. —
Und jetzt, jetzt fürchte ich für ihn. Ihm droht
Gefahr von ſeinen Feinden und ihm ſelbſt. —
Wär' nur der Krieg erſt da, es wäre beſſer.
Frei wird im Kampfe er von allen Schlacken
Und zeigt dem Volke ſich im Heldenglanze.

Fall in der Fehde ich, ich falle gern,
Er aber lebe fort und wachse, wachse, wachse
Zu seinem Ruhm und Livlands ewgem Heile.
(Plettenberg erscheint in der Tür.)

Plettenberg. Der Meister harrt der Herrn; er will zu Roß (Ab.)

Walgarden. Der Plettenberg! Ein Glücklicher, dem nach
Die junge Hoffnung jeden Schritt beflügelt.
Mit scharfem Blick durchschaute ihn der Meister
Als einen, der zu Taten fähig ist,
Und zieht ihn andern vor. Recht tut er dran,
Auch wenn es hier und da ein wenig schmerzt.

Bellersheim (ihm die Hand reichend).
Herr Bruder, heute erst erkannt ich Euch
Und werb' von heute erst um Eure Freundschaft.
(Sie gehen ab.)

## Fünfter Auftritt.

**Margarete. Bald darauf Borch.**

Margarete (aus der geheimen Tür kommend und ans Fenster eilend).
Der Kater ging, der Mausetanz beginnt.
(Borch tritt ein.)

Borch. Nun, Bundesgenossin, baltzt der Auerhahn?

Margarete. Nur ganz verhalten, wie bei bösem Wetter,
Die Henne aber — will nicht.

Borch. Will nicht? Wie?
Liebt sie ihn nicht?

Margarete. Sie liebt ihn, doch nicht so,
Wie Weiber lieben, wann sie wahrhaft lieben.
Sie schwärmt im Geist, schwärmt für des Landes Ritter
Und hat nicht Augen für den Mann als Mann.
(Er sieht gespannt und fragend auf sie.)
Ihr wißt, das Rößlein schenkt' er ihr. Nun ritt
Sie aus dem Tor und traf zufällig einen,
Der eben auch Spazierenreitens pflag,
Einmal und noch einmal und noch einmal.
Sie schwärmte fort und schwärmte immer stärker
Für ihn, den großen Herrn und Meister, und er sah
Dabei ihr tiefer immer in den See
Der blauen träumerischen Kinderaugen.

Borch (erregt). Und dann? Wie weit gedieh's?

Margarete (gelassen) So weit, ich denke,
Er sinnt für sie auf einen edeln Mann,
Den reich mit Gütern er alsbald belehnt,
Und dem er dann den Schatz, den er zu heben
Selbst nicht vermag, in Wehmut überläßt.
Borch (ärgerlich) Ich sehe, gänzlich fehl ging Euer Plan.
Ich glaub' nicht mehr an Euch.
Margarete. So helft Euch selber!
Borch In Teufels Namen — sprecht!
Margarete. Gemach, Komtur,
Ich lasse mich nicht zwingen.
Borch. Nun, so bitt' ich.
Margarete. Versprochen hat sie sich dem Plettenberger,
Da wundkrank er beim Vater lag im Hause,
Ob sie's schon wußte, daß der Alte nimmer
Dazu sein Amen spricht. Nun steckt' ich ihm
Die Sache jüngst. Es fielen harte Worte,
Und drauf hat einem Kaufgesellen er
Das Töchterlein in Eile angelobt.
Mit Eifer rüstet man die Hochzeit schon,
Sidylle aber — flieht zu ihrem Junker.
Ich selber riet's und komm' aus Helmet eben,
Wo ich dem Taubenpaar das Nest gezüstet.
Borch. Ganz gut und wohl bekommt's, doch sagt, wie das —
Margarete. Ihr meint, wie solches stimm' zu unsern Wunschen.
Nun denn, ich wußt' es so zu fügen, daß
Sie unterwegs nach Helmet ist, wo er
Zur Landesemigung nach Wolmar reitet.
Dort, wo sich von der Straße, die nach Süden
Hinabführt, zweigt ein kleinrer Weg nach Helmet,
Dort wird die Botschaft ihm, die Jungfer harre
Auf Helmet sein.
Borch Wer wird die Botschaft bringen?
Margarete. Ich selber tu's.
Borch Und die Kredenz, daß er
Euch Glauben schenk't?
Margarete. Ist das Geschmeide, so
Er ihr geschenkt, da seines Manns sie pflegte,
Und dann — ein Briefiein noch von ihrer Hand
In diesem Brief ruft sie zum Schutz ihn auf,
Den er dereinst ihr feierlich gelobt.

Borch. Zu alle dem wollt Ihr sie überreden?
Margarete. Ich werde es.
Borch. Und wenn es wiederum
Mißglückt?
Margarete. Es glückt. — In Pernau meld' ich ihr,
Der Vater fand die Spur. Wir ziehn gen Helmet,
Und unterwegs faff' ich sie am Gewissen.
Denkt Mädchenrand, vollführt von einem Mann
Des Meisters selbst, und sie das einzge Kind
Von Revals Bürgermeister, dessen Hilfe
Der Meister nimmermehr entbehren mag!
Das schreit, das gellt durchs Land gleich wildem Sturm.
Und wenn mit solcher Klage vor den Meister
Der Alte tritt, er kann es nimmer weigern,
Dem Recht muß er den Junker überliefern,
Und der Geliebte ist ein toter Mann.
So aber sie zuvor dem Vater kommt,
Dem Meister flehend sich zu Füßen wirft,
Ihn seines Worts gemahnt, und daß der Junker
Ihm großen Dienst erwies — er wird vermitteln,
Versöhnen, mindestens gewinnt sie Zeit.
So weise ich es sie, und sicher folgt sie.
Borch. Und er?
Margarete. Dem braue ich aus etwas Ehre
Und etwas edlem Sinn und etwas Schwachheit
Ein Tränklein, das er bis zur Neige schlürft.
Borch (bedenklich). Margret —
Margarete. Beruhig, Freund! Ein Mann on fünfzig —
Den zieht ein Weib von erster Jugendblüte
Mit leisem Winke schnell in jedes Netz.
Und ich, Kontur, ich werde für sie ziehen.
(Entschlossen) Und also taten wir!
Borch. Wie mich bedünkt.
Fahrt Ihr auf schwankem Brett mich über See.
Margarete. Ein Brett ist besser immer noch denn nichts.
Kommt er noch Wolmar erst, ist es zu spät.
Gut denn, so laßt nach Wolmor ihn und tragt,
Was er zu tragen Euch mag auferlegen!
(Nach einer Weile)
Herr Bernd, was fürchtet Ihr? Ihr seid gerüstet
Für jeden Ausgang, als mir scheint.

Borch. Sei's denn!
Die Not verlangt es und vielleicht gelingt's
Margarete. Vielleicht? Es muß und wird, es muß, weil ich
Es also will.
(Sie geht nachdenklich durchs Zimmer und bleibt dann dicht vor Borch stehn)
Sagt an, Großmächtigster,
Wie weit wärt Ihr gediehen ohne mich?
Borch. Gewiß, die Brüder werden es Euch danken.
Morgarete. Ich glaub's, nur wüßt' ich gerne jetzt schon, wie.
Borch (vertraulich) Ihr sollt — dem neuen Meister werden, was
Dem alten Ihr gewesen.
Margarete (ihn von oben bis unten verächtlich musternd). Eitler Tor!
Zu stürzen einen Wolthuß, dazu taugt Ihr,
Doch ihn ersetzen — König sein, das kann
Allein der Löwe, nimmermehr der Fuchs. — —
Lebt wohl! Beim Kreuzweg sehen wir uns wieder.
Und sorgt derweilen für das Übrige,
Auf daß, kommt es zum Springen, Ihr nicht stolpert! (Ab)
Borch (für sich) So also willst du nicht? Willst du nicht so,
Nun denn beim Kreuz, so sollst du anders müssen.

## Sechster Auftritt.

**Borch. Herzenrode. Dornenburg. Bietinghof. Wellen. Koningen** und andre Verschworene

Herzenrode (in der Tür) Ist's Zeit?
(Borch winkt ihnen und sie treten näher)
Borch. S'ist hohe, höchste Zeit. Das Tier
Hat Blut geleckt und ist nicht mehr zu halten.
Dornenburg. Er rast, wie Feuerbrand, vom Sturm getrieben.
Koningen Die Pest auf ihn! Noch fühle ich die Fesseln.
Wellen. Fügt's Gott, so mögt Ihr Euch an ihm erholen.
Bietinghof Maria helf' dazu in ihrer Gnade.
Herzenrode. Sie hilft, so wir uns selber wollen helfen.
Bald gilt es jetzt zu raten und zu toten,
Sonst fällt er unsern Orden an der Wurzel.
Koningen. Wir wöhlten ihn, wir reißen ihn vom Stuhl.
Erzwingen ein Kapitel wir alsbald
Und richten dort wir ihn nach unserm Buche!
Am Tage ist's, er will den Orden stürzen,
Und kein Gebietger hält es noch mit ihm.

Burch. Wohr iſt's, die meiſten fielen von ihm ab.
Das wußte jener Brief. Als Forßem ſtarb,
Standen ſie da in Kurland, wo am ſchnellſten
Sie ihm gefolgt, weil ſie dem Alten folgten,
Verſtört gleich einer Herde Schafe, der
Der Leithammel verloren ging. Da fiel
Als Feuerbrand der Brief mitten hinein,
Und alles ſtürmte kopflings auseinander.
Dornenburg. Dann iſt der Braten gar.
Burch. Vorſicht, Herr Bruder!
Er hat es alles klüglich vorgeſehen
Und nötigt der Gebietiger kaum mehr,
Um ſeinen argen Willen durchzuſetzen.
Die Weltlichen gehorſamen ihm alle;
Kommt nun der Menſch zur Landesteilung
Nach Wolmar erſt, wie wollt Ihr ihn noch zwingen,
Wo mitten er in ſeinen Mannen ſteht?
Ja, wie wollt Ihr der Waffenfolge dann
Euch weigern nur? Wie er ſich ausgewachſen,
Genügt ein Wörtlein ſchon des Widerſpruches,
Und nieder tritt er alle uns mit Luſt.
Herzenrode. Recht hat der Bruder, nicht mehr läßt es ſich
Mit offnem Widerſtande noch vollenden;
Der Liſt bedarf es.
Vietinghof. Stellen wir ein Bein
Dem Mann!
Dornenburg. Und ſtrauchelt er, iſt's an der Zeit,
Die Schlinge ihm zu werfen um den Hals.
Wellen. Und feſtzuziehn!
Vietinghof. Daß er ſich nimmer löſt!
(Allgemeine Zuſtimmung unter den Verſchworenen.)
Koningen. Unrecht und Schmach hat er mir angetan,
Ich mag's vergeſſen nicht und will ihn hniſſen,
Solang ich leb', und trotzen auf mein Recht.
Doch Liſt und Hinterhalt — tut, was Ihr wollt,
Ich werd Euch nimmermehr im Wege ſtehn
Und bin berufen nicht, ihn zu beſchirmen —
Allein da bleib' ich fern! Ein Ritter bin ich;
Ich werf' mich auf mein Schloß und harre dort,
Wie ſich die Dinge weiter wenden mögen,
Und wer mich feindlich grüßt, dem geb' ich's wieder,

Sei es der Meister, sei's der Gottseibeuns.
Und damit Gott befohlen, teure Brüder!

(Er schickt sich an, fortzugehn.)

**Vietinghof.** Ist das zu dulden, Herrn? Ich hindre ihn.

(Er vertritt Koningen den Weg.)

**Koningen** (sein Schwert ziehend)
Ich glaub', Ihr laßt mich ziehn, Herr Bruder Konrad.

(Vietinghof weicht zurück, er geht ab.)

**Borch.** Mag er! Zu unserm Werke taugt er doch nicht.
**Vietinghof.** Und wenn er schwatzt?
**Borch.** Ich stehe für ihn ein.

(Zu Herzenrode.)

Und nun, Herr Bruder Kurt, sagt Eure Meinung!
Wie's schien, so habt Ihr guten Rat bereit.
**Herzenrode.** Herr Bruder Bernd, bekannt ist männiglich,
Ihr dientet gerne stets den Ordens Brüdern
**Borch.** Gewiß, ich tat's und tu's noch diese Tage;
Doch — jeder Dienst ist seines Lohnes wert,
Und hier geht es um Haselnüsse nicht,
Hier gilt's so Haut und Haar, als Kopf und Kragen.
**Herzenrode.** Sagt Euren Preis, ob wir ihn zahlen mögen!
**Borch.** Hast ich als erster, will ich erster sein,
Wo es gelingt.
**Herzenrode.** Das ist nach Billigkeit
Und Recht, allein bedenkt: Um was geht jetzt
Der Streit? Die Ämter soll, zumal das erste,
Vergeben einzig fürder das Kapitel,
Nicht Eigenwille eines, oder wenger.
Derhalben — seht, gewiß der Würdigste
Seid Ihr, und sicher kürt Euch das Kapitel,
Doch küren muß es Euch, sollt so Ihr's sein,
Daß Ihr's rechtmäßig seid in aller Augen.
**Borch.** Ein einziger Sperling in der Hand gilt mehr
Dem Klugen, denn zehn Tauben auf dem Dach.
Landmarschall bin ich, des bin ich zufrieden,
Und um's zu bleiben, — halte ich zum Meister.
**Vietinghof.** Wenn Ihr's noch könnt?
**Borch.** Wer mag mich daran hindern?
Des Brettspiels hab' ich mich mit Kunst befliſſen
Und bin gerüstet auch zu solchem Zug.

Herzenrode (einlenkend nachdem er den andern einen Wink gegeben)
Verzeiht, Herr Bruder, doch ich glaub', Ihr habt
Mich nimmermehr verſtanden. Nicht daß ich
Im Weg Euch ſtehen will — Marie verhüt's! —
Sprach vom Kapitel ich, ſo war die Meinung,
Daß als Beſchluß ſoll gelten des Kapitels
Das Wort der Brüder, die ſich hier verſammelt.
Und wo nicht alles ſo ſich zugetragen,
Als unſers Ordens Satzungen es heiſchen,
Sei es entſchuldigt durch der Zeiten Not.
Borch. Ja ſo, Herr Bruder, meintet Ihr es ſo,
Dann mögen weiter wir das Werk beraten.
Herzenrode. So frage ich vorerſt die lieben Brüder,
Die gegenwärtig ſind: Was ſoll geſchehn
Mit ihm, der, wie es deutlich iſt erwieſen,
Des Amts, ſo ihm der Orden gab, mißbrauchte,
Für alle Zeit den Orden zu verderben.
Vietinghof. Er ſei des Amts entſetzt.
Stimmen. Entſetzt des Amts!
Dornenburg. Und ſei verwahrt, wo nimmer er mag ſchaden
Borch Seid alle Ihr des einig, lieben Brüder?

(Sie neigen ſich zuſtimmend)

Herzenrode. Ihr ſeht, wir ſind's. Und einig ſind wir auch
In dem, wer unſer Haupt ſoll künftig ſein.
Er ſei's, der uns zumeiſt vom Übel hilft,
Das gegenwärtig uns ſo hart befallen.
Ich halt' dafür den Bruder Bernd von Borch.
Wellen. Der Bruder Borch ſei unſer Haupt!
Alle. Amen!
Borch. Wie ſich's geziemt, dank' ich Euch, edle Herren.
Hold und gewärtig will ich bleiben Euch,
Als ich's geweſen bis auf dieſen Tag.
Herzenrode (ironiſch) Das haben wir zur Stunde noch erfahren —
Und nun, Ihr Herren, heißt es fein erwägen,
Wie wir ihn ſicher faſſen und —
Vietinghof. Verzeiht!
Ich mein', auch jeder von den Brüdern hat
Nur einen Hals, und billig iſt, wo er
Ihn wagen ſoll, den Hals, daß er drum weiſe,
Wofür er's tut.

Bor. Es geht für unſern Orden,
Wo er gewinnt, gewinnt jeder von uns.
Vietinghof. Schon recht, allein geht's an das Eſſen, dann
Iſt jeder immer nur dem eignen Magen.
Wellen. Das ſtimmt. Und wie allein der Bruder ißt
Und trinkt, niemals der Orden, ſo auch kehrt
Der Gaſt, der aus dem Buſche jagt den Wolf,
Beim Bruder, aber nie beim Orden ein.
Dornenburg. Ja wohl, mein iſt der Leib, der Hungers leidet.
Vietinghof. Und darum iſt zu raten, daß der Ämter
Wir gutem Brauch gemäß ſogleich gedenken.
Borch. Ich habe klärlich Euch es ſchon gewieſen,
Wie daß den Weg Ihr nimmer könnt zurück,
Den Ihr genommen habt, vollenden heißt's
Für Euch, vollenden, oder — untergehen.
Und darum meine ich, Ihr tätet beſſer,
Nicht um die Ämter handeln, als vielmehr,
Wie man des Mannes ſich verſichern möchte.
Dornenburg (unwirſch).
Ihr nahmt den Lohn, und uns verſagt Ihr ihn.
Vietinghof. Um nichts tu ich nicht mit bei ſolchem Wagnis.
Borch. Noch immer habt Ihr mich nicht ganz verſtanden. — —
Mit einem Amt begabt hat mich der Meiſter,
Wie, wenn ich es ihm zu vergelten ſorge,
Indem ich — Eure Köpfe auf den Block
Ihm leg.

(Sie fahren auseinander; er betrachtet ſie ruhig.)

Um ſoviel feſter blieb' der meine
Auf ſeinen Schultern ſitzen, werte Herren.
Herzenrode (beiſeite). Iſt es an dem? Ich will es dir gedenken.

(Zu den andern.)

Recht hat der Meiſter. Erſt gilt es, ihn ſtürzen;
Das andre kommt hernach und wird ſchon werden.
Und darum bitten wir den Herrn und Meiſter,
Er walle uns nach klugem Rate weiſen,
Wie wir der Not nach ledig mögen werden,
Die uns und unſern Orden ſchier erwürgt.
Borch. So hört! Wann er zur Landesſäuberung
Nach Wolmar geht, will ich des Sorge tragen,
Daß er allein auf Helmet Einkehr nimmt,
Indeß vorauf entſandt wird das Gefolge

Nach Süden hin. Wo Ihr auf Helmet nun
Seiner gewärtiget, — der Plettenberger,
Der Schloßhauptmann, wird auswärts sein — mögt Ihr
Des Herren Euch bemächtigen sonder Fahr.
Wollt Ihr? — Wollt Ihr! Ihr müßt, denn sonst, Ihr Herren,
Sonst kostet bald es mehr Euch als den Mantel;
Denn lange trag' ich's nicht auf beiden Schultern:
Geht's nicht mit Euch, so geh' es wider Euch!

Herzenrode. So sei's, schon weil es anders nicht kann sein.

Dornenburg. Wir warten fein und fangen ihn auf Helmet.

Borch. Ich aber will ihn sorglich dann verwahren.

Vietinghof. Doch seht Euch vor, daß fest der Käfig ist,
Denn bricht er aus —

Borch. Derhalben keine Sorge!
Ich weiß gar wohl, welch teuren Schatz ich hüte.

Vietinghof. Und laßt das Tierlein auch bisweilen tanzen,
Damit gelenk und flink es bleib' an Gliedern.

(Sie sehen sich an und lachen.)

Borch (zur Gesamtheit) Und nun, geliebte Brüder, seid bedankt,
Daß Ihr willfährig so Euch ließt befinden,
Gemeinem Wohl zu reden und zu raten!
Maria aber, unsre liebe Frau,
Helf' unserm Orden aus wöhrender Not
Und laß' das große Werk uns wohl vollenden,
Daß frei und friedesam inkünftig jeder
Genieße seines Rechts in Ordens Landen.

Herzenrode. Also geschehʼ es!

Dornenburg. Amen!

Vietinghof. Amen!

Wellen und die andern. Amen!

Borch. Ein jeder rüste sich, wie er vermag,
Und harr' des Tages, da es gelten wird,
Und dann: Frisch zu! Das ist der beste Renner.
Ich folge ihm alsbald nach Süden hin
Und weiche nimmermehr von seiner Seite,
Bis er nach Helmet seinen Weg genommen.
Gehabt Euch wohl und bleibt des stets gedenk,
Daß ich der Eisen zwei im Feuer glühe.

(Er geht, von den andern gefolgt, zur Hintertür. Wie er durch sie tritt winkt Herzenrode Dornenburg, Vietinghof und Wellen noch zu bleiben.)

### Siebenter Auftritt.

**Herzenrode, Dornenburg, Bietinghof, Wellen.** Später **Margarete.**

Herzenrode. Ein feiner Handel das!
Wellen. Die Schelmerei!
Dornenburg. Getrunken nicht hat's der, der hat's gesogen,
Das Ränkespiel, schon mit der Muttermilch.
Bietinghof. Und solchen Schalk erwählten wir zum Haupt,
Auf daß er speie uns in den eignen Busen!
Wellen. Und standen da, den stummen Hunden gleich,
Und wagten ihn zu strafen nicht einmal!
Herzenrode. Seid ruhig, Freunde! Heute war sein Tag,
Auf Helmet wartet schon der unsere.
Liegt jener Größere am Boden erst,
Dann schreiben wir auch diesem die Artikel
Und wollen ihm die Stelzen so bestreichen,
Daß bald er seinen Mutwillen mag lassen.

(Es öffnet sich die geheime Tür und Margarete tritt langsam heraus und kommt auf die Ritter zu, die sie erstaunt und furchtsam beobachten. Sie ist in einen weiten Mantel gehüllt.)

Wellen. Wer ist's?
Margarete. Ich bin's, die Grete von der Lippe.
Herzenrode. Und woher kommt Ihr?
Margarete. Saht Ihr's nicht?
Herzenrode. Und habt
Gehört, was wir soeben hier gehandelt?
Margarete. Genau bis auf das allerletzte Wort;
Doch sorgt Euch nicht! Ich komme, weil ich komme,
Als Freund, sonst blieb' ich hinter jener Wand.
Das Kräutlein Borch schoß Euch empor zu üppig,
Und dämpfen wollt Ihr ihn alsbald, ich auch
Und darum warn' ich Euch mit gutem Grund:
Seht vor Euch, daß Ihr nicht zum zweitenmal
Den Hund beim Würfelspiel erwischt!
Herzenrode. Sprecht weiter!
Margarete. Wenn Ihr dem Borch die Flügel stutzt, so dürfte
Ihn hart verdrießen das, und otter Freundschaft
Könnt er gedenken, die im Kerker schläft.
Und wie? Wenn er sie aus dem Schlummer weckte!
Dann, Freunde, machte vor dem jüngsten Tag
Ein jüngster Tag Euch werden —

Dornenburg. Himmelsfraue
Und alle Heiligen, wehrt solchem Übel!
Margarete. Nur Euns wehrt ihm.
(Sie sehen gesponnt auf Margarete.)
Wer backen will ein Küken,
Den darf des Kükens — Kopf nicht dauern
Und also halte ich. Der Mann muß sterben.
Wellen. Der Borch?
Margarete. Der Wurm! Den andern meinte ich.
Der Borch ohn' ihn ist nichts, er ohne Borch
Bleibt er, und wär' er hundertfach gefesselt.
Und also halt' ich noch einmal dafür:
Sterben muß er.
Herzenrode (wie aus tiefem Sinnen aufwachend).
Und dennoch meine ich,
Wir mögen seines Blutes uns enthalten
Und sicher sein vor ihm, als wär' er tot.
Margarete. Wo Ihr das wißt, beim Kreuz, dann seid Ihr klug
Herzenrode. Ich rat', wir überliefern ihn dem — Notdart,
Der dort auf Helmet schmachtet im Verließ.
Er hasst' mit seinem Kopfe, daß der Mann
Ihm nicht entweiche, und des weiteren
Beifahr' mit ihm er nach seinem Gewissen!
Margarete (sieht einen Moment prachlos auf Herzenrode)
Ich glaub's, Ihr übermeistert noch den Meister.
Vietinghof. Bernd von der Heide übergeben und
Dessen Gewissen!
(Sie sehen sich an und brechen in wildes Gelächter aus.)
Bruder Bernd von Heide
Und sein Gewissen, ja, das sind zwei Wächter,
Da mögen ruhig wir uns schlafen legen!
(Sie verabschieden sich, indem sie sich die Hände reichen.)
Herzenrode. Auf Helmet!
Vietinghof. Ja, auf Helmet muß es sein!
(Alle ab, bis auf Margarete.)
Margarete. Bald ist er überliefert in die Hand
Der Schergen, und ich steh' am Ziel. — Und dann?
Was dann? — Törichtes Herz, das sich begeben,
Des Kinderspielzeugs Hoffnung nimmer mag!
Aus ist's dann eben, und es folgt die Ruhe,
Die Grabesstille — nach verfehltem Leben.

Verfehlt! Ein grauſig Wort, gilt es dem Leben! —
Verfehlt, was nimmer wiederkehren kann,
Und was ſo reich dir übergeben ward,
Wie eines Maientages goldner Morgen
Verfehlt, was nimmer wiederkehren wird —
Es fährt dir ins Gebein und rüttelt dich
Und weckt dich aus dem Schlaf, wie die Drommete
Einſt aus den Gräbern ſchreckt die ſtillen Toten. —
Verfehlt, was nimmer wiederkehren kann!
Fluch über ihn, der das verſchuldet hat,
Und zahlen ſoll er mit derſelben Münze!
Verfehlt, zerſtört in alle Ewigkeit
Sei, was du ſtrebteſt, alles, was du lebteſt! — —
Zu klein war ich für dich, dich groß zu machen,
Doch bin ich groß genug, dich zu verderben.
Zertreten wie den Halm am Wegrand haſt
Du mich erbarmungslos mit rohem Fuße —
Was gilt dem Großen eines Kleinen Leben?
Du ſollſt erfahren, daß der Große zahlt
Für das, was nimmer wiederkehrt, und war's
Das Kleinſte auch, zahlt mit dem höchſten Preiſe,
Mit dem, was nimmer wiederkehrt, und ſei's
Das Größte auch; denn groß wie klein iſt eins,
Wo's einmal ward und nimmer wiederkehrt. —
Was kümmert's mich, ob hier ein Bruder ſo,
Oder ein Bruder ſo das Land verdirbt,
Die Welsheit oder lehr' ich dich und ſie,
Und darum lohnt es doch gelebt zu haben.

(Ab. Vorhang.)

---

## Fünfter Akt.

Szene: Waldherberge auf dem Wege von Pernau nach Wolmar.

### Erſter Auftritt.

**Margarete.** Später **Sibylle.**

Margarete. Wie einſt harr' ſeiner ich in Sehnſuchtsqual.
Damals kam er, um glutvoll heißes Leben
Im Wechſelſpiel zu nehmen und zu geben,
Jetzt — geht's hinab ins kalte Todestal.

Einſt galt es lieben, jetzt gilt's bitter haſſen;
Ich konnt' es einſt, und kann es jetzt nicht laſſen.
Der Gießbach ſtürzt mit zwingender Gewalt,
Er kennt Bedenkens nicht, nicht Aufenthalt.

(Sie horcht hinaus.)

Wer kommt?

(Die Tür wird behutſam geöffnet, und in ihr erſcheint Sibylle.)

Seh' ich Geſpenſter?

Sibylle (auf ſie zueilend) Marianne!

Gelobt ſei Gott, ich habe Euch!

(Sie ſinkt halb ohnmächtig in Margaretens Arme.)

Margarete. Was gibt's? — —
Sprecht doch! — — Was iſt geſchehn?

Sibylle. Fort! Rettet! Helft!

Sibylle. Sie wollen morden ihn

Margarete. Was? — Ich verſtehe
Kein Wort. Wer will und wen —

Sibylle. Hört mich! Hört mich!
Kaum wart Ihr fort aus Helmet, — Angſt und Not
Im Herzen irrt' ich durch die finſtern Räume —
Da tonte plötzlich wilder Lärm herauf.
Ich ſchaut' hinaus und ſah Gewaffnete,
Die unſre Knechte ringend niederwarfen
Und feſſelten. Der Vater, wähnt' ich, wär' es.
Schnell lief zum Ausgang ich. Es war zu ſpät.
Schon kamen ſie. In meiner Not barg ich
Im Schatten eines Mauerpfeilers mich,
Und da — ſie kamen und ich horte — nicht
War es der Vater, Ordensherren waren's,
Und wilde Reden führten ſie. Sie wollen —
Den Meiſter wollen morden ſie.

Margarete. Sibylle,
Die Furcht hat Euch berückt. Der Vater war's.

Sibylle. Nein — nein! Zu deutlich hört' ich ihre Worte
Ich täuſch' mich nicht. Und Arges gegen mich
Auch führten ſie im Schilde. Ich verſtand es,
Wenn ich auch alles nicht begriff. Da floh ich,
Als ſie hinauf die dunklen Stiegen ſchritten,
Zum Tor hinaus und in den finſtern Wald
Und kam — Maria ſchirmte mich — und fand
Mich hierher endlich.

Margarete (nach einigem Besinnen). Steht es so, habt Ihr
Euch wirklich nicht verhört, dann müßt Ihr fort;
Denn sicherlich sind sie Euch auf der Fährte.
Sibylle. Der Meister aber! Ich, ich bin ein Nichts,
An seinem Leben hängen tausend Leben
Und Heil und Zukunft dieser Heimatlande.
Ihr wißt, Ihr könnt so viel — ich flehe —
Margarete (scheinbar parteiisch). Ihn,
Ihn heißt es retten! Ich verstehe Euch.
Und darum eben müßt Ihr fort, die Straße
Nach Pernau ihm entgegen und ihn warnen.

(Sich besinnend.)

Doch — ungewiß ist, ob er aus Fellin
Den graden Weg nach Süden nicht genommen.
Alsdann verfehlt Ihr ihn.
Sibylle (verzweiflungsvoll). Maria, hilf!
Margarete. Ich hab's. Eilt Ihr gen Pernau! Während dessen
Nehm' ich den andern Weg. Fort jetzt! Es gilt!
Der nächste Augenblick — wenn sie uns fassen —
Ist Tod für uns und ihn. Hinaus!

(Sie drängt Sibylle zur Tür.)

Gelingt es,
So ist's zu seinem und zu Eurem Heil.
Denn wenn Ihr solchen Dienst dem Herrn erwiesen,
Muß er in Eurer Sache für Euch stehen.
Sibylle. Denkt nicht an mich! Den Meister muß ich retten,
Und sollt' ich's zahlen mit dem eignen Leben.

(Beide ab. Nach einer Weile kehrt Margarete zurück.)

## Zweiter Auftritt.

**Margarete. Später der Wirt, und dann der Meister.**

Margarete. So — das gelang! Fort eilt sie, und befestigt
Ist die Gefahr. Bei Gott, sie war nicht klein. — —
Dumm macht die Angst. Daß er auf ihren Ruf
Allein nach Helmet folgt, vergaß die Närrin
In ihrem Herzensdrange, ihn zu retten.

(Sie horcht. Es dröhnt wie von herannahenden Reitern.)

Da sind sie! Jetzt — die Stunde ist gekommen!

(Sie eilt hinaus.)

Wirt (kommt spähend und horchend aus einer andern Tür ins Zimmer geschlichen)
Wie's zittert! Viele müssen's sein.
(Er geht bis ans Fenster und blickt hinaus)
Werwämäntel!
(Sieht wieder durchs Fenster)
Waldgeist, ich schlacht' dir einen Hahn, beschirm' mich —
Der Meister ist es selbst! Und jetzt — das Weib
Winkt ihm — er hält — er spricht — er steigt vom Hengst —
Da kommen sie!
(Er sieht scharf auf die Tür, durch die Wolthuß, gefolgt von Margarete, erscheint. Der Wirt kriecht in gebückter Stellung an den Meister heran, küßt noch seinen Mantel und küßt den Saum)
Großmächtigster!
Wolthuß. Fort da!
(Der Wirt verschwindet)
Und nun? Was habt Ihr mir zu melden, Weib?
Margarete (die ihn lauernd beobachtet)
Sibylle — sendet — mich, die — Superin.
Wolthuß. Sibylle? Was? Du lügst.
Margarete (ruhig) Die Jungfer gab
Mir diesen Schmuck. Ein Zeichen sollt' er sein.
Wolthuß (erregt) Beim Kreuz, das Kleinod ist's, das ich ihr schenkte
Margarete. Bin ich beglaubigt?
Wolthuß. Nun?
Margarete (sieht sich ängstlich um) S'ist ein Geheimnis
(Näher an ihn herantretend)
Die Jungfer weilt auf Helmet.
Wolthuß. Wie? Auf Helmet?
Was trieb so fern sie aus des Vaters Haus?
Margarete. Weiß nicht, doch mein' ich, — Liebeskummer war's.
Wolthuß. Und wen — wen —
Margarete. Liebt sie? Einen hohen Herrn
Wolthuß Was? Einen hohen Herrn?
Margarete. So meine ich
Wolthuß. Und wie — wie heißt der Herr?
Margarete. Den Namen, ja,
Den Namen hat sie weislich mir verschwiegen,
Denn gar geheim tut sie mit ihrer Liebe.
Wolthuß. Und was begehrt sie?
Margarete. Herr, sie fleht Euch an
Um Euren Schutz. Das andre aber will

Sie dort auf Helmet Euch nur offenbaren.
Noch gab sie dieses Briefchen mir an Euch.

**Wolthuß** (greift hastig nach dem Brief und liest halblaut).
„Seid Ihr in Not, ruft mich, ich will Euch hören.
So sprachst Ihr einst, ich mahn' Euch Eures Wortes."
(Er geht durchs Zimmer und bleibt dann vor Margarete stehn.)
Sagt Ihr, ich müßte erst nach Walmar reiten,
Bald aber würde ich auf Helmet sein.

**Margarete** (gleichgültig).
Wie Ihr befehlt, nur kommt Ihr dann kaum recht.
„Saumt er", so sagte sie, „wird es zu spät."

**Wolthuß** (geht wieder durchs Zimmer).
Wie kam nach Helmet sie? Nach Helmet grade?

**Margarete.** Weiß nicht, doch wollt' sie's Euch wohl sagen.

**Wolthuß.** Weib, wenn du mich betrügst —

**Margarete** (trotzig). Dann — fackt Ihr mich!
(Sie sehen sich durchdringend an.)

**Wolthuß.** Wer bist du, Weib? Ich traue nicht dem Schein.

**Margarete** (lacht).
Da tut Ihr klug, dieweil der Schein oft trügt —
Ich meld's der Jungfer, wie Ihr mich geheißen.
(Sie will gehen.)

**Wolthuß** (unschlüssig). Nein, wartet noch!

**Margarete.** Wie Ihr befehlt, Herr Meister.
(Sie zieht sich in den Hintergrund zurück.)

**Wolthuß** (für sich).
Sie liebt — liebt einen großen Herrn! Wenn — wenn —
Wenn mehr ich ihr wär' als der Meister nur? — —
Schon manchmal schaute Weibes erste Jugend,
So sie zu schauen wußte, in die Tiefen,
Und Mannesreife nahm so manchmal schon
Den Preis vor Jünglingsschöne. Und sie weiß
Zu schaun, sie ist nicht wie die andern. — — —
(Er macht einige Schritte.)
Errötest du nicht vor dir selbst? Sieh zu,
Sie lacht wie deines greisen Hauptes, so
Des tollen Wahns. — — Ja, wär' ich, was dereinst
Ein andrer wird, der meiner Arbeit Frucht
Genießt, wär' Fürst ich, eines Königs Throne
Lieh' Zierde solches Weib. Fort Träume, fort!
(Er liest nochmals den Brief.)

„Seid Ihr in Not, ruft mich, ich will Euch hören.
So sprachst Ihr einst, ich mahn' Euch Eures Wortes." — —
Kann ich es weigern? — Nein, die Ritterpflicht
Gebeut's, und also will ich — muß ich hören.

(Er wendet sich schnell und sucht mit den Blicken nach Margarete.)

Wo bliebt Ihr, Weib?

Margarete (sich nähernd) Hier, Herr!

Wolthuß. Sagt Ihr — doch nein,
Ihr geht und schweigt! Ich selber will's Ihr künden.

(Er geht zur Tür.)

Margarete (ihm einen Schritt nacheilend, in plötzlicher Angst).
Herr — Ritter!

Wolthuß (wendet sich schnell). Was?

(Er tritt an sie heran.)

Was habt Ihr, Weib?

Margarete. Nichts, nichts
Ich meinte bloß, Ihr — bliebt — die Antwort — schuldig

Wolthuß. Ich sagte doch, selbst brächt' ich den Bescheid.

Margarete. Ja so! Dann ist — dann ist es gut, Herr Meister.

(Wolthuß eilt hinaus.)

Still steht das Herz, still steht die Zeit und wartet,
Und wartet einen kurzen Augenblick,
Dann rollt sie weiter, und es ist zu spät.

(In höchster Erregung.)

Rett' ich ihn? Und in ihm des Landes Hoffen
Für kommende Jahrhunderte? — — Wird er's
Mir danken? — Danken? Ja, mit Bettelbrod,
Mit Brosamen vom Reichtum seines Tisches —
Zu oberst will ich sitzen an der Tafel,
Wo nicht — — groß ist, am Großen bauen, groß
Großes vernichten auch. — — Ich liebte dich
Wie Durst des Wassers Quell, ich liebte dich
Und — ja, ich liebe dich noch diese Stunde —
So heiß, so wild, und darum — mußt du sterben,
Und stürb' in dir das Land in Ewigkeit.

(Ab nach hinten.)

### Dritter Auftritt.

**Wolthuß. Walgarden.**

**Walgarden.** Herr Meister —
**Wolthuß.** Mit den andern reitet Ihr!
**Walgarden.** Ihr habt berufen mich zu Eurer Hut.
**Wolthuß.** Doch heute brauch' ich Eures Schutzes nicht
**Walgarden.** Ein Mehr ist besser immer als ein Weniger.
**Wolthuß.** Nicht weiß ich Dank es Euch.
**Walgarden.** Die Treue heischt,
Der Pflichten Last auch ohne Dank zu tragen
**Wolthuß.** Gehorsam heische ich meinem Gebot.
**Walgarden.** Gebot wider Gebot! Der Meister hat
Geboten mir, des Meisters Haupt zu schirmen
Mit Aug' und Ohr und Arm zu jeder Frist.
**Wolthuß.** Beim Kreuz, Zeit ist's, den widerspenstigen Geist
Zu dämpfen, da die Besten er befallen! —
Wollt Ihr alsdald gen Wolmar reiten, Herr?
Leid wär' es mir, müßt' ich Euch derhalb nötgen.
**Walgarden** (traurig).
Die Jungfrau schirme Euch! Ich reit' nach Walmar.
(Er geht ab, der Meister folgt ihm langsam.)

### Vierter Auftritt.

**Margarete. Später der Wirt.**

**Margarete** (die ans Fenster getreten ist).
Da reiten sie! Der Walgarden vorauf
Im Sturm, als ging es auf den Feind! Der Meister
Schaut ihnen nach. — Jetzt steigt er selbst zu Roß! —
Jetzt spornt er es! — Fort geht's die Schicksalsstraße!
**Wirt** (der sich dicht an Margarete herangeschlichen hat).
Satan mit ihnen! Lieber sieht man gehen
Denn kommen die. — Und Ihr? Wohin wollt Ihr?
**Margarete.** Nach Helmet.
**Wirt.** Hm! Nach Helmet?
**Margarete.** Nun? Was gibt's?
**Wirt.** Was sucht ein Weib dort auf der Ordensburg,
Zumal wenn sie wie Ihr bei Jahren scheint?
**Margarete.** Die liebe Neubegier! Was ich dort will?
So merkt mal auf: Ich will dort — Fische fangen.
**Wirt.** So — ja? Auch ich üb' gerne solche Kunst.
(Er geht an die Haustür und verriegelt sie.)

Margarete. Was tut Ihr da? Was soll das heißen, Mensch?
Wirt. Ich fing den Fisch und will seiner genießen
(Er wendet sich zu ihr zurück)
Was bietet Ihr, daß ich Euch lasse aus
Dem Netz?
Margarete. Undeutscher Hund, meinst du, es gab'
In Livland keine Bäume mehr zum Hängen!
Wirt. Seid ortiger, sonst —
(Er horcht plötzlich auf und eilt dann schnell zum Fenster.)
Noch ein Kreuziger!
Das reißt heut' gar nicht ab! Und was? Auch der
Steigt ab und — kommt ins Haus
(Er regelt die Tür schleunigst auf. Mittlerweile ist Margarete ans Fenster getreten.)
Margarete. Der Borch! No, warte,
Jetzt geht's dir an den Hals!
Wirt. Wo Ihr mich fangt!
(Ab durch die andre Tür. Borch erscheint.)

## Fünfter Auftritt.

**Margarete. Borch.** Später **zwei Knechte.** Zuletzt **Plettenberg.**

Borch (zu Margarete herantretend, halbleise)
Ist er hindann?
Margarete. Er ist's.
Borch. Dann ist's vollbracht.
Frei ist Martens Land.
Margarete. Das heißt, es kommt
Unter den Daumen eines anderen.
Borch Seid Ihr so weise?
Margarete. Aber spät kommt Ihr,
Zum Nachtisch erst nach Helmet.
Borch. Früh genug.
Margarete. Um Euch die Hände nachher rein zu waschen.
Borch. Margret, nehmt Euch in acht! Ihr seid zu klug.
Margarete. Vernehmt, Herr Bernd, was eben hier geschah!
Die Superin entwich aus Helmets Mauern,
Nachdem sie alles wohl vernommen hatte,
Und eilte hierher, ihn zu retten.
Borch Was?
Margarete. Da fandt' lustwandelnd ich gen Pernau sie
Ihr seht, Herr Bernd, Ihr brauchet meiner Klugheit.

Borch. Und wie? Ihr ließt die Superin entkommen?
Margarete. Sollt' ich sie ihm in seine Arme führen?
(Borch geht zur Tür.)
Was wollt Ihr tun?
Borch. Ich sag' es Euch hernach.
(Er spricht leise mit zwei Knechten an der Tür und wendet sich dann wieder zu Margarete.)
Margarete. Eins nur, Herr — Meister, wollet freundlich merken:
Die Superin, sie darf an keinem leiden.
Borch. Sie wird der Leiden aller überhoben.
Margarete. Herr, glaubt es, hier versteh' ich keinen Scherz!
Borch. Ich auch nicht.
Margarete. Grad also heraus: Was meint Ihr?
Borch. Ich mein', daß schweigen muß die Superin.
Margarete. Sie weiß von nichts. So kann sie auch nicht schwatzen.
Borch. So ist's. Sie weiß von nichts, und weiß dennoch
Zu viel. — Margret, die Leute müssen glauben,
Daß e r sie lockte hin nach Helmet, um
Sie dort an Leib und Seele zu verderben.
Das bringt die Welthchen, zumal Herrn Super,
Des Meisters Freund, in Harnisch wider ihn
Und sichert für die Zukunft unser Werk.
Wenn sie nun plaudert?
Margarete. Und der Plettenberger?
Borch. Mit dem red' ich und will's ihm klärlich weisen,
Daß er genug der Gründe hat zu schweigen,
Denn sonst kommt selbst als Mädchenräuber er
Um Kopf und Kragen bald. Und also seht Ihr,
Es gilt vor allem sie zum Schweigen bringen.
Und darum ließ ich sie zum Schweigen bringen.
Margarete (sieht angstvoll auf ihn).
Ihr habt — Ihr ließt — Mensch, ließet du sie morden?
Borch. Ich bitt Euch, nicht so jach! Wer über Land
In solcher argen Zeit zu ziehen wagt,
Der kommt zu Schaden leicht, zumal wenn es
Ein zartes Mägdlein ist und einsam wandert.
Margarete. Des Blut kommt über Euer Haupt allein.
Borch. Komm' es!
Margarete. Ein Mörder seid, ein Meuchelmörder Ihr!
Borch. Was ich getan, das tat ich, weil ich mußte.
Margarete. „Für unsern Orden", „für das Land", ja wohl!
Ich kenne diese schönen Worte alle.

Der feigeste von allen Schlächtern bist du.
Ich ruf' es in die Welt, sie soll Dich kennen!
(Er geht zur Tür und winkt hinaus. Es erscheinen zwei bewaffnete Kriegsknechte.)
Barch. Nach Helmet bringt sie ins Verließ!
Margarete. Der Dank
Dafür, daß aus dem Abgrund ich Euch zog.
Barch. Des will ich nicht vergessen, und derhalben
Schon' Eures Lebens ich und laff' Euch nur
Bewahren, daß vernommen nimmer würde,
Was Ihr ja hart Euch müht hinauszuschreien.
(Er tritt noch näher an sie heran.)
Margret, es ist mir leid, allein ich mußte
Es lange schon, entweder wurdet Ihr
Des neuen Meisters ganz —
Margarete. Elender Wicht!
Barch. Ja wohl, Ihr habt's zu werden abgesagt.
Nur aber so wär' sicher ich vor Euch
Und Euren Ränken. Jetzt muß ich mich schirmen,
Alswie ich immer kann.
(Zu den Knechten.) Bewahrt sie gut!
(Wieder zu Margarete.)
Ich bitte Euch, so schwer's Euch mag gelingen,
Hütet der Zungen, sanft —
Margarete (trotzig schreiend). Ein Mörder bist du!
Barch (wütend). Rührst du den Mund — Katze, ich schlag' dich tot!
(Er sticht mit einem Dolch nach ihr. Sie kreischt wild auf und sinkt. Er sieht einen Moment lauschend auf sie.)
Ich mein', es war genug. Jetzt schweigt sie! — —
Ein Narr, der stehen bleibt auf halbem Wege!
(Er steckt den Dolch ein und winkt den Knechten. In dem Augenblick erscheint Plettenberg.)
Plettenberg. Was gibt es hier?
Barch (gelassen). Ihr werdet's bald erfahren.
Plettenberg. Ihr seid es, Landmarschall?
Barch (herausfordernd). Ich bin es, Junker. (Ab.)
Erster Knecht. Du, Hans, es ist doch besser, daß wir nur
Gemeine Leute sind.
Zweiter Knecht. Wir morden Weiber
Ungerne nur, und ja's befahlen wurde.
Erster Knecht. Und wahren bei dem Handwerk unsrer Seelen.
(Sie folgen Barch.)

### Sechster Auftritt.

**Plettenberg. Margarete.**

**Plettenberg.** (Er ist dicht an Margarete herangetreten)
Marianne!

(Sie schlägt die Augen auf)

**Margarete** Junker! — Schnell! Wenig an Zeit
Hab' ich noch übrig und Euch viel zu sagen. —

(Er bückt sich zu ihr hinab, und sie spricht im Flüsterton, so daß man nur abgerissene Sätze hört. Plettenberg gerät bei ihrer Erzählung in immer größere Aufregung)

— — — — — — — — — — —
Er liebte sie — — — — — — —
— — — — Sie richten ihn auf Helmet.
— — — — — — — — — — —
Ich bin die Morgarete von der Lippe
Wendet das Roß und schirmet Eure Liebe!

**Plettenberg.**
Schwört — schwört mir, daß Ihr Wahrheit habt gesprochen!

**Morgarete.** So wahr mir Christ in dieser Stunde helfe!

**Plettenberg** (ganz ruhig) Wann ritt nach Helmet er?

**Morgarete.** Vor guter Weile.
Rettet die Braut, der Meister ist verloren!

**Plettenberg** (sich eine Träne aus dem Auge wischend).
Sibylle mögen Gottes Engel schützen!
Schnell ist mein Roß, nach Helmet eile ich,
Weil Herrendienst geht über Frauendienst.

**Margarete.** Wie? Was? Ihr Tor!

**Plettenberg** Was Ihr getan, vergeb'
Euch Gott, mich ruft die Pflicht, ich muß ihr folgen (Ab)

**Morgarete** (ihm nachblickend)
Dem einen riß den Kranz ich von der Stirn,
Ich seh's im Geist, ein andrer jagt noch ihm. —
Wer so sich selber zwang, der zwingt die Welt.

(Sie sieht sinnend vor sich hin)

Ich aber — sterben muß ich, so allein,
So elend sterben! Und wie dann bestehen
Vor jenem Angesichte? Nein, nein, nein,
Was ich getan — Gottes Gerechtigkeit
Lieh ich den Rächerarm, er wird mich rühmen,
Er muß —

(Sie fährt plötzlich in Angst nach ihrem Herzen.)

Marie, Erbarmensreiche, hilf!

(Sie sinkt vollständig zu Boden und liegt einen Augenblick in tiefer Ohnmacht, ohne sich zu rühren. Dann richtet sie sich mühsam ein wenig auf und schaut in die Ferne zu blicken.)

Dort — dort — der wilde Rotbart — aus der Scheide
Reißt er das Schwert —
(Sie macht den Versuch sich aufzuraffen.)
Mit meinem Leibe decke
Ich ihn. (Sinkt zurück.)
Wer hält mich? (Aufschreiend.)
Ah! Es blitzt — es zuckt —
Das traf! — Er sinkt — er fällt!
(Sie springt auf.)
In meine Arme,
Mann, heiß gehaßter und einziggeliebter! — —
(Nach einer Pause.)
Still, stille nur! Nicht klagen! Sieh, ich schließe
Den Mund dir leis' und singe dich in Schlummer
Mit Mütterleins trautestem Wiegenliede. — —
Was ist ein Leben, wär's das größte auch,
Was diese ganze Welt? — Ein Hauch im Rauschen
Der Ewigkeiten, kaum gedacht, verweht,
Vergangen schon. — Vergib, vergib, Geliebter!
Vergib und alles ist gesühnt, und wieder
Wie einst bin ich Gefährtin dir und ziehe
Vereint mit dir die dunkeln Todespfade.

(Sie hat die letzten Verse fast flüsternd gesprochen und sinkt langsam zu Boden und stirbt. Die Bühne bleibt einen Augenblick unverändert.)

## Siebenter Auftritt.

Der Wirt. Die Wirtin.

Wirt (leise heranschleichend) Die Luft ist rein.
(Er stößt mit dem Fuß gegen die Leiche Margaretens.)
Was liegt denn da? Der Teufel,
Das Sachsenweib! (Er beachtet sie.)
Und tot! Erschlagen! Hier
Ein Dolchstoß Mutter, sieh' ihr nach den Taschen.
(Sie machen sich daran, sie auszuplündern.)
Wirtin (eine Spange ihr vom Arm streifend)
Sieh, Mann, die schwere Spange! Das ist Gold!

Wie's glüht und glitzert in der Sonne Licht!
Es iſt, als ob es eine Seele hätte.
Wirt. Was ſchwatzſt du, Alte, da! Faß' lieber an!
Wirtin. Was? Und die Kleider?
Wirt. Kriegen wir hernach,
Und auch den Ring, der nicht vom Finger will.
Jetzt fort mit ihr, hinaus dort in den Wald!
Die Wölfe ſind die ſchnellſten Totengräber!
(Sie faſſen die Leiche und ſchleppen ſie hinaus. Vorhang.)

---

## Verwandlung.

Ein Gemach im Schloſſe zu Helmet mit Pfeilern und Kreuzbogen.

### Achter Auftritt.

**Bernd von der Heide** und mehrere **Knechte**. Später **Wolthuß**.

Heide. Hier hinter jeden Pfeiler tritt ein Mann,
Und ſchlage in die Hände ich, dann brecht
Ihr vor und macht ihn ellends waffenlos.
(Die Knechte verbergen ſich.)
Weit offen ſteht das Tor, iſt er herein,
Schließt ſich's für ihn in alle Ewigkeit. — —
Sie faſſen faſſen ihn, den — Todesſtoß,
Den — führ' ich ſelbſt. Er wird für manches mir
Entgelten, was ich litt. — — Horch da — man kommt!
(Er tritt ſchnell hinter einen Pfeiler.)
Wolthuß. Wie ausgeſtorben ſcheint das Neſt. Mich fröſtelt
In dieſer Einſamkeit. Holla, Ihr Geiſter!
Heraus!
Heide (vorſpringend). Da ſind ſie!
Wolthuß (zurückfahrend). Was?
(Ermanni ſich und tritt auf ihn zu.) Biſt du ein Trugbild?
(Heide ſchlägt in die Hände. Die Knechte werfen ſich auf Wolthuß, entwaffnen und feſſeln ihn.)
Heide. Ich bin's leibhaftig, Herr, der Bernd von Heide!
S'iſt eine Weile hin, ſeitdem wir uns
Zuletzt gegrüßt, und Kerkerhaft hat mir
Am Fleiſch gezehrt, Herr Meiſter. Nun, Marie
Sei Dank, der Bande ward ich endlich ledig,

Und jetzo mag ich mich an ihm erholen,
Der mir bereitet solches Ungemach.
(Er mustert den Meister mit wilder Lust.)
Ich sehe, Herr, Ihr mögt Euch nicht recht finden;
Ihr meint, wie das so kam, so kommen konnte?
Was gebt Ihr mir, daß ich's Euch treulich deute?
Das Weib dort in der Schenke — was? Ihr hattet
Doch sonst recht helle Augen, wie ich selber
Dereinst erfahren habe?

**Wolthuß** (durchdringend) Margarete!
Nun sinkt die Binde mir von beiden Augen!

**Heide.** Sie war's und streckt nach Helmet, Euch zu grüßen,
Und andre Freunde warten Eurer schon.

**Wolthuß.** Das war der große Fehler in der Rechnung!
Jetzt seh' ich's klar: So wie du warst, so stolz,
So wilden Bluts, so Weib, mußtest du tun,
Wie du getan. Die andern alle hätten
Es nicht vermocht, dir konnte es gelingen. — —
Gleich Geierfängen unentrinnbar sind
Des Schicksals eherne Hände, und wer ihm
An sich geringstes Recht nur zugestand,
Den würgt es blind erbarmungslos zu Tode.
Und stürzt darüber höchste Monnestat,
Und zahlen Tausende durch tausend Jahre
Für einer unbewachten Stunde Fehl, —
Die Engel singen ihre Siegespsalmen
Zum Preise der Gerechtigkeit, die droben
Im Himmel thront und also wirkt auf Erden,
Und aus der Hölle gellt das Hohngelächter.
(Heide stößt eine Tür auf.)

**Heide.** Herein, Ihr Herrn! Der Gast traf pünktlich ein,
(Die Verschworenen erscheinen in der Tür.)
Und harret des, daß er sich setz' zur Tafel.

## Neunter Auftritt.

**Wolthuß. Heide. Herzenrode. Bietinghof. Dornenburg. Wellen** und andre

**Wolthuß** (gefaßt) Ja so! Es ist die ganze Bruderschaft!
Ich weiß genau, wohin das zielt, Ihr Herren!
Macht's kurz! Ich hätte Eurer nicht geschont,
Und nie versah ich mich von Euch Erbarmens.

Herzenrode Bruder Johann, bekennst du schuldig dich,
Daß diesen Orden du hast stürzen wollen
In ewige Verderbnis?
Wolthuß. Ich bekenne
Mich schuldig, daß ich diesen Orden wecken wollte
Zu neuem Leben und zu neuer Kraft,
Auf daß er herrschte über Livlands Gauen
Als erste Landesgewalt, und ich bekenne
Mich schuldig, daß ich einen wollt' die Lande
Und ihnen Frieden werben mit dem Schwert,
Auf daß sie frei und groß und glücklich würden
In dieser und in fernster Zukunft Zeiten.
Des bin ich schuldig und derhalben muß
— Wohl weiß ich es — ich sterben heute noch.
Herzenrode. Fern sei es, daß wir unsre Hände tauchen
In Euer Blut, so schwer Ihr Euch verfehlt.
Wolthuß (höhnisch) So wollt Ihr Gnade üben? Ja, ich glaub's!
So schaut Ihr drein. Gut denn, geliebte Brüder,
Verzeiht mir solche arge Missetat!
Ich will es nimmer tun. Hinfort will ich
Mit Euch des Ordens Schatz verprassen und
Das Land verderben. Denn bis hierher meint' ich,
Ein Gott regier' die Welt nach weisem Rat.
Soeben aber lernte ich es anders.
Die Humpen her und vollen Deckelkannen,
Und wer des Prassens übte aus der Maßen,
Der sei zu Livland deutsches Ordens Meister!
Herzenrode. Braucht's da noch vieler Reden, liebe Brüder?
Gab Zeugnis nicht jedwedes Wort, das er
Gesprochen, daß verrucht sein Sinn und böse?
Wir aber waren stets ehrbare Glieder
Des Ordens hier und wollen's bleiben auch
In Zukunft, und derhalben laßt uns werfen
Den Übeltäter, der am Orden sich
Vergangen schwer und offen Gott gelästert,
Hinab zum tiefsten Turm und wohl verwahren,
Und wie wir solches jüngst vereinbarten,
Pfleg' seiner dort der Bruder — Bernd von Heide.
Wolthuß (auflachend) Der Heide! Ja, es kommt, wie ich es dachte!
Herzenrode (zu Heide) Nehmt ihn!
Wolthuß. Fahrt wohl! Auf Widersehn vor Gott!

Vor solchem Meister gilt kein Hinterhalten,
Da sollt Ihr Rede stehn und Antwort geben,
Und alsogleich wird es sich dort erweisen,
Wer diesem Orden lebte und den Landen,
Wer seines Herzens argem Willen fröhne.
(Zu Heide.) Auf, Scherge, denn und walte deiner Bosheit!

(Wolthuß, Heide und die Knechte gehen ab. Die Verschworenen verharren in lautlosem Schweigen, da tönt es von hinten her wie ein wilder Aufschrei.)

Herzenrode. Der macht's geschwind!

(Lärm hinter der Szene, ein dumpfer Fall. Bald darauf erscheint Heide, ein bloßes Schwert in der Hand.)

Heide. Verzeiht, Ihr Herren, doch der Mann, den Ihr
Mir zur Verwahrung hattet überwiesen —
Gewalttätig wie immer er sich zeigte,
Entriß der Knechte einem er das Schwert
Und strebte zu entweichen. Da schlug ich
Und traf ihn so, daß er das Leben ließ.

Herzenrode. Mich dünkt, den Bruder Bernd trifft keine Schuld.

Bietinghof. Der Bruder tat, was seines Amtes war.

(Borch erscheint.)

## Zehnter Auftritt.

**Herzenrode, Bietinghof, Dornenburg, Wellen, Heide, Borch und andre**

Borch. Fingt Ihr den Mann?

Herzenrode. Er wird uns nimmer schaden.

Borch (betreten) Wie meint Ihr das, Herr Bruder? Selber will
Ich ihn verwahren, wo's mich sicher dünkt.

Herzenrode. Der Mühe seid Ihr überhoben, Herr;
Der Mann ist tot.

Borch Wer wagte das zu tun?
Mit Strenge will die Missetat ich ahnden

Herzenrode Gemach, Herr Bruder! Sintemal wir heute
Am Werke sind, wär' es dieselbe Mühe,
Dem einen einen andern nachzusenden,
So er sich nimmer schicken mag — Lest hier
Dies Instrument und sagt uns, ob desiegeln
Ihr's wollt. Wo nicht —

(Borch nimmt und liest das Pergament.)

Borch Gilt das, was dort
Geschrieben steht, dann ist der Meister nur

Ein Schatten noch, und die Gedieſiger
Regieren frei im Land.
Alle. So ſoll es ſein!
Herzenrode. Beſiegelt Ihr's?
Borch. Ich will es tun in Wolmar.
Herzenrode. Bis dahin aber reitet Ihr mit uns.
Borch (ingrimmig). War's das, wofür ich Not und Fahr geduldet?
Vietinghaf. Gefahr und Not — ſie ſtanden mehr bei uns.
Dornenburg. Und faſt gerieten aus dem Regen wir
Unter die Traufe gar. Dem ſei geſteuert
Für alle Zukunft!
Borch. Gut, ich bin's zufrieden!
Herzenrode. Zeit iſt es dann, daß wir nach Wolmar reiten!
Dornenburg. Nach Wolmar!
Wellen. Fort von hier! Hier riecht's nach Blut!

(Ab bis auf Borch)

Borch. Am Boden liegt das Wild, die Meute ſtürzt
Das Fell zu reißen, und der es erjagt,
Verluſtig geht er ſeines Waidmannslohnes.

(Er folgt den andern)

## Elfter Auftritt.

**Zwei undeutſche Diener** mit der Leiche des Meiſters.

Erſter Diener. Leg' hierher nieder ihn auf dieſen Tiſch!

(Sie betten ihn auf einen Tiſch. Der eine ſchiebt ihm ein Kiſſen unter den Kopf.)

So! So! Nun liegt er da ſchön aufgebahrt!
Er war ein Herr, und Herren ſoll man ehren.
Zweiter Diener. Biſt du ein Kauz! Erſt ſchlägſt du ihn zu Tode,
Dann ehrſt du ihn.
Erſter Diener. Ich ſchlug den Herrn im Dienſt,
Warum ſollt' außer Dienſt ich ihn nicht ehren?
Zudem hab' ich nur wenig nachgeholfen,
Das Meiſte tat der wilde Teufel Rotbart.
Zweiter Diener. Du, Chriſtopher, gut iſt's doch, daß die Sachſen
Sich freſſen alſo ſelbſt, ſonſt machten ſie
Alsbald die weite Welt ſich untertänig,
So ſind gewaltig ſie an Kraft und Geiſt!

## Zwölfter Auftritt.

**Die Vorigen. Walgarden.** Später **Plettenberg** und ein **Waffenknecht.**

**Walgarden** (stürmt herein, drängt die Knechte beiseite und erblickt die Leiche des Meisters.)

Mord! Mord! Auf schrei' ich es zum Himmel! Hört es,
Ihr Engel und Ihr Heiligen, vernimmt's,
Maria, Schirmerin, vernimm es, Gott,
Du höchster, ewger Lehensherr dort oben:
Sie haben ihn — sie haben ihn gemordet!
O Herr! Mein Herr! Ich riß das Roß zurück
Und brach geschwornen Eid zum ersten Mal
Und wurde einmal, einmal ungehorsam.
Es war zu spät, zu spät auch dieses Mal! — —
Leb', Meister, wohl! Der Sonne letzter Strahl
Versank für mich in ewge Finsternis.
Leb' wohl! Ich folg' dir bald! Denn nur noch eins
Ist mir zu tun, and dann — dann will ich sterben!

(Plettenberg erscheint, ihm folgt ein Waffenknecht.)

**Plettenberg** (sich zu dem Knechte wendend).

Wen sucht Ihr, Mann?

**Knecht** Herrn Berend von der Borch.

**Erster Diener.** Der ritt nach Wolmar eben mit den andern.

**Plettenberg** Und was — was habt Ihr ihm zu melden?

**Knecht.** Geschehen ist, wozu er uns entsandte

**Plettenberg** (schwankt gegen einen Pfeiler)

Gerechter Gott, wo waren Deine Scharen?

**Knecht.** Wie's scheint, kam ich nicht an den rechten Mann. (Ab.)

**Plettenberg** (nach einer Weile)

Ein goldner Morgen war's! Er sank zu Tal
Und schwand in Nacht, eh' noch der Tag geworden.
Der Tag bringt Mittagsglut und langsam Welken,
Du gingst in deines Lebens Maienblüte.
So jung, so hoffnungsschön und schon vollendet,
Vollendet ganz, das Leben ausgeschöpft,
Als hätt' es achtzig Jahre dir gedauert.
Denn was ist Leben? Ist's die Zeit, die währt?
Zeit ist der Aufzug nur am Webebaum,
Der Einschlag aber heißet Schauen, Glauben.
Schauend and glaubend wirktest du dein Dasein.
Und was du schautest, glaubtest, dafür starbst du,
Und lebtest so in kurzer Frist ein Leben

Bis an des Erdenwallens letzte Grenzen.
Langſamer iſt mein Weg. Ich muß ihn wandern
In Irrtum und in Schmerzen bis ans Ende.
Du gingſt, glanzendes Licht, woher du kamſt,
Zum Licht, du blerbſt mir Licht auf meinem Wege!
(Er macht einige Schritte nach der Leiche und erblickt Walgarden.)
Herr Walgorden!

**Walgarden** (auf ihn zutretend). Wie Ihr kam ich zu ſpät.
(Plettenberg hat die Hände gefaltet und ſieht auf den Meiſter.)
Ich ſah ſie ſtürmen aus dem Tor, da wußt' ich's:
Nun iſt vollendet es für alle Zeit. — —
Die Große hat nicht Raum auf Livlands Erde
Kommt mit! Ich werf' mich auf mein feſtes Schloß
Und ſage dieſen Schlächtern Fehde an
Und kämpfe fort, jetzt für den toten Meiſter,
Bis mich der Tod erlöſt von dieſer Qual,
Die Leben heißt. Kommt mit! Leiht Euer Schwert
Dem Dienſte, der allein nach übrig blieb!

**Plettenberg** (ablehnend)
Auch ich will ſtreiten für den toten Meiſter,
Doch anders, Ritter, muß die Weiſe ſein.

**Walgarden.** Ich liebte Euch, weil Ihr den Meiſter liebtet,
Und weil Ihr liebtet ihn, war ich Euch gram.
Gewichen iſt der Gram, die Liebe blieb.
Fahrt, Junker, wohl! Und ruh' ich in der Erden,
Gedenket mein als eines, der mit Euch
Gelitten einen großen Schmerz!
(Er geht ſchnell ab. Auch die Knechte entfernen ſich.)

**Plettenberg** (an des Meiſters Leiche) Tot! Tot
Auch du! Herr Gott, war das dein Wille? — —
Du böſer, böſer guter Mann! Mein Herr
Und Meiſter! Du Erwecker mir der Seele
Und Seelenarzt und Mörder doch zugleich,
Du Meuchelmörder meiner armen Seelen!
Ja, Meiſter, ja, wie du hier vor mir liegſt,
Vom Tod umfangen, ſei es Gott geklagt:
Du nahmſt mir, nahmſt mir alles, was ich liebte.
Der Liebe reinſtes Glück und dich, dich ſelbſt,
Der Stern mir war in dieſes Landes Nächten —
Und dennoch lieb ich dich, muß ich dich lieben,
Du zwingſt im Tod mich nach an deine Seite. — —

Dich klag' ich an? Und war ich's selber nicht,
Ich selbst, der dich verdorben? Herre, Herr,
Vernimm mich, höre mich! Ich ruf' es laut
In deine Ewigkeit. Vergib, daß ich
Der Selbstsucht Folge gab! Du weißt es ja,
So ich wie sie — des Herzens heißes Blut,
Wir hätten's gern für dich verströmen lassen. — —
Nun hat dies große Herze Ruhe, das
Den Frühling wecken wollte diesen Landen.
Winter ist's wieder, und die junge Saat,
So du hinabgesenkt, erfror im Keime. —
Ein Adler flog ob Livlands dunkeln Wäldern,
Da stieß des Krähenvolkes feig Geschlecht
Auf ihn und schlug ihn wund und tot. Sei's drum!
Was Gott genommen, kann er wieder geben,
Er schuf aus Steinen Brot, aus Nacht und Staub
Kann Männer wecken er auch diesem Lande.
Doch ich? — Zernichtet ist mein Stab und Stecken,
Verdorrt des Herzens Blume — Königin
Der Himmel, rette mich in deine Arme!
Ich weihe deinem strengen Dienste mich;
Gib mir das Kreuz, in dem allein ist Heil!

(Er stößt ein Fenster auf, und man sieht weit hinab in das Land, das von der Abendsonne beschienen ist.)

Dies junge Land, dem Erde und dem eigen,
Vom Wogengürtel ewger See umschlungen,
Bestrahlt von Nordens Sternendiadem,
Gehüllt in tausendjähriges Waldesschweigen,
Aus dem geheimnisvoll der Städte Türme
Und kühne Burgen grüßen in die Weiten,
Dies Livland, einer Jungfrau gleich an Schöne,
Die erster Jugend Morgenlau verklärt,
Lieblich und hold und ernst und zukunftwebend,
Die Schicksalsnorne künftigen Völkerreichen —
Zu dieser schmerzensreichsten Weihestunde
In Gottes Angesicht sei es gelobt:
Nur dieser Braut gilt furder noch mein Werben;
Mein muß sie sein im Leben und im Sterben!

(Er geht schnell ab. Vorhang.)

# Literarische Rundschau.

## Das Lebensproblem und die „Moderne".

Literarische Streiflichter.

Es liegt ein tragisches Moment in jener Erfahrungstatsache, daß die Eigenart des Einzelmenschen durchaus nicht eine selbstgewollte oder selbsterrungene, sondern eine überkommene oder ererbte ist. Sogar die sittliche oder religiöse Richtung, in der er sich bewegt aber zu der er gelangt, erscheint bedingt und beeinflußt von der sozialen Zentralatmosphäre, die ihn umgibt aber von Kindesbeinen an umfangen hat. Wer kann sagen, in welchem Maße da Schuld und Verhängnis zusammenwirken?

Mich frappierte jüngst eine Äußerung, die jener unglückliche Pfarrer Schrempf in seinem vom modernen Geiste angekränkelten wunderlichen Buche „Menschenlos" (1901) an die Spitze stellt, um jenes Tragische im Menschenschicksal zu kennzeichnen. „Der Mensch" — so behauptet er — „lebt nicht, sondern er wird gelebt!" Und ferner: die Menschen werden nicht bloß als einzelne für sich, sondern „als Menschheit zusammengelebt." Diese „Urform" unsres Lebens, daß wir „leben wallend doch nur gelebt werden", sei — so meint der Verf. weiter — „eine Urquelle manch bäser Verstimmung." Denn „die Lebensgeschichte des Menschen, als eine Episode der Geschichte, die er als Teil der Menschheit durchleben muß", sei stets „eine lange und schwere Leidensgeschichte."

Gewiß! Aber — so möchte ich kraft meines Glaubens an eine göttliche Führung und erzieherische Leitung hinzufügen — zugleich eine kurze, reich gesegnete und eben deshalb nicht erfolglose Kampfes- und Arbeits-, bezw. Freudengeschichte. Unsre gemeinsamen Erlebnisse — oder sagen wir meinetwegen unser „Gelebtwerden" — mit andern Menschen auszutauschen wird dann zum Bedürfnis, indem man über das Verwandte und Verschiedene in den persönlichen Erfahrungen sich zu verständigen sucht.

Freilich, wer an keine liebevolle Gottesleitung glaubt, wem Geburt und Tod „Zufallserscheinungen" sind, wem das Leben bloß als eine „Kette von Leiden", der Tod als der einzige „Erlöser vom Weltelend" erscheint, dem muß das Menschenlos auf Erden als ein grausiges gelten! Ist doch schon der Anfang ungewollt;

„Denn niemals er den Wunsch ersann,
Des Lebens Fahrt zu treten an."

„Und ist doch das Leben selbst unser Jammer, nicht der Tod! Wir schätzen es nur so falsch, als sei es der Güter höchstes, weil wir durch Generationen dazu erzogen sind." So äußert sich „Eine von den ganz schrecklich Modernen", wie sich die geistvolle Verfasserin der vor kurzem erschienenen „Briefe, die ihn nicht erreichten" (1903, S. 135 f.) nennt.

„Gott" — so heißt es dort — „soll uns dieses eine spezielle Leben gegeben haben, und es war doch nur so viel wert, wie die Spatzen, die vom Dache fallen!" . . . „Einer Kette mit bleierner Kugel gleich hängt sich eine (Menschen-)Existenz an die andre! Nichts ist aufgeklärt, nichts versöhnt. Man steht vor den unvernünftigen Tatsachen! Wozu das Ganze? — Vorsehung? — Nein, der Begriff erklärt mir nichts. In der Vorstellung einer weltenschaffenden und weltenlenkenden Gewalt, die trotz ihrer Allmacht aus ein paar Menschengeschicken ein hoffnungsloses Wirrsal werden läßt — in der Vorstellung liegt eine solche Grausamkeit und Willkür, daß man immer rufen möchte: so verantworte dich doch! — — Wenn diese Unabänderlichkeit der Leiden uns faßt, alles in uns knickt, was werden möchte, wenn jeder Tag mit neuem Hoffen und Warten beginnt und doch nie andres bringt als dieselbe Enttäuschung, denselben müden Abend — dann erst erkennen wir die Ungeheuerlichkeit des Weltenleids, weil es unser Leid ist . . . Ach, das gläubige Hoffen junger Jahre — es wird allmählich zu zweifelndem Warten! . . . Wozu überhaupt noch weiter? An Stelle des Gewollten tritt ein einzig großes Sehnen: wie die welken Blätter niedersinken und unter weiß schimmernder Winterdecke aufzugehn in feuchtbraunem Boden, Nahrung werden für die ewig verschwendende Erde — dazu vielleicht taugen wir! . . . Bitterkeit und Empörung in Wehmut und Mitleid wandeln — das ist schließlich des Lebens Aufgabe, die wir lösen müssen, wollen wir nicht in Verzweiflung enden."

Dies alles ist tief und wahr empfunden, wenn nur jenes „Mitleid" auch das ernste Gefühl der „Mitschuld" wecken und auslösen wollte! Aber dafür — so scheint es — hat die sog. „moderne" Denk- und Redeweise keinen Sinn. Daher verwickelt sie sich in jenen unlösbaren tragischen Selbstwiderspruch. —

Der „moderne Mensch", dieser heutzutage bis zum Überdruß wiederholte, schier gassenläufig gewordene Ausdruck birgt in sich ein durch und durch verschwommenes Ideal, das unsrer realistisch gerichteten Zeit schlecht zu Gesichte steht. Dem sog. „modernen Menschen" fehlt gleichsam der feste Grund und Boden, in dem er einwurzeln und gesunde Früchte tragen könnte. Er ist, wie W. v. Polenz in seinem neuesten Roman es bezeichnet, „Wurzellocker" und vermag daher dem tobenden Sturme des dämonischen Zeitgeistes auf die Dauer nicht zu widerstehen.

Wir alten Leute wurden in unsrer Jugend — ich denke an die Sturmjahre um 1848 herum — auch vielfach erregt und bewegt von jenem radikal-subjektivistischen Geiste, der in politischer, sozialer und religiöser Hinsicht der Autorität ledig gehn, sich selbst seine Wege bahnen und seine Luftschlösser bauen wollte. Es dauerte solch rötlich angehauchte Schwärmerei eine Zeit lang und das wirkliche harte Leben übte seine erfahrungsmäßige Korrektur. Von einem sog. „modernen Menschen" ahnten wir nichts. Dieses Zwitterwesen hat erst die Neuzeit geboren. Und es droht uns zu entschlüpfen, sobald wir den gallertartigen Wechselbalg zu fassen suchen. Dabei ändert er die Farbe wie ein Chamäleon und gefällt sich in seiner schlampigen Gewandung (bezw. Reformkleidung!), wie es eben die allbeherrschende und stets wechselnde „Mode" fordert.

Dabei ist der „moderne Mensch" bald negativ ungläubig und schwärmt für materialistisch gerichtete Naturforschung im Sinne des Darwinismus (bis zur extremsten Affentheorie a la Häckel!), bald erscheint er positiv abergläubisch und begeistert sich für spiritistischen Humbug im Sinne des Okkultismus und der enragiertesten Gebetsheilung (à la Miß Eddy)! „Exakte" Wunderscheu paart sich mit vertrakter Wundersucht, wie dies neuerdings der Engländer F. Ballard in seinem interessanten Buche „The Miracles of Unbelief" (deutsch von Ed. Kong „Die Wunder des Unglaubens", Berlin 1903) nachgewiesen hat. Ja selbst die negativste Richtung in religiöser Hinsicht amalgamiert sich mit katholisierenden Meinungen in kirchenpolitischer Beziehung. Die „moderne" Bewegung in sozial- oder national-christlicher Tendenz (à la Naumann) weiß die radikalsten Elemente der Sozialdemokratie (allg. Wahlrecht, Frauen-Gleichheit!) mit monarchischen Sympathien zu verquicken. Und neuerdings hat selbst ein Maximilian Harden in seinem geistsprühenden Aufsatz über Leo XIII (Zukunft 1903, Nr. 41) es fertig gebracht, in thun den „modernen Papst" zu verherrlichen, der die weltlich radikale Wissenschaft mit der romisch-infallibilistischen Doktrin, die republikanisch-atheistische Strömung in Frankreich mit der hierarchischen Autorität, den radikalen Nouveau Christianisme eines St. Simon mit dem römischen Dogma ex cathedra Petri zu vereinigen gewußt habe!

Schier das Merkwürdigste bei der „modernen" Geistesrichtung ist, daß jene refrainartig wiederholte Betonung des „Naturnotwendigen in der Entwicklung" Hand in Hand geht mit dem an Willkür streifenden, zuchtlos freien „Sichauslebenwollen der Persönlichkeit". Der scheinbar so strenge (objektivistische) Evolutionismus paart sich hier mit dem sprunghaften (subjektivistischen) Individualismus, die vielfach betonte historisch-kritische Methode mit pietätloser Neuerungssucht. So zeigt uns jenes eingebildete Kraft-

menschentum als Kehrseite nervöse Überreiztheit und Schwäche, — Neurasthenie ist ja die grassierende Modekrankheit! Die Neu-Romantik, wie sie z. B. Maeterlingk in mystischer Enthüllung uns vorführt, wird zu einer Neuro-Mantik, indem man die Zukunft durch „Hellseherei" erforschen und beherrschen zu können meint, um — wie er sich ausdrückt — „mit aller Inbrunst, deren man fähig ist, zu leben!" Dieser „Inbrunst" muß schließlich auch die in den Mantel der Unschuld sich hüllende Nudität der „Monna Vanna" geopfert werden!

Dazu kommt, daß jene hyper-aristokratische Selbstbehauptung des „Übermenschen" einen verhängnisvollen Bund schließt mit jener nivellierenden Tendenz, wie sie der revolutionären und sozialdemokratischen Zerstörung aller Autorität eigen ist. Jener so energisch betonte mitleidlose „Wille zur Macht" kombiniert sich mit der Schopenhauerschen „Aufhebung des Willens zum Leben" und mündet in den modernen, von „Mitleid" überströmenden Neo-Buddhismus und Nihilismus.

Dieser asketische Zug der Willensverneinung weckt dann nur allzu leicht als entgegengesetztes Extrem die zuchtlose Selbstbefriedigung der Gelüste. Und schließlich entpuppt sich uns als tragische Konsequenz die Brutalität der Zolaschen bête humaine in schauerlicher Umormung mit jener Sensibilität der emanzipierten, für „freie Liebe" schwärmenden „Überweiber"! Verherrlicht doch jenes echt moderne Sudermannsche Stück „Es lebe das Leben!" in geradezu cynischer Weise das ehebrecherische Recht des Einzelindividuums im Sinne des tout comprendre c'est tout pardonner! Mit dem c'est plus fort que moi muß schließlich das car tel est mon bon plaisir zusammenstimmen.

Ich weiß wohl, daß ein so tiefreligiöser Philosoph wie Nietzsche energisch gegen die Genußtheorie gewettert hat. Gleichwohl droht für die Durchschnittsmenge — für jene „Vielzuvielen", wie er sie nannte — infolge des modernen Geistes die Gefahr einer zuchtlosen Verwölfschung in überfeinerter oder gröberer Genußsucht, und zwar in dem Maße, als das „Jenseits von Gut und Böse" betont wird. Für jene höher geeigneten „Herrenmenschen" aber wird, im Gegensatz zu aller ästhetischen und religiösen Tradition, in durchaus geschichtloser Weise zugleich das Jenseits von „Schön und Häßlich", von „Wahr und Unwahr" auf die Fahne geschrieben.

In einem geistvollen, aber verschwommenen Artikel der „St. Pet. Ztg." (1903, Nr. 59 f.) wurde jüngst „vom Wesen der Moderne" eingehend gehandelt. Der Verfasser nennt alles „modern", was „reformatorisch revolutionären Charakter" trägt und — sei es im Altertum, sei es in der Gegenwart — „Auflöse

zu einer neuen Auffassung von Menschen und Dingen im Lichte starker Subjektivität an sich trägt." Aus dem „so arg zerquälten, alles verflagenden und alles verzeihenden Kollektivbegriff der Moderne" sucht er dann „zwei Dinge" als „die markantesten Züge der großen Bewegung" heraus zu kristallisieren: 1) die bewußte Gegensätzlichkeit des Einzelindividuums zur Masse (Majorität), und 2) das aus dieser Entwicklung der Persönlichkeit resultierende „stolz erhabene (!) Jenseits von allem Gut und Böse, von allem Wahr und Unwahr, von allem Schön und Häßlich."

Selbstverständlich muß hier wiederum Nietzsche als „Held und Märtyrer" aufgerufen werden. In seinem „klanenhaften Leben und Streben" sei diese Modernität „am großten und intensivsten, begeisternd weckend und heischend, zum Ausdruck gekommen." Was der „verwegene, in die starren Kälten (!) erdentrückter Verlassenheit emporgestiegene Herzensdenker und Prophet" — ähnlich wie in ihrer Art ein Ibsen und L. Tolstai — „in die Täler und Winkel der Erdenwelt hinabschrie", das sei nichts andres als der Ruf verzweifelnder Sehnsucht nach dem „Recht des Einzelnen", wie es bekanntlich schon Max Stirner vor mehr als einem halben Jahrhundert frech und rücksichtslos vertrat.

Bei dieser panegyrischen Verherrlichung des Individualismus — und dies ist doch der Kern der „modernen" Geistesrichtung — vergißt man m. E. nur eins: daß weder der „Einzelne" als solcher noch die Summe der „Einzelnen" je ein organisches Gebilde zuwege bringen kann. Jene mit Recht bekämpfte „Vergesellschaftung" der Gesellschaft durch Majoritätenwirtschaft muß ja die beste Nahrung erhalten durch Loslösung des Einzelnen von der gliedlich gearteten Gemeinschaft, aus der er hervorwächst und der er als „dienendes Glied" — im Sinne Goethescher Ehrfurcht — sich einzufügen hat! Ohne lebendige Autorität und zartfühlende Pietät kommt keine Persönlichkeit gesunder Art zur Ausbildung, sondern nur zur Einbildung. Man und dann eben „ein Narr auf eigene Hand". Ein solcher aber erlebt nie und nimmer das, was unser Altmeister mit den Worten: „Tiefstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit" im Grunde gemeint hat: mannhafte Selbständigkeit, errungen durch bewußte Eingliederung in das Ganze und dienende Arbeit für das Ganze.

Ich wundere mich, daß die sonst so gesund konservative und vornehme „St. Petersb. Ztg." ohne einschränkende Bemerkung der Redaktion jene ultraradikale Verherrlichung der „Moderne" in ihre Spalten aufgenommen hat. Daß im Gegensatz zu verratener Gewohnheit oder tyrannischer Bevormundung jene „Emanzipation des Ich" eine gewisse Berechtigung hat, wird kein Verständiger bestreiten. Überhaupt liegt das zu beherzigende Wahrheitsmoment der „Moderne" teils in der energischen Forderung der freien,

historisch-kritischen Forschung bezw. der Gewissensfreiheit gegenüber aller Zwangsform der Überlieferung (Tradition), teils in der Betonung der Entwicklung gegenüber dem Stillstande (Stagnation), vor allem aber in der erstrebten Ausprägung des Persönlichen gegenüber aller schablonenhaften Gleichmacherei (Nivellierung). Das Einseitige und Fehlerhafte, so Verhängnisvolle zeigt sich aber bald in jener Verherrlichung (Emanzipation) des Einzelnen auf Kosten der Gemeinschaft, bald in jener oben schon hervorgehobenen „Verbreiung" (Demokratisierung) der Gesamtheit auf Kosten gesunder Gliederung. Das eigentlich Dämonische jener modernen Geistesströmung, ja das spezifisch „Antichristliche", wie Nietzsche sich dessen rühmte, gibt sich kund in jener durch und durch irreligiösen Selbstbehauptung, die bis zur Selbstanbetung fortschreitet und schließlich das „Ich" im Sinne des kraftstrotzenden „Herrenmenschen" auf den Thron erhebt.

Mit vollem Recht weist der feinsinnige Rud. Huch („Mehr Goethe") darauf hin, daß jenes „Modern" ein „Zauberwort" geworden sei, das niemals ausgesprochen oder auch nur gedacht werde, ohne daß die Geweihten sich vor einander verbeugen und die „Unmodernen" verachten. Dabei berufen sie sich besonders gern auf Nietzsche, den „himmelstürmenden Titanen, den furchtbaren Besieger aller Moral, den Verkünder einer unermeßlichen Freiheit, den Propheten eines völlig neuen Zeitalters, dem der absoluten Verantwortungslosigkeit!" Dies sei der Kern dessen, was die Begeisterten — ein Werberhaufe an der Spitze — der bestürzten Welt als „die Moderne" verkünden. Dabei sonne sich das „Überweib" in der Bewunderung der Modernen im Lande und schwelle vor Hohn, wenn es an die „dummen Moralisten" denkt.

Mit sicher tragischer Selbstironie bekennt jene oben schon genannte Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten" den schreienden Selbstwiderspruch, in dem sich jene atheistisch gewordenen sog. „Kraftmenschen" bewegen. „Wir sind eben", so heißt es da (S. 86 f.), durchaus „keine Generation von Übermenschen". „Dazu fehlt uns das Zeug" (oder das Rückgrat!). „Eher erscheinen wir als Blechgötzen, die vielleicht noch einem Wilden imponieren, uns selbst doch sicherlich nicht." . . . „Das Bewußtsein der eigenen Kleinheit und Belanglosigkeit lastet auf uns modernen Menschen wie ein schweres Gewicht." — Dies mag ja bei manchen der Fall sein, zeigt sich aber nie als drückendes Bewußtsein der eigenen Schuld. Hinc illae lacrimae!

Die buddhistisch empfindende Verfasserin jener merkwürdigen „Briefe" jammert und klagt (S. 89 ff.) über ihre vielen schmerzlichen Erfahrungen: „Sie wachsen zu langer Kette. Und blicken wir zurück, so sehen wir, wie vieles schon in uns gestorben, noch ehe es leben durfte: verkümmerte Talente, hoffnungsfreudiges

Wollen, Sehnsucht zu lieben, Anlagen und Interessen — alles umsonst in uns gelegt! Wir gehören eben mit zu den Millionen, deren Erscheinen ganz zwecklos war: Überproduktion — Schaum, der über den Rand des Bechers fließt! Wer das vom eigenen Leben erkennt, dem fröstelt es in Mark und Blut." — Arme Seele, trostlos ins Wirrsal des „Daseins" versunken, ohne zu ahnen, daß die Schmerzen uns zur Läuterung dienen sollen und „die Leiden, Hammerschlägen gleich, Ketten der Zusammengehörigkeit schmieden um ganze Geschlechter." So äußert sich ein schlichter, aber tief empfindender Unmoderner, H. Bertsch, in seinem ergreifenden Buche „Die Geschwister" (1903, S. 219). „Gäbe es hunderttausend Wege aus der Verwilderung zur Veredelung, aus dem Kampf ums Dasein zur Glückseligkeit und zu Gott — ein jeder führt durch die salzig-bittere Wüste: „Schmerz!" — Die „Moderne" empfindet wohl das Leid, aber nicht die Läuterung, die ihm innewohnt „Wir leiden", so heißt es bei ihr, „unter der eigenen Winzigkeit, seitdem uns die Endlosigkeit von Raum und Zeit gelehrt ward. . . . Wir sind wie Mückenschwärme, wie Eintagsfliegen!" . . . Woher also, so möchte ich fragen, jene „Illusion", als sei man eigentlich doch „eine recht wichtige kleine Fliege, deren Wohl und Wehe für ein andres Wesen die allergrößte Bedeutung hat?" Kommt jene Selbsttäuschung nicht daher, daß man sich nach Froschart zu elephantenmäßiger Kataffalgröße des Herrenmenschentums aufbläht? — —

Neuerdings ist es gang und gäbe geworden, auch von „modernem Christentum" und „moderner Theologie" zu reden. Die Frage nach der Berechtigung dieser Wortkombination ist unter uns Balten in gezwungener Weise beleuchtet worden durch zwei jüngst veröffentlichte Vorträge von A. H. Haller (Über modernes Christentum. 1903) und Dr. Hahn (Ist die Forderung eines modernen Christentums und einer modernen Theologie berechtigt? 2. Aufl. 1903). Der erstere bestreitet die Vereinbarkeit beider Begriffe aufs entschiedenste — wie ich glaube mit vollem Recht. Der letztere sucht einen Vermittlungsweg anzubahnen, indem er das „Moderne" als das „Zeitgemäße" näher zu begrenzen und entwicklungsgeschichtlich zu verwerten bestrebt ist. Dadurch aber wird die entscheidende Hauptfrage nicht geklärt. Das eigentlich Charakteristische ist doch, daß jenes Christentum, das dem „Zeitgeist" Rechnung trägt, und jene Christen, die als „moderne Menschen" sich wissen, schlechterdings wunderscheu und dogmenlos sein und bleiben wollen. Dementsprechend kennzeichnet sich die „moderne" Eigenart der neueren Theologie, trotz ihrer Betonung der historisch-kritischen Forschungsmethode, vor allem dadurch, daß sie für „undogmatisches" Christentum schwärmt und alles, was „Kirche" heißt oder „kirchlich" sein will, zu verdächtigen sucht

Da nun aber Christentum und Theologie nie und nimmer ohne das zentrale Heilswunder der Erscheinung Christi und ohne die bekennende Gemeinschaftsform des Heilsglaubens, d. h. ohne Dogma und Kirche existiert haben und existieren können, so ist und bleibt der Versuch, jene beiden Begriffe „modern" und „christlich" zusammenzuschweißen, ein vergebliches, ja mehr als bedenkliches Unternehmen. Dies beweisen jene Ausgleichsversuche, wie sie im Dienste des positiven Glaubens beispielsweise der Generalsuperintendent von Schleswig-Holstein Th. Kaftan (Der christl. Glaube im geistigen Leben der Gegenwart. 2. Aufl. 1899) und Pastor E. Pfennigsdorf (Christus im modernen Geistesleben. 5. Aufl. 1902) durchzuführen bestrebt sind. Dagegen verficht es ein feinsinniger neuerer Schriftsteller Ernst Franz in seinem anregenden, aber verschwommenen Buche, das soeben (1903) in zweiter Auflage unter dem Titel: „Religion, Illusionen, Intellektualismus" erschienen ist, einen „Bau- und Zimmerplatz der Weltanschauung" vom modern christlichen Standpunkte mit konsequenter Abwehr des Wunderglaubens herzurichten. Einen Schritt weiter geht der Bonner Dozent H. Weinel, der in seinen Vorträgen: „Jesus im 19. Jahrhundert" (1903) die Person Christi, im Lichte der modernen historisch-kritischen Anschauung, ihrer spezifischen Gottheit zu entkleiden unternimmt. In demselben Sinne, wenn auch vorsichtiger formuliert, hat Adolf Harnack durch seine sensationellen Vorlesungen über „das Wesen des Christentums" (1900 ff.) der neueren Theologie die Bahn zu ebnen gesucht, während Erich v. Schrenck durch seine jüngst veröffentlichten Vorträge über „Jesus und seine Predigt" (1902) den Ritschlschen Standpunkt in eigenartiger Weise verteidigt und biblisch beleuchtet.

Ich erkenne dabei voll an, daß es „mancherlei Christenleute" gibt, wie R. Seeberg in einem beachtenswerten Artikel der von ihm und Stöcker begründeten neuen Zeitschrift „Die Reformation" (1903, Nr. 5) sie zu schildern sucht. Und was Pastor Feyerabend in seinem vielumstrittenen Vortrage auf der kurländischen Synode (1902) zur Rechtfertigung der modern christlichen Schule gesagt, ist und bleibt wohl zu beherzigen. Ja, ich möchte mit meinem Zugeständnis noch weiter gehn, indem ich den Spieß gegen die „sicheren" Vertreter des hergebrachten kirchlichen Dogmas richte. Hier droht jene Gefahr, vor der in Goethes „Faust" der alle „Erfahrungswissenschaft" verlachende Baccalaureus gewarnt wird. „Kamm nur nicht abkalut nach Haus!"

Ohne schmerzlichen Verzicht auf „absolutes" Wissen geht es auch in der sog. positiven Theologie nicht ab. Nur das Selbsterlebte und Selbsterschaute, sowie das biblisch Begründete und heilsgeschichtlich von Gott uns Offenbarte kann und soll uns als Sache der Glaubenserfahrung zu innerlich wertvollem Besitz werden

Die heutzulage von kirchlicher Seite wiederholt aufgestellte Behauptung: das Christentum sei „die absolute Religion“ (Frank-Seeberg) erscheint mir im höchsten Grade bedenklich, ja erfahrungswidrig. Und wenn man, wie Pastor Glage in Hamburg und Pastor Wolff in der Ev. Kirchenzeitung es wiederholt getan, gegenüber dem Hin- und Herschwanken der „modernen“ Theologen von unserm „Besitz der absoluten Wahrheit“ redet, so ist solch eine Behauptung mindestens mißverständlich. Meint man darunter nur dieses, daß unsre Religion die „unüberbietbar“ wahre, ja daß sie für uns heilsbedürftige Menschenkinder die einzig vollgenügende sei (im Gegensatz zur behaupteten „Perfektibilität“ aber notwendigen „Weiterbildung“ des Christentums), so können wir dem beistimmen. Aber der Ausdruck „absolut“ schließt doch mehr in sich, d. h. die abschließende Vollkommenheit im vermeintlichen Besitz der vollen Wahrheit. Und dies ist nicht bloß erfahrungswidrig, sondern widerspricht direkt dem geschichtlichen und heilspädagogischen Charakter der christlichen Religion.

Ist doch für uns Christen der Heilsgolt nicht als das „Absolute“, geschweige denn als die „absolute Substanz“ erfaßbar und erlebbar. Dies führte uns vielmehr auf spinozistische Bahnen und metaphysisch pantheistische Spekulation! Nur der Gott, der als der selbstherrliche persönliche Geist und die ewige herablassende Liebe uns ein Gott der Gnade geworden ist in Christo, wird uns erfaßbar und entspricht unserm Heilsbedürfnis. Daher ist auch die Selbstaffenbarung Gottes keineswegs eine „absolute“, da sie sich in geschichtlichem Fortschritt vollzogen hat und auch gegenwärtig „noch nicht“ abgeschlossen ist. Denn wir harren noch der „absoluten“ Herrlichkeitsoffenbarung Christi und seiner Gemeinde (Röm 8, 18 ff., Kol. 3,4 vgl mit Phil. 3, 12 u. 20). Als persönliche Wahrheitserkenntnis fehlt ihr aber vollends der „absolute“ Charakter, weil unser Wissen und Erkennen auf Erden alleweil „Stückwerk“ bleibt und das „Vollkommene“ noch nicht erschienen ist (Kor. 13, 12 vgl. mit 1. Joh 3, 2, Joh. 14, 26, 16, 12 ff.). Darin liegt das Berechtigte jenes Lessingschen Wortes von dem steten Suchen nach Wahrheit und jenes bescheidenen Agnostizismus, der das Unvollkommene unsres Erkennens schmerzlich empfindet.

Allein diese Warnung vor antizipierter „Vollkommenheit“ gilt auch den modernen Theologen gegenüber, nur daß sie sich da nicht gegen das dogmatische „Fertigsein“ richtet, sondern gegen die Einbildung einer moralischen „Vollkommenheit“, wie sie bekanntlich A. Ritschl als sein „Programm“ hinstellte. Hier lauert die Gefahr einer „absoluten“ Selbstüberschätzung, ja eines Illusionismus, der vielleicht noch schlimmer ist als jener dogmatische Sicherheitsstandpunkt. Denn er führt auf Pfade katholisierender Art oder zu pharisäischer Selbsttäuschung. — Ich zweifle durchaus

nicht daran, daß jene Theologen, die der neueren Geistesrichtung Rechnung tragen und selbst „moderne Menschen“ zu sein sich rühmen, persönlich fromme und demütige Christen sind, so besonders berufene Vertreter und erfolgreiche Verteidiger der evangelisch-christlichen Weltanschauung auf dem Gebiete historisch-kritischer Forschung zu sein glauben. Aber es fehlt die Konsequenz des Prinzips und vor allem: die Gebärkraft kirchlich-konfessioneller Gemeinschaftsbildung.

Mir scheint, solange die „Modernen“ die Tiefe der Sünde, d. h. der menschlichen Schuld und Heillosigkeit nicht erfassen und infolgedessen den Tod bloß als erlösendes Naturphänomen, vollends den Teufel als bloßes Hirngespinst ansehen, sie auch nicht imstande sind, die Tiefe der Gnade, d. h. der gottmenschlichen „Erlösung von Sünde, Tod und Teufel“ als weltversöhnende und lebenschaffende Heilstat Gottes in Christo sich voll anzueignen. Für sie gibt es überhaupt nur ein ethisches, kein wahrhaft religiöses, d. h. anbetendes Verhältnis zu der Person Jesu, dem gekreuzigten und auferstandenen Lebensfürsten. Daher muß ihnen das „Lebensproblem“ im spezifisch-christlichen Sinne unverständlich oder ungelöst bleiben.

Es ist ein alter, oft gehörter und durch Erfahrung bewährter Satz: „Wir leben so viel, als wir lieben!“ oder vielmehr — da unsre Liebe immer ein dürftig Ding bleibt — als wir uns von Gott und Menschen geliebt wissen. Jenes unheimliche „Gelebtwerden“ wird uns so zum heimlichen „Geliebtwerden“, und jenes heillose „Sichausleben“ zu einem heilsamen „Sichenleben“.

Dies erinnert mich zum Schluß noch an eine neuere literarische Erscheinung, deren ich in diesem Zusammenhange Erwähnung tun möchte. Ich meine das geistvoll tiefe Buch von Karl König: „Im Kampf um Gott und um das eigene Ich“ (1902). Mit vollem Recht bezeichnet der Verf. das Leben als das „Urgeheimnis dieser Welt“. Bei dem Versuch, es zu ergründen, weist er (S. 50 f.) darauf hin, daß die sich selbst entäußernde Gottesliebe ihre tiefste Freude daran habe, wenn aus dem eigenen Leben neues Leben wächst — Leben, das den Namen „Leben“ verdient, weil es sich selbst empfindet, für sich selbst eine kleine neue Welt ist mit eigenem Lebensrhythmus, eigenem Lebenswillen — im Gegensatz zu einem „gemünzten Leben“. König führt es auf die „Selbstentäußerung des schöpferischen Liebeswillens“ zurück, daß Gott die Kreatur leben läßt „mit eigenem Sichregen, eigenem Sichentfalten“, wie ja im Einatmen und Ausatmen, im Aufsaugen und Ausströmen (Rezeptivität und Spontaneität) jenes Geheimnis des von den Naturforschern vergeblich ergründeten Vitalismus sich kundgibt.

Google

Für den denkenden und wollenden Menschen, insonderheit für den gläubigen Christen erscheint jenes schreckliche „Muß“ gleichsam verschleiert durch ein verpflichtendes „du sollst“ und ein befreiendes „du kannst“! Das Bittere und Starre in jenem „Muß“ und diesem „du sollst“ schwindet für die Gotteskinder durch den Glauben an Gottes herablassende „Mummerei“ — wie Luther es nannte. In Christo ist uns das göttliche Leben menschlich erschienen. Und daß Gott — wie unser Reformator zu sagen pflegte — sich „für uns in Windeln wickelte“ und „in Bethlehems Krippe lag“, ist das Fundament unseres Glaubens an Befreiung und Erlösung. Hier wird uns auch — „geheimnisvoll-offenbar“ — die Lösung des Lebensproblems dargeboten.

Alexander v. Oettingen.

---

## „Ein glückliches Leben.“

Das Baltenland hat eine stattliche Reihe von Pastoren hervorgebracht, die neben ihrer amtlichen Tätigkeit Zeit zu umfassenden wissenschaftlichen Arbeiten gefunden und dadurch die wertvollsten Beiträge zu der Erforschung der Geschichte und Tradition, der Sprache und Sitte unserer Heimat geliefert haben. Von den Tagen an, da der alte Hupel seine wertvollen historischen Aufzeichnungen machte, bis in unsre Zeit ist der Weg durch so manche Namen gekennzeichnet, die eine wesentliche Förderung auf den Gebieten der Historie, Philologie, Archäologie, Ethnographie, Pädagogik bedeuten — von der Theologie hier zu schweigen. Man denke an Stender, Sonntag, Lidorius v. Bergmann, Albanus, Berkholz, Kallmeyer, Keußler, Koehlbrandt, Bratche und gehe bis in unsre Tage, wo Auning, Hurt, Kallas, Alex. Bernewitz u. a. wertvolle wissenschaftliche Beiträge geliefert haben.

Es ist in unsrer Mitte jedem bekannt, daß in der Reihe der genannten Männer einen der ersten Ehrenplätze Dr. August Bielenstein gebührt. Aber so allbekannt und verehrt sein Name auch ist, so werden sich doch nicht wenige finden, die über seine wissenschaftliche Bedeutung nicht mehr wissen als ganz Allgemeines. Und doch sollten wir über das Lebenswerk unsrer hervorragenden Heimatgenossen orientiert sein. Mit Dank und Freude empfangen wir daher aus den Händen des verehrten Mannes ein Buch, das in weiten Kreisen unsrer Heimat von seinem Leben und Wirken erzählen wird. Wir freuen uns dessen, daß Pastor Bielenstein sich hat bereden lassen, seine Selbstbiographie zu schreiben. Unter

dem charakteristischen Titel „Ein glückliches Leben" liegt sie uns vor*.

Die Bedeutung dieses Buches liegt in einer dreifachen Richtung. Vor allem wird es durch die schlichte Mitteilung der Tatsachen weithin eine klare Vorstellung erzeugen von der grundlegenden Leistung Bielensteins in der lettischen Sprach- und Geschichtsforschung. Ferner wird es lebhaftes Interesse erwecken durch seine historische Darstellung und ruhige Beurteilung der lettisch-nationalen Bewegung. Endlich wird es ein Bild von der Persönlichkeit Bielensteins auch dahin tragen, wo man den Verf. selber nie geschaut hat. Beginnen wir mit dem letzten Punkt.

Nicht ein „arbeitsreiches", nicht ein „gelehrtes", sondern ein „glückliches Leben" soll geschildert werden. Darin liegt schon ein persönliches Moment. Nicht bloß die objektiven Ereignisse, sondern ihre Widerspiegelung im Subjekt sollen wir schauen. Und so lernen wir die Persönlichkeit kennen. Daß Bielenstein sein Leben für so besonders glücklich hält und warum er es tut, das charakterisiert ihn bereits. Er sagt im Vorwort „Mich selbst rühme ich freilich nicht dessen, daß ich ein glückliches Leben gehabt, aber die Güte Gottes, die mich gesühnt hat. Es sind Bücher geschrieben über das Glück. Ich möchte in drei Worte fassen, worin das Glück besteht: geliebt werden, mit gewissem Erfolg arbeiten, mit Gott in Gemeinschaft stehen." Also auf drei Geschenke führt Bielenstein sein Glück zurück, — das ist bezeichnend. Drücken wir diese drei Geschenke nun mit unsern Worten aus, so heißen sie: Liebe, Forschertalent, Frömmigkeit. Freilich, diese drei Gaben müssen glücklich machen.

Den Eindruck der Schlichtheit, den der Leser so schon im Vorwort gewinnt, macht auch die Schilderung des Lebens selbst. Die Einfachheit, mit der die Ereignisse erzählt werden, mit der über die wissenschaftlichen Arbeiten referiert und das persönliche Urteil mitgeteilt wird, hat dazwischen etwas Verblüffendes. Dazu die Hornlosigkeit der vielen eingeflochtenen kleinen Anekdoten. Es kann schon sein, daß manchem verwöhnten Gaumen solche Kost nicht pikant genug sein wird. Aber das sei einem solchen Feinschmecker gesagt: wenn der alte Bielenstein sein Leben erzählt, so kann er das so einfach tun, wie er Lust hat. Denn hier ist uns der Inhalt so wichtig, daß die Form Nebensache wird. Mögen die Tagesgrößen es nötig haben, ihre Schriften auszustoffieren, Bielenstein hat es eben nicht nötig. Und dazu etwas noch Wichtigeres: gerade die große Schlichtheit der Form bringt uns eine viel unmittelbarere Berührung mit der Persönlichkeit. So wie Bielenstein hier geschrieben, so spricht und erzählt er offenbar häufig im Kreise seiner Familie und Freunde im gastfreien Pastorat zu Dobeln. Die, welche nicht

*) Riga Jonck u. Poliewsky 1904. 468 S. Preis Rbl 2,80, geb. 3,60.

die Freude haben, ihn persönlich zu kennen, gewinnen den starken Eindruck eines hervortretenden Zuges seines Naturells, nämlich einer großen ursprünglichen Kindlichkeit. Der Verf. wird natürlich nicht daran gedacht haben, sich so selber zu charakterisieren. Aber gerade weil er es nicht beabsichtigt, hat er es getan. Diese Kindlichkeit muß zu den drei großen Gaben des Himmels, die Bielenstein zu teil geworden, als die vierte hinzugezählt werden. Sie hat wesentlich beigetragen zu seinem glücklichen Leben. Denn sie hat ihm die Lebhaftigkeit der Empfindung erhalten und die unbefangene Freude an den Dingen, die auch den fast blinden Greis einen friedlichen, heiteren, reichen Lebensabend verdringen läßt.

Mehr sei hier nicht gesagt über den ersten, den persönlichen Punkt. In die einzelnen Lebensschicksale, auch in Bielensteins pastorale Tätigkeit, hat natürlich nicht unsre Besprechung, sondern die Biographie selber einzuführen. Nur ein Zeugnis des Eindrucks von dem liebenswürdigen, schlichten, kindlichen, frommen, seine Heimat liebenden Manne sollte hier stehn. In letzterer Eigenschaft tritt er uns immer wieder entgegen, namentlich auch wo es sich um Darstellung der lettisch nationalen Bewegung handelt. Es ist sehr dankenswert, daß Bielenstein sich nicht der Aufgabe entzogen hat, die Entstehung und Entwicklung, die Ziele, Stimmungen und Aussichten dieser Bewegung zu schildern. Nicht nur die großen Leistungen Bielensteins auf dem Gebiet lettischer Sprach- und Geschichtsforschung, sondern auch das ungeteilte Vertrauen, das er bei den Deutschen, die Hochachtung, die er wenigstens seit den 90er Jahren wieder bei den Letten genießt, machten ihn besonders geeignet, in dieser heiklen Sache das Wort zu ergreifen. Allseitigen Dank freilich wird er für seine Bemühung nicht ernten. Doch können wir hoffen, daß von besonnener Seite so manches wahre Wort über die Gefahren nationalistischer Propaganda anerkannt, von allen Seiten aber seine warme Teilnahme für das Wohl des lettischen Volkes empfunden werden wird. Wiederholt betont er es, daß er während jahrzehntelanger Leitung der lettisch literärischen Gesellschaft nicht anders denn als Lettenfreund habe tätig sein wollen. Sein Leben und seine Werke geben ihm wahrlich nicht Unrecht.

Damit kommen wir auf die dritte Seite, nach der Bielensteins Selbstbiographie besonderen Wert hat, nämlich die Schilderung seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit. Aus der Fülle der besprochenen Arbeiten haben wir den Eindruck gewonnen, daß es sich hier im wesentlichen um ein vierfaches Verdienst handelt: 1) die grundlegende Erforschung der lettischen Sprache nach ihren Lauten und Formen (Hauptwerk 1863 und 64); 2) die 11jährige entscheidende Mitarbeit an der Emendation der lettischen Bibel (Abschluß 1877), 3) die fundamentale Erforschung der lettischen Sprachgrenzen im

Mittelalter und in der Gegenwart (Hauptwerk 1892); 4) die Schilderung alter lettischer Sitten und die Sammlung, teilweise auch Herausgabe lettischer Volkstraditionen, als Rätsel, Sprüchwörter, Volkslieder ꝛc. Die letztgenannte Arbeit ist wohl am wenigsten abgeschlossen. So manches Material hat Bielenstein nicht mehr selber verarbeiten können. Aber nicht nur sind seine Sammlungen und Erklärungen auf diesem Gebiete von bleibendem Wert, sondern seine Anregungen werden hier noch vieles zustande bringen. Sein ganzes wissenschaftliches Lebenswerk aber, das nach allen vier Seiten grundlegenden Charakter trägt, ruht auf der Basis genauester Sprachkenntnis, zum Teil detaillierter lettischer Dialektforschung. Bemerkenswert ist dabei die Tatsache, daß hier fundamentale philologische Leistungen vorliegen, ohne daß ihnen eine akademische philologische Vorbildung vorangegangen. Die treffliche sprachliche Schulbildung, die Bielenstein in Schulpforta genossen, mag zur Erklärung herangezogen werden. Das Kapitel über dieses deutsche Internat mit seinem klassisch-philologischen Geiste ist da in der Tat sehr lehrreich. Interessant aber wäre es gewesen, wenn Bielenstein selber auf die hier berührte Frage eingegangen und seine Stellung als lettischer Sprachforscher noch eingehender charakterisiert und in ihrer Entstehung erklärt hätte. Doch sind wir in jedem Falle für das anschauliche Bild, wie er es nun gerade hat entwerfen wollen, und für die ganz allgemein faßliche Schilderung seiner wissenschaftlichen Arbeit dankbar.

Gewiß, es ließe sich noch vieles Wertvolle und Charakteristische aus dem „glücklichen Leben" an dieser Stelle hervorheben. Aber wir würden damit dem Buche selber vorgreifen. Es sei daher genug damit, daß wir auf die wichtigsten Gesichtspunkte hingewiesen. An Lesern wird es dem Buche nicht fehlen. Von Bielensteins Erlebnissen, seinen Werken und Urteilen werden viele wissen wollen. Und so mag der treffliche Gelehrte aus dem Doblener Pastorat das wohltuende Bewußtsein haben, daß er in den kommenden Wintermonaten in hunderten von baltischen Häusern als ein gern gesehener Gast einkehren und daß seine schlichten Worte Zeugnis ablegen werden von deutschem Fleiß, von kurländischer Gastfreiheit und Behaglichkeit, von schlichter Kindschkeit und Frömmigkeit. Möge solches Zeugnis anspornen zu jener Heimatliebe, die sich in der Arbeit äußert.

Dem Verfasser aber möge ein Lebensabend beschieden sein, der das glückliche Leben glücklich krönt. Wer an Dr. Bielenstein denkt, dem können die bedeutungsvollen Worte in den Sinn kommen, die zwei unsrer großen Denker gesprochen. Wenn wir uns des geistig frischen und fröhlichen, aber erblindenden Gelehrten erinnern, der zur vollen Verarbeitung reich gesammelten Materials nicht mehr die Möglichkeit hat, dessen Anregungen aber noch viele

jüngere Kräfte auf lange hinaus beschäftigen werden, so fallen uns die Worte des greisen erblindeten Faust ein:

Die Nacht scheint tiefer tief herniederdringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht ich eil' es zu vollbringen,
Des Herren Wort, es gibt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Laßt glücklich schauen was ich kühn ersann!
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgesteckte muß sogleich geraten.
Auf strenges Ordnen rascher Fleiß
Erfolgt der allerschönste Preis,
Daß sich das große Werk vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände.

Wenn wir aber an den glücklichen Familienvater denken, der sich bei äußerem Dunkel kindisch weiterfreut mit Kind und Kindeskind, so kommen uns Schleiermachers Worte in den Sinn:

Und so seh ich lächelnd schwinden der Augen Licht, und keimen das weiße Haar zwischen den blonden Locken. Nicht was geschehen kann, mag mir das Herz beklemmen, frisch bleibt der Puls des inneren Lebens bis an den Tod.

Und mit diesem doppelten Gruß grüßen wir den Erzähler des „glücklichen Lebens".

E. v. S.

---

## Gobineau und der historische Arianismus.

Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, daß ein so hervorragender Denker, wie Graf Arthur Gobineau es trotz mancher Mängel und Widersprüche in seinen zahlreichen Werken ist, in seiner französischen Heimat lange nicht die Beachtung gefunden hat, wie in gewissen Kreisen des Auslandes, besonders Deutschlands. Der Grund hierfür liegt wohl einerseits in seiner fremdartigen, neraässen und „pittoresken" Darstellungsweise, welche die „nettete française" manches Mal vermissen läßt, andererseits aber gewiß in der durch aus aristokratischen Weltanschauung dieses französischen Forschers. Dabei hat Gobineau entschieden etwas von einem Seher — und der Prophet gilt ja nichts in seinem Vaterlande, besonders wenn dieses das heutige republikanische Frankreich ist.

Mit um so größerer Genugtuung konnte man daher das Unternehmen des Herrn Ernest Seillière, uns eine Analyse der

Ideen seines Landsmannes zu geben, begrüßen[1]. In der Einleitung gibt uns der Verfasser einen knappen, aber interessanten Überblick über die Entwicklung der Rassentheorie speziell in Frankreich, wobei er im Besonderen die Anschauungen französischer Geschichtsforscher aus älterer und neuerer Zeit über den Anteil, den Lateiner, Kelten und Germanen an der Gründung des französischen Staates gehabt, uns vorführt. Seillière schreibt zwar als Franzose in erster Linie für französische Leser — doch wird seine geistvolle und leichte Darstellung auch dem Fremden gewiß Genuß bereiten. Und das trotz der mancherlei kleinen, bisweilen recht boshaften Seitenhiebe, die der Verfasser besonders deutschen Gelehrten austeilt. Seillière hat sein umfangreiches Werk in drei Bücher geteilt. Im ersten Buche („Période théorique"), dem eine kurze Jugendgeschichte Gobineau's vorausgeschickt ist, wird desselben bedeutendstes Werk, der „Essai sur l'inégalité des races humaines", einer eingehenden Besprechung unterworfen. Nun ist aber Seillière keineswegs ein unbedingter Anhänger Gobineaus, in dem er „un génie plutôt intuitif que logique" sieht. Ja, er glaubt (S. 12) die Quintessenz von Gobineaus „Essai" in folgenden Worten wiedergeben zu können: „L'horreur de l'égalité prêchée par les démagogues de tous les âges voilà la raison d'être de l'Essai sur l'inégalité des races —". In diesen Worten liegt aber auch der Schlüssel zu Seillière, die Seillière als moderner Bürger der dritten Republik den Ideen Gobineaus gegenüber einnimmt. Denn wenn Gobineau mit seiner pessimistischen Weltanschauung Recht hat, daß nur die reine Rasse allein die arischen Völker (in weiterem Sinne) zu einer unabsehbaren Entwicklung befähigen würde, während den inferioren und Mischrassen von vorn herein alle Wege zu höherem Fortschreiten versperrt wären, so verlieren damit auch die Errungenschaften der französischen Revolution, der Erblassern der dritten Republik, für den größten Teil der Menschheit jeden Wert. Es gäbe dann eben nur Herren und Sklavenvölker[2]. Seillière stellt nun Gobineau's Rassentheorie, die von ihrem Begründer zwar allzu einseitig entwickelt sein mag, aber trotz alledem unter den Gebildeten immer mehr Anhänger gewinnt, den langsamen Einfluß der Umgebung, sowie der wirtschaftlichen Verhältnisse auf die Entwicklung der Menschenrassen gegenüber. Dadurch mag Vieles erklärt werden, aber doch lange nicht Alles! Die heillosen Zustände in den Negermulatten und Mestizenstaaten von Süd- und Mittelamerika, wo klimatische und Bodenverhältnisse sowie die geographische Lage doch

[1] Ernest Seillière, La philosophie de l'impérialisme I. Le comte de Gobineau et l'aryanisme historique. Paris Plon, 1903. XLI u. 450 S.

[2] Über letztere Völker vgl. Gobineau's Ausspruch bei Seillière S. 50: „Rien de plus juste, puisque ils n'étaient pas ariens."

durchaus günstige sind, scheinen doch wesentlich auf der unglücklichen Blutmischung heterogener Rassen zu beruhen. Wie elend nehmen sich alle diese Länder dem großen angelsächsischen Staatswesen des Nordens gegenüber aus, dessen weiße Bevölkerung mit gesundem Instinkt sich möglichst von jeder Verbindung mit den Farbigen abschließt. Nun gibt ja auch Seillière zu (S. 18), daß die besten Konstitutionen machtlos sind, wenn das Volk, dessen Schicksale sie zu leiten bestimmt sind, minderwertig ist, wobei auf die Sandwichinseln und Haiti hingewiesen wird. Bei Besprechung des Kultureinflusses, den das Euphrattal auf Israel ausgeübt hat, nimmt Seillière ebenfalls einen von Gobineaus Anschauungen abweichenden Standpunkt ein, übersieht aber dabei, daß in diesem Falle Gobineau genau denselben Standpunkt steht, wie Delitzsch. So ist denn hier (S. 37) Seillières ironische Attitüde ebensowenig am Platze, wie S. 31 Anm. 1, Gobineau und Ranke gegenüber, wo es sich um die Frage von der Abstammung der Semiten handelt. Das Gesamturteil Seillière's über den „Essai" läßt sich aus dessen Worten S. 60 erschließen: „L'essai revêt en somme, les allures d'un poème epique et symbolique." Und in gewissem Sinne ist dies Urteil auch berechtigt — denn Gobineau, der Freund Richard Wagners, war in der Tat eine Künstlernatur, Musiker, Dichter und Bildhauer. Und doch — wie sehr vermag anderseits der französische Kritiker das Genie seines Landsmannes, von dessen Anschauungsweise ihn sonst ein ganzer Abgrund trennt, zu verstehen und zu würdigen. Zwar spricht Seillière am Schluß des sechsten Kapitels über Griechenland S. 77 von Gobineau's „prévention puérile" — letzteres Wort wird leider auch sonst häufig gebraucht — kann aber trotzdem dem Verfasser bei Tribut verdienter Bewunderung nicht versagen. Gleiche Anerkennung wird der stimmungsvollen Schilderung Gobineaus auf S. 82 gezollt, wo Semiten und Gallier beim Menschenopfer einander gegenüber gestellt werden. Mit dem achten Kapitel — Rome italiote et Rome sémitique — betreten wir ein Gebiet, das in unmittelbarem Zusammenhange mit der Abstammung der Franzosen steht. Schon Gobineaus Ausführungen über die Abstammung der Kelten, denen er einen starken Tropfen mongolischen Blutes zuteilt, mußten der Seillière wenig Anklang finden. Da darf man sich nicht wundern, wenn ihm des Grafen Ausführungen über die Bevölkerung des römischen Kaiserreichs — des „Völkerchaos", wie H. St. Chamberlain sagt — keineswegs behagen. Vom „chaos des peuples" sagt Seillière S. 94 die charakteristischen Worte: „Ce terme méprisant est devenu dans le langage spécial de l'école un synonyme de Romanité, qui n'est pas prononce d'ailleurs avec moins de dédain." Doch ist Seillière objektiv genug, um auch hier

Gobineaus glühender Schilderung — „ces pages brûlantes“ — besonders der Romanisierung Galliens gerecht zu werden. Im neunten Kapitel handelt Seillière über den Eintritt der Germanen in die Geschichte; hier führt er Gobineaus Worte „le barbare existait en effet, mais non pas sous la cuirasse du Germain“ in kursiver Schrift an. Doch gehört dieses ganze Kapitel zu den besten Partien des Buches, denn dieser Abschnitt gerade skizziert vortrefflich Gobineaus Weltanschauung sowie dessen Gegensatz zur Entwicklung des modernen Frankreich. Seillière nennt hier (S. 112) Gobineau einen „aristokratischen Rousseau“, welcher der weißen Rasse gegenüber eine ähnliche Stellung einnehme, wie der Philosoph von Genf der ganzen Menschheit gegenüber.

Über das zweite Buch in Seillières Werk, die „Période asiatique“, das Gobineaus literarische Tätigkeit behandelt in den Jahren 1854—1868, während er französischer Gesandter in Teheran und Athen war, können wir uns kürzer fassen. Es handelt sich hauptsächlich um die Werke „Trois ans en Asie“, „Traité des écritures cunéiformes“, „les religions et philosophies de l'Asie centrale“ endlich die „Histoire des Perses“ und die „Nouvelles asiatiques“. Diese Werke bilden eine Fundgrube für die Kenntnis des Orients, besonders Persiens. Seillière wird auch hier der scharfen Beobachtungsgabe und dem feinen Verständnis Gobineaus für die Eigenart orientalischen Wesens durchaus gerecht. Dabei entgeht es ihm nicht, daß Gobineaus „Histoire des Perses“ sehr subjektiv gehalten ist und viel Phantastisches enthält. Im Ganzen aber ist hier Seillière durchaus nicht der kompetente Richter, als der er sich gibt. Wo er Gobineaus Ansichten — deren Einseitigkeiten und phantastische Übertreibungen ja häufig nicht zu bestreiten sind — nicht mit anderen Gründen widerlegen kann, versucht er es mit der Ironie, ohne zu merken, daß er sich selbst oft starke Blößen gibt. So trifft z. B. für das Königbuch des persischen Dichters Firdusi, das Schahname, Gobineaus Bemerkung (vgl. Seillière S. 204) durchaus zu, daß die äußere Hülle dieses Werkes zwar mohammedanisch, sein Geist aber durchaus persisch-zoroastrisch ist. Weiter wäre noch zu betonen, daß in der heutigen orientalischen Wissenschaft die Bedeutung der Rasse soweit allgemein anerkannt ist, daß bei jedem Schriftsteller der klassischen arabischen Literaturperiode (etwa 750—1000 n. Chr.) die Frage nach dessen Nationalität aufgeworfen werden muß[1]. Und wer einigermaßen mit der persischen Literatur vertraut ist, der kann nur Staunen

[1] Es kommen hierbei neben echten Arabern in erster Linie Perser, dann noch Syrer, Griechen u. a. in Betracht. Vgl. Brockelmann, Gesch. der arab. Literatur I, S. 72.

Digitized by Google

und Bewunderung darüber empfinden, daß trotz der Unterjochung durch Araber und Türken, der arische Geist der Perser in Poesie und Wissenschaft so herrliche Blüten treiben konnte.

Im dritten Buche, der „Période asiatique", wird Gobineaus literarische Tätigkeit seit der Rückkehr aus dem Orient bis zu seinem Tode im Jahre 1882 behandelt. In die ersten Jahre dieser Zeit fallen Gobineaus Werke „l'Abbayé de Typhaines", ein Roman aus den Zeiten der Capetinger, sowie die Dichtung „Aphroessa" und „le Cartulaire de St. Avit", ein Zeitbild aus dem Mittelalter. Da Gobineaus Bedeutung nicht in der Dichtkunst liegt, so können wir über diese „écrits de transition", wie Seillière S. 298 sagt, rasch hinweggehen. Doch wird S. 302 ff. mit Recht die reizende Novelle „Akritis Phrangopoulo" hervorgehoben, ein Bild aus der neugriechischen Inselwelt. Sie ist ein Teil der „Souvenirs de voyage" und ihre Abfassung gehört der Zeit an, als Gobineau in Athen Gesandter war. Ein Roman „les Pléiades" erschien während Gobineaus Gesandtenzeit in Stockholm (1872—1877). In diesem Werke tritt schon eine starke Tendenz zu Gunsten des angelsächsisch-germanischen Wesens bei Gobineau hervor. Gobineau ist dieser Richtung dann auch späterhin treugeblieben und seine Freundschaft mit Richard Wagner hat ihn darin nur befestigen können. Seillière führt S. 355 aus einer Abhandlung H. St. Chamberlains in der „Revue des deux Mondes" an, daß Gobineau einen starken Einfluß auf den Bayreuther Meister ausgeübt habe; ja Gobineaus Ideen hätten dazu beigetragen, Wagners Anschauungen von der Wiedergeburt der Menschheit durch Religion und Kunst die endgültige Fassung zu geben. Es handele sich hier um Gobineaus Werk „de la Renaissance", hauptsächlich aber um den „Essai sur l'inegalité des races". Dieser ganze Teil über Gobineaus Beziehungen zu Wagner ist auch darum besonders merkwürdig, weil er uns die Stellung eines gebildeten und gesitteten Franzosen über Theorien wiedergibt, die einem französischen Patrioten, wie Seillière es ist, von vorn herein wenig sympathisch sein mußten. Trotzdem aber ist es Seillière gelungen, der Freundschaft dieser beiden genialen Naturen ein würdiges Denkmal zu setzen.

Sehr wenig Gnade vor Seillières Kritik findet Gobineaus Werk „Histoire d'Ottar Jarl", in welchem Letzterer die Abstammung seines Geschlechts von einem nordischen Seekönige nachzuweisen sucht. Seillière erklärt, dieses phantastische Buch sei besonders charakteristisch für Gobineaus Denkweise und wert daher der Besprechung desselben gegen vierzig Seiten. Solche Hirngespinste bedurften aber gar keiner Widerlegung, selbst in dem Falle nicht, daß es Seillière hier wirklich gelungen sein sollte, Gobineaus unverfälschte gascognische Herkunft nachgewiesen zu

haben. Auch meinen wir, daß Seillières sowohl an dieser wie auch an anderen Stellen gut daran getan hätte, sich seiner eigenen Worte S. 166 zu erinnern, wo er dem deutschen Sprachforscher Pott gegenüber erklärt, daß „on ne réfute pas Gobineau par des arguties d'erudition.“ Man merkt es hier dem französischen Verfasser an, daß ihm das Bemühen seines Landsmannes, sich eine germanische Abstammung beizulegen, in hohem Grade anstößig ist.

Weniger eingehend, aber deßhalb nicht weniger ablehnend, urteilt Seillières über Gobineaus romantische Dichtung „Amadis“, die vollständig erst nach des Verfassers Tode erschienen ist. Dieses Werk, dessen formale Schwächen Seillière besonders hervorhebt, hat bei den Anhängern Wagners begeisterte Aufnahme gefunden. Hiermit kommen wir zu der geistigen Bewegung in Deutschland, als deren Folge die Gründung der „Gobineauvereinigung“ anzusehen ist. Dieser Bewegung und ihrem Führer, Prof. Schemann in Freiburg, hat Seillière das letzte Kapitel seines Buches gewidmet. Nach einer kurzen Besprechung der Tragödie „Alexandre le Macedonne“, die Schemann nach Gobineaus hinterlassenen Papieren herausgegeben hat, läßt Seillière dem Idealismus der deutschen Gobinenforscher in warmen Worten volle Gerechtigkeit widerfahren. Er kann aber nicht umhin, den Gelehrten „d'outre Rhin“, in zwar ironischer, aber höflicher und geistreicher Form vor Augen zu führen, daß sie mißverständlich in Gobineau einen Germanen zu sehen glaubten — er sei seiner ganzen Sinnesart nach sowohl als Mensch wie als Schriftsteller der Typus eines echten Südfranzosen. Schemann ist nach Seillière (S. 440) „plus gobiniste que Gobineau“, die deutsche Gobineaubewegung ist „ein glänzendes Feuerwerk.“

Zum Schlusse faßt dann der Verfasser noch einmal sein Gesamturteil über den „Gobinismus“ zusammen. Es sei dies eine durchaus aristokratische und imperialistische Geistesrichtung, soweit es sich um die außerhalb stehenden, nichtarischen Rassen handle. Den arischen Völkern gegenüber aber sei Gobineaus und seiner Anhänger Standpunkt als „egalitärer Utopismus“ zu bezeichnen. Zum Schluß verspricht uns Seillière eine Fortsetzung seiner Gobineaustudien. Der folgende zweite Band soll der Untersuchung des Einflusses, den Gobineaus Ideen bisher auf das moderne Geistesleben ausgeübt haben, gewidmet sein. Man kann ihm mit Spannung entgegensehen, denn es wird dort von keinem Geringeren die Rede sein, als von — Friedrich Nietzsche.

R. v. Stackelberg.

## Zu höheren Sternen.

Religiöse Lyrik eines baltischen Dichters.

Religiöse Lyrik — wie unzeitgemäß!

Nun, das Unzeitgemäße ist nicht selten gerade das, was der Zeit am meisten not tut. Auf jeden Fall beweist es, daß der Dichter nicht mit dem Strome schwimmt — dem breiten Strome, der Hinz und Kunz so leicht und lustig daher trägt, — und das schon sichert ihm ein Anrecht auf Beachtung. Ein solches hat Karl Hunnius sich bei uns aber noch schon durch seine „Gedichte" erworben, die eine feine und eigenartige Dichternatur erkennen ließen. Tiefes Naturgefühl, ein ernst religiöser Sinn, mit bestimmt christlich ausgeprägter Weltanschauung, ein inniges Verhältnis zur Musik — das waren die hervorstechenden Züge, die sich in dem Bilde dieses echten Lyrikers zu einem harmonischen Ganzen vereinigt fanden. Sie treten uns auch in diesem neuen Gedichtbande* entgegen, wenn auch in wesentlich andrer Mischung. Denn hier, wie schon der Titel besagt, ist alles religiös gerichtet, und Christenglaube, Christenhoffnung zeigt sich als der feste Grund, auf dem dieses baltischen Dichters Leben, Denken und Empfinden ruht.

Ja, seltsam! Dieser Christenglaube, der nun schon fast durch zwei Jahrtausende — und heute lauter denn jemals — Torheit und Widersinn geschollen wird, — er wirbt doch immer neue Jünger in aller Welt, die an dem Kreuze Christi niedersinken und in dem großen Geheimnis dieses Lebens und Sterbens die höchste Weisheit offenbart erkennen, in deren Lichte ihnen die Weisheit dieser Welt armselig, leer und nichtig erscheint. Denn hier ist eine Gotteskraft verborgen, die selig macht, die rettet und erlöst, die über alles Leid der Erde emporhebt — zu höheren Sternen!

„Torheit!" ruft die Macht der Erden,
Hohnt der Stolz der Wissenschaft,
Aber uns, die selig werden,
Bleibt dem Kreuz die Gotteskraft!

Diese Erkenntnis wird nicht nach Art einer Wissenschaft erworben. Sie offenbart sich uns wie der Frühling in der Natur, wie die Liebe sich dem Herzen offenbart, und es ist vergeblich, „nach einem Grunde" zu fragen

Mein Freund, die Lieb' ist grundlos wie der See,
Sie naht — sich über Nacht wie Blütenschnee
Dem Winter unsrer Brust zu offenbaren!

*

Dann wissen wir's, wie Glück sowohl als Weh
Geheimstes ruhen muß im Unsichtbaren, —
Und nicht begriffen wird es, nur erfahren!

*) Zu höheren Sternen. Ein Strauß religiöser Lyrik von Karl Hunnius. Stuttg., Greiner und Pfeiffer. 1903.

So ruft der Dichter am Schluß einer Reihe von Sonetten, die einem Freunde gewidmet sind. Gleich dem Geheimnis einer reinen Erdenliebe, nur in höherer, reinerer, tieferer Weise noch, geht diese Erfahrung der göttlichen Liebe und Gnade dem Herzen oft in Tränen auf. Es sind gesegnete Tränen:

Weine nur, — es will die Träne
Dann neuen Lebens sein.
Lasse klirrt vom Pfeil die Sehne,
Du erfahrst die sel'ge Pein! —

Ahnst du es, daß dir zum Heile
Feucht das Auge sich umflort?
Tief ist ja das Herz vom Pfeile
Seiner Gnade schon durchbohrt.

Weine nur, — und laß die Hände
Falten sich in süßer Scham
Da die Zeit der Sonnenwende
Auch für deine Seele kam.

Ee, der deiner Augen Bronnen
Mit lebend'gem Wasser füllt,
Ist der Geber jener Wonnen,
Deren Strom nun ewig quillt.

Deines Lebens dunkle Pfade
Lichten sich von aller Schuld, —
Unermeßlich ist die Gnade,
Unergründlich ist die Huld.

Zarten seligen Erhebung
Beben für die Seele an,
Weil aus Quellen der Vergebung
Nur lebendiges Wasser rann.

Magst du nun zu träumen wähnen,
Trunken, wie von jungem Wein
Weine nur, — es sollen Tränen
Boten neuen Lebens sein! —

Cor charitate divina sagittatum — das Herz, vom Pfeile der göttlichen Gnade durchbohrt — nennt sich dies schöne Gedicht, das den Schlußstein der Sammlung bildet. Doch es kostet oft einen schweren Kampf, bis wir zu diesem Ziele hingelangen, denn wer die göttliche Liebe und Gnade wahrhaft schmecken und erfahren will, der muß zuvor mit seinem Ich streng ins Gericht gegangen sein, er muß es überwunden, ja von sich geworfen haben. Der Dichter erläutert uns das in überleuchtender Weise durch das Gleichnis des Wunders vom Bergeversetzen, das der Herr seinen Jüngern als dem Glauben erreichbar hingestellt hat:

Zum Berge deines Ichs, der dich belastet schwer:
Sprich nur ein Wort und wirf ihn in der Liebe Meer.

Das ist eine schöne, sinnreiche Deutung, auch wenn sie nicht unmittelbar in des Heilands Worten liegt. Ja, diesen Berg in dieses Meer zu versenken, — das ist ein Wunder, und wir können es tun, — und wenn es uns gelingt, im Ausblick zum Kreuze, dann ist mehr damit erreicht als alle Weisheit dieser Welt jemals erreichen konnte. — Auf jener königlichen Bahn, die zum Heile führt, gilt es Vielem entsagen, — doch was bedeutet das alles, wenn das Herz auf solche Weise Frieden und Seligkeit schon hier genannt:

Entsagen gilt's dem Glück hienieden
Und weiter wandern himmelan —
Im Herzen jenen stillen Frieden,
Den uns die Welt nicht rauben kann.

Ich fühl' es, daß vor allen Dingen
Das Herz erst dann Genesung schmeckt
Wenn's über diese Welt auf Schwingen
Des Adlers weit hinaus sich streckt.

Ein beschränktes Diesseitertum hat für dergleichen freilich kein Verständnis und lächelt darüber als über eine Torheit. Und doch liegt in diesem Schrecken und Sichstrecken aus unserm beschränkten Dasein, hinaus und hinauf in eine höhere Existenz, das größte, dessen der Mensch fähig ist. Er muß es aber erst am Bilde des Heilands, an seinem Kreuze, im Aufblick zu ihm gesehen und gelernt haben, wie der Tod die Pforte zu einem höheren Leben, wie im Tode der Sieg gewonnen wird, wie das Leben im Tode und über den Tod triumphiert. So bleibt das Kreuz das rettende Zeichen, in dem wir siegen:

Vor Deinem Kreuz erbleichen  Aus jenen stummen Zügen
Die Leiden dieser Zeit  Wächst es ratselvoll —
Und alle Schrecken weichen,  Im Sterben wirst du siegen
Wir überwinden weit  Und triumphieren soll
In diesem Siegeszeichen  Das Leben im — Erliegen

Für den „Sieg im Untergang", wie Chamberlain es nennt, hat der Arier, hat vor allem der Germane von jeher ein instinktives Verständnis, und eben darum wohl konnte das Christentum gerade hier seine festesten Wurzeln schlagen.

Ich bin ganz unversehens, doch wohl nicht zum Schaden des Lesers, dahinein gekommen, aus dem Buche von Hummus einzelne Proben mitzuteilen. Soll ich ein Gesamturteil fällen, so kann ich nur sagen: es ist ein schönes, reiches und wertvolles Buch, das hoffentlich recht bald in zahlreichen Häusern einen Ehrenplatz finden wird. Der Dichter bewegt sich nicht in den ausgetretenen Geleisen einer formelhaft und schematisch gewordenen religiösen Poesie, die noch bewährten Mustern sich gewissermaßen selbst weiter dichtet; man fühlt es vielmehr seinen Dichtungen an, daß sie selbst erlebt, erfahren, empfunden, ja aus den Tiefen des Leidens und aus seligster Freude heraus geboren sind. So tragen sie durchaus den Stempel der Echtheit an sich, — echt und wahr ist die Poesie, echt und wahr die religiöse Empfindung, die hier zum Ausdruck gelangt. — Als besonders schön möchte ich die „Trilogie der Offenbarung" hervorheben, drei Sonette, die die heilige Nacht, den Ostermorgen und den Pfingsttag feiern. Ferner die Gedichte „Ein Vorfrühlingsklang", „Morgenröte", „Septemberrosen" — der September ist des Dichters Lieblingsmonat, — „Gen Himmel", „Aufblick", „Am Kreuz", „Osterglaube", „Osterdonner", „Am Abend des Osterfeiertags", „Heimweh", „Petri Pfingstpredigt", „Aus der Bergpredigt", „Harre auf Gott", „Gott ist die Liebe".

Es sind im Ganzen die einfachen Gedichte, denen ich den Vorzug geben möchte und die auch gewiß die meisten Herzen gewinnen werden. Manche andre sind etwas schwerflüssig, ja schwerfällig, bewegen sich in zu langen, schleppenden Versreihen.

Reimkünsteleien, wie sie z. B. die „Simeonstränen" S. 165 enthalten, schienen mir gerade in religiösen Gedichten am wenigsten angebracht. Ja, auch die Form der Ritornelle, die der Dichter vortrefflich beherrscht, ist hier kaum so gut am Platze wie bei der Naturallyrik seines ersten Gedichtbuches. Öfters stören unreine Reime, namentlich bezüglich der Vokale, doch auch Fälle wie Lamme—Bräutigame (S. 81. 82), Kämpfer—Genfer (S. 108) kommen vor! Auch Abkürzungen wie „zur fröhl'chen Auferstehung" (S. 66) oder „Das Jubellied vom einen Hirt' und einer Herde" (S. 66) berühren nicht angenehm. Solche Härten kann ein Dichter wie Hunnius ja leicht vermeiden. Reinheit und Tadellosigkeit der Form halte ich bei Gedichten für eine sehr wünschenswerte Eigenschaft, schon damit der Leser nicht stolpert oder stutzt, während mir an Vers und Reimkünsteleien nichts zu liegen scheint, am wenigsten bei religiöser Lyrik, wo sie eher störend wirken. Etwas phrasenhaft, wohl dem Reim zu Liebe entstanden, sind in dem Gedichte „Osterfeier" die folgenden Verse:

Erstanden ist der Herr, der neu die Welt belehnt
Mit seines Sieges allumfassender Gebärde.

Glücklicherweise kommt derartiges nicht häufig vor. Ich führe es auch nur nebenbei an, weil in einer Kritik doch auch etwas kritisiert werden muß. Im Übrigen sollen diese Bemerkungen den Wert des Buches in keiner Weise herabsetzen. Es ist ein schönes Buch, dessen die baltische Welt sich freuen darf, — ein Buch, das gewiß auch in Deutschland viel dankbare Leser finden wird. Möge es an seinem Teile dazu beitragen, die Blicke und Herzen Vieler zum Kreuze Christi hinzulenken. Den Gegnern aber zeige es, daß man auch heute noch ein echter Dichter und ein Christ zugleich sein kann. — Ich schließe mit dem schönen Gedicht „Osterglaube":

Alles fällt dem Tod zum Raube,
Junges Leben muß vergehn,
Eins allein bleibt fest bestehn
An den Gräbern siegt der Glaube.

Blüt' und Blatt zerfällt zu Staube,
Und das liebste Auge bricht,
Doch die Bäume brechen nicht!
An den Gräbern siegt der Glaube!

*

Schimmernd, eine weiße Taube,
Schwingt die Hoffnung himmelwärts
Sich an ihres Vaters Herz. —
An den Gräbern siegt der Glaube!

L. v. Schroeder.

**Bismarcks Briefe** an seine Gattin aus dem Kriege 1870/71. Stuttg. u. Berl., J. G. Cottasche Buchhandl. Nachf. 1903. M. 2, geb. M. 2,80.

Über den glücklichen Fund der oft ermüdeten Briefe, die Bismarck in den Kriegsjahren 70/71 seiner Gattin geschrieben, hat die Tagespresse natürlich sofort alle Lesenden orientiert, sie über deren Inhalt und Wert unterrichtet. Dennoch darf ein erneuter und ein energischer Hinweis auf die in Buchform veröffentlichten Briefe auch an dieser Stelle nicht unterbleiben, das ist eine Ehrenpflicht für alle Zeitschriften deutscher Zunge einem Werke gegenüber, das sicher unter den klassischen Werken der deutschen Literatur fortleben wird und dem durch die neuerliche Publikation der Schlußstein eingefügt ist. Wie Deutsche können schwer ein Urteil gegen literarische Erscheinungen überwinden, die keiner in den literarischen Nachbarn appendierten Gattung angehören wie Briefe, die als persönliche, vertrauliche Mitteilungen für einen intimen Kreis entstanden sind. Briefe achten wir der Aufnahme unter die klassischen Bücher der Literaturgeschichte im allgemeinen nur dann würdig, wenn sie durch einen gewissen unnatürlich natürlichen Plauderstil verraten, daß das Publikum von vornherein als Adressat gemeint war oder wenn sie sich gar als antiquarische, psychologische Briefe einen wissenschaftlichen Ornat umtun. Die Franzosen und Engländer sind darin weitherziger: ihnen ist es selbstverständlich, daß die Briefe der Frau von Sevigne der Lady Montagu einen Ehrenplatz in der Literaturgeschichte verdienen. Da sollten wir uns denn doch auch dessen bewußt werden, einen wie viel reicheren Schatz wir an den Briefen Bismarcks haben, daß wir in ihnen nicht nur ein Quellenwerk, sondern ein Literaturwerk von höchstem Werte besitzen, in dem Sprache und Gedanken in gleicher Weise den Stempel einer eigenartigen und großen Persönlichkeit tragen. Nach lebendigere und unmittelbarer als in Bismarcks Reden tritt diese uns in seinen Briefen entgegen, und aufs höchste zu wünschen wäre es, daß sie uns einmal in einer ebenso vollständigen Sammlung geschenkt würden, wie wir sie nun den Reden bereits besitzen. Ein wertvolles Stück dieser Sammlung würden auch die jetzt veröffentlichten Briefe bilden. Wir finden in ihnen freilich nicht solche Meisterstücke der Schilderung wie in den Briefen an Frau und Schwester aus der ereignisreicheren Botschafterzeit oder in jenen Briefen an Gerlach, an denen der geistreiche König Friedrich Wilhelm IV. sich erfreute. Hier haben wir meist eilige Mitteilungen, in seltenen Augenblicken der Ruhe hingeworfen, auch über die Ereignisse erfahren wir nicht viel Neues, der Mitteilung politisch und militärisch interessanter Nachrichten war eine enge Schranke gezogen durch die Besorgnis, daß sie Feldpost vielleicht in feindliche Hände fallen könnte. Dennoch aber haben gerade diese Briefe unvergleichlichen Wert als die persönlichsten, intimsten Äußerungen des größten Mannes unserer Tage aus der größten Zeit, die er durchlebt. Wem Bismarck nahe geworden, wer in ihm nicht bloß den Staatsmann bewundert, sondern auch den Menschen liebt, dem werden auch die knappen Erlebnisse und Stimmungen viel bieten, Interessantes, Lehrreiches und Ergreifendes. Nur eines sei als Beispiel erwähnt, wie es gerade beim Durchblättern des Buches sich darbietet, so die Schilderung des Herbstrittes durch den Park von Versailles (Brief 40, 8. Okt. 70), in wenigen Strichen ein Bild von eigenartigem Stimmungszauber, oder die herben Worte über die Vereinsamung des Mächtigen, „den kalten Sumpf von Mißgunst und Haß", der „einem allmählich höher und höher bis ans Herz steigt" (Brief 51). Diese Zitate können nur andeutend auf den gedrängten Reichtum des Buches hinweisen, als Lockung oder Mahnung, es zu lesen, wollen sie nicht auf-

gefaßt werden. Ob Bismarcks Briefe für ihn lesenswert sind oder nicht, darüber ist sicher jeder nach Maßgabe seiner Bildung und Gesinnung schon schlüssig geworden. Nicht um es zu empfehlen, haben wir hier auf den Wert des Werkes hingewiesen, sondern um uns zu ihm zu bekennen.

K. G.

---

**Vischer, Fr. Th.,** Shakespeare-Vorträge. V. Bd. Heinrich VI. Richard III. Heinrich VIII. Stuttg. u. Brln. J. G. Cottasche Buchhandl. Nachf. 1903. 403 S. M. 8.

Von allen Dramen Shakespeares finden obige drei (oder fünf) bei der Mehrzahl der Durchschnittsleser weniger Sympathie. Heinrich VI. u. VIII. stehen nicht auf der Höhe der vorhergehenden Historien und Richard III. ist ja von Grauen und Mord erfüllt, daß er an düsterem Stoffe selbst den Macbeth weit übertrifft. — Vischer mußte sich also, um die Stücke einigermaßen zu rechtfertigen oder zu retten, was zu retten war, von vornherein auf den Verteidigungsstandpunkt stellen. Die Minderwertigkeit der beiden Heinriche entschuldigt er mit der ziemlich feststehenden Tatsache, daß der VI. ein Jugendwerk, der VIII. in den letzten Lebensjahren des Dichters entstanden ist. Die abstoßenden Härten in Richard III. zu mildern konnte Vischer auf die wirksame dramatische Gruppierung und die großartige Sprache verweisen, deren schwungreiche Form mit der ehernen Konsequenz einer grausamen Nemesis aussöhnen soll. Waren manche Stellen der Historien nicht von dramatischer Wirkung, so machten sie doch poetischen Effekt, das Umgekehrte weist er in vielen Punkten bei Richard III. nach, wo die dramatische Absicht ästhetische Bedenken zum Schweigen bringt. — Vischer hat seine schwierige Aufgabe geschickt genug gelöst, wenngleich natürlich die unbedingte Bewunderung des Dichters, die seine früheren Vorträge so lebhaft wiedergaben, hier nicht am Platze war.

Nur von Richard III. ist der Text in extenso vorgetragen, bei den Historien genügten einzelne Abschnitte zur Begründung des summarischen Referats. Wie beim vorigen scheint auch bei diesem Bande die Redaktion etwas eilig vor sich gegangen zu sein, davon geben die im Anhang mitgeteilten Nachträge und Berichtigungen Zeugnis. Es sind aber immer noch sinnstörende Fehler stehen geblieben, die dem Redner zu gute gehalten werden, im Drucke aber nicht vorkommen durften, z. B. S. 27 Z. 3 v. u. steht „Mutter" statt „Großmutter", wie die genealog. Tabelle darunter ausweist. S. 272 Z. 13 v. u. heißt es „ihres Sohnes und ihres Gemahls", muß aber lauten „ihres Gemahles und ihres Schwiegervaters", welches Versehen S. 274 sich wiederholt, wo nicht „ihres Sohnes", sondern „ihres Gemahles Mörder" gemeint ist. S. 278 „gegen seinen Blut zu stimmen sich geweigert hat" ist versprochen statt „für seinen Plan". Endlich ist S. 394 in der Anm. zu S. 172 „gedankengedrängte" wohl nur verschrieben für „gedankengetränkte". Abgesehen von solchen aus der lebhaften Rede hervorgegangenen kleinen Verstößen bietet aber auch dieser Band eine Fülle von feinsinnigen Beobachtungen und Anregungen, die dem Shakespeare-Liebhaber nur erwünscht sein können.

F. S.

---

**Glasenapp, G. v.,** P. Jerschow, Das Zauberpferd. Ein sibirisches Märchen in deutschen Versen erzählt. Dresden u. Lpz., E. Pierson, 1903. M 0,75.

Dieses in der russischen Literatur wohlbekannte Märchen vom Hügelpferd scheint bisher nicht in's Deutsche übertragen zu sein, obwohl es schon vor 70 Jahren verfaßt ist. Und doch verdient es weitere Verbreitung, denn es ist ein richtiges Märchen im Stil von Tausend und einer Nacht. — Daß im Stoffe — der sich in der Tat wenig als spezifisch „sibirisches" Erzeugnis legitimiert — zahlreiche Anklänge an solche Motive vorkommen, die uns aus den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm geläufig sind, mag nicht Wunder nehmen. Die drei Brüder z. B., von denen der Jüngste in seiner orglosen Einfalt von fabelhaftem Glücke begünstigt wird, während die beiden Älteren in ihrer vermeintlichen Überlegenheit nichtswürdige Streiche begehen, kommen in der Märchenpoesie vieler europäischer Völker vor (vgl. Grimm III. S. 118 zu Nr. 63), auch das Zungkochen oder -glühen ist eine internationale Idee (vgl. Grimm S. 232 zu Nr. 147). So erklärt es sich, daß diese Züge auch in Sibirien sich eingebürgert und originelle Form angenommen haben. Wenigstens soll der Verfasser den Kern der Dichtung aus seiner Heimat (Tobolsk) mitgebracht und ihn in Petersburg dann erweitert und stilisiert haben. — Dort hat er denn auch dem Gedicht jene „kräftige nationale" Färbung gegeben, die es begreiflich macht, daß es in Rußland populär geworden ist, ohne doch eigentlich für Kinder bestimmt zu sein. Zwar durchweht es eine Formlosigkeit, die es auffällig macht, daß vor 1858 manche Zeilen nur durch Punkte angedeutet werden durften, aber die Naivität, die anfangs in medias res hineinführt, wird doch zu Anfang des 2. und 3. Gesanges durch kurze Intermezzi getötet, die kaum mehr kindlich klingen, und überdies begegnet einem hie und da manches Detail, das über den für Kinder wünschenswerten Horizont hinausragt.

Die Übersetzung sollte offenbar in zwangloser Weise dem heiteren, ja spaßhaften Volkston des Originals entsprechen; doch dürfte eine etwas zu zwanglose, nachlässige Form gewählt sein. Nicht selten wird der Simplicität zu Liebe der Sprache Gewalt angetan, wozu namentlich der Reim verlockt, z. B.

Allen guten Christenleut'
Mit den Taten, die bis heut' —

oder

Es ist, als spuke
Satan in spartem Schmucke —

oder

Do du Gutes mir ermessen,
So erfüll' ich, was verhießen.

Die Holperigkeit zahlreicher Verse mag wohl beabsichtigt sein, ohne deshalb gerade immer ansprechend zu klingen. Ohne Zweifel war es aber der Mühe wert, ein Gedicht deutschen Lesern zugänglich zu machen, das bei seinem Erscheinen den großen Zeitgenossen Puschkin zu dem Ausrufe veranlaßt hat: „Do Jerschow solche Gedichte macht, kann ich es bleiben lassen."

F. S.

## Neuerschienene Bücher.

Pfleiderer, O., Das Christusbild des urchristlichen Glaubens in religionsgesch Beleuchtung Vortrag Bein 116 S. M 1,60.

Quistorp, Past W., Die Zukunft der evang. Kirche in Deutschland E Beitrag z Lösung der wichtigsten Frage der Gegenwart. Ausklam. 98 S. M 1,30

Gunkel, Prof. H., Zum religionsgeschichtl Verständnis des Neuen Testaments Göttingen 96 S. M 2

Kalde, Prof. Th., Der Staatsgedanke der Reformation u. die römische Kirche Vortrag Lpz. 38 S. M 0,50

Zimmern, Prof. H., Keilinschriften u. Bibel nach ihrem religionsgesch Zusammenhang. E. Leitfaden z. Orientierung im sog. Babel-Bibelstreit, mit Einbeziehung auch der neutestamentl. Probleme. Brln. 59 S. M 1.

Bertsch, Dr. R., Die Rechtsstellung der Frau als Gattin und Mutter Geschichtl. Entwicklung ihrer persönl Stellung im Privatrecht bis in das 18. Jahrh. Lpz. 186 S. M. 5

Kes, Bertho, Die Kulturarbeit der evgl. Frauen Lpz. 39 S. M 0,50.

Rohrbach, P., Deutschland unter den Weltvölkern. Materialien zur ausländ. Politik Bein-Schaeche 200 S. M 2,50

Lauss, H., Aus dem Zuchthause Verbrecher und Strafrechtspflege (= Kulturprobleme der Gegenwart. Bd 7.1 Brln. 241 S. M 2.50

Bölsche, W., Aus der Schneegrube Gedanken zur Naturforschung Dresden. 346 S. M 6.

Carpenter, Ed., Die Civilisation, ihre Ursachen u. ihre Heilung Übers v. De K. Federn Lpz. 306 S. M 3.

Ferguson, Ch., Lebensbejahung E Darstellung des Ursprungs und der Mission des amerikan. Geistes Aus dem Engl. von C. Matthias Lpz. M. 2,50.

Deewa, Prof A., Nietzsches Philosophie. Heidelb. 561 S. M. 10

Wernlek, Dr. G., Zur Psychologie des ästhetischen Genusses. Lpz. 148 S. M. 2,40

Caelyle, Thom., Vergangenheit und Gegenwart. In 4 Büchern. A. d. Engl. übers. a. Th. A. Fischer Lpz. 348 S. M 6

Oldecop, Dr. B., Von Gespenstergeschichten, ihrer Technik u. ihrer Literatur Lpz. 354 S. M. 5.

Oldenberg, H., Die Literatur des alten Indien Stuttg. 299 S. M 5.

Moerike, Eduard, Briefe. Ausgew. und hrsg. v. K. Fischer und N. Krauß (In 2 Bdn.) 1. Bd. (1816—40) Brln. 340 S. M 4

Barth, H., Das Geschmeide. Schmuck- und Edelsteinkunde. 1. Bd. Die Geschichte des Schmucks Lpz. 352 S. m. 1 Taf. u. 16 Bild. M 4

Paths-Wegner, Deutschlands Einigung u. Kaiser Wilhelm II. Lpz. 492 S. m. 12 Bild. M 3.

Lindner, Th., Weltgeschichte. Bd. 3. Stuttg. u. Berl., J. G. Cotta Nachf. 562 S. M 5.50.

Rawitz, Dr. B., Urgeschichte, Geschichte und Politik. Populär-naturwissensch. Betrachtungen Brln. 362 S. M. 8.

Ernst, J., Die Entwicklung des nationalen Gedankens in der Gegenwart (= Zeitfragen des christl. Volkslebens. Hrsg. v. E. Frhr. v. Ungern-Sternberg u. Th. Wahl. Heft 214.) Stuttg. 63 S. M 1.

Fahlbeck, Prof. P. E., Der Adel Schwedens (u. Finlands). E. demographische Studie. Jena. 362 S. M 7.

Gerlach, Ernst Ludw. v., Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken 1795 bis 1877. Hrsg. von J. v. Gerlach. Schwerin. 2 Bde. 543 u. 526 S. M. 17,50.

Meiche, Dr. A., Sagenbuch des Königr. Sachsen. Lpz. 1085 S. M. 12.

Passarge, L., Ein ostpreußisches Jugendleben. Erinnerungen u. Kulturbilder. Lpz. 235 S. M. 3.

Schulz, Dr. W., Zustände im heutigen Persien, wie sie das Reisebuch Ibrahim Begs enthüllt. A. d. Pers. übers. Lpz. 332 S. m. 1 Karte und 84 Illustr. M. 25.

Hengstenberg, E., Weltreisen. Brln. 246 S. m. 107 Abbild., 27 Taf. und 1 Karte. M. 10.

Hilfsbuch f. Forsttaxatore. Hrsg. vom balt. Forstverein. Riga, Deubner. 280 S.

Des Jägers Jagdbuch. Für Rußlands Jäger in Nah und Fern. Hrsg. von Baron G. Budberg-Magnushof und P. Haslinger. Riga, Deubner. 120 S.

Die Milch und ihre Bedeutung für Volkswirtschaft u. Volksgesundheit. Hamb. 522 S. M. 6.

Böhmer, Dr. C., Die Kraftfuttermittel, ihre Rohstoffe, Herstellung, Zusammensetzung, Verdaulichkeit und Verwendung m. bes. Berücksicht. der Verfälschungen u. der mikroskop. Untersuch. Praktisches Handbuch. Brln. 650 S. mit 194 Abbild. M. 15.

Dombrowski, E. Ritter v., Aus meinem Jäger- u. Trapperleben. Mit 8 Orig.-Bild. Wien. 188 S. M. 6.

Koch, D., Ludwig Richter. E. Künstler f. das deutsche Volk. Stuttg. 153 S. m. 108 Abbild. M. 3,80.

Schultze, P., Kulturarbeiten. III. Bd. Dörfer u. Kolonien. Hrsg. vom Kunstwart. München. 250 S. m. Abbild. M. 4.

Smolian, A., Stella del monte. Rothschimmernde Erinnerungsblätter aus dem Lebensherbste i. Romantikers. Lpz. M. 60.

Rosi, L., Die Duse. Übertr. v. M. Gagliardi. Brln. 235 S. m. 43 Abbild. M. 3.

**Druckfehlerberichtigung.**

S. 152 Z. 2 v. o. ſtatt mir lies wie
S. 272 Z. 6 v. o. „ Ordern lies Orden
S. 216 Z. 13 v. u. „ wahrhat lies wahrhaft
S. 277 Z. 18 v. u. „ bekommt's lies bekomm's

# Aus meinem Leben.

Erinnerungen

von

**Friedrich von Brackel †.**

## VII. Fortsetzung

Für ganz Riga war, trotz des Kalenderfrühlings, der eigentliche Schluß des langen, oft strengen Winters, der Eisgang der Düna, dessen Herannahen, trotz jährlichen Wiederkehrens, immer von Alt und Jung mit Spannung erwartet wurde. Und das war begreiflich, denn die Eisgänge verliefen nicht so ruhig wie jetzt, sondern brachten der Umgebung der Stadt fast immer Überschwemmung und Demolierung einzelner Wohnstätten auf den Holmern des Flusses und auf den angrenzenden Niederungen, bedrohte aber auch, wenn Eisstauungen eintraten, selbst die Sicherheit der von Wällen und Mauern umfriedigten eigentlichen Stadt. War doch in alten Zeiten mehrmals das Wasser beim Eisgange in die Stadt gedrungen und hatte selbst den Domesgang und das Innere der Domkirche überflutet; so war denn die Besorgnis der Rigenser, wenn schnell aufeinander folgende Kanonenschüsse das rapide Steigen des Wassers anzeigten, nicht unbegründet. Und doch ersehnte alles den Eisgang, denn die vom Eise befreite Düna ließ den Handel wieder sichtbar aufleben, während er im Winter ein mehr verborgenes Leben geführt hatte. Die ganze Handelswelt Rigas, vom Großkaufmann an, der für Millionen exportierte und importierte, bis herab zu den „Messern" und „Liggern", undeutschen Ämtern, die das Kornmessen und Flachsverladen zu besorgen hatten, den „Stauern", die das Stauen der Waren in den Schiffen überwachten, und den einfachen Schiffsarbeitern — erwartete daher

sehnend und hoffend den Eisgang. Wohl waren den Winter hindurch auf Schlitten aus den Ostseeprovinzen, Litauen und Rußland eine Masse von Waren, namentlich Flachs, Talg und bessere Getreidesorten angeführt, sortiert, verpackt und gespeichert worden, aber ein Verführen dieser Warenvorräte war damals nur zu Wasser möglich. An den Bau von Eisenbahnen, die selbst in Westeuropa noch recht spärlich vorkamen, wurde in den Ostseeprovinzen noch garnicht gedacht und selbst eine Chausseeverbindung Rigas mit dem Auslande, zur preußischen Grenze über Mitau und Tauroggen, war wohl in Angriff genommen, aber noch weit entfernt von der Vollendung. Die Eröffnung der Navigation für den Handel war daher noch wichtiger als jetzt. Da die Verbindung mit den Städten, die stromaufwärts lagen, eine sehr mangelhafte war, so erhielt Riga erst spät die Nachrichten über Veränderungen des Eisstandes bei Friedrichstadt, Jakobstadt oder gar bei Dünaburg. Mit Mitau war täglicher Verkehr, erst durch die Lacroixschen, dann auch durch die Schwoitzbochschen Diligencen, und durch sie kamen die ersten sicheren Nachrichten über die Eisverhältnisse der Aa und der Drixe, die wichtig waren, da nach langjähriger Erfahrung angenommen wurde, das Eis der kurischen Aa gehe acht Tage früher aus als das der Düna. Sobald die Anzeige ankam, das Eis der Aa habe sich in Bewegung gesetzt, wurde in Riga der Wasserstand am Pegel eifrig beobachtet, die Tore zur Düna hin wurden teilweise verrammelt und mit quergestellten mannshohen Schutzdämmen aus starken Bohlen und blauem Lehm versehen. Diese Dämme überstieg man mit Hilfe schräg gestellter, mit Querleisten beschlagener Planken. Die große Schleuse rechts vom Karlstore, die den Winterhafen vom Strome schied, wurde in geeigneter Weise gegen den möglichen Andrang des Eises und der Hochflut geschützt. Die Spannung der Bevölkerung stieg, denn noch immer war nicht eine äußere Veränderung des Eisstandes bei der Stadt zu erkennen; aus den Fischerlöchern sprudelte wohl das Wasser heftiger hervor, oder noch hatten sich die schmutzigen Fahrbahnen über das Eis nicht verschoben. Vornehm und Gering erwartete erregt den Eisgang, und diese Erregung offenbarte sich in einer Wettnahme, von der selbst ruhige Naturen ergriffen wurden. Alles wettete auf den Beginn des Eisganges, und als Beginn desselben galt für alle die Verschiedung der Wege. — Plötzlich knallt ein Kanonenschuß von der Mitauschen Vorstadt her — der Hauptweg auf dem Dünaeise, von der Stadt zur Sternstraße hin, hat sich verschoben, bald zeigen sich Spalten und

Löcher, gewaltig steigt das Wasser, krachend birst die Eisdecke und wird, anfangs in großen Feldern, langsam stromab geschoben. Aber immer gewaltigere Wassermassen erfüllen das Strombett, brechen die Eisfelder, treiben sie gegen Holmer und Sandbänke, türmen sie dort zu Bergen auf und, von diesen Eisdämmen zurückgestaut, überfluten die erdigen, gurgelnden Wogen unaufhaltsam alle Niederungen am Flusse bis nach Torensberg, Marienmühle, Klein-Paris und Hagensberg, — ein gewaltiger See von der Stadt an bis zu den die große Spilwe nach Nordwesten begrenzenden Sandbergen.

Sobald der Eisgang in vollem Gange war, machten die Rigenser von einer alten Gerechtsame Gebrauch, sie promenierten auf dem Walle rund um die Stadt herum in dichtgedrängten Scharen. Meine Eltern und wir Kinder übten auch in jedem Jahre dieses Eisgangsrecht aus. Von der Bastion des Großmamas Hause begannen wir den Umgang auf dem Walle, erst in Begleitung der Tanten und näherer Bekannten, eine große Gesellschaft bildend. Wir gingen zurück zur Karlspforte hin, vom hohen Wall auf die mit Eisschollen angefüllte Düna und über sie weg auf die weithin überschwemmten Niederungen schauend. Am Wall und auf mehreren Bastionen waren damals einige im Privatbesitze befindliche Gärten, so bei dem Dyrsenschen Hause, dann auf der Bastion vor dem Bubleschen Immobil, und auf der vor dem Palais, der Kreisschule, vor dem Pfadschen Hause, und endlich auf der hohen Bastion bei der Karlspforte, zu dem damaligen von Blankenhagenschen Hause, dem jetzigen Postgebäude gehörig. Zwischen der Schwimm- und Karlspforte erhob sich hart am Wall, über ihn weit hinaussehend, eine mächtige, mehrere Stockwerk hohe Windmühle, die einzige innerhalb der Stadt befindliche, außer ihr war noch in der Malerstraße eine der Krone gehörende Tretmühle. — Von der Bastion am Karlstore sah man in den Winterhafen mit der großen Schleuse zur Düna hin; der Kanal, der den Winterhafen mit dem Strome verband, war von einer breiten, aus zwei Klappen bestehenden Zugbrücke überbrückt. Jenseits des Winterhafens befand sich ein sehr großes, vorgeschobenes Werk, in dem sich das Schnapphot, „die Kake“ vom Volke genannt, und eine überlebensgroße, buntbemalte Holzstatue des heiligen Christoforos unter einem Holzdache befand. Das vorgeschobene Werk war zur Vorstadt hin von einem tiefen Graben umgeben, zu dem ein gewölbtes Tor und über den eine Holzbrücke führte. Eine ebensolche Brücke führte vom inneren Tore zum vorgeschobenen Werke.

Weiterhin nach Osten und Nordosten, bis zur Bastion gegenüber der Malerstraße, war der Wall kasemattiert und diente als Gefängnis für Arrestanten, die bei den Festungsarbeiten beschäftigt wurden. In langen Zügen zogen diese Sträflinge mit Kettengeklirr durch die Straßen, in graues Tuch gekleidet, auf dem Rücken der grauen Jacken war ein viereckiges Stück Tuch von schwarzer Farbe eingeheftet, die Arrestanten hatten schirmlose graue Tuchmützen und ihr Kopfhaar, wie auch der Bart war geschoren oder rasiert. Die Sträflinge boten selbstgefertigtes Kinderspielzeug — Wagen, Schlitten, Armbrüste, Schaufeln und Harken — zum Kauf an und meine Brüder und ich haben manche Ragge, manche Armbrust von den armen Sündern für wenig Geld erstanden. Mitten durch die Kasematten führte ein gewölbtes Tor zu einer Brücke über den Festungsgraben. Dieses Tor wurde das „Rosentor" genannt, hat aber diesen Namen durchaus nicht von der alten, berühmten freiherrlichen Familie derer v Rosen, sondern vielmehr davon, daß durch dieses Tor sich allnächtlich die langen Züge der Vereinigungswagen hinaus auf den „Griesenberg" bewegten, geführt größtenteils von preußischen Bauern, die im Solde des Rigaschen Scharfrichters standen, dem von Alters her das Recht und die Pflicht zu dieser Vereinigung Rigas zustanden. Diese „Kämmerchenführer", wie die Gesellschaft sie nannte, hießen beim Volke „die Christians", und galten für nicht „ehrlich" d. h. für ehrlos. Der Scharfrichter war ehrlich, nicht aber seine Henkersknechte, zu denen eben die „Christians" gerechnet wurden. Die Scharfrichterei gehörte einer Familie Stoff, das Haus befand sich am Ende der Brauerstraße und grenzte an die Kasernenstraße.

Über das gewölbte erste Sandtor hinweg führte dann die Wallpromenade vorbei bei dem v. Huyckelhovenschen, später Dr. Bornhauptschen Immobil und den großen Kasernen der Garnisonssoldaten, dann bei den Wallgärten des Wolffschen und des Cummingschen Hauses und längs der von Groteschen Besitzlichkeit zum Jakobstore, von dem eine Brücke zu einem vorliegenden Barwerke führte. Hier mündete der Stadt-Festungsgraben in den der Zitadelle, der durch eine Schleuse mit der Düna verbunden war. Bei der Jakobspforte endete für die meisten Rigenser die Wallpromenade während des Sloganges, denn nur einzelnen Familien, zu denen auch die unsere gehörte, war es, durch ihre intimen Beziehungen zu dem Kommandanten, gestattet, auch die Zitadellwälle zu betreten. Auch in der Zitadelle waren die meisten Bastionen in Gärten umgewandelt, deren Nutznießer der Kom-

mandant, der Chef der Festungsingenieure und der Platzmajor waren. Der größte dieser Bastionsgärten zur Stadt hin, gegenüber dem Schlosse, flankiert von der Düna, hatte ein mit der Front zur Düna hin belegenes, geräumiges Sommerhaus, das der jeweilige Kommandant während der warmen Jahreszeit mit seiner Familie bewohnte. Eine saalartige, verdeckte Veranda gewährte einen prachtvollen Ausblick auf den Strom und die Vororte Rigas am jenseitigen Ufer. Bei einer dieser Frühlingsbesuche der Zitadelle lernten wir auch den ersten in Riga erbohrten artesischen Brunnen kennen. Dieser Brunnen befand sich auf einem Vorwerk der Zitadelle.

Den Anfang des Sommers bis Alt-Johanni mußten wir Schulkinder in der Stadt bleiben, während meine Mutter mit den drei jüngsten Brüdern und der Wärterin Annchen schon in den ersten Tagen des Juni nach Kleistenhof zog. Kamen wir, Woldemar und ich, um 6 Uhr aus der Schule, so wurde, wenn schönes Wetter war, schnell Tee getrunken und dann mit Antonie und Papa ein längerer Spaziergang gemacht. Auf diesen Spaziergängen lernten meine Schwester und ich die livländische Geschichte kennen, aus der mein Vater, anknüpfend an die alten Bauwerke Rigas, uns lebendig und anziehend erzählte, wobei er nie unterließ anzuführen, daß sowohl unsere väterliche, wie unsere mütterliche Familie tätig teilgenommen hätten an dem geschichtlichen Werden Alt-Livlands und Rigas. Otto und Reinhold v. Brackel, Thomas und Gotthard v. Vegesack wurden uns lebendige Menschen, die ihren patriotischen Willen als Vertreter des Ordens und der Ritterschaft, als Vertreter des Rats und der Bürgerschaft Rigas, vor Papst, Kaiser und Reich, vor Polens und Schwedens Königen mannhaft kund getan hatten. — Oft wurden mit diesen Spaziergängen kurze Besuche bei Bekannten, die auf Höfchen auf dem Werdendamm oder jenseits der Düna den Sommer verlebten, verbunden. Auf einem solchen Besuche bei der Familie des Gouverneurs Faelckersahm wurden wir aufgefordert, den Krautabend, 22. Juni, ihre Gäste zu sein.

Am 22. Juni wurde die Schule geschlossen und wurden die großen Halbjahrszensuren erteilt. Gegen fünf Uhr führte uns dann Papa auf den Dünamarkt. Schon unterwegs begegneten uns lettische Bauerweiber in blauen Tuchmiedern und kurzen buntgestreiften Röcken, mit Pasteln (Bundschuhen) an den Füßen und großen Eichenlaubkränzen auf dem Kopfe, etwas angeheitert, mit lauter Stimme ihr Johannislied: „Līgo Jahnit, Pappa Jahnit,

hhgo, hhgo“ — singend. Aber wie lieblich verändert fanden wir das Aue hen des sonst schmutzigen und übelriechenden Marktplatzes außerhalb der Schaalpforte. Gleich von der Pforte an waren die Standplätze der feineren Gärtner, die in langer Reihe bis fast zur Sünderpforte die schönsten Blumen, in Töpfen, Bouquetten, Kränzen und Guirlanden und verschiedene Früchte, so namentlich Erdbeeren in Töpfen und Kirschbäumchen mit reifen Früchten in Kübeln feilboten. Längs dem Bollwerk des Stromes waren von der Neupforte bis jenseits der Floßbrücke dichtgedrängt die Kräuterfrauen postiert, die alle möglichen wohlriechenden Kräuter, Kamillen, Lippstock, Krausemünze, Zitronenmelisse ꝛc. in großen Haufen vor sich liegen hatten. Dazwischen saßen die Verkäuferinnen von Feld-, Wald- und Wiesenblumen, von Vergißmeinnichtkränzen und Nachtvaleusträußen — wohin man sah schimmerten Grün, Rot und Blau; dann gab es weiter Verkaufsstellen von Hauskronen aus Grünwerk und von niedlichen, aus Binsenmark angefertigten Körbchen und Helmen und ganze Wageuladungen von Eichenlaubkränzen. Um alle diese Blumen- und Kräuterschaustellungen drängte sich eine fröhliche, kränzegeschmückte, oft in lauten Jubel und Gesang ausbrechende Menge, die fast nur aus Deutschen und Letten und den fremdländischen Matrosen der im Strom ankernden Handelsschiffe bestand. Die Schiffe lagen alle, der Länge nach, längs dem Bollwerk und den beiden Seiten der Floßbrücke vor Anker, waren zugänglich auf Balken- und Bretterstegen und waren die Sammelpunkte der guten Gesellschaft. Auf vielen Schiffen waren Musikkorps, die abwechselnd fröhliche Weisen, zumeist Tänze, erschallen ließen. Das Wendische Schiff, ein Lübecker Segelschiff, das auch Reisende nach und von Lübeck beförderte, lag gleich am Bollwerk an der Floßbrücke; als wir es bestiegen fanden wir die Foelkersahms schon vor. Auf dem Schiffe war eine Militärmusikkapelle postiert, während die Gesellschaft sich auf dem mit Kränzen und Guirlanden geschmückten Hinterdeck am Steuer aufhielt und mit Chokolade und Eis bewirtet wurde. Auf der Brücke, die für ein Paar Stunden für Fahrzeuge abgesperrt war, drängten sich so gewaltige Volksmassen, daß die „Klappen“ der Brücke zu sinken begannen und ein Paar Zoll hoch überflutet wurden.

Der Strom bot ein buntes, heiteres Bild, die zahlreichen Kauffahrteischiffe, alles Segelschiffe, hatten in reicher Menge Flaggen und Wimpel gehißt und zwischen den Schiffen fuhren unzählige guirlandengeschmückte Ruderboote, mit fröhlichen, festlich gekleideten

Gesellen umher, aus welchen oft hübsche Gesänge erschallten. — Um acht Uhr Abends verabschiedete sich mein Vater mit uns von den liebenswürdigen Wirten, denn den Tag darauf sollte es früh nach Kleistenhof gehen, und so haben wir denn damals das bei anbrechender Dämmerung übliche Schwärmerwesen aus den Booten im Strome nicht angesehen. Wir waren aber auch mit dem uns Gebotenen überaus zufrieden und das Bild eben dieses „Krautabends" hat sich unsrem Gedächtnisse tief eingeprägt.

In dem damaligen Riga war das öffentliche Fuhrwesen nicht sehr entwickelt, weil die meisten Familien der zahlreichen Kaufmannschaft, der Rat und die höheren Krons- und Landesbeamten, selbst Equipagen hielten, denn Pferde, Heu und Hafer waren nicht teuer und der Lohn der Kutscher nicht hoch. Ein großes russisches Pferd aus den Gestüten der inneren Gouvernements konnte man für 150 R. S. erstehen. Bei den Privatequipagen sah man ausschließlich russischen „Chamraut"-Anspann und russisch gekleidete Kutscher; nur der Rat fuhr mit deutschem Geschirr und seine Kutscher hatten deutsche Livree, die minder wohlhabenden Familien brauchten zu den Visitenfahrten und zu Ausfahrten aufs Land von Fuhrmannswirten des deutschen Fuhrmannsamtes gemietete Equipagen, die zu Stadtfahrten russisch, zu Landfahrten deutsch, mit Sielen bespannt waren. Jede Familie hatte ihren stehenden Fuhrherren, wir Herrn Fuhrmann Töpfer, die Kleins Fuhrmann Philipp. Zu den Stadtfahrten stellten die Fuhrmannswirte vierssitzige Wagen, später auch „Glaskaleschen", zu den Landfahrten, die von größeren Gesellschaften gemeinschaftlich unternommen wurden, „Stuhlwagen", ohne Federn, mit 4—5 in Lederriemen hängenden Sitzbanken; diese Wagen wurden von Pferden langgespannt gezogen, die vom Sattel von dem Kutscher gelenkt wurden. In der Stadt fuhren die Lohnequipagen ohne, aufs Land hinaus stets mit Glocken. Kleinere Gesellschaften machten die Landfahrten in Kaleschen, in C-federn hangend und mit lederuem Ober- und Seitenverdeck, oder auch in viersitzigen „offenen Strauchwagen", ohne Federn. — Zum täglichen Verkehr dienten die Nummerwagen des Fuhrmannsamtes, entweder federlose zweisitzige „Korbwagen" oder zweisitzige, in C-federn hangende „Chaisen", beide Arten zweispännig und ohne Verdeck. Städtische „Fuhrmannsstände" gab es, soviel mir erinnerlich, nur zwei: auf dem Dünamarkt und auf den Bastionsplatz zwischen der ersten und zweiten Sandpfortenbrücke. Der dritte mir bekannte „Fuhrmannsstandplatz" war jenseit der Düna auf der Kobernschanze, links von

der Elephantenbrücke, und von „undeutschen“ Fuhrleuten, die nicht zum Amte gehörten, den sogenannten „Kosefuhrleuten“ oder auch „Kojeliner“ genannt, besetzt. Das Geschirr war deutsches Sielengeschirr, die Leinen waren einfache Hanfstricke und die Fuhrleute waren in Kragenmäntel gekleidet, mit Mützen auf dem Kopfe, und dem Nummerschilde hinter dem Kragen, mit einer Schnur um den Nacken befestigt. Im Winter fuhren die Standfuhrleute mit dreien, vierspännigen, mit zwei Pferden bespannten Schlitten, die hinten gewöhnlich ein Trittbrett hatten. Einspännige Fuhrmannsfahrzeuge gab es damals nicht.

## VIII.

Die kurzen Sommerferien verbrachten wir in Kleistenhof, freundlich aufgenommen von der lieben Großmama, häufig zusammen mit unsern älteren Freunden Heinrich und Emil Klein. Wie sich das Leben in Kleistenhof gestaltete, werde ich später erzählen, denn jetzt, als Junge von 9 Jahren, war mein Anteil an demselben noch ein sehr passiver. — Anfang August begann auch unsre Schule wieder, und damals lernte ich gleich in den ersten Schultagen den Begründer und ersten Direktor des Instituts, den aus Deutschland heimgekehrten Dr. Bornhaupt, einen Mann von 34 Jahren, von mittlerem Wuchse, dunkelhaarig, mit klugem Gesicht, aus dem dunkle Augen freundlich herausschauten, endlich kennen. Da aber Dr. Bornhaupt in der Tertia wenig Stunden gab, wurde ich nicht näher mit ihm bekannt. Dr. Bornhaupt gab Naturgeschichtsstunden in anregender, der Schüler Phantasie belebender Weise, er faßte die Natur ästhetisch auf und das Erhabene und Schöne derselben brachte er zu lebendiger Anschauung. Eine Mineralien-, Schmetterlings- und Käfersammlung, sowie sehr gute botanische Abbildungen und ein zoologischer Atlas machten den Unterricht den Schülern anschaulich. — Am 23. Dezember, und wenn dieser Tag auf einen Sonntag fiel, am 22., wurde die Schule mit einem feierlichen Aktus geschlossen, zu dem die Angehörigen der Schüler schon einige Tage vorher eingeladen wurden. Lehrer und Schüler versammelten sich um 9 Uhr, und sobald die Mehrzahl der eingeladenen Mütter, Tanten und Schwestern erschienen waren, — die Väter und Onkel kamen gewöhnlich erst zwischen 12 und 1 Uhr — begann die Feier mit Choralgesang und Gebet, gesprochen von Buchholtz. Dann verteilten sich die Schüler in die einzelnen Klassenräume und das Examen begann,

wobei die Lehrer dafür sorgten, daß es stets einen günstigen Verlauf nahm, es wurden eben nur die besten Schüler aufgerufen. Das Examen in jedem Lehrfache dauerte etwa eine halbe Stunde. Um 12½ Uhr, wenn sich die Väter und Onkel eingefunden, trat eine Frühstückspause ein, die oft über eine Stunde dauerte. Die Angehörigen der Schüler und die Oberlehrer nahmen in den Privatrüumen des Dr. Bornhaupt ein copioses Frühstück ein; die Schüler wurden in den Schulräumen mit Bouillon und Piroggen und mit belegten Butterbroten aufgenommen und erhielten zum Schluß jeder einen Butterteigkuchen zu einem Ferding = 1½ Kop. Nach beendetem Frühstück versammelten sich alle Eingeladenen, Lehrer und Schüler, in dem geräumigsten Klassensaale zur Schlußfeier. Dr. Bornhaupt hielt eine längere Festrede, verteilte die Zensuren, machte die Versetzungen aus einer Klasse in die andre bekannt und harangnierte schließlich die Abiturienten der Prima, die ins Gymnasium übergeführt werden sollten. Die Aufführung einer Kantate, gedichtet vom Oberpastor Gustav Daniel v. Bergmann, komponiert von W. Bergner, machte gewöhnlich den Schluß der Feier.

Solche Aufführungen wurden von den Eltern mit besonderem Dank in diesem Jahre aufgenommen, da daselbe wenig an öffentlichen Vergnügungen und Schaustellungen geboten hatte, denn das Rigaer Publikum hatte seit dem vorigen Jahre eines stehenden Theaters entbehren müssen. Das Publikum empfand diesen Mangel sehr und konnte in den nicht zu häufigen Konzerten, ja selbst in dem im Sommer 1836 auf Anregung des Herrn Schwedersky, Generalagenten der neuen St. Petersburger Versicherungsgesellschaft und des Musikdirektors H. Doin abgehaltenen großen Musikfest, zu dem sich viele auswärtige Künstler eingefunden hatten, den Ersatz nicht finden für den altgewohnten, liedgewordenen Besuch des kleinen Thaliatempels in der städtischen großen Königsstraße. Als daher einige Theater- und Kunstfreunde, zu denen mein Vater in erster Reihe gehörte, vorbereitende Schritte taten, um das Theater neu ins Leben zu rufen, gesichert durch eine jährliche Subvention, fanden sie im Publikum freudige Zustimmung, und gegen Ende des Jahres konnte der provisorische Komitee mit verschiedenen Theaterunternehmern auf Gründung des neuen Theaters in Riga sich beziehende Verhandlungen beginnen — In dieser theaterlosen Zeit Rigas, die bis Ende August 1837 währte, wurden in den künstlerisch angeregten Familienkreisen häufig Dramen mit verteilten Rollen gelesen. Solche Vorlesungen wurden sehr oft bei

meinen Eltern abgeholten, und einer derselben aus dem Herbste 1836 erinnere ich mich besonders.

In den dreißiger Jahren lebte in Libau ein junger Kaufmann Herr Ludolf Schley, der, dichterisch begabt, ein kleines Bändchen Originalgedichte und mehrere sehr gelungene Übersetzungen schwedischer Dichtungen, so namentlich eine solche der „Frithjofssage“ und „Schwedenbraut“ von Tegner herausgegeben hatte. Mein Vater hatte diese Schöpfungen Schleys in den Zeitungen in anerkennender Weise besprochen, hatte infolgedessen einen schwungvollen Dankbrief von dem Dichter erhalten und war von da an mit demselben in brieflichem Verkehr geblieben. Im Oktober sollte Schley seiner kaufmännischen Geschäfte wegen nach Riga kommen und sich dort einige Zeit aufhalten. Sein Dichtertalent wurde im Bekanntenkreise meiner Eltern allgemein geschätzt, und mit Spannung sah man seiner Ankunft entgegen. Besonders freudig erwartete ihn der Lesekreis, da der Dichter, nach Nachrichten aus Kurland, auch ein ausgezeichneter Vorleser sein sollte, die Seele eines ästhetisch angeregten Kreises in Libau, in dem die dramatischen Meisterwerke unsrer Klassiker mit verteilten Rollen eifrig gelesen wurden, wobei Schley stets die Helden- und Liebhaberrollen las. Es wurde also mein Vater beauftragt, den Dichter bei seiner Ankunft sofort zu bitten, dem Lesekreise mitwirkend einen Abend zu schenken, über das vorzulesende Drama aber selbst zu bestimmen. Den Tag nach seiner Ankunft besuchte der Dichter meine Eltern und nahm die Einladung meines Vaters zu dem Lesekreise freundlich an, sprach den Wunsch aus, daß „Tasso“ von Goethe gelesen werde und er die Titelrolle übernehmen dürfe. Freudige, aber auch etwas ängstliche Erregung und Spannung bei den werblichen Mitgliedern des Lesekreises. Um 6 Uhr abends hatte sich der Lesezirkel, aus aktiven und passiven Mitgliedern bestehend, bei meinen Eltern versammelt, aktiv waren diesmal: Frl. Clementine Kurtzwig — Prinzessin; Frau Lucile v. Petersen — Eleonore Sanvitali, Herr W. v. Petersen — Herzog, mein Vater — Antonio, den Tasso aber sollte der Dichter aus Libau lesen. Mein Vater teilte den Versammelten mit, Herr Schley könne leider erst nach $^1/_2 7$ erscheinen, da er auf die Loderschen Fabrik jenseit der Düna zum Diner eingeladen sei. Endlich, um $^3/_4 7$, ertönt die Entreeklingel und der Ersehnte erscheint in tadellosem damaligem Modeanzuge: blauer Frack mit goldenen Knöpfen, gelber Weste, hoher Halsbinde mit steifen, spitzen „Vatermördern“ (Halskragen) und grauen Hosen, — aber leider mit dem Schnupftuche vor dem

Munde. Der Arme war beim Übersetzen über die Düna durch die Plumpheit eines der Bootführer mit dem Ruder hart getroffen worden, so daß Nase und Lippen ihm arg geschwollen waren. Trotzdem las er den Tasso, aber, hinter dem Schnupftuch hervor, mit geschwollenem Gesicht, natürlich überaus schlecht. Aber sein Mißgeschick war ihm von Nutzen, denn dasselbe wurde von allen Mitwirkenden des Lesezirkels als einzige Ursache seines schlechten Lesens angesehen; er wurde von Damen und Herren sehr bedauert, und sein aus Kurland verkündeter Ruhm als Vorleser blieb unerschüttert.

Der Bekanntenkreis meiner Eltern war sehr groß, so wurden sie daher oft zu Soireen eingeladen, aber, abgesehen von den verwandten Häusern, blieben wir Kinder diesen Zusammenkünften fern, die damals übrigens schon früh begannen und schon vor 11 Uhr endeten. Aber zwei Familien luden uns Kinder stets mit ein: die Hays und die v. Folkersahms. – Ende des vorigen Jahrhunderts waren mehrere junge Engländer aus guten Familien als Kaufleute nach Riga gekommen, hatten bedeutende Handlungshäuser gegründet, sich mit baltischen Damen verheiratet, und waren, obgleich sie englische Untertanen blieben, allmählich den eingeborenen Rigensern fast gleich geworden. Die zweite Generation sprach deutsch ohne englischen Akzent, und nur wenn die Familie unter sich war, wurde englisch gesprochen, sonst aber unser unverfälschtes rigisches Deutsch. Solche Familien waren: die Pearson of Balmodies, die in der zweiten Generation schon so sehr germanisiert war, daß nur noch einzelne Glieder derselben englisch sprachen, dann die Reunys, Milns, Mitchels, Cummings, Balfours und Hays. Diese beiden letztgenannten Familien gehörten zur Gentry Schottlands, und der noch Riga eingewanderte Herr Hay war der jüngere Sohn eines Lord Hay. Die einzige Tochter dieses eingewanderten Hay war mit einem estländischen Edelmann v. Boronoff verheiratet und von deren vier Brüdern waren zwei Kaufleute, der älteste William und der zweite John, langjähriger Chef der Firma Garry, Courtes, Hay & Ko. in Riga, der dritte Bruder, Robert, war englischer Konsul in Riga, der vierte aber, James, Militär in englisch hannoverschen Diensten. Von diesen vier Brüdern Hay war nur der älteste, William, mit einer Miß King, einer in Riga von einer deutschen Mutter geborenen Engländerin verheiratet. Er hatte erst ein selbständiges Handelsgeschäft geleitet, das in den 20er Jahren liquidierte. Hay war von da an bis zu Ende der 40er Jahre einer der ersten und beliebtesten Makler und als solcher

auch bei der Reichskommerzbank angestellt. Er war ein großer, schlanker Mann, mit markierten Zügen und scharfblickenden, klugen, dabei aber freundlichen Augen. Er trug sich englisch, namentlich trug er stets Schuhe und geknöpfte Tuchgamaschen, was bei den Rigensern nicht üblich war. Als Bankmakler war Hay ein Kollege meines Vaters, aber der intime Umgang beider Familien entsprang nicht diesem Verhältnis, sondern der Bekanntschaft beider Frauen vor deren Verheiratung. Madame Carline Hay, eine kleine, feingebaute Frau, war nicht hübsch, hatte aber sympathische Züge, und ihre freundlichen blauen Augen sprachen von lebensvoller Herzensgüte und liebevoller Teilnahme für alle ihr nähertretenden Menschen. Und ihre Augen sprachen wahr, denn ihr ganzes Leben ging auf in Betätigung aufopfernder Liebe nicht allein für ihre Mutter, ihren Mann und ihre Kinder, sondern auch für Verwandte und Bekannte. Dieser Geist des Wohlwollens beseelte die ganze Familie und wirkte wohltuend und veredelnd auf alle, die von ihr geistlich aufgenommen wurden. Den Familienkreis bildeten, außer den Eheleuten Hay, die Mutter der Madame Hay und die sechs Kinder der Hays, zwei Söhne und vier Töchter. Dann wurde auch die langjährige Wirtschafterin des Hauses, Frl. Luise Zobel, zur Familie gerechnet. Diese Familie lebte in der ungetrübtesten Harmonie miteinander, die Kinder waren voll Ehrfurcht gegen Großmutter und Eltern und diese wieder von einer herzlichen Freundlichkeit gegen die Kinder. Nie hörte man Scheltworte, und von allen wurde das rechte Maß feinen und gesitteten Benehmens eingehalten. Die Tageseinteilung war englisch, die Lebensführung bürgerlich, aber trug den Stempel wohlhabender Behäbigkeit. Die Einrichtung war nicht elegant, aber solid, die Möbel Mahagoni, das Tischzeug blümisch, das Silber gediegen und schwer. Die Wände der Aufenthaltszimmer waren mit Ölgemälden und prachtvollen englischen Kupferstichen geschmückt, die größtenteils Szenen aus den Shakespeareschen Dramen darstellten. Die Hays wohnten viele Jahre im Sprengertschen Hause in der kl. Sandstraße. — Die ganze Familie war künstlerisch angelegt, wenn auch nicht alle Mitglieder praktisch eine Kunst ausübten, so hatten sie doch alle Verständnis und Liebe für zwei Künste, Malerei und Musik. Die Hays zeichneten alle, ja der älteste Sohn Edward gab den Handelsberuf auf und widmete sich ganz der Malerei. Er studierte und malte eifrig in Düsseldorf, schickte den Eltern hübsche Genrebilder und ging endlich nach Rom. Dort erlag er, noch nicht 30 Jahre alt, der galoppierenden Schwindsucht. Die vier Töchter waren

gut musikalisch geschult, spielten mit Fertigkeit das Klavier und sangen auch. Die Unterhaltung im Hayschen Kreise hatte daher vorzugsweise die genannten Künste zum Gegenstande, dann aber auch die alte und neue englische Literatur, deren genauer Kenner Herr William Hay war und die mein Vater, freilich nur aus deutschen Übersetzungen, auch gut kannte. — Diese liebenswürdige Familie wurde von schwerem Herzeleid betroffen, denn in wenigen Jahren starben drei der trefflichen Kinder an der Schwindsucht. Zuerst, wie ich schon erzählte, der älteste Sohn Edward, ein tüchtiger Genre- und Porträtmaler, in Italien. Er liegt in Genua begraben. Der zweite Sohn William, ein genauer Freund unsrer lieben Jugendfreunde Heinrich und Emil Klein, absolvierte 1839 cum laude das Gymnasium und bezog die Universität Dorpat, wo er sich dem Studium der Medizin widmete. Nach ein paar Jahren wurde er lungenkrank und wurde auf dringendes Anraten der Ärzte in den Süden geschickt. Er ging nach Malta, studierte dort fleißig weiter, fand aber in dem milden Inselklima nicht die erhoffte Genesung. Schon nach $1\frac{1}{2}$ Jahren kehrte er, todkrank, in die Heimat zurück, nach einigen Wochen war er eine Leiche. Drei Jahre darnach ging die älteste Tochter, die liebenswürdige, talentvolle Carline, an derselben fruchtbaren Krankheit nach kurzem Siechtum auch zugrunde. Von den sechs Kindern waren nun nur drei Töchter noch, scheinbar alle gesund, aber die jüngste der Schwestern, die sanfte, fromme Charlot, trug den Keim der Schwindsucht in sich, und nach längerem Kränkeln schlaand sie allmählich dahin und sank, noch jung, in ein frühes Grab. — Herr W. Hay, der schon bald nach dem Tode seiner ältesten Tochter seinen Abschied als Bankmakler genommen und sich überhaupt von allen Geschäften zurückgezogen hatte, überlebte sein letztgestorbenes Kind nicht lange, Madame Hay aber wurde sehr alt, weit über 90 Jahre und lebte in friedlicher Eintracht mit ihren sie überlebenden Töchtern, von denen die ältere, Mary, sich nach im späten Alter verheiratet hatte.

Mit gleicher Güte und Freundlichkeit wie von der Familie Hay wurden wir, Eltern und Kinder, auch von dem v. Foelckersahmschen Ehepaar und dessen Kindern und Hausgenossen durch eine lange Reihe von Jahren aufgenommen und behandelt. In dieser sich gleichbleibenden Güte gegen unsre Eltern und Kinder glichen sich die beiden genannten Familien, in allem andern waren sie aber grundverschieden. Die Hays gehörten dem gebildeten Bürgerstande an, die Foelckersahms dem ältesten, vornehmsten Adel

der Ostseeprovinzen und das Haupt der Familie war der zweithöchste Staatsbeamte Livlands. Der Ton in der Familie Hay war stets maßvoll, aber ungezwungen, der der Familie Foelckersahm fein, aber etwas formell. Bei den Hays herrschte das „Du", bei den Foelckersahms das „Sie", so daß selbst die beiden alten Eheleute sich „Sie" nannten. Gemüt und Phantasie gaben den Gesprächen bei den Hays den Inhalt, verstandesschärfe und gedankenreich war dagegen die Konversation im Foelckersahmschen Kreise. Die Foelckersahms hatten wohl volles Verständnis für alles, was dem Herzen und Gemüt entsprugt, für Poesie und Kunst, — das logische Denken stand ihnen aber am höchsten. — Wir Kinder gingen gern zu den Foelckersahms und waren sehr erfreut, wenn wir zum Abend von ihnen eingeladen waren, denn die Behandlung war freundlich, die Bewirtung opulent, und an den Großfahnen des alten Gouverneurs Foelckersahm, den Wendens, fanden wir die liebenswürdigsten Spielgenossen, die, lebhaften Geistes, stets zur Ausführung lustiger, oft auch dummer, nie aber schlechter Streiche aufgelegt waren. Namentlich der ältere Wendens, Nikolai, der bei den Großeltern in Riga erzogen wurde und bis zu seinem 15. Jahre dort blieb, war uns besonders aus Herz gewachsen, sein jüngerer Bruder, Woldemar, der auch ein Jahr in Riga Unterricht genoß, war ernst von Natur und blieb uns fremder. Platz genug hatten wir Knaben zum Spielen und Tollen in den hohen und großen Räumen des „Gouverneurshauses", in der gr. Sünderstraße belegen, dort, wo sich jetzt das Haus der Weinhandlung von Schaar & Caviezel befindet. Das Haus bestand aus zwei Stockwerken, mit der Paradefront zur Sünderstraße, mit der Hintenfront zur Schmiedestraße hin. Von der gr. Sünderstraße führte eine torartige Haustür in ein Vorhaus, das sehr breit und tief war und an dessen linker Wand die Paradetreppe hinaufführte, die auf halber Höhe einen Absatz hatte, von dem die Treppe rechtwinklig zu ihrem unteren Teile zum Vorflur der Beletage führte. Dem Aufstieg der Treppe grade gegenüber befand sich die große, doppelte Flügeltür der Entree, diese war fensterlos und, da die beiden Zugänge zu ihr, rechts zum Saale, links zum Speisezimmer, stets geschlossen waren, dunkel, sie wurde daher auch am Tage durch zwei Lampen erhellt. In der Entree standen immer zwei Gensdarmen in voller Uniform, himmelblau mit roten Achselschnüren und Epauletten, mit an weißledernem Gehänk hängendem Schleppsäbel und klirrenden Sporen an den Stiefeln. Durch die Tür links trat man ins Speisezimmer, das groß, aber etwas

düster war, da es nur zwei Fenster zum Hofe hin hatte, von denen das eine durch eine vorgestellte Epheulaube verdunkelt war, in der ein großer Papageienkäfig aus Messing auf einem Tische stand, neben ihm eine Kletterstange mit Futternapf, auf der am Tage ein großer, alter, grauer Papagei sein Wesen trieb. Am Fenster hingen noch zwei verdunkelte Vogelbauer, in denen Nachtigallen ihr trauriges Gefangenenleben führten. Die Vögel wurden sorgfältig gepflegt und begannen schon im März zu schlagen, zur großen Freude der Frau Gouverneurin, aber nicht zu der ihres Mannes, ihrer Kinder und ihrer Gäste, denn der Gesang war überlaut und wurde in dem hallenden Raume auf die Dauer unerträglich.

Wie in allen Räumen des Gouverneursquartiers war auch die Möblierung des Speisezimmers nicht einheitlich, sondern bunt zusammengewürfelt. In einer Ecke prangte eine englische Standuhr in gothischem Stil, das große Mahagonibuffet repräsentierte den Stil des ersten Kaiserreichs, und Eßtisch und Eßstühle, teils Mahagoni, teils Eschen, waren ganz stillos. Aus dem Speisezimmer ging man durch eine Flügeltür in den Empfangssalon, zwei Türen an der Längswand führten, die erste in ein langes Zimmer mit einem Fenster zur Sünderstraße hin, das an den großen Saal stieß, die zweite in das Schreibzimmer des Gouverneurs, das sein mäßiges Licht durch Fenster aus dem Nachbarhofe erhielt. Hinter dem Empfangssalon befanden sich noch mehrere Schlafzimmer, eins für das alte Ehepaar und zwei für Gäste, die der Familie angehörten, für Frau v. Walujew, geb. v. d. Brincken, eine Tochter der Gouverneurin aus ihrer ersten Ehe, die aber eine so frappante Ähnlichkeit mit ihrem Stiefvater hatte, daß wir Kinder garnicht glauben wollten, sie sei nicht des alten Gouverneurs Foelckersahm leibliche Tochter — und für die Generalin v. Mengden, die älteste, leibliche Tochter des alten Gouverneurs und seiner Gemahlin Gottliebe, verw. v. d. Brincken, geb. v. Voigt. Beide Schwestern waren sehr schön, beide hatten echt Foelckersahmsche Züge und waren doch sehr verschieden. Frau v. Walujew war groß und schlank, war immer schwarz gekleidet, mit einem weißen Stuartkragen, und da sie eine schwarze Schnubbenhaube trug, hatte sie in ihrer Erscheinung was Nonnenhaftes. Meine Mutter nannte sie daher sehr treffend „die Äbtissin". Sie verbrachte mehrere Winter mit ihrer Tochter und ihrer Pflegetochter, einer Baronesse Vietinghoff aus Kurland, in Riga, im Sommer lebte sie auf ihren Gütern in Rußland. Frau v. Walujew war schon seit vielen Jahren verwitwet und hatte seit dem Tode ihres Mannes, dem

zuliebe sie bald nach ihrer Verheiratung zur griechischen Kirche übergetreten war, still und zurückgezogen nur der Erziehung ihrer Kinder, zweier Söhne und einer Tochter, gelebt. Der nachherige Minister Graf Pierre Woluiew war ihr ältester Sohn, der zweite Sohn, Robion, wurde Rodolphe genannt, beide waren Mitte der 30er Jahre in Begleitung ihres Hofmeisters auf Reisen durch West-Europa. — Frau v. Walujew war in ihrem Wesen verbindlich, so selbst freundlich, aber dabei abgemessen und reserviert. Sie war eine vornehme Frau. Die Generalin v Mengden, die älteste leibliche Tochter des Gouverneurs v. Foelckersahm, war mehr als mittelgroß und hatte ein schönes Gesicht mit leuchtenden blauen Augen von lebhaftem und dabei überaus lieblichem Ausdruck, der ihr treu blieb, selbst als sie schon über 50 Jahre alt geworden war. Sie war in ihrer Jugend, im zweiten Dezennium dieses Jahrhunderts, eine in Kurland und Riga gefeierte Schönheit gewesen, und zu ihren Verehrern gehörte auch ein Obrist, bald darauf General Fonmengin, ein Russe, der im Gouvernement Kostroma begütert war. Dieser Fonmengin entpuppte sich als direkter Nachkomme eines vor bald 300 Jahren, zur Zeit Iwan des Schrecklichen, aus Livland nach Rußland fortgeschleppten Herrn v. Mengden, der griechisch geworden war, eine vornehme Russin geheiratet hatte und dessen Familiennome in Fonmengin verstümmelt worden, dem aber sein altes v. Mengdensches Familienwappen geblieben war. Nachdem General Fonmengin seine direkte Abstammung von dem genannten v. Mengden vollkommen erwiesen hatte und er in die Verzeichnisse des livländischen Adels wo gehörig eingetragen war, nannte er sich fortan mit Erlaubnis des Kaisers v. Mengden. Der General war ein kleiner Mann, — er hatte so kleine Füße, daß er die Ballschuhe seiner schönen Frau als Pantoffeln brauchte, — hatte ein rundes, freundliches Gesicht und ein sehr einnehmendes Wesen. Wir Kinder mochten den freundlichen Mann und wurden schnell zutraulich, nur verstanden wir nicht immer seine scherzhaften Reden, denn er sprach nur gebrochen deutsch, wohl aber vortrefflich französisch und seine Muttersprache, die wieder uns durchaus nicht geläufig waren — Die schöne Generalin Mengden war aber nicht allein lieblich und lebensfroh, sondern auch klug und tatkräftig. Als ihr Mann den Militärdienst verließ und auf seine Güter im Kostromaschen Gouvernement ging, fand Frau v. Mengden auf den Höfen eine nach hunderten zählende Menge von hungernden „Hofsleuten", Leibeigenen, die zum Hofe angeschrieben waren und keinen Anteil

an dem Bauergemeindelande der in den Dörfern von alters her angesiedelten Leibeigenen hatten. Sie mußten vom Grundherrn ernährt und gekleidet werden und führten ein Leben von Tagedieben, zur Last ihres Besitzers. Diese brach liegende Arbeitskraft nutzbringend zu verwenden beschloß bald die tätige und kluge Frau. Sie gründete auf ihrer Besitzung eine Leinwandfabrik, deren Werkmeister Ausländer, Belgier und Deutsche waren, deren Arbeiter aus den männlichen und weiblichen Hofsleuten rekrutiert wurden. Die Fabrik florierte bald, und ihre Produkte, namentlich schönes Tischzeug, fanden in Moskau, Petersburg und Riga guten Absatz. Frau v. Mengden hat dieses Unternehmen stets allein, ohne Hilfe ihres Mannes geleitet und war die Neubegründerin des Wohlstandes ihrer Familie. In Riga hielt sie bei einem der Kaufleute ein Lager ihrer Fabrikprodukte, Ende der 40er und in den 50er Jahren bei Friedrich Deeters und Ko., — und wohl um mit diesen Kommissionären abzurechnen, kam sie fast in jedem Jahr nach Riga, begleitet von ihrer Tochter Maschinka, die mit mir gleichaltrig war. Den ältesten Sohn, Alexander, lernten wir erst Ende der 30er Jahre kennen, als er in Dorpat studierte und gewöhnlich die Weihnachtsferien bei seinen Großeltern in Riga verbrachte. Die jüngste Tochter der Foelkersahms, Lilly, war mit dem Baron Theodor v. Haaen verheiratet, aber nicht glücklich, obgleich Haven ein geistreicher und auch ganz liebenswürdiger Mann war. Die Ehe blieb kinderlos, und Frau v. Haven kehrte gegen Ende der 30er Jahre ganz in das Haus ihrer Eltern zurück, ohne jedoch von ihrem Manne förmlich geschieden zu sein. Sie war nicht groß, zierlich gewachsen, aber lange nicht so wohl aussehend wie ihre beiden älteren Schwestern. Sie sah immer leidend aus und ihr ganzes Wesen war wie von stillem, tiefem Gram niedergedrückt. Als sie wieder dauernd ihrem väterlichen Hause angehörte, nahm sie sich tätig der inneren Wirtschaft an, brachte Ordnung hinein und steuerte, so viel sie konnte, der verschwenderischen Art und Weise der Lebensführung im v. Foelkersahmschen Hause. Ihre Mutter, die alte Gouvernerin, hatte sich eben nicht um die Wirtschaft bekümmert, sondern überließ alles den Leuten, und da sie und der alte Herr Gastfreundschaft im großen Stile liebten und übten, ging viel auf, so daß die reichen Einnahmen zur Bestreitung der enormen Haushaltungskosten nicht ausreichten. Die Gastfreundschaft der alten Foelkersahms war wahrhaft unbegrenzt und wurde durch das ganze Jahr hindurch von ihren verheirateten Kindern und deren Familien, von Verwandten und Bekannten

aus Kurland und Livland gründlich ausgenutzt. Das Haus war fast das ganze ausgeschlagene Jahr durch voll und die Bewirtung immer opulent. Seine Söhne, bis auf den ältesten, Theodor, der Diplomat war und in Paris sich aufhielt, kosteten den alten Herrn auch nicht wenig, besonders sein Lieblingssohn Edmund, ein eleganter, schneidiger, aber auch sehr verschwenderischer und leichtsinniger Husarenoffizier. Die drei jüngeren Söhne, Valerian, Eugen und Hamilkar, hatten auch viel Geld verbraucht, Eugen als Militär, Valerian und Hamilkar als Studenten. Diese beiden letzteren heirateten wohlhabende Frauen, Valerian seine Stiefnichte Frl. v. Walujew, Hamilkar eine Demoiselle v. Krüdener. Valerian kaufte nun das väterliche Gut Steinsee in Ober-Kurland, Hamilkar das Gut Rujen in Livland, und von nun an fielen sie ihrem Vater nicht mehr finanziell zur Last, wenn sie auch in jedem Winter oft monatelang mit Kind und Kegel seine Gäste waren. Der vorjüngste Sohn, Eugen, heirotete ein ganz mittelloses Fräulein, Marie v. Vietinghoff, die Pflegetochter der Frau v. Wolujew, und lebte mit Frau und Kind recht lange noch im Hause der Eltern, bis er eine auskömmliche Anstellung im neuerrichteten livländischen Domänenhofe erhielt. — Diese drei Brüder v. Foelkersahm sahen alle gut aus, ja Valerian war ein schöner Mann zu nennen, hatten einen schlanken, über mittelgroßen Wuchs und edle Züge, doch wor bei Hamilkar der Mund nicht schön, groß, mit wulstigen Lippen, alle aber besaßen ein tiefes, klangvolles Organ, das jedoch nicht modulationsreich war. Daß die Geschwister v. Foelkersahm alle wohlaussehend waren, wor kein Wunder, denn ihre Eltern waren noch im hohen Alter schöne Erscheinungen. Die Frau Gouverneurin war im Alter korpulent und daher schwerfällig in ihren Bewegungen geworden, hatte feine Züge und war in ihrer Jugend eine berühmte Schönheit gewesen, sie wor noch im hohen Alter sehr wohl aussehend. Sie liebte es, sich elegant zu kleiden, trug immer seidene Kleider und kostbare, mit fordigen Bändern geschmückte Spitzen- oder Blondenhauben, die mit großen goldenen, mit Edelsteinen verzierten Nadeln befestigt woren. Auch sonstigen Schmuck, Collier, Brosche und Armbänder und viele Fingerringe hatte sie immer an sich, bei festlichen Gelegenheiten in solchen Massen, daß bei jeder ihrer Bewegungen ein Klirren zu hören wor. Sie wor eine elegante, aber keine vornehme Erscheinung.

Der alte Gouverneur, Georg Freiherr v. Foelkersahm, war dagegen vornehmen Wesens, jeder Zoll ein Grand-Seigneur des vorigen Jahrhunderts, dabei stattlichen Wuchses und schönen

Antlitzes. Er ging etwas gebeugt, aber wenn er still stand, richtete er sich auf, und die hohe Gestalt, der schöne Kopf mit der hohen, von starkem, langem, weißem Haar umwallten Denkerstirn war wahrhaft ehrfurchtgebietend. Dabei war er höflich und verbindlich gegen jedermann, ritterlich gegen Damen, und gegen uns Kinder von einer herzgewinnenden Freundlichkeit. Wir Kinder sahen zu ihm mit Ehrfurcht und Liebe empor.

Mein Vater, der dem alten Herrn in herzlicher Liebe zugetan war, sagte uns oft, der alte Gouverneur sei nicht allein klug und gebildet, sondern auch sehr gelehrt, und wir glaubten ihm aufs Wort, denn wir hatten das Gefühl, der alte, freundliche Herr sei eben ein außergewöhnlicher Mann.

Außer diesen Personen waren noch zwei zur Familie gerechnete ständige Hausgenossen: Frl. Charlotte v. Voigt und Frl. Malchen Fölck. Die erstere war die leibliche Nichte der Frau Gouverneurin, Tochter des Herrn v. Voigt, Pastors des Sessauschen Kirchspiels im Doblenschen Kreise Kurlands. Sie war schon in ihrer Jugend in das Foelkersahmsche Haus als Familienglied aufgenommen und wurde wie ein Kind des Hauses behandelt; die Vertraute ihrer Cousinen und Vettern, war sie zugleich der Liebling des alten Ehepaares geworden. Sie verdiente in vollem diese Zuneigung der ganzen Familie. Sie war klein und von starken, unschönen Zügen, dabei aber von sympathischem Wesen, das seine Wirkung auf alle Personen, mit denen sie in Berührung kam, ausübte. Sie hatte ein warmfühlendes Herz, ein wohlwollendes Gemüt und besaß dabei einen Verstand von solcher Schärfe, wie das sonst nur bei Männern anzutreffen ist. Dabei war sie hochgebildet, selbst gelehrt, denn sie konnte die alten Sprachen und las griechische und römische Schriftsteller in der Ursprache, war des französischen und englischen Idioms vollkommen kundig und kannte die Literatur West- und Süd-Europas ebenso gut wie die des deutschen Volkes. Von meinen Eltern, deren treue Freundin sie bis zum Lebensende blieb, wurde sie sehr verehrt und geliebt, und auch wir Kinder waren der klugen und immer freundlichen Dame aufrichtig zugetan.

Fräulein Malchen Fölck, etwa zwei Jahre älter als meine Schwester, war die natürliche Tochter eines verstorbenen Bruders des Gouverneurs Föltersahm, recht wohl aussehend, aber fast unerlaubt unbegabt, woher sie denn die Zielscheibe der Neckereien Nikolai Mengdens wurde und auch von uns Geschwistern Brockel steten Foppereien ausgesetzt war.

Von den häufigen Gästen für längere Zeit sind mir, außer den genannten verheirateten Kindern der alten Foelkersahms, drei Barone und drei Baronessen Brunnow, Neffen und Nichten des alten Gouverneurs, im Gedächtnis geblieben, wahl auch deshalb, weil ich später in meinen Mannesjahren mit ihnen in Kurland häufig zusammengekommen bin. Der älteste Baron Brunnow, Otto, ein schöner Mann, war verheiratet; der zweite Bruder, Georg, verabschiedeter Obrist, hatte, als er noch im Dienst war, seine Frau und alle seine Kinder durch den Tod verloren; beide Brüder waren Landwirte in Kurland. Der dritte Bruder, der schöne und geistreiche Alkibiades, war Jurist und Instanzgerichts-Sekretär, d. h. Sekretär des Mitauschen Oberhauptmannsgerichts. Drei Schwestern waren unverheiratet, eine vierte Brunnow lebte in glücklicher Ehe mit dem Pastor Wilpert in Sturt, dem nachherigen kurländischen General-Superintendenten. Die eine der unverheirateten Schwestern Brunnow, Apallonia, war in ihrer Jugend sehr schön gewesen und sah auch noch, als sie schon das vierzigste Jahr überschritten, sehr wohl aus. Die Brunnows waren joviale Menschen, dabei gebildet, witzig und geistreich, und so herrschte denn bei ihrer Anwesenheit in dem sonst mehr ernsten Foelkersahmschen Kreise fröhliche Heiterkeit.

Als Tagesgäste erschienen aus Kurland, ein alter Baron Karff-Appricken, Pilteuscher Landrat vor der 1817 vollzogenen Vereinigung der Piltenschen Ritterschaft mit der kurländischen, dann der spätere Landhofmeister Baron Friedrich Klapmann, sowie Baron Kleist-Zersten und ein Baron Bohlschwing (Bodelschwing), der Dr. med. war. Von diesen Kurländern fiel uns Kindern besonders der alte Baron Karff, ein Duzbruder des Gouverneurs Foelkersahm auf, denn er war verwachsen und kaum so groß wie ein Knabe von 13—14 Jahren. Er war sehr lebhaft, grotesk in seinen Bewegungen und schnarrte stark beim Sprechen, was alles uns Kindern sehr viel Spaß machte. Dabei war er aber sehr klug kenntnisreich und hatte sich um seine Heimat tätig in öffentlichen Landesämtern verdient gemacht. Dieser sonst so kluge Mann hatte die Marotte, für einen großen, hochgewachsenen Mann gelten zu wollen, und jede, nach so unabsichtliche Anspielung auf die Kleinheit seiner Gestalt brachte ihn in Hornisch, während eine scheinbare, aber treuherzig vorgebrachte Anerkennung seines hervorragend großen Wuchses, ganz kritiklos, mit der größten Befriedigung von ihm aufgenommen wurde. — Eine Menge Anekdoten, alle in Beziehung auf seine Marotte, wurden in der Foelkersahmschen

Gesellschaft von ihm erzählt, die ich so oft als Kind gehört, daß ich glaube, sie richtig wieder erzählen zu können.

In den 20er Jahren und noch lange nachher gab es in den baltischen Städten keine Marchand-Tailleurs, sondern nur zünftige Schneidermeister, die einen Tuchhandel trieben. Wollte man einen neuen Anzug sich machen lassen, so ließ man sich von dem betreffenden Schneidermeister entweder bei sich zu Hause oder in dessen Werkstatt Maß nehmen und besorgte dann selbst im Tuchladen das nötige Tuch und das Futter, die dann vom Kaufmann dem Schneider zugeschickt wurden. Korff kam einst nach Riga und hörte von seinen Freunden dort den Schneidermeister Ickert als vortrefflichen Kleidermacher rühmen. Das war Herr Ickert auch, und dabei ein grundehrlicher Mann, der kein Zipfelchen Tuch über die Scheere fallen ließ. Korff ließ Herrn Ickert in das Hotel Stadt London, wo er zu logieren pflegte, bitten und sich von demselben dort Maß nehmen zu einem vollkommenen Gesellschaftsanzuge. Nun, mein lieber Meister, wieviel Ellen Tuch und Seidenfutter werden Sie nötig haben? fragte Korff. Herr Ickert gab, ehrlich wie er war, eine sehr geringe Ellenanzahl an. Mein Lieber, Sie sind nicht bei Trost, schrie Korff den ehrenwerten Meister an, das Ellenmaß genügt höchstens für einen Knabenanzug! — Ickert darauf: Herr Landrat, es genügt auch für einen Anzug für Sie. — Da donnerte Korff. Machen Sie, daß Sie davon kommen! Ich werde nichts bei Ihnen machen lassen. — Bestürzt lief Schneider Ickert davon. — In Goldingen in Kurland lebten zwei Schul- und Universitätsfreunde, der Oberhofgerichtsadvokat Brödrich und der Hauptmannsgerichtsaktuar Adolphi, die häufigen Besucher des „adligen Klubs", der auch zugleich das Absteigequartier der meisten adligen Gutsbesitzer aus Goldingens Umgebung war. Die Küche im Klub war gut, das Mittagessen nicht teuer, so speisten denn an der Table d'hôte die meisten unverheirateten Mitglieder des Oberhauptmanns-, wie des Hauptmanns- und Kreisgerichtes und unter ihnen auch der Aktuar Adolphi, ein jovialer Mann, der es faustdick hinter den Ohren hatte. Dann und wann kam auch Brödrich zur Table d'hôte, ein Mann, der sich durch auffallende Leibesgröße auszeichnete. — Landrat v. Korff's Gut Appricken lag im Hasenpothschen Kreise, aber nicht gar fern von Goldingen; so kam denn Korff oft dorthin und speiste fast immer im Klub. So saß denn der alte Herr eines Tages kurz vor Beginn der Table d'hôte im Speisezimmer des Klubs, am Fenster, mit dem Rücken zum Zimmer hin, und

las eifrig die Zeitung, als er plötzlich derb auf die Schulter geschlagen und ihm dabei zugerufen wurde: „Nun, Brödrich, altes Haus, das ist schön, daß du endlich einmal wieder hergekommen bist! Jetzt wollen wir zusammen eine Flasche Wein trinken!“ — Korff drehte sich rasch um und sah den scheinbar sehr verlegenen Adolphi vor sich stehn. „Bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Landrat,“ rief Adolphi aus, „ich hielt Sie für meinen Freund Brödrich.“ — „Eine sehr begreifliche Verwechselung, mein Gönner“, repligierte Korff überaus freundlich — „denn Herr Oberhofgerichtsadvokat Brödrich und ich sind so ziemlich von gleicher Größe, die Flasche Wein aber, Verehrtester, leeren wir gleich nach der Suppe!“ So geschah es, denn Korff ließ gleich nach der Suppe Champagner geben, zum Gaudium aller der vorhergehenden Szene Mitbeiwohnenden.

Aus Livland erschienen als häufige Gäste im a. Foelkersahmschen Hause drei Grafen Koskull, Stanislaus, stets „Stasche“ genannt, Joseph und Franz, diese beiden letzteren hatten reiche Russinnen der besseren Gesellschaft geheiratet und lebten mit ihren Familien auf ihren Gütern, Karlsruhe und Kegeln im lettischen Livland. Sie waren sehr stolz auf ihr Grafentum und der älteste Bruder Stasche, der unverheiratet und eine Art von vornehmen „Krippenreiter“ war, sagte häufig in vollem Ernste: „Wenn ich bedenke wie vornehm wir sind — so graut mir!“

Oft trafen wir auch bei unseren Abendbesuchen im Gouverneurshause mit den in Riga lebenden Neffen und Nichten der Frau Gouverneurin, den Baronen Konstantin, Fedor und Julius Tiesenhausen und deren Schwestern Amalie und Lilly, beide ledig, sowie mit dem Herrn Eduard v. Vagt und dessen Frau, einer geborenen v. Steinpel zusammen. Baron Konstantin Tiesenhausen, früher Militär, später Ordnungsrichter und noch später Rat und Distriktsdirektor der livl. adligen Kredit-Sozietät, war mit einer v. Schröder verheiratet, die ihm die Güter Weißenhof mit Beckers hof und Bolderaa mit Aahacken zugebracht hatte, so daß er mit seiner nicht zahlreichen Familie sehr behäbig leben konnte. Der zweite Bruder, Fedor, hatte auch kurze Zeit dem Militär angehört, war dann in Bauske angestellt und war den Rest seines Lebens erst Sekretär der lettischen Distriktsdirektion, dann Ober-Sekretär der livl. Kredit-Sozietät. Er heiratete in den 40er Jahren eine Baronesse Tiesenhausen aus dem Hause Dickeln. Von allen diesen Tiesenhausens lebt gegenwärtig (1895) nur noch Fräulein Lilly, hochbetagt, über 89 Jahr alt, aber körperlich ziemlich rüstig und

geistig wie gemütlich von seltener Frische. — Herr Eduard v. Voigt, ein Brudersohn der alten Gouverneurin v. Foelkersahm, ein kleiner untersetzter Mann, mit klugen, scharfgeschnittenen Zügen, war Beamter zu besonderen Aufträgen bei dem Dirigierenden des baltischen Zolldezirks, dem wirkl. Staatsrat von Hesse, und war seiner witzigen Unterhaltung wegen beliebt, noch mehr aber gefürchtet seiner scharfen Zunge wegen.

Wenn unsere ganze Familie zum Tee und Abendessen von den Foelkersahms eingeladen war, gingen wir schon um 6 Uhr dorthin, die damalige allgemeine Teestunde in Riga. — In dem Salon neben dem Speisezimmer thronte die Frau Gouverneurin, immer elegant gekleidet, auf dem Divan, vor dem ein großer ovaler Tisch stand, der von Lehnstühlen verschiedenster Form umgeben war. Der Salon war auch kunterbunt möbliert, war aber mit mehreren gutgemalten Porträts geschmückt — Wir Kinder küßten, nach der Reihe, der alten Dame die Hand, die uns dabei auf die Stirn küßte. Meine Mutter, ein Liebling der Gouverneurin, mußte sich neben ihr auf den Divan setzen, mein Vater nahm auf einem der Lehnstühle Platz und bald entspann sich ein lebhaftes Gespräch, das hauptsächlich, ehe der alte Herr erschien, von meinem Vater und Fräulein Charlotte v. Voigt geführt wurde.

Wir Kinder gingen mit den anwesenden Großkindern der alten Foelkersahms und mit Malchen Fölck ins Speisezimmer zurück, wo der Teetisch gedeckt war, schwer beladen mit Schüsseln voll „Feindrod", Kümmelkuchen, Goldmannschen Ringeln und Schmandkuchen. Nach dem Tee wurden verschiedene Spiele gespielt, namentlich das beliebte „Karten Lottospiel", wobei es immer Süßigkeiten zu naschen gab. — Gegen 7 Uhr erschien der alte Herr, der von uns ebenfalls mit einem Handkuß begrüßt wurde, wobei der würdige Greis nie unterließ, jedem von uns ein paar herzliche Worte zu sagen. Gegen neun Uhr kam die Dienerschaft ins Speisezimmer, um den Tisch für das Abendessen zu decken, und während dessen hielten wir Kinder uns in dem großen, nur spärlich beleuchteten Saal auf. Auch hier war die Möblierung eine durchaus nicht einheitliche, aber der Saal zog uns Kinder trotzdem sehr an, denn in ihm befanden sich zwei Etageren mit chinesischem und Meißener Porzellan und mehreren Pagoden aus Porzellan, die, in Bewegung gesetzt, beim Wackeln auf ihrem halbkugelförmigen Untergestell, ihre Zungen lang ausstreckten und dann wieder hineinzogen. Auch stand dort eine ganze Serie von runden „Steh-aufglasern", die, niedergelegt, immer wieder sich aufrichteten

Jedes dieser Gläser trug folgende eingeschliffene Inschrift: „Trink mich aus und leg' mich nieder, Steh ich auf, so füll' mich wieder!“ — Alle diese Spielereien mochten uns Kindern großen Spaß und wir konnten uns nicht satt an ihnen sehen. Noch mehr aber bewunderten wir ein herrliches Ölgemälde, ein lebensgroßes Porträt, in ganzer Figur, des verstorbenen Bruders des alten Gouverneurs, gemalt, wenn ich nicht irre, von einem der Brüder Kügelgen. Wenn das Porträt nicht geschmeichelt war, so muß der verstorbene Baron Foelckersahm einer der schönsten Männer seiner Zeit gewesen sein, von schlankem, hohem Wuchse mit edlen, ausdrucksvollen Zügen, die aber wie von Melancholie angehaucht waren. — Malchen Folck war seine Tochter, hatte auch sein Profil, sonst aber nichts von ihm, denn sein Gesicht war geistdurchleuchtet.

Waren die Diener mit dem Tischdecken fertig, so wurden wir Kinder in das Speisezimmer zurückgerufen und wir nahmen dann mit den Erwachsenen an einem Tische, auf dem aber die einzelnen Kouverts sehr verschieden ausgestattet waren, ein leckeres warmes Abendessen von drei Speisen ein. Die genaue Kunterdunitheil des Tischserviees und der Servietten hörte in späterer Zeit, als die Baronin Haven die Wirtschaft führte, ganz auf und machte einer einheitlichen Ordnung Platz.

Von Ende April bis Mitte September wohnten die Foelckersahms auf einem gemieteten Höfchen jenseits der Düna, in den 30er Jahren in einem Höfchen hinter Sassenhof und auf „Bellevue“ an der Bauskeschen Landstraße, in den 40er Jahren erst am Damm bei „Klein Paris“, dann im Hokenschen Höfchen, gegenwärtig Olfabrik von Schmidt, und zuletzt im „Haus im Walde“, zwischen Hagensberg und Sassenhof an der „Schlockschen Landstraße“. Bis daß wir nach Kleistenhof zogen, waren wir allzuber Sonntag für den ganzen Tag Gäste der liebenswürdigen, gastfreien Familie. Trat gegen Abend Regen ein, so ließ der alte Herr uns alle in einer mächtigen Kutsche zur Stadt fahren. — Die Lebensführung war auf dem Höfchen wie in der Stadt; das Haus war immer voll von Gästen. Von der Familie Foelckersahm werde ich noch eingehend zu erzählen haben, wenn ich meine Erlebnisse der Jahre 1844—1846 zu schildern versuche. Dann will ich auch die einzelnen Glieder dieser in jeder Beziehung hervorragenden Familie zu charakterisieren versuchen.

(Schluß folgt.)

# Admiral Baron Ferdinand von Wrangell.

29 Dez. 1796 — 25 Mai 1870.

Mitgeteilt von F. v. W.

Baron Ferdinand von Wrangell hat ſich durch ſeine in den Jahren 1820—23 ausgeführten Polarreiſen europaiſchen Ruf erworben und ſich in ſpäteren Jahren auf hervorragenden Verwaltungspoſten, die er inne hatte, durch dieſelben Eigenſchaften hervorgetan, die ihn bei ſeinen Forſchungsreiſen auszeichneten: große Umſicht, gepaart mit kühner Entſchloſſenheit, unbeugſame Energie, ſtrengſte Pflichttreue und unerſchütterliche Wahrheitsliebe.

Wir werden in den folgenden Blättern einige an ſich intereſſante und für den Mann bezeichnende Epiſoden aus ſeinem Leben mitteilen, wie er ſie ſelbſt geſchildert hat in ſeinen Werken und handſchriftlichen Erinnerungen. Zugleich aber müſſen wir die Leſer bekannt machen mit dem äußeren Lebensgange dieſes unſres berühmten Landsmannes.

* * *

F. v. Wrangell war am 29. Dez. 1796 geboren, als Sohn eines livländiſchen Edelmannes, der den Staatsdienſt im Range eines Artillerie-Obriſten verlaſſen und ſich auf ſeinem Gute Waimel-Neuhof bei Werro niedergelaſſen hatte. Hier, ſowie auf einigen andern benachbarten Gütern bei Verwandten, verbrachte Wrangell ſeine Kindheit.

„Meine Kindheit", so schreibt er über diese Zeit in seinen Erinnerungen, „verlebte ich im elterlichen Hause auf dem Gute Wamel Neuhof bei Werro. Mamsel Tanzmann, eine gelehrte, kluge Person, die Lehrerin meiner Mutter gewesen war, gab mir den ersten Unterricht. In Frl. Tanzmanns Abwesenheit, was oft und auf lange Termine geschah, hatte ich viel Freiheit, trieb mich auf dem Hofe und im nächsten Walde viel herum, liebte besonders mit selbstfabriziertem Bogen und Pfeilen bewaffnet, bei Wind und Wetter ins Freie zu ziehen, mit lauter Stimme ohne alle Melodie und Harmonie improvisierte Verse zu singen, deren Refrain die Worte waren: In die Welt hinaus, mit Bogen und Pfeil! Mir war so wohl dabei, daß ich mit diesem Gesang dem musikalischen Ohre meiner Mutter wohl recht viel auszustehen gab, denn eines Tages ließ sie mich vor sich kommen und befragte mich um die Worte meiner unharmonischen Lieder. Ich konnte ihr nur den Refrain wiederholen, und ich glaube, infolge dieses unerwarteten Examens ist mir die ganze Sache bis jetzt im Gedächtnis geblieben."

Als der Knabe der pädagogischen Wirksamkeit von Fräulein Tanzmann entwachsen war, wurde er mit einigen Altersgenossen der Obhut eines rationalistischen Theologen, Cand. Gnüchtel, anvertraut, mit dem die Knaben ein besonderes Häuschen in der Pferdekoppel des Gutes Russi bewohnten, wo die freien Stunden zu kühnen Ritten und ähnlichen Unternehmungen benutzt wurden. — Nach dem im Jahre 1807 erfolgten Tode beider Eltern wurde Wrangell nach Petersburg geschickt, um in das See-Kadettenkorps einzutreten.

„Noch vor meines Vaters Tode", erzählt er weiter, „war nach Werro zu seinen Verwandten der Flottenkapitän v. Romberg auf Urlaub gekommen, nachdem er vor kurzem erst von der Reise um die Welt mit Krusenstern heimgekehrt war. In Werro ein Flottenkapitän, der die erste Weltumsegelung der Russen mitgemacht, — das war mehr als eine Erscheinung, es war ein Ereignis, dessen nächste Folge eine Hochzeit war. Meine Cousine Julie wurde die Braut von Romberg und gleich nach der Hochzeit zog das junge Paar nach Kronstadt ab. Sehr natürlich, daß von nun an die Landeskinder und ihre Eltern ihre Blicke und Hoffnungen auf die Marine richteten, während bis dahin ihnen nur der Land-Militärdienst offen zu stehen schien. Es ward im hohen Rate beschlossen meinen Altersgenossen und Vetter Wilhelm (Julius Bruder) unter der Protektion des Schwagers ins Seekorps abzugeben.

Nach dem inzwischen erfolgten Tode meines Vaters wurde auch ich, als Zugabe, beigezellt. Wilhelm, der an der Quelle zuerst Wind davon bekam, schrieb mir nach Rußl: „Unser Glück ist gemacht, wir ziehen in die Residenz!“ An einem schönen Wintertage wurden wir beide, wie zwei Packnäschen, gelegentlich in eine, mit allerlei Effekten gefüllte „Kibitke“ gestopft. Als wir in die Stadt einfuhren, krachen wir aus unserm dunkeln Winkel der „Kibitke“ ans Tageslicht, um voll Neugierde die Wunder der Welt zu schauen. Die Paläste der Residenz, die ja unser Glück begründen sollte, nach Wilhelms prophetischem Worte, machten einen starken Eindruck auf den Knaben aus dem Rußischen Pferdekoppel.“

Nach einigen Wochen, die bei Rambergs in Kronstadt verlebt wurden, brachte man die Knaben nach Petersburg in eine zum Seekorps gehörige Pension bis zum Eintritt von Vakanzen in den Kompagnien des Korps, was erst nach Jahresfrist erfolgte. Über diese Pension schreibt Wrangell:

„Die Pension hielt der Ökonom des Seekorps, Scharypow, der einen erwachsenen Sohn, drei erwachsene Töchter und eine Frau, die nicht ganz bei Trost war, hatte. Außer Wilhelm und mir waren noch 4 Pensionäre, alles Russen; Scharypows Familie waren Stockrussen, es nicht selten betrunken, Schwestern und Bruder in immerwährendem Zank, in den Ecken der Zimmer große Schränke mit Heiligenbildern, überall wimmelte es von Tarakanen, — kurz eine russische Welt hatte sich uns hier eröffnet, wie wir nichts ähnliches gesehen und gehört hatten. Aber dessenungeachtet war die Gutmütigkeit unserer Wirte, ihre freundliche Behandlung der Kinder ja überwiegend, daß der Aufenthalt bei Scharypow keineswegs eine drückende oder traurige Zeit für mich gewesen. Wir beide sprachen kein Wort russisch, wurden daher viel geneckt und in die Notwendigkeit versetzt, wenn das Necken zu derbe wurde, loszuschlagen, uns tüchtig herumzuprügeln, was unsere Geister in heiterer Stimmung erhielt. Ich habe nie eine Träne dort vergossen, und bin nie trübsinnig gewesen. Die Klassen besuchten wir im Korps zusammen mit allen übrigen 500 Kadetten. Da wir mit dem russischen Lesen und Schreiben beginnen mußten, kamen wir in die unterste Klasse. Auch in den Klassen behandelte man uns nicht mit Strenge, wirklich human, man war nicht ungerecht gegen die „немчики“ [Deutschen], die gutmütige Natur des Russen machte sich überall geltend, trotz aller Rohheit, man begnügte sich

uns als Deutsche zu necken, aber tat uns kein Leid, und ich habe daher im Korps nie das Gefühl des Unterdrücktseins gehabt, der dem Kinde natürlichen frohen Stimmung ward kein Abbruch getan, mit einem Worte ich habe mich im Korps nie unglücklich und verlassen gefühlt, wie es unter unsrem Lehrer Gnüchtel in Nurfi doch bisweilen der Fall war.

„Der Unterricht im Korps war äußerst mangelhaft, so auch die Aufsicht, die moralische und geistige Pflege der 500 bis 600 Zöglinge jeglichen Alters vom 20jährigen bis zum 10jährigen herab und zum großen Teil unentwickelter, roher, ja auch mitunter recht gemeiner Jungens, aus allen Gouvernements des großen Reichs zusammengewürfelt. Wir beide, als Deutsche, wurden in die 1. Kompagnie aufgenommen, in der alle deutschen Kadetten, circa 20 Knaben unter 100 Russen, beisammen waren. Die Kinder aus deutschen Familien bringen in der Regel einen so guten Fond von Sittsamkeit und Gehorsam mit, daß trotz der merkwürdigsten Indolenz unserer Offiziere es doch noch ganz leidlich bei uns herging und wer da lernen wollte und sich nicht zu Unarten anderer verleiten ließ, ganz gut seinen eignen Weg verfolgen konnte und eben dadurch die Achtung nicht allein der Offiziere, sondern auch selbst der Masse der Kadetten erntete. Es fehlte nicht an Versuchungen aller Art, aber da schlossen Gleichgesinnte auch Schutz- und Trutz-Bündnisse, um das Andrängen der Schlechteren mit Erfolg zurückschlagen zu können. Ein solches Bündnis bestand zwischen dreien: Anjou[1], Wilhelm[2] und mir. Unter andren Regeln die wir uns anheischig machten zu befolgen, war obenan die, nie eine Unwahrheit zu sagen und im Falle etwaigen Zweifels sollte das gegebene Wort, „на честное слово" [auf Ehrenwort], genügen.

„Zu jener Zeit war es den Gardemarinen (den 3 obersten Klassen) noch gestattet in den Zimmern und auf den Höfen draußen allerlei holz- und beinbrechende Spiele zu treiben und eine große Auszeichnung war es, wenn Kadetten zu solchen Spielen von den Gardemarinen zugelassen wurden. So klein von Wuchs ich auch war, widerfuhr mir doch diese Auszeichnung oft, ich war ein

[1] In den Jahren 1821—24 Leiter einer Expedition zur Aufnahme eines Teiles der Nordküste Sibiriens und der Neusibirischen Inselgruppe. Starb als Admiral im Jahre 1865.

[2] Baron Wilhelm v. Wrangell starb im Jahre 1872 als Admiral und Hafenkommandant von Reval. Er nahm an der großen Gradmessung Rußlands teil und war viele Jahre Leiter der hydrographischen Arbeiten im Finnischen Meerbusen.

leidenschaftlicher Kämpe im Fußball und den wütenden Schlägen, denen man seine Beine dabei aussetzt, hatte ich die großen blauen und schwarzroten Beulen und Flecken zu verdanken, mit denen meine Beine unterhalb der Knie bedeckt waren und die ich erst während meiner ersten Reise um die Welt in den Tropen verloren habe. Allen möglichen Abhärtungsversuchen unterzog ich mich mit wahrer Leidenschaft und erlang eine Art Celebrität darin. So lief ich oft, mitten im Winter bei 20° Kälte, im bloßen Hemd und mit kahlen Füßen auf dem steinernen Fußbaden einer offenen Galerie und aus der Badstube habe ich mich oft in den Schnee gewälzt, bei strenger Kälte.

„Aus meiner ersten Kadetten-Periode im Seekorps fällt mir etwas ein, das ich erwähnen will. Während der ersten und letzten Wochen der großen Fastenzeit wurden alle Zöglinge zwei Mal täglich in die Kirche geführt und wir Protestanten mußten dies mitmachen, um nicht ohne Aufsicht in den Zimmern zu bleiben. Ich stand in der dritten oder vierten Linie von vorne, war also von Blicken der übrigen 600 Zöglinge, der Offiziere und der Geistlichkeit ausgesetzt. Nun, bei gewissen Gebeten, warf sich Alles auf die Knie, wozu ich mich nicht entschließen konnte, da es mir schien, dies sei eine Verleugnung unsrer protestantischen Gebräuche. So blieb ich als einziger auf den Füßen. Unter den Offizieren waren 3 Brüder Fürsten Schachmatow, sehr orthodoxer Gesinnung, ja einer von ihnen ist später Mönch geworden, aber weder diese, noch sonst jemand hat mich wegen meines Benehmens zur Rede gestellt. Diese vernünftige Toleranz hatte zur Folge, daß ich nach einigen Tagen der allgemeinen Sitte gefolgt bin und später begriff und empfand, wie ganz natürlich der Mensch zum Gebete zu Gott sich auf die Knie wirft, um in der demutsvollsten Stellung seine Sünden zu bekennen."

Im Jahre 1815 verließ Wrangell als erster seines Coetus das Seekorps, in dem er eine gewisse Rolle gespielt hatte. Seine geistigen Gaben, vor allem aber sein fester männlicher Charakter hatten ihn in dieser abgeschlossenen Welt eine bevorzugte Stellung erringen lassen.

Nachdem die ersehnte Beförderung zum ersten Offiziersrang (Midshipman) im Mai 1815 erfolgt war, ließen sich die drei Freunde aus dem Seekorps, Anjou, Wilhelm und Ferdinand Wrangell, nach Reval versetzen, wohin Wilhelms Eltern aus Werro übergesiedelt waren und wo die Baronin Wrangell einer

angesehenen Mädchen-Schule (spätere Maydellsche Pension) vorstand. Über den Aufenthalt in Reval schreibt Wrangell

„Wilhelm und ich speisten oft zu Mittag bei meiner guten Tante [Wilhelms Mutter] und oftere tranken wir den Tee in angenehmer Gesellschaft der vielen jungen Mädchen aus der Pension. Dies Familienleben, die hübschen Mädchen, der ganze gesellschaftliche Ton, waren für mich, einen wohlen Kaspar Hauser, der plötzlich aus den Mauern des Corps in die Welt versetzt war, total fremde Elemente; die großen Mängel, welche meiner dürftigen Ausbildung anhingen, die durch keine angenehme äußere Erscheinung ersetzt wurden, meine kleine Gestalt, der totale Mangel geselliger Fähigkeiten, — alles dies stieß mir die Augen, es fielen die Schuppen, und ich erkannte, daß meine im Seekorps gepflegte und großgezogene Eitelkeit keine Nahrung fand und ich eigentlich das wenige, was ich an Kenntnissen besaß, nur im Dienste und nicht in der Gesellschaft ausbeuten könne, ein ungestillter, nicht selten verletzter Ehrgeiz suchte Befriedigung im Dienste, ich saß tagelang hinter Reisebeschreibungen und meine Phantasie bewegte sich in fernen Ländern und auf weiten Meeren."

Im zweiten Winter ihres revaler Aufenthalts wurden die drei Freunde mit ihren Matrosen Kommandos aufs Land versetzt und Ferd. Wrangell kam auf das Gut Leal, das der berühmte Weltumsegler, Admiral Krusenstern, damals bewohnte, mit der Ausarbeitung seiner Reisebeschreibung beschäftigt. In Leal gab er dem ältesten Sohne des Admirals mathematischen Unterricht, während der Vater mit beiden etwas Englisch trieb. — Zu Weihnachten erhielt Wrangell Urlaub, um seine ältere Schwester, die Baronin Kosküll zu Wenzen, zu besuchen.

„Hier versammelte sich zu den Winterferien die ganze Nachbarschaft von fern und nah, es war ein volles Haus, in dem es hoch her ging. Tänze, Theater, Lustfahrten, Lektüre usw. lösten sich ab und wurden belebt von Dorpater Studenten und manchen geistreichen Männern und jungen Damen, jeder der Anwesenden hatte der Gesellschaft mehr zu bieten und gefiel sich deshalb auch besser als ich, dem es immer gleichgiltig gewesen, gefallen zu machen; ich paßte nicht zu diesem Treiben. Je vergnügter die Gesellschaft, desto zurückgezogener ich. Ich sehnte mich nach einer anderen Bühne um meine Individualität geltend zu machen; ich fühlte Mut und Kraft und ein unwiderstehliches Verlangen, mich in alle möglichen

Gefahren und Kämpfe zu stürzen, mit denen meine Phantasie den Seedienst ausschmückte, Entdeckungsreisen zu unternehmen, Seeschlachten zu liefern, und das in schreienden Dissonanzen so oft wiederholte Lied „in die Welt hinaus, mit Bogen und Pfeil“ des 7jährigen Knaben in Wairael tönte jetzt ungefungen, aber mit aufforderndrr Gewalt im Innersten meiner Seele fort. In falscher Stimmung kehrte ich zu meinem Kammando nach Leal zurück.“

Im darauffolgenden Sommer trat eine Wendung im Schicksal Wrangells ein, die ihm ermöglichte den Traum seiner Kindheit und das Drängen seiner Jugend zu verwirklichen. Während das Schiff, auf dem sich Wrangell und sein Freund Anjou befanden, auf kurze Zeit in Reval anlangte, erfuhr Wrangell zufällig, daß eine Weltumseglung unter Führung des Kapitäns Golownin ausgerüstet werde.

„Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte mich diese Nachricht. In jener Zeit waren Reisen um die Welt für unsere Marine etwas sehr seltenes und der höchste Wunsch für jeden Offizier. Ich lief zum Admiral Krusenstern, der gerade in Reval war, bat ihn ein Wort für mich bei Golownin einzulegen, ihm ohne Zeitverlust zu schreiben, und könne ich nicht als Offizier, so sei ich bereit als Matrose mitzugehen. Unsre Fregatte verließ Reval wieder und kehrte erst im Herbst mit der ganzen Flotte dahin zurück. Hier fand ich einen Brief von Krusenstern vor, mit der Anzeige daß er meinetwegen an Golownin geschrieben, der in seiner Antwort sich dahin geäußert habe, er wolle mich erst setzen. Zu gleicher Zeit war unsrer Fregatte der Befehl erteilt worden, nach Sweaborg zu segeln, um dort zu überwintern. Was nun anfangen! Ich bat mich aus Land auf eine Stunde, um etwas Notwendiges bei meinen Verwandten zu besorgen, Anjou allein war in meine Pläne eingeweiht, vom Lande aus lappertierte ich mich krank und war bereits im geheimen Verwahr bei meiner Tante, als bei die Flotte kommandierende Admiral Crown den Befehl gab, mich sa krank wie ich sei an Bord zu schaffen. Man fand mich nirgends und unsre Fregatte zog endlich mit der Flotte ab. Vom guten Admiral Lahmann, der in Reval die Marinetruppen befehligte, erhielt ich einen dreiwöchentlichen Urlaub zur Fahrt nach Petersburg. Mit einer Barschaft von 15 Rbl mußte ich die Reise nach Petersburg und zurück bewerkstelligen. Zu meinem Glück fand sich im Hafen ein russischer Dreimaster, der seine Fließladung

bereits an Bord hatte und in der Nacht abzusegeln wollte und bereit war mich für ein Paar Rubel Kostgeld mitzunehmen, da dem Führer der Bark meine Gesellschaft erwünscht war. Wir hatten schwere konträre Winde und waren 10 Tage unterwegs. Endlich war alles überstanden, wir legten in Petersburg an, ich eilte zu Galowin, der mich freundlich empfing und mich mit dem Versprechen entließ, mich in die Zahl der Offiziere seines Schiffes aufzunehmen. Kein glücklicheres Geschöpf auf Erden als ich seit jener Zusage! In einem Frachtwagen der 9 Tage zur Reise nach Reval brauchte, kehrte ich zurück und meldete mich als gesund und zum Dienste bereit. Im Frühjahr des nächsten Jahres erhielt ich den Befehl mich beim Kommando der Kriegsslup „Kamtschatka" in Kronstadt zu melden.

„Im September 1817 verließ die Kamtschatka die Rhede von Kronstadt. Eine solche Weltumsegelung übt einen mächtigen Eindruck auf Gemüt und Geist eines nach Kenntnissen und Erfahrungen strebenden jungen Seemannes; keine Studien können das ersetzen, was ein strebsamer Midshipman mit seinen leiblichen Sinnen selbst erlebt und beobachtet. Ich kann mit gutem Gewissen bezeugen, daß ich ganz Ohr und Auge, ganz Aufmerksamkeit war für Alles, was sich während der zweijährigen Reise zutrug. — Mein Tagebuch aus jener Zeit ist 1827 bei einem Hausbrande vernichtet worden. Es tut mir leid, es nicht vor mir zu haben, es würde mir die mannigfaltigen Begebenheiten ins Gedächtnis rufen, die auf das jugendliche Gemüt um so lebhafter eingewirkt haben mochten, als sie ihrer Natur nach so ganz verschieden waren von allem, was ich bis dahin gesehen und erlebt hatte. Der erste tüchtige Sturm auf dem Ozean, die erste fremde Küste, das erste englische Kriegsschiff, der Eintritt in das Atlantische Meer, der letzte Anblick auf europäisches Land, das erste Erscheinen der Andes, der Palme, der Tropen-Vegetation, die Sonne im Scheitel, der zauberhafte Farbenschmelz nach Sonnenuntergang in den Tropen, das Aufsteigen nie gesehener Sternbilder, das wonnevolle Hingleiten unter vollen, vom mäßigen Passatwinde angeschwellten Segeln, das Feuerleuchten des Meeres, Herden fliegender Fische, der erste Walfisch, der Riesen-Albatros; noch wochenlangem Ankämpfen gegen konträre Winde und dergleichen Wellen, das endliche Umschiffen vom Kap Horn und der Eintritt in die Südsee, Dänen, Engländer, amerikanische Portugiesen, Spanier, Südsee Malayen, Kamtschadalen, Aleuten, rothäutige Indianer; London mit seinen Wundern, Brasilien, der Hafen Rio de Janeiros, die balsamische Luft an den

Küsten Chiles und Perus, die Kordilleren, das eisige Kamtschatka mit seinen riesenhaften Vulkanen, Kalifornien, Lima und Pizarros Nachkommen, die Sandwich-Inseln und der Mörder Cooks als erster König daselbst und das Aufkommen europäischer Zivilisation unter seiner Regierung; die Bananen-Gärten der Labronen, das reiche Manilla, St. Helena, zu deren Gefangenem Napoleon die Engländer uns den ersehnten Besuch nicht gestatteten, die Wein- und Orangen-Gärten der Azoren und endlich die Heimkehr nach Europa, in den Hafen von Kronstadt, — das alles bildet ein so überaus reiches Panorama, die Eindrücke dieser so verschiedenen Naturszenen, Volker- und Gesellschaftsformen sind so mannigfaltig und überraschend, daß der Geist geweckt und ergriffen wird und in zwei kurzen Jahren man ein langes, reiches Menschenalter durchlebt zu haben glaubt. Man lernt gegen aufgeregte Natur-Elemente mit Zuversicht und Selbstvertrauen ankämpfen, Gefahren keck ins Angesicht schauen, eine Seeleuruhe mitten im Toben der Stürme und sich berghoch auftürmender Wellen bewahren, man fühlt sich körperlich und geistig emanzipiert vom engen Stubenleben auf abgeschlossenem Lande und eingeführt als Bürger der ganzen, weiten, schönen, wundervollen Erde! Das ist in Wahrheit eine großartige Bildungsschule, nicht für den Satan, — aber eine echte Schule für den Seemann, dessen Trachten und Sinnen mit Liebe und Leidenschaft seinem Elemente zugewandt und dem um Mühen und Entbehrungen wohlbekannte Freunde geworden sind. Die großartigen Ansichten, welche aus dem Schoße des Ozeans auftauchen und wiederum von ihm verschlungen werden, um andere folgen zu lassen, die rege Bewegung der Völker auf den unbegrenzten Straßen des Welthandels, — das richtet den betrachtenden Geist auf das Allgemeine, es befähigt ihn zu edlen und großartigen Entschlüssen, es wird sein innerer Sinn auf das Wahre, auf das Wesentliche gelenkt: Lüge und Schein werden ihm verhaßt.

„Es bewegt sich auch ein solches Leben in einer Kette von Kontrasten: an Bord des Schiffes während 2 bis 3monatlichem Segeln von einem Hafen zum andern, die strengste Disziplin, im Hafen angelangt und den Fuß auf fremden Boden, jedes Zeichen militärisch strengen Dienstes abgeworfen, auf der See magere Kost, die größte Einfachheit und Regelmäßigkeit in der Tagesordnung, am Lande Überfluß an Allem, offene Wahl der Vergnügungen und Genüsse, dort ein enger Raum und immer und ewig dieselben Menschen und dieselben Unterhaltungen; hier keine Grenzen freier Bewegung, gesattelte Pferde, bespannte Wagen, bereit durch die

Straßen der fremden Städte, in die Pflanzungen, die Wälder, in die Villas zu führen, neue Bekanntschaften auf jedem Schritt. So wechseln die Kontraste und wiederholen sich in mancherlei Formen je alle 2—3 Monate und müssen dem Wesen des Seemannes einen besonderen Stempel aufdrücken."

Kaum von dieser Reise zurückgekehrt, wurde Wrangell im J. 1819 mit der Leitung einer Expedition betraut, die den östlichen Teil der Nordküste Sibiriens erforschen und außerdem feststellen sollte, ob im Norden der Bären-Inseln ein bewohntes Land existiere, von dem durch einen Kosaken Andrejew unbestimmte Kunde in Umlauf gesetzt worden war. — Den Winter 1819—20 brachte Wrangell in Dorpat zu, wo er Vorlesungen über Astronomie bei W. Struve, Physik bei Parrot und Mineralogie bei Engelhardt hörte. Im Frühling 1820 brach er nach Sibirien auf, um alle nötigen Vorbereitungen für die Expedition zu treffen.

Drei Jahre, 1821—23, brachte er in der Niederlassung Nishne Kolymsk (an der Mündung des Kolyma-Flusses) zu, während der Monate März und April wurden auf Hundeschlitten (Narten) weite Fahrten auf dem Eise, zur Aufnahme der Küste und zum Vorstoß nach Norden, unternommen. Im Sommer sind solche Fahrten unmöglich, weil infolge des ununterbrochenen Tageslichts selbst in jenen kalten Gebieten die obere Schneedecke schmilzt, was den Hunden das Laufen unmöglich macht, da die vom Wasser geweichte Haut der Pfoten nicht stand hält. Im Winter dagegen gestattet die, nur von Polarlichtern unterbrochene Dunkelheit keine größeren Unternehmungen. Im Sommer wurden Forschungsreisen ins Innere und längs den Flußläufen gemacht, im Winter die Beobachtungen verarbeitet. — Eine fesselnde Schilderung von dem mühseligen und entbehrungsreichen Leben in diesem verlorenen Erdenwinkel im hohen Norden hat Wrangell in seiner Reisebeschreibung gegeben.

„Um von dem ganz eigentümlichen Leben und Treiben eines Uferbewohners der Kolyma einen Begriff zu haben", erzählt er, „muß man durchaus eine Zeit lang mit ihm gelebt haben; man muß mit ihm aus seiner Winterwohnung in den Sommerbalagan ziehen, mit ihm in seinem Karbas (Boot), in seiner Wetka (Kahn) auf dem reißenden Strome schiffen, zu Pferde und zu Fuß Felsen erklimmen, sich Wege durch den dichten Wald bahnen, bei der

ärgsten Kälte und furchtbarem Schneegestöber auf der leichten Narta mit raschen Hunden die endlose Tundra durchziehen, mit einem Worte, man muß einer der ihrigen werden. — So war unser Leben während unsres beinahe dreijährigen Aufenthalts hier beschaffen. wir wohnten mitten unter ihnen, kleideten uns wie sie, nährten uns von ihrem gedörrten Fisch und teilten mit ihnen alle die Entbehrungen, alles Ungemach, welche von dem hiesigen Klima und dem oft sehr drückenden Mangel an Lebensbedürfnissen aller Art unzertrennlich sind. Dadurch bin ich im stande, ein treues Bild des Lebens in Nishne-Kolymsk zu entwerfen, welches, einige wenige Lokalumstände abgerechnet, längs der ganzen Kolyma sich gleich ist.

„Beginnen wir mit dem Frühling. Die Fischerei ist, wie ich schon früher bemerkt habe, der vornehmste und wichtigste unter den hiesigen Industriezweigen; die ganze Existenz der Bewohner dieser Gegend beruht darauf. Da aber, wie wir in der Folge sehen werden, die Lage des Ortes Nishne-Kolymsk durchaus unvorteilhaft dazu ist, so sind die Einwohner genötigt, außerhalb desselben diesem Gewerbe nachzugehn. Sobald daher der Frühling eintritt, verlassen sie ihre Wohnungen und suchen sich längs den Ufern des Stromes irgend eine ihnen vorteilhaft dünkende Stelle, wo sie in der größten Geschwindigkeit einen Balagan oder leichte Sommerhütten aufschlagen und die zum Fischen nötigen Vorrichtungen treffen. Die meisten der Nishne-Kolymskischen Bürger haben in der Umgegend, an den Mündungen der Bäche, solche stehende kleine Niederlassungen oder Landhäuschen, wohin sie schon im April häufige Ausfahrten vornehmen, um dort alles vorzubereiten. Im halben Mai aber, wenn die Kaufleute von dem Jahrmarkte zu Ostrownoje am kleinen Anuj hier wieder eintreffen und nach Jakuzk zurückkehren, zieht die ganze Bevölkerung des Ortes davon und es bleiben hier nur der Kosakenaufseher mit ein paar Wächtern in der Kanzlei, der Priester und vielleicht einige wenige hungernde Familien, die zu schwach sind, um dem allgemeinen Gewerbe nachgehn zu können.

„Der Frühling ist an der Kolyma die schwerste Periode im Jahre; während des langen Winters sind die im Sommer und Herbst eingesammelten Vorräte aufgezehrt; die Fische, die sich während der ungeheuren Kälte in die Tiefe der Flüsse und Seen gezogen haben, erscheinen noch nicht, die durch die Winterarbeit und den Mangel an Futter kraftlos gewordenen Hunde sind gewöhnlich nicht mehr fähig, eine letzte Fr[illegible]lingswohltat der Natur,

den sog. Nast[1], zur Jagd der Renn- und Elenthiere zu benutzen, und die geringe Anzahl von Feldhühnern, die etwa noch hier und da in Schlingen gefangen werden, reicht bei weitem nicht aus, um das allgemeine Bedürfnis zu befriedigen — der Hunger stellt sich in den furchtbarsten Gestaltungen ein. Da sieht man scharenweise die Tungusen und Jukahiren aus den Tundry und von dem Aniuj nach den russischen Däfern an der Kolyma ziehen, um dem Hungertode zu entgehn. Blaß, kraftlos, gleich Gespenstern, wanken sie daher und stürzen gierig über jeden Abfall von geschlachteten oder gefallenen Renntieren, über Knochen, Felle, Riemen, kurz über alles her, was nur auf irgend eine Art dazu dienen kann, das quälende Bedürfnis nach Nahrung zu stillen. Aber auch hier finden sie wenig Trost, auch hier herrscht Mangel, so daß viele dieser letzteren aus Mangel an Nahrung fallen. — Zwar gibt es hier ein von der Regierung errichtetes Vorratsmagazin, aus dem jedermann Roggenmehl kaufen kann; dieser Verkauf geschieht natürlich nicht nur ohne Gewinn, sondern vielmehr mit Aufopferung von seiten der Krone, dennoch aber erhöht die ungeheure Entfernung und die Beschwerde des Transports, der nicht selten ein paar Jahre erfordert, den Preis des Mehles so sehr, daß er für die meisten unerschwinglich wird, und obgleich den Käufern, zu ihrer Erleichterung, gestattet ist, die Bezahlung erst im Herbst und Winter zu entrichten, so finden sich doch nur wenige, die im stande wären für ein Pud Mehl, das zuweilen auch noch auf der langen Reise verdarben ist, den Preis von 20 Rbl. zu bezahlen. — Während unsrer Anwesenheit in Sredne-Kolymsk sollte der dortige Kommissar einen Überschlag liefern, wie groß nach Maßgabe der Menschenzahl in hiesiger Gegend die Quantität des herzuschaffenden Mehles sein müßte; er forderte dazu eine Angabe des Kosaken-Golowa, unter dessen spezieller Aufsicht die Tungusen und Jukahiren stehn, und erhielt von ihm die Antwort: „Ich kann darüber eigentlich keine bestimmte Angabe machen, soviel aber kann ich versichern, daß es nicht viele unter den Hiesigen gibt, die im stande, aber auch nur geneigt wären, für die Existenz ihres traurigen Lebens ein paar Rubel täglich zu bezahlen.

„Drei solcher schrecklicher Frühlingsepochen habe ich hier erlebt, und jetzt nach denke ich mit Schaudern an die Jammerszenen zurück, deren Zeuge ich war und die ich garnicht zu beschreiben

[1]) Nast heißt die Eiskruste, die sich bildet, wenn der durch die Wärme der Frühlingssonne an der Oberfläche geschmolzene Schnee in der Nacht wieder gefriert.

vermag. — Aber wenn eben die Not aufs höchste gestiegen ist, tritt gewöhnlich auch die Hilfe ein; es zeigen sich plötzlich aus den südlicheren Gegenden hinziehende große Schwärme von Zugvögeln, Schwäne, Gänse, Enten und einige Schnepfenarten. Sie verkündigen den Eintritt des Frühlings, das Ende der allgemeinen Not, und Alt und Jung, Männer und Weiber, wer nur im stande ist, Flinte oder Bogen zu halten, — alle eilen hin und erlegen was sie können. Allmählich fangen sich auch schon Fische in den unter das Eis gestellten Netzen und Körben, — für das Mal ist die fürchterliche Hungerperiode überstanden, aber noch ist die Nahrung kärglich; es scheint als wolle die Natur, gleich einem erfahrenen Arzte, die Ausgehungerten nur allmählich wieder an Speise gewöhnen. Im Juni endlich gehen die Flüsse auf, der Reichtum an Fischen strömt herbei und alle Hände sind in Bewegung, um die kurze Gnadenzeit zu Anschaffung von Vorräten für das nächste Jahr zu benutzen. — Da tritt aber oft ein neues Ungemach ein; der Strom ist nicht im stande, die ungeheuren, von oben herabkommenden Eismassen schnell genug fortzuschaffen, sie setzen sich an Krümmungen und flacheren Stellen fest und bilden gewissermaßen Dämme, die das Wasser in seinem Laufe hemmen, es tritt aus den Ufern, überschwemmt Wiesen, Dörfer und Wohnungen, und wenn die Eigentümer nicht zeitig genug ihre Pferde in den höheren Gegenden getrieben haben, so sind auch diese unwiderbringlich verloren. Im Sommer 1822 hatten wir eine solche Überschwemmung in Nishne-Kolymsk, welche sich so plötzlich über den ganzen Ort ergoß, daß wir kaum nur noch Zeit behielten, uns mit einigen unsrer Sachen auf die glücklicherweise platten Dächer zu flüchten, wo wir mehr als eine Woche zubringen mußten. Das Wasser strömte mit furchtbarer Gewalt zwischen den Häusern, der nördlich von Kolymsk belegene See vereinigte sich mit dem Strome, und der ganze Ort glich einem Archipelag von kleinen Inselchen (den Dächern der Häuser), deren Bewohner in Kähnen dazwischen herumfuhren, einander besuchten, Netze auswarfen und fischten."

Die hauptsächlichsten Resultate der mühe- und gefahrvollen Frühlingsreisen bestanden in einer Verzeichnung der Küste, deren Genauigkeit durch spätere Expeditionen bestätigt wurde, die von Andrejew behauptete Existenz eines bewohnten Landes im Norden der Bären-Inseln wurde endgültig widerlegt, dagegen wurde von Wrangell zuerst darauf hingewiesen, daß im Norden des Kap Jakan (500 Werst

östlich von den Bären-Inseln), von den Eingeborenen bei klarem Wetter hohe Berge gesehen worden waren. Dieses Land hat Wrangell zuerst auf seiner Karte verzeichnet; im Jahre 1867 hat der amerikanische Walfischfänger Long dort eine Insel entdeckt und sie zu Ehren desjenigen, „von dem zuerst Kunde über dieses Land in die zivilisierte Welt gedrungen", Wrangell Land benannt.

Wrangell selbst war es nicht vergönnt, das Land zu erreichen, ja nicht einmal es zu sehen, denn bei allen seinen Vorstößen nach Norden mit den Hundeschlitten traf er in geringerer oder größerer Entfernung vom Lande, stets auf offenes Wasser, das ein weiteres Vordringen verhinderte. Dasselbe fand Wrangells Freund, Leutnant Anjou, der gleichzeitig eine ähnliche Expedition leitete, deren Arbeitsfeld jedoch mehr westlich lag und die Neusibirische Inselgruppe in sich schloß.

Bei sämtlichen Versuchen, nach Norden vorzudringen, stießen Wrangell und seine treuen Gefährten, der Steuermann Kosmin und der Midshipman Matjuschkin, auf offene Stellen im Eise, die jeden Versuch weiter zu fahren, unmöglich machten.

Von einen dieser Vorstöße im J. 1822 berichtet Wrangell in einer so lebendigen und anschaulichen Weise, daß wir es uns nicht versagen mögen, diese Episode mit seinen eigenen Worten wiederzugeben, zumal sie bezeichnend sind für den Autor selbst, wie für die Entbehrungen und Gefahren seines Unternehmens:

„Am 25. März stellte sich dichter Nebel ein, der Wind änderte sich, wodurch die Strömung nachließ und sich an mehreren Stellen die im Eise entstandenen Spalten wieder schlossen, aber dessenungeachtet war unsre Lage auf der weit und breit umher zerborstenen lockeren Eisfläche, die beim ersten, auch nur mittelmäßigen Seewinde in Bewegung geraten konnte, so bedenklich, daß ich absolut keine Rücksicht auf die Ermattung der Hunde nehmen durfte, sondern beschloß, sie ohne den mindesten Zeitverlust zur Bergung unsrer Lebensmittel aufs Festland zu benutzen. Wir brachen auf, kaum aber waren wir 3 Werst gefahren, als die Spur unsres erst vor wenigen Tagen zurückgelegten Weges sich in frischen Torossen[1] verlor und diese Torosse so wie Eisspalten die Fahrt überaus erschwerten. Um nun weiter zu kommen, waren

[1]) „Toross" ist die jakutische Bezeichnung für Anhäufungen von Eisschollen, die manchmal eine Höhe von 100 Fuß und mehr erreichen.

wir genötigt, einen Teil unsrer Ladung abzuwerfen. Allein auch dieses Opfer half nicht auf lange, denn als wir noch mit vieler Mühe 2 Werst zurückgelegt hatten, verschwand alle Hoffnung zwischen den offenen Stellen durchzukommen, die sich jetzt bereits so weit ausdehnten, daß im Westen das Meer mit seinen umhertreibenden Eismassen offen vor uns lag, und durch die aus demselben aufsteigenden dichten Dünste der ganze Horizont verfinstert ward. Im Süden lag zwar scheinbar noch eine Eisfläche vor uns, sie bestand aber aus kleiner größeren Bruchstücken oder Eis-Inseln, und auch zu diesen konnten wir wegen des uns von ihnen trennenden offenen Wassers nicht gelangen.

„So von allen Seiten abgeschnitten, sahen wir der hereinbrechenden Nacht mit banger Erwartung entgegen. Zu unsrem Glück war die Luft beinah ganz still und das Meer ruhig, hievon nur und von dem in der Nacht zu gewärtigenden Frost konnten wir Rettung erwarten. Wirklich trieb auch ein sich erhebender leichter Nordwestwind während der Nacht die Eis-Insel, auf der wir uns befanden, allmählich nach Osten, nach der oben erwähnten Eisfläche hin. Um diese vollends zu erreichen, zogen wir mit Stangen die kleineren herumschwimmenden Eisschollen zu uns heran, und bildeten daraus eine Art von Brücke, die der Nachtfrost zusammenkittete, so daß wir es wagen durften, uns ihr anzuvertrauen. Diese Arbeit war noch vor Sonnenaufgang am 27. März beendigt; wir eilten, aus dieser üblen Lage herauszukommen, und erreichten glücklich jene Eisfläche. Aber kaum hatten wir auf derselben eine Werst zurückgelegt, als wir uns aufs neue in einem Labyrinth von offenen Stellen befanden, die uns nach allen Seiten hin den Weg abschnitten. Da alle uns umgebenden Eisschollen kleiner waren als die, auf welcher wir uns befanden (sie war 75 Faden im Durchmesser), und da wir aus verschiedenen untrüglichen Merkmalen einen Sturm voraussahen, so hielt ich es für sicherer, denselben auf dieser größeren Eismasse, die uns doch mehr Sicherheit gewährte, abzuwarten, und so verhielten wir uns ruhig und ergaben uns in das, was die Vorsehung über uns beschließen würde.

„Bald zeigten sich die Vorboten des herannahenden Unwetters, finstere Wolken stiegen am westlichen Horizonte auf, die ganze Atmosphäre füllte sich mit feuchten Dünsten. Plötzlich trat ein scharfer Westwind ein, der in weniger als einer Stunde zum orkanartigen Sturme anwuchs. Das furchtbar aufgeregte Meer schleuderte die umherschwimmenden Eisschollen in allen Richtungen

gegen einander. Hier richteten sich zwei ungeheuere, haushohe Eisflächen aufrecht in die Höhe, stunden ein paar Augenblicke gleich schlagfertigen Kampfern gegen einander und stürzten sich dann krachend und zischend über einander her in den Fluten hinab, — dort wurden gigantische Eisberge wie leichte Federbälle hoch auf die Gipfel der tosenden Wogen erhoben, und dann auf die zunächst liegenden Eisfelder geschleudert, die sie mit furchtbarem Getöse zertrümmerten. Es war ein schreckliches, riesiges Bild der bis aufs Höchste aufgeregten Polarnatur. — In der peinlichsten Untätigkeit starrte unser kleines Häuflein auf der hin und her geworfenen Eis-Insel in den grausigen Kampf des wütenden Elementes, jeden Augenblick erwartend, daß auch wir von den Wogen verschlungen würden.

„Drei qualvolle Stunden waren in dieser schrecklichen Nacht verbracht, noch hielt die Eismasse unter uns zusammen, — aber plötzlich ergriff sie der Sturm und schleuderte sie mit ungeheurer Gewalt gegen eine andre, größere Eisfläche — ein fürchterlicher Ruck, ein betäubendes Getöse, und wir fühlten unter uns die Eismasse zerdröckelnd nachgeben und das Wasser überall hervorquellen, der Augenblick unsres Unterganges war da! Aber in dem furchtbaren, entscheidenden Moment, wo Rettung unmöglich schien, rettete uns der jedem lebenden Wesen angeborene Trieb der Selbsterhaltung; instinktiv sprangen wir alle zugleich auf die Schlitten, trieben die Hunde an, ohne zu wissen wohin, flogen pfeilschnell über die sinkenden Eisdrocken auf das Eisfeld, an welchem wir gestrandet waren, und erreichten glücklich eine noch festsitzende mit hohen Torossen besetzte Eismasse, wo unsre Hunde von selbst stille hielten. Wir waren gerettet! — Freudig umarmten wir uns, und vereint dankten wir Gott für unsre wunderbare Rettung. Aber das Brüllen des immer noch mit furchtbarer Wut tobenden Sturmes, das betäubende Krachen der übereinander stürzenden Eismassen mahnte uns, nicht lange hier zu verweilen. Nach einer kurzen Rast und ohne unsre vollständig durchnäßten Kleider zu trocknen, eilten wir südwärts, der sichtbaren Küste zu, die uns den Weg zu unserm ersten Vorratskeller andeutete. Zu diesem gelangten wir gegen Abend, luden soviel als nur irgend möglich auf unsre Narten und fuhren gleich weiter, um noch vor völligem Eintritt der Dunkelheit die Küste zu erreichen. Dies gelang. Wir schlugen unser Nachtlager unweit der Mündung eines Flußes, am Fuße eines Felsens auf, der einigen Schutz gegen den Sturm und die Möglichkeit darbot ein Feuer anzumachen, um unsre Kleider etwas

zu trocknen, und nach so vielen, in beständiger Lebensgefahr verbrachten Stunden einmal wieder etwas Nahrung zu uns zu nehmen, besonders aber uns durch eine Portion heißen Tees zu stärken."

Auch bei dem letzten, im März 1823 nördlich von Kap Jakon unternommenen Vorstoß gerieten die kühnen Reisenden in größte Lebensgefahr, und den Bericht über diese letzte Fahrt schließt Wrangell mit folgenden Worten:

„Mit dem schmerzlichen Gefühle der Unmöglichkeit, die sich uns entgegenstellenden Naturereignisse zu überwinden, schwand uns auch die letzte Hoffnung, das rätselhafte Land zu entdecken, an dessen Dasein wir noch nicht zweifeln durften. Wir mußten das Ziel aufgeben, das wir während drei Jahren unter beständigen Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren zu erreichen gestrebt hatten. Wir hatten getan, was uns Pflicht und Ehre geboten, — jetzt wäre es zwecklos und unvernünftig gewesen, gegen die klar erwiesene Unmöglichkeit, gegen die Übermacht der Elemente kämpfen zu wollen, und ich entschloß mich den Rückweg anzutreten!"

Von diesem offenen Wasser im sibirischen Eismeere, das als die „große Polynja" bezeichnet wird, hat die wissenschaftliche Welt Europas zuerst durch Wrangell erfahren und wesentlich auf diese Entdeckung gründete sich der Plan des schwedischen Forschers Nordenskjöld, das asiatische Festland in einem Dampfer zu umschiffen, was er bekanntlich im J. 1878—79 auf der Vega in glänzender Weise ausführte.

Die Resultate seiner Expedition hat Wrangell in einem russischen Werke niedergelegt, das aber erst im J. 1841 im Druck erschien. Zwei Jahre früher hatte ein Herr v. Engelhardt (ehemaliger Direktor des kaiserlichen Lyzeums) eine deutsche Bearbeitung nach dem russischen Manuskript hergestellt, diese Übersetzung erschien mit einem sehr ehrenvollen Vorwort des berühmten Geographen K. Ritter, bald darauf eine französische Übersetzung mit einem Vorworte A. v. Humboldts und eine englische mit einer Vorrede des Physikers Sabine.

In diesem Werke giebt Wrangell auch eine ausführliche Geschichte der Erforschung der Nordküste Sibiriens, die auf Grund der Originalarbeiten zusammengestellt, bis jetzt die beste Geschichte

der denkwürdigen russischen Leistungen auf diesem Gebiete menschlicher Tätigkeit bildet. Die richtige Würdigung der relativen Zuverlässigkeit der verschiedenen Forscher zeugt von Wrangells klarem, durch eigne Erfahrung geschärftem Urteil. Die Darstellung seiner eignen Erlebnisse zeichnet sich durch große Anschaulichkeit und Lebendigkeit aus und man kann K. Ritter nur beipflichten, wenn er in seiner Vorrede sagt: „Die ungemein anziehende und würdige Darstellung der Reisekampagnen wird sich selbst schon ihre Leser verschaffen, da man zugleich von Schritt zu Schritt das Heldenmütige, wie das Bekannte der ganzen Unternehmung, im fortwährenden Kampfe mit den gewaltigsten Naturkräften und den dürftigsten menschlich geselligen Verhältnissen, zu bewundern Gelegenheit hat."

Die wissenschaftliche Welt hat die Anstrengungen und Leistungen der Wrangellschen Expedition voll gewürdigt, besonders in England, wo man durch die eignen, zahlreichen Polarexpeditionen mit den Schwierigkeiten derartiger Unternehmungen vertraut war. Der berühmte Astronom Sir John Herschel, damals Präsident der „Königlichen Gesellschaft", schrieb nach Erscheinen der englischen Übersetzung von Wrangells Reisebeschreibung „Dieses Werk ist eins der interessantesten Bücher, die ich je gelesen, als Bericht von fast übermenschlichen, erfolgreichen und andauernden Anstrengungen, entsetzliche, grausige Schwierigkeiten zu überwinden. Daß Menschen überhaupt in solchen traurigen Gebieten bestehen konnten, ist erstaunlich; daß sie aber durch Jahre hindurch mit solcher Energie, solchem Eifer, unter solchen Entbehrungen und sich solchen Gefahren aussetzend, sich der Verfolgung eines rein idealen Zieles hingeben konnten, — der Lösung geographischer Fragen von ausschließlich wissenschaftlicher Bedeutung, — ist in der Tat bewunderungswürdig. Es spricht sich darin eine wahrhaft großartige, hartnäckige Kühnheit aus."

Im Winter 1823—24 löste Wrangell die Expedition auf und trat über Jakutsk und Irkutsk den Rückweg nach Petersburg an. Auch von dieser Reise im kalten Winter giebt er in seinem Werke eine fesselnde Schilderung.

„Nachdem wir," erzählt er, „das Weihnachtsfest in Werchojansk gefeiert hatten, machten wir uns am 27. Dezember auf den Weg nach Jakutsk. Die Kälte ließ nicht nach, mein Thermometer zeigte

beständig 40° R. unter dem Gefrierpunkt. Wenn bei solcher Kälte eine Reise im Schlitten schon sehr beschwerlich ist, so wird sie zu Pferde fast unerträglich. Ohne eigene Erfahrung kann man sich keine Vorstellung von den wirklichen Leiden machen, mit denen ein solcher Ritt verknüpft ist. In eine dicke, steife Pelzmasse von 30 bis 40 Pfund vom Kopf bis zu den Füßen gehüllt, kann man sich absolut nicht bewegen und nur gleichsam verstohlen unter dem dicht bereiften Bärenkragen, der mit einer das ganze Gesicht verdergenden großen Pelzmütze zusammenhängt, etwas äußere Luft einatmen, diese aber ist so scharf, daß sie ein ganz eigenes schmerzhaftes Gefühl im Schlund und Lunge hervorbringt. Der Reisende ist dabei immer während 10 Stunden und drüber (so lange geht der Zug von einem Nachtlager und Futterplatz zum andern) auf sein Pferd gebannt, weil es in der unbeholfenen Pelzkleidung unmöglich ist, auch nur einige Schritte in dem tiefen Schnee zu waten, durch welchen selbst die geübten Pferde sich nur mit Mühe durcharbeiten.

„Diese armen Tiere sind übrigens ebenso übel daran wie die Reiter, denn außer der ungeheuren Kälte im Allgemeinen, unter der sie denn doch auch am Ende leiden müssen, setzen sich ihnen dicke Eiszapfen in den Nüstern fest, die ihnen das Atmen übermus erschweren, dies äußert sich durch häufiges ängstliches Schnarchen und krampfhaftes Schütteln des Kopfes, wo dann die Führer bei der Hand sein müssen, um die Tiere durch Entfernen der Eiszapfen vor dem Ersticken zu bewahren. Auf schneelosen Eisflächen geschieht es nicht selten, daß ihnen bei gar zu argem Froste die Hufe bersten.

„Die Karawane ist immer von einer dicken Dampfwolke umgeben, die sich durch die Wärme bildet, welche nicht nur die lebenden Körper, sondern auch der Schnee ausdünsten, denn sogar dieser dampft bei der furchtbaren Kälte, die ihn zusammenpreßt und ihm gestattet, eine Art verhältnismäßig warmer Temperatur zu haben. Diese Ausdünstungen verwandeln sich augenblicklich in Millionen feiner Eisnadeln, mit denen die ganze Luft erfüllt ist und die in derselben ein immerwährendes leichtes Geräusch hervorrufen, ähnlich dem beim Zerreißen eines Stückes dicken Seidenzeuges. — Selbst das Rennntier, dieser ewige Bürger des höchsten Nordens, sucht einigen Schutz vor der schrecklichen Kälte in den Wäldern, auf der Tundra, wo es diese nicht hat, drängt die ganze Herde sich so nah als möglich an einander, um sich gegenseitig etwas zu erwärmen; so sieht man sie denn oft in dichten

Haufen regungslos dastehn. Nur der finstere Wintervogel, der Rabe, durchschneidet nach hin und wieder mit mattem, langsamem Flügelschlag die eisige Luft, und ein dünner, dunstartiger Streif, der als Spur seines einsamen Fluges hinter ihm her zieht, bezeugt, daß sein Körper noch einige tierische Wärme auszudünsten hat.

„Aber nicht bloß auf die Tierwelt, sondern auch auf die Vegetation und auf die unorganische Natur erstreckt diese Frost seine Wirkung; nichts widersteht ihm. Die dicksten Baumstämme bersten mit gewaltigem Knall, der in dieser Wüste wie ein Signalschuß auf hoher See klingt. Der Erdboden auf der Tundra und in den felsigen Tälern zerberstet krachend und es bilden sich gähnende Spalten, aus denen das tief im Schoße der Erde verborgene Wasser dampfend hervorquillt, um augenblicklich zu Eis verwandelt zu werden. Ungeheure Felsmassen werden gesprengt, von ihrem tausendjährigen Lager losgerissen, rollen sie mit donnerähnlichem Getöse herab und erschüttern in ihrem gigantischen Sturz fühlbar die Atmosphäre.

„Selbst über die Erde hinaus wirkt diese Kälte: die so oft und mit Recht gepriesene majestätische Pracht des tiefblauen Vaterhimmels verschwindet in der durch den ungeheuren Frost verdickten Atmosphäre, wohl sieht man die Sterne am Firmamente blinken, aber ihr Glanz ist getrübt, ihre Strahlen sind matt, und der geheimnisvolle, poetische Zauber einer Mondnacht erstirbt hier, wo die starre Natur unter dem schattenlosen Weiß des ewigen Leichentuchs begraben, in ihrer furchtbaren Einförmigkeit der Phantasie auch nicht den geringsten Gegenstand darbietet, an den sich ein poetisches Gefühl knüpfen könnte. — Und welche Einbildungskraft, welches dichterische Feuer könnte auch da wohl noch tätig sein, wo nichts mehr sich regt, wo die ganze letzte Wirkungskraft des Menschen auf das, ich möchte sagen tierische Bestreben reduziert ist, sich gegen das Erfrieren zu wehren."

Als Wrangell in Irkutsk ankam, war seine Gesundheit von all den bestandenen Strapazen und Beschwerden angegriffen und namentlich war er von heftigsten rheumatischen Leiden geplagt. Der Generalgouverneur von West-Sibirien ließ ihn nicht weiterreisen, sondern veranlaßte ihn in den warmen Heilquellen, die unweit Irkutsk dem Gebirge entströmen, Linderung zu suchen. Die heißen Bäder verhalfen dem kräftigen Körper zur Genesung. Noch von Nuhne-Kolymsk aus hatte Wrangell an das Ministerium

ein Gesuch gerichtet, ihm zu gestatten noch ein oder zwei Jahre im Norden zu bleiben, um einen erneuten Versuch zu machen, das Land im Norden von Kap Jakan, zu erreichen. Er wollte dazu eine frühere Jahreszeit benutzen, in der Hoffnung das Meer dann überall gefroren zu finden. In Irkutsk hatte er eine Ablehnung dieses Gesuches vorgefunden und kehrte nach beendigter Badekur im Herbst 1824 nach Petersburg zurück, wo er noch mit der Bearbeitung der gewonnenen Resultate beschäftigt war, als ihm im J. 1825 das Kommando des Schiffes „Krotky" anvertraut wurde, das Proviant und dergleichen aus Kronstadt nach dem fernen Kamtschatka und zu den russisch-amerikanischen Besitzungen bringen sollte. Es war dieser Transport bis dahin zu Lande bewerkstelligt worden, was kostspielig und beschwerlich war. Der erste russische Weltumsegler, Krusenstern, hatte die Beförderung zur See vorgeschlagen und den ersten Versuch sollte der „Krotky" unter Wrangells Führung machen.

Im J. 1827 kehrte Wrangell mit dem Schiffe zurück. Leider ist das Manuskript mit der Beschreibung dieser Reise und den gemachten Beobachtungen, das Wrangell für den Druck bearbeitet und im Ministerium eingereicht hatte, spurlos verschwunden.

Durch die Umsicht und Tatkraft bei Erfüllung aller seiner Aufgaben hatte Wrangell die Aufmerksamkeit des jungen Kaisers auf sich gelenkt, er wollte ihn zum Kommandeur eines Linienschiffes und einer Flotteequipage (die für den Winter vereinigten Mannschaften des Linienschiffes und mehrerer kleinerer Schiffe) ernennen, allein Wrangell legte, durch den Marineminister Moller, Sr. Mt. die Bitte vor, ihm vorerst das Kommando einer Fregatte anzuvertrauen, was der Kaiser gnädigst genehmigte und während des Baues dieser Fregatte würdigte er wöchentlich 1 bis 2mal den Kommandeur eines Gespräches. Trotz dieser günstigen Dienstverhältnisse sagte der Formalismus des damaligen Dienstes dem tatkräftigen Mann nicht zu; er wollte ein freieres, weiteres Feld seiner Tätigkeit und ergriff mit Freuden den Vorschlag, sich als Kandidat für den Posten eines Gouverneurs der russisch-amerikanischen Besitzungen zu melden. Auf sein Gesuch wurde ihm vom Minister der Bescheid „S. Mt. wünscht Sie zu höheren staatsmännischen Posten zu führen." Allein Wrangell blieb bei seinem

Wünsche und wurde im J. 1829 Allerhöchst zum Verweser der Besitzungen der Russisch-amerikanischen Kompagnie[1] ernannt.

Wrangell war sich dessen bewußt, daß er sich nicht mit voller Kraft einer solchen Aufgabe im fernen, unzivilisierten Lande widmen könne, wenn ihm nicht eine Lebensgefährtin zur Seite stände, bereit die Sorgen und die Einsamkeit mit ihm zu teilen. Er war entschlossen sich seine Gemahlin nur in der Heimat zu wählen, fuhr zu diesem Zwecke nach Reval mit der Absicht die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, Frl. v. M., zu machen, auf die er durch seine Verwandten aufmerksam gemacht war. Als die Postkutsche, in der die Reise von Petersburg nach Reval gemacht wurde, an ihrem Ziele angelangt war, erblickte Wrangell ein junges Mädchen, dessen Liebreiz ihn fesselte: „Kennst du die Gesellschaft, die eben in den Gasthof hineintritt?" fragte er seine Cousine, die ihn auf dieser Reise begleitete. „Gewiß, es ist die Baronin R. mit ihren Töchtern." „Und dieses blonde Mädchen, mit dem großen Hut und dem karierten Mantel?" „Die zweite Tochter — Lisinka R." „Mache mich mit der Familie bekannt." — Das geschah, und Wrangell begleitete die Familie R. bis an ihr Haus, wor dann täglich ihr Gast und war nicht zu bewegen sich auch nach Frl. v. M. anzusehen. Sein Entschluß wor gefaßt und er steuerte direkt auf sein Ziel los. Das 18jährige Mädchen, deren Anblick auf Wrangell solchen Eindruck gemacht, war in seltenem Maße mit reichen Gaben des Geistes und Gemütes ausgestattet und fesselte bei näherer Bekanntschaft das Herz des rauhen Seemanns für immer.

Nach zwei Wochen hielt er um ihre Hand an, zwei Wochen später war die Hochzeit und nach fernerem zwei Wochen reiste das glückliche junge Paar über St. Petersburg und Moskau nach Irkutsk, von wo ein Abstecher nach der chinesischen Grenzstadt Kiachta gemacht wurde, um mit den dortigen Großhändlern Handelsverbindungen für die russisch-amerikanische Kompagnie anzuknüpfen. In Irkutsk wurde das erste Kind geboren. Mit dem 4wöchentlichen Säugling wurde die beschwerliche Reise nach Sitka fortgesetzt: 2500 Werst in einer bequemen Barke den Lenastrom hinab bis Jakutsk, dann 1300 Werst zu Pferde,

[1] Im J. 1864 sind diese Besitzungen, samt der anstoßenden Aleutischen Inselgruppe, den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika verkauft worden.

40 Tage und 40 Nächte immer im Freien, unter Zelten rastend, durch Urwälder und über Gebirge nach Ochotsk, wobei das Töchterchen in einem am Sattel eines Pferdes befestigten Korbe untergebracht werden mußte. In Ochotsk bestieg man ein Segelschiff, das nach 30tägiger stürmischer Fahrt die junge Familie nach Nowo-Archangelsk auf der Insel Sitka, dem Hauptorte der russisch-amerikanischen Besitzungen, brachte.

Nach 5jährigem Aufenthalt in Sitka kehrten Wrangells 1836 über Mexiko, New-York und Havre nach St. Petersburg zurück. Damals waren die Postverbindungen mit diesen entlegenen Ländern noch so mangelhaft, daß nur zweimal jährlich Briefe aus der Heimat erhalten und ebenso selten dorthin abgeschickt werden konnten. Wrangells hatten in Sitka den großen Schmerz erleben müssen, ihr erstes Kind, das reizende Töchterchen, zu verlieren; ein Sohn war in Sitka geboren, und mit dem aufgeweckten Jungen und seiner aleutischen Wärterin wurde die Rückreise bewerkstelligt, die, wenn auch nicht so beschwerlich wie die Reise durch das unwirtliche Sibirien, doch manche Gefahren bot, denn Mexiko, durch das sie wegen diplomatischer Verhandlungen ihren Weg genommen hatten, war damals in hellem Aufruhr. Es war Wrangells vergönnt, die teuren Ihrigen wohlbehalten wiederzufinden, nach so langer, banger Trennung.

Als Wrangell nach seiner Rückkehr von Kaiser Nicolaus I. in Audienz empfangen wurde, waren es vornehmlich zwei Punkte, über die er nähere Auskunft geben mußte. Der erste Punkt betraf einen Konflikt, in den Wrangell durch eine kühne und rasch ausgeführte Besetzung einer Flußmündung auf dem amerikanischen Kontinent mit der englischen Hudsonbai-Kompagnie geraten war, deren Besitzungen an die der russisch-amerikanischen Gesellschaft grenzten. Die Engländer glaubten sich in ihrem durch Traktate fixierten Recht geschädigt und verlangten einen Schadenersatz von vielen 100,000 Rubeln. Der russische Kanzler Nesselrode glaubte den Engländern ihr Recht zugestehn zu müssen und hatte dem Kaiser die Angelegenheit in diesem Sinne dargestellt. Dieser hatte Wrangell äußerst gnädig empfangen und sich über die Lage der russischen Besitzungen berichten lassen, äußerte aber in Bezug auf diesen Konflikt wörtlich folgendes: „Den Engländern darf man zwar nicht gestatten, uns auf den Fuß zu treten, die Traktate

muß man aber heilig halten." Wrangell bat um die Genehmigung, das Rechtmäßige seiner Handlungsweise vor einem Schiedsgericht zu erweisen. Es sei hier bemerkt, daß es ihm in der Tat später gelungen ist, durch mündliche, mit dem Direktor der Hudsonbai-Kompagnie, Simpson, in Hamburg gepflogene Verhandlungen diesen rechtlich denkenden Mann davon zu überzeugen, daß er, Wrangell, sich damals nicht in Widerspruch mit dem Wortlaut des Traktates gesetzt habe. Simpson zog nicht nur die Entschädigungsforderung zurück, sondern schloß auch noch einen für beide Teile sehr günstigen Vertrag ab, der die freundnachbarlichen Beziehungen beider Gesellschaften derart festigte, daß sie selbst während der Kriegszeit 1854—56 bestehen blieben.

Der andre wichtige Punkt, um den es sich in jener Audienz beim Kaiser handelte, war folgender: Die russisch-amerikanische Kompagnie besaß an der Küste von Mexiko eine kleine Ansiedlung, Ross genannt, die seit ihrer Besitzergreifung der Gesellschaft nur Unkosten, aber keinen Gewinn eingebracht hatte. Wrangell war im Laufe seiner Verwaltung zweimal in Ross gewesen, hatte die Verhältnisse genau studiert und war zu dem Schlusse gekommen, daß die Besitzung in ihrem gegenwärtigen Bestande niemals Nutzen bringen könne, dagegen aber einer günstigen Entwicklung fähig sei, wenn man sie durch Landerwerb erweiterte, wozu sich namentlich ein fruchtbares, hinter den Uferhügeln gelegenes Tal sehr eignete. Dazu war aber die Genehmigung der Republik Mexiko nötig, die schon im J. 1825 von Spanien abgefallen war, jedoch immer wieder von Zeit zu Zeit sich der Bestrebungen des Mutterlandes, die verlorene Kolonie wieder zu erobern, erwehren mußte. — Um diese Angelegenheit zu ordnen, hatte Wrangell seinen Rückweg über Mexiko genommen und in einer dem Kaiser überreichten Denkschrift dargelegt, daß die Mexikanische Regierung geneigt sei, die Landerwerbung der Russen zu genehmigen und selbst zu unterstützen, wenn die russische Regierung die Republik anerkennen würde. Es lag der mexikanischen Regierung damaliger Zeit viel an der Anerkennung seitens des mächtigen und einflußreichen russischen Staates, weil gerade in jenen Jahren Spanien erneute Versuche machte, Mexiko wieder zu erobern, und unter diesen Umständen war es von großer Wichtigkeit, von ganz Europa als gleichberechtigte kriegführende Partei anerkannt zu werden. Der

Kaiser wies jedoch diesen Weg, als mit seinen Überzeugungen und seiner Würde unvereinbar, von der Hand, und als Wrangell sich die Bemerkung erlaubte, Preußen habe durch Ernennung eines Generalkonsuls einen sehr vorteilhaften Handelstraktat erzielt, unterbrach er ihn mit den Worten: „Bei Preußen geht der Vorteil vor der Ehre, — bei mir ist es umgekehrt.“ Infolge dieser Allerhöchsten Entscheidung wurde die Ansiedlung Roß aufgegeben, und der unwirtliche und unbedeutende Küstenstrich ist bis zur Stunde wertlos geblieben. In den weiter landeinwärts gelegenen Tälern dagegen, deren Erwerb Wrangell befürwortet hatte, sind später, als dieses Gebiet von Mexiko in den Besitz des Staates Kalifornien überging, auch Goldfunde gemacht worden.

Trotzdem Kaiser Nikolaus in solch wichtigen Punkten den Vorschlägen Wrangells seine Zustimmung versagte, war er ihm doch sehr gewogen: er beförderte ihn zum Konter-Admiral und ernannte ihn zum Direktor eines Departements im Marineministerium, was bei den damaligen Verhältnissen eine ungewöhnliche Auszeichnung war, denn es war ihm dadurch die Oberverwaltung über sämtliche Schiffsbau Waldungen im europäischen Rußland, von den Küsten des Eismeeres bis zu den Ufern der Krim, vom Ural bis zur Ostsee anvertraut. Während seine Vorgänger im Amt sich damit begnügt hatten, von ihrem Kabinet in Petersburg aus dieses Geschäft zu besorgen, unterzog sich Wrangell der Mühe, weite Reisen zu machen, um den Betrieb an Ort und Stelle zu regeln und eingerissene Mißstände zu beseitigen.

Außer dieser dienstlichen Stellung hatte Wrangell noch das gut salarierte Amt eines Direktors der Russisch-Amerikanischen Gesellschaft inne; die dankbaren Aktionäre dieser Gesellschaft hatten Wrangell dazu erwählt in Anerkennung seiner Verdienste um die Kolonie während seiner 5jährigen Amtswaltung in Sitka. Es sei hier gelegentlich bemerkt, daß Wrangell bis 1848 die Geschäfte der Kompagnie führte, sie zu nie erreichter Blüte brachte, so daß ihm, als er 1849 Petersburg verließ, von der Gesellschaft eine Leibrente von 2000 Rbl. jährlich ausgesetzt wurde. Als im J. 1861 im Reichsrat, dessen Mitglied Wrangell damals war, die Frage verhandelt wurde, ob man die russischen Besitzungen verkaufen solle oder nicht, verzichtete Wrangell freiwillig auf diese Pension und verkaufte seine Aktien, um vollkommen selbstlos seinen ganzen

Einfluß gegen diesen Verkauf aufzubieten. Es ist ihm damals nicht gelungen, den Mächten, die für den Kauf wirkten, siegreich entgegenzutreten. Es ist für ihn ein harter Schlag gewesen, dieses Feld seiner Tätigkeit und die Stätte seines jungen ehelichen Glückes in fremde Hände übergehen zu sehen. Er hat es nie verwunden.

Zwölf Jahre (1836—1848) verlebte Wrangell in der Residenz in eifriger amtlicher Tätigkeit, in regem freundschaftlichem Verkehr mit lieben Verwandten und mit der gebildeten deutschen Gesellschaft, deren Kern damals die berühmten Akademiker bildeten: K. E. v. Baer, der Astronom Struve, der Physiker Lenz, die Geologen Helmersen und Hofmann, der Sibirien-Reisende Middendorff und andre. — Zu diesem Kreise, zu dem auch Wrangells Jugendfreund Lütke[1] gehörte, entstand die erste Idee zu der im J. 1845 gegründeten Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft; Lütke wurde zum Vorsitzenden dieser Gesellschaft gewählt, Wrangell war viele Jahre Präsident der Sektion für allgemeine Geographie. Es ist bekannt, wie erfolgreich diese Gesellschaft zur Erforschung Rußlands und zur Förderung der Wissenschaften beigetragen hat, und das ist zum nicht geringen Teil das Verdienst der vorzüglichen Organisation, die ihr von den Gründern gegeben wurde und die sich bis jetzt bewährt hat, sowie auch der wissenschaftlichen Richtung, die die ersten maßgebenden Mitglieder ihr zu geben verstanden, — ihnen verdankt die Gesellschaft jene gesunde Tradition, die sie auszeichnet.

Im J. 1849 verließ Wrangell, der mittlerweile den Rang eines Vizeadmirals erreicht hatte, den Staatsdienst und zog sich auf sein Landgut Ruil in Estland zurück. Eine schwere Krankheit seiner Frau sowie Verdruß im Dienst bewogen ihn dazu, eine glänzende Karriere plötzlich abzubrechen. Im März 1854 verlor Wrangell seine heißgeliebte Gattin, die im wahren Sinne des Wortes sein Schutzengel gewesen war. Es war ein Glück für den tiefgebeugten Mann, daß im selben Jahre ihm das Anerbieten gemacht wurde, wieder in den Staatsdienst zu treten. Er nahm es an, denn jetzt war an die Spitze der Marineverwaltung der

[1] Im J. 1876 gestorben als Admiral und Präsident der Akademie der Wissenschaften, hervorragend durch seine Forschungsreisen zur See, Erzieher des späteren Generaladmirals Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch. Wurde 1863 in den Grafenstand erhoben.

jugendliche, hochbegabte und strebsame Großfürst Konstantin, Bruder des Kaisers Alexander II., getreten. Während eines Jahres stand Wrangell an der Spitze des hydrographischen Departements, das die Verfertigung der Seekarten und andre wissenschaftliche Arbeiten zu leiten hat, dann wurde er aber zum höchsten Amt in der Marineverwaltung, zum Verweser des Ministeriums, ernannt. Es war die nach dem Krimkriege hereingebrochene Aera durchgreifender Reformen in allen Verwaltungsgebieten, die bei der Marine zugleich mit dem Übergange von den Segelschiffen zur Dampferflotte zusammenfiel. In dieser Zeit allgemeinen Aufschwungs galt das Marineressort als vorbildlich für die übrigen Ministerien, und wenn das auch zum großen Teil das Verdienst der feurigen Initiative des jugendlichen General-Admirals war, so mußte naturgemäß das Schwergewicht der eigentlichen Arbeit seinem nächsten Gehilfen, dem Verweser des Ministeriums, zufallen, der seine administrative Erfahrung und Tatkraft mit voller Hingebung in den Dienst der großen Sache stellte. Die bei großer Selbständigkeit des Charakters unvermeidlichen dienstlichen Konflikte waren auch Wrangell nicht erspart und trugen viel dazu bei, daß seine Kraft plötzlich erlahmte und er genötigt war im Herbst 1857 zu seiner Erholung ins Ausland zu reisen.

Wenn die riesige Arbeitslast in dieser Zeit seiner erneuten dienstlichen Tätigkeit es Wrangell auch erschwerte, sich in früherem Maße an den Arbeiten der gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er war, zu betätigen, so machte er doch seinen Einfluß stets zu gunsten kultureller Bestrebungen jeder Art geltend. So war er auch unter andrem einer der Gründer und langjähriger Vorsitzender der „Unterstützungskasse der evangelischen Kirche Rußlands". — Wrangell kehrte zwar 1859 wieder nach St. Petersburg zurück, um seinen Sitz im Reichsrat, zu dessen Mitglied er ernannt worden war, einzunehmen, aber seine geschwächte Gesundheit, vornehmlich ein Augenleiden, das er sich auf den Schneeflächen Sibiriens zugezogen, zwang ihn, sich 1862 definitiv von den Staatsgeschäften zurückzuziehen.

Die letzten Jahre seines Lebens brachte er teils im Auslande, teils auf seinem Gute Ruil zu. Sein reger Geist fand in einer ausgedehnten Korrespondenz mit Gelehrten und Staatsmännern des In- und Auslandes Betätigung und manche als Manuskript

gedruckte Denkschrift über staatswirtschaftliche und agrarische Fragen entstammte in dieser Zeit der gezwungenen Muße seiner Feder. Es tritt auch in diesen Schriften sehr scharf seine hervorragende Fähigkeit hervor, das Wesentliche jeder Sache zu erkennen und seinen Gedanken den bündigsten und klarsten Ausdruck zu geben. Bei ihm hatte das Wort Vollaires „le style — c'est l'homme" volle Geltung. Er starb an einem Herzschlage am 25. Mai 1870 in Dorpat, nachdem er noch die Ställen besucht hatte, wo er seine Kindheit verbracht.

Wrangell war von seinen Monarchen der höchsten Auszeichnungen gewürdigt worden, gelehrte Körperschaften hatten ihm ihre Anerkennung gezollt. Er aber suchte nicht in äußeren Dingen seine Ehre. Ein gläubiger, wahrhaft demütiger Christ, sah er seine Lebensaufgabe in strenger Pflichterfüllung, in unbeugsamem Einstehen für Recht und Wahrheit, unbekümmert um Lob und Tadel der Menschen. Das Bild eines Ehrenmannes von scharfem Urteil, kräftigem Willen und gütigem Herzen hat Wrangell hinterlassen im Herzen all der vielen Menschen, hoch und niedrig, mit denen sein bewegtes Leben ihn in Berührung gebracht.

Seine baltische Heimat, die er so treu und warm liebte, kann stolz auf ihn sein.

# Literariſche Rundſchau.

## Ein Syſtem der politiſchen Anthropologie.

Drei große Laien haben die Anthropologie volkstümlich gemacht: Gobineau, Nietzſche und H. St. Chamberlain. Keiner von ihnen beſaß exakte Kenntniſſe in der Menſchenkunde, doch kam der erſte unter ihnen, der geniale franzöſiſche Graf Gobineau, den durch die heutige hiſtoriſch-anthropologiſche Schule aufgedeckten Wahrheiten bereits ſehr nahe. Seine Anſchauung, daß die germaniſche Raſſe alle blonden, hellhäutigen Menſchen umfaſſe, läßt ſich allerdings nicht aufrecht erhalten, denn dann müßten die flachsblonden Eſten reinere Germanen ſein als die meiſt brünetten Oberbayern und Schwaben. Die Eſten ſind ein Miſchvolk mit vorwiegend germaniſcher Haut- und Haarfarbe, aber mit unverkennbar mongoliſcher Schädel- und Geſichtsbildung, während bei den Süddeutſchen der Schädel zwar häufig ſchon mongoliſche Formen zeigt, das Geſicht aber doch noch viel vom germaniſchen Gepräge bewahrt hat. Gobineau hat der Kraniologie zu wenig Beachtung geſchenkt. Doch iſt ſeine Annahme, daß alle großen und machtvollen Kulturen, auch die indiſche, perſiſche, helleniſche, römiſche durch die blonde Nordlandraſſe begründet worden ſeien, durch die neueren Forſchungen vollkommen beſtätigt worden. Ob blonde Menſchen oder ihre geiſtigen Einflüſſe auch nach China, Peru uſw. gedrungen, läßt ſich freilich nur vermuten, nicht nachweiſen. Sicher iſt nur, daß die älteſte, freilich auch die in ethiſchem und ſoziolem Sinne hinfälligſte Kultur, die ſumeriſch-akadiſch-babyloniſche, ſich unabhängig von den Einflüſſen der nordiſchen Arier entwickelt hat.

Chamberlain, der nicht ohne gute Gründe von einer kelto-germano-ſlaviſchen Raſſe ſpricht, faßt ihre Merkmale ſehr weit und bezeichnet die Köpfe Dantes und Luthers, die Miſchtypen mit vorwaltend germaniſchen Zügen ſind, noch als reine Typen. Reine Typen ſind beiſpielsweiſe die Köpfe Schillers, Moltkes, Richard Wagners. Man kann ſich ferner keinen vollkommeneren Germanenkopf als den Goethes vorſtellen. Die dunkle Pigmentierung ſeiner Haut und ſeiner Augen brauchte nach der Anſicht jüngerer Forſcher mit einer Hirnmiſchung nicht verbunden zu ſein, im Empfindungs- und Seelenleben war er vermutlich Vollblut.

Nietzsche huldigt überhaupt nicht dem Zucht-, sondern dem Kultur-Ideal und gelangt daher schließlich dazu, die farbenschillernden „Bestien" der italienischen Renaissance zu verherrlichen. Die Kultur ist aber nur das Endergebnis langer vorgeschichtlicher Auslese-Prozesse; die Gaben und Anlagen der Rassen haben sich nicht in geschichtlicher Zeit entwickelt, die der Nordland-Rasse vermutlich in den Fährlichkeiten und Schrecknissen der Eiszeit. Es gibt anthropologische und biologische Werte, die von festerem Bestand, von längerer Dauer sind. Um den Unterschied klar zu machen, will ich nur auf die Eskimos verweisen, deren anthropologischer Wert fast gleich Null ist, die aber in biologischem Sinne Menschen von höchster Widerstandskraft und guten sittlichen Anlagen sind. Eine Kultur von mehr als etwa dreitausendjähriger Dauer haben wir aber noch nicht gehabt. Es ist also fraglich, ob es dem Menschengeschlecht gelingt, dauernde Kulturwerte hervorzubringen. Die Kultur verzehrt mehr Kraft und Geist, als sie neu erzeugt. Übermenschen hat es gegeben, als noch nordische Seekönige die sturmgepeitschten Wogen auf ihren Drachenschiffen befuhren. Sie sind dahin, und Hünen, wie sie einst in die Grabhügel der nordischen Klippen und Heiden hinabgesenkt wurden, gibt es heute kaum mehr. Die Überreste der alten Wikinger fristen auf Island in Eis und Dämmerung ein trauriges Dasein. Nur im südlichen Schweden, das viele Forscher als den Urſitz der nordischen oder arischen Rasse anzusehen geneigt sind, sitzt die alte herrliche Menschenart noch in kompakteren Massen zusammen. Die Leute dort stammen aber fast durchweg von friedlichen Bauern, nur in Ausnahmefällen von Kriegsheiden und Staatengründern ab, die biologische Grundlage ist tiefer, die wundersame, geheimnisvolle Tatkraft stark herabgemindert, das Feuer niedergebrannt. Im Wesentlichen setzen sich alle Europa bewohnenden Rassen und Stämme aus 3 Haupttypen zusammen: 1) Germanen, Arier, Nordländer, die ihre Sprache auch auf unterworfene Rassen ausgedehnt haben (blonde Langköpfe mit langen Gesichtern und starken Hinterköpfen, homo europaeus, variatio flava), 2) Mittelländer (schwarzhaarige Langköpfe, homo europaeus mediterraneus), 3) Alpenländer, Turanier, Mongoten (schwarzhaarige Rundköpfe, homo brachycephalus, sive alpinus). Die dunkle und die rote Haarfarbe scheinen Mischungsergebnisse zu sein. Dies sollen einige Fingerzeige sein, wie die Theorien der drei großen Geschichtsphilosophen an der Hand streng wissenschaftlicher Kritik auf ihr richtiges Maß zurückzuführen sind.

Noch jüngere Herausforderer der Sphinx der Rassenfrage, wie Heutschel, Driesmanns, sind selbst über die Elemente der Anthropologie vollständig im Unklaren. Heutschel läßt die Germanen von den Malayen abstammen, die eine rundköpfige Mischrasse sind,

während die Germanen langkäpfig und ursprünglich ganz rasserein sind. Sehr zur rechten Zeit hat nun der Herausgeber der Eisenacher Monatsschrift „Politisch-anthropalagische Revue", Dr. phil. et med. Ludwig Waltmann, eine „Politische Anthropalagie"*) herausgegeben, die in gemeinverständlicher Sprache Aufschluß über eine ganze Anzahl wichtiger anthropalagischer Fragen gibt und manche interessante neue Hypothese aufstellt. In Nachfolgendem will ich versuchen, den Gedankengang des lesenswerten Buches in Kürze zu skizzieren, nach Möglichkeit in wörtlicher Wiedergabe der bemerkenswertesten Stellen.

Es ist eine Tatsache, schreibt Waltmann, daß den Abstufungen in den intellektuellen Begabungen der Rassen, der Neger, Indianer, Mongolen, Mittelländer eine gradweite Verminderung des Pigmentgehalts parallel läuft und daß unter den Kaukasiern die hellste Rasse zugleich die begabteste und edelste ist. Dieser Menschenschlag hat höchstwahrscheinlich in nordischen Distrikten in der Eiszeit unter harten Anstrengungen des Daseinskampfes eine Verminderung des Pigmentgehalts erworben, eine organische Veränderung, die zugleich mit einer Vervollkommnung der Körper und Geistesorganisation einherging, so daß die hellere Färbung ein indirektes Merkmal intellektueller Übertegenheit bedeutet. Das Klima übt eine bedeutungsvolle Wirkung auf die körperlichen und geistigen Leistungen aus. Sonnenschein macht eine hoffnungsvollere, mutigere und freudigere Stimmung. Starke Hitze und Kälte üben eine lähmende Wirkung aus. Nur das gemäßigte Klima hat den Befähigungsnachweis zur Hervorbringung dauernd hoher und sich immer reifer entwickelnder Kulturzustände erbracht, weil es den Menschen zu unermüdlicher Tätigkeit zwingt, während die heiße Zone einerseits erschlafft, anderseits alles mühelos gewährt, und die kalte wieder jede Tätigkeit auf primitive Formen herabdrückt. Wie wenig aber diese direkte Beziehung zwischen Rasse und Charakter ein allgemein gültiges Gesetz ist, beweist A. Kirchhoff an dem Beispiel der Azteken, das vor einem vorschnellen Schluß bewahrt, die Gemütsstimmung der Völker sei ein unmittelbares Spiegelbild ihrer Umgebung. Denn die Nachkommen der Azteken haben „unter dem Azurblau des strahlenden Firmaments von Mexiko, in einer Landschaft, die bis hinan zu den herrlichen Riesenauttanen mit ihren Schneezinnen ungleich reizvoller ausschaut, als die Gegend am Fuße des Vesuv oder des Ätna, die Schwermut bewahrt, die ihnen wie den meisten Indianerstämmen als Rassenerbe auf die Stirn geprägt ist". Anderseits zeigen die Eskimos in den lichtarmen kalten nordischen Bezirken herzlichen Frohsinn, der als Ergebnis einer natürlichen Auslese aufzufassen ist. Die Akklimatisationsfähigkeit der einzelnen Rassen ist sehr verschieden. Der

*) Eisenach u. Lpz. Thüringische Verlags-Anstalt. 1903.

Blonde kann sich in den Tropen nicht ansiedeln, noch viel weniger harten und dauernden Körperanstrengungen sich unterziehen. Nur wenn er Mischungen eingeht und immer wieder Nachschub erhält, kann er sich halten. Der Neger verfällt im Norden Lungenkrankheiten. Die beste Akklimatisationsfähigkeit für alle Zonen besitzen Chinesen, Semiten und Zigeuner, also Rassen, die eine mittlere Pigmentierung aufweisen. — Die Lebensdauer ist, abgesehen von individuellen Unterschieden, bei den einzelnen Rassen verschieden groß. Nach umfangreichen statistischen Untersuchungen ist die Lebensdauer in der gemäßigten Zone durchschnittlich eine längere, als in der tropischen und subtropischen. So überleben in Deutschland, England, Holland von 1000 Einwohnern durchschnittlich 77 Personen das 60. Lebensjahr, in Dänemark 84, in Schweden 88. Auch ist bekannt, daß bei farbigen Rassen das durchschnittliche Lebensalter viel geringer ist, als bei den weißen. Wie sehr man das Klima in seinem nachhaltigen oder fördernden Einfluß auf die Lebensdauer einschätzen mag, so ist dabei die Rassenenergie auch in Rechnung zu ziehen. Es ist eine volkstümliche Meinung, daß die älteren Leute in Deutschland viel häufiger blaue Augen zeigen, als man sie sonst zu sehen gewohnt ist. . . . Innerhalb der heller gefärbten dolichocephalen Rassen zeichnet sich die nordeuropäische durch besonders hervorragende Kulturfähigkeit aus. Die bedeutendsten Genies der Menschheit sind Vertreter dieser Rasse gewesen oder Mischlinge, in deren Adern das germanische Blut vorwiegend strömt. Die ausgezeichnetsten Menschen der neueren Geistesgeschichte waren zum großen Teil Vollblutgermanen, wie Dürer, Leonardo da Vinci, Galilei, Rembrandt, Rubens, van Dyck, Voltaire, Kant, Canova, Thorwaldsen, Wagner. Andre zeigen Vermischungen der brünetten Rasse, sei es, daß sich dieselbe namentlich in der dunkleren Pigmentierung oder, seltener, in einer Verbreiterung des Schädels zeigt, wie bei Dante, Raffael, Michelangelo, Shakespeare, Luther, Goethe, Beethoven. Gobineau hat recht, wenn er die Entartung der Völker auf Kreuzung mit niederen Rassen zurückführt, denn jedes geistig begabte Volk erleidet bei der Kreuzung mit minderwertigen Elementen unwiederbringliche Verluste. . . . Ohne Zweifel ist es ein hervorragendes Verdienst Reibmayrs, gegenüber der traditionellen Anschauung von dem Kulturwert der Rassenvermischung das Prinzip der Inzucht stärker betont zu haben. Aber es ist offenbar ein historischer und anthropologischer Irrtum, wenn er meint, daß die führenden Kasten durch Inzucht aus den Rassenmischungen hervorgegangen sind. Vielmehr sind sie durch Auslese und Reinzucht aus den von Natur überlegenen Rassenelementen hervorgegangen. Die führenden Kasten sind rein rassig oder Mischlinge mit solchen überlegenen Charakteren, die sie der begabteren Rasse verdanken. Die entoelete

Brut in Ober- und Mutekulturen war unmöglich dazu berufen, an der herrlichen Rasse der Goten und Langobarden etwas zu verbessern. . . . Guizot, List, Gobineau haben die französische Revolution als einen Rassenkampf der unterdrückten galisch-romanischen Rasse gegen den germanischen Adel erklärt. Zweifellos ist der letztere fast ganz aus germanischem Adel hervorgegangen, wie man historisch und anthropologisch beweisen kann. Das Studium der ungemein zahlreichen Portraits des französischen Adels im Museum des Louvre und in Versailles läßt fast durchweg germanische Typen erkennen. Aber der „dritte Stand" setzte sich in seinen oberen Schichten ebenfalls aus germanischen Elementen zusammen. Die Führer der Revolution waren fast durchweg Germanen, wie ihre Porträts beweisen. Die Revolution brachte nur eine andre Schicht der germanischen Rasse zur Herrschaft. Zur Macht gelangte nur die Bourgeoisie, d. h. die obere germanische Schichte des Bürgertums, wie auch in der gegenwärtigen Arbeiterbewegung, anthropologisch betrachtet, nichts als das Emporsteigen der oberen Schichten der Arbeiterklassen zur Herrschaft und Freiheit sich durchdrückt. . . Wer nicht mit einem abstrakten Menschengeist arbeitet, sondern den Menschen nimmt, wie ihn die Erfahrung in Natur und Geschichte zeigt, wird auch in Zukunft eine Klassenbildung irgendwelcher Art für höchst wahrscheinlich halten. Eine Differenzierung der Gesellschaft in Gruppen nach Fähigkeiten, Unterschieden und Bedürfnissen wird es immer geben, und daß diesen Gruppen anthropologische Unterschiede zu grunde liegen werden, dürfte nach aller natürlich-geschichtlichen Erfahrung außer Zweifel stehn.

Wertvolle Nachträge zu seiner „Politischen Anthropologie" hat Woltmann in der von ihm herausgegebenen Monatsschrift „Politisch-anthropologische Revue" in einer Reihenfolge von Aufsätzen unter dem Gesamttitel „Die anthropologische Geschichts- und Gesellschaftstheorie" veröffentlicht. Während der oben mitgeteilte Auszug aus Woltmanns Hauptwerk unter möglichster Anlehnung an den Wortlaut einen Gesamtüberblick über Inhalt und Richtung des Buches zu geben sucht, sollen nachstehend einige besonders interessante Stellen aus seinen Aufsätzen in der Monatsschrift dazu dienen, den Leser in den Kreis der Hauptvertreter der historisch-anthropologischen Schule einzuführen. Hierbei wird auch der Name unsres Landsmanns O. Seeck, der, als eine Ausnahme-Erscheinung unter den heutigen Historikern, dieser Schule nahe steht, rühmend hervorgehoben. Woltmann schreibt u. a.:

„Außer der Darwinschen Entwicklungslehre ist es besonders die „messende" Anthropologie, welche durch eine exakte vergleichende Morphologie der Rassetypen auf die Geschichts- und Gesellschaftslehre großen Einfluß ausgeübt hat. Es ist hier nicht der Ort, die Entwicklung der Anthropologie von Blumenbach bis

auf unsre Tage zu verfolgen und die Forschungsergebnisse von Retzius, Broca, Quatrefages, Virchow, Kollmann, Beddoe, Bälz, Luschan und vielen andern hier zu erörtern. Nur darauf möchte ich hinweisen, daß der sehr berühmt gewordene Virchow, wie in Sachen des Darwinismus so auch hinsichtlich der anthropologischen Rassenforschung der Wissenschaft fast mehr geschadet als genützt hat. Selten ist ein Gelehrter mehr überschätzt worden und hat ein Gelehrter sich mehr überschätzt, als Virchow, dieser Hort aller Reaktionäre, dessen Geist überall da versagte, wo es sich um tiefer gehende geschichtliche und vergleichende Zusammenhänge handelte. Vielmehr kommen hier speziell die Untersuchungen in Betracht, die man als historische und soziale Anthropologie im engeren Sinne bezeichnet und die sich an folgende Namen anknüpfen: Th. Paesche, K Penka, G. Lapauge, Ch. de Ujfalvy, O. Ammon und L. Wilser. Ich möchte noch auf einen bisher gänzlich vergessenen historischen Anthropologen aufmerksam machen, der noch früher als die genannten Autoren eine naturwissenschaftliche Grundlage aufstellte, auf J. J. d'Omalius d'Halloy, der im Jahre 1839 ein kleines Büchlein „Des races humaines ou éléments d'ethnographie" herausgab, das 1869 in 5 Auflage erschienen ist. D'Omalius d'Halloy vertritt die Lehre von der Persistenz der Menschenrassen innerhalb historischer Zeit und von der Entstehung der unterscheidenden Merkmale in vorgeschichtlichen Zuständen. Die weißen Rassen sind allen überlegen, und zwar ist die hellste die begabteste unter ihnen. Die „arische" Sprache hat ihren Ursprung von der blonden Rasse genommen und ist von hier andern Völkern aufgezwungen worden. Auch spricht er die Vermutung aus, daß die Lateiner und Griechen zum blonden Typus gehörten, von Norden her eindrangen und die eingeborene Bevölkerung unterjochten, während der Niedergang einer Kultur, z. B. in Spanien, auf das Aussterben des blonden Typus in einer Bevölkerung zurückzuführen ist. E. Gibbon hatte mit instinktivem Scharfblick die Ursachen des Unterganges des römischen Reiches in einer physischen Verschlechterung der Rasse erkannt. Neuerdings hat O. Seeck („Geschichte des Unterganges der antiken Welt") das Problem wieder aufgenommen, um an demselben Beispiel die „Gesetze des historischen Werdens und Vergehens" darzustellen... Chamberlain nennt es eine Wahnvorstellung Gobineaus, daß die von Haus aus „reinen" edlen Rassen sich im Verlauf der Geschichte vermischten und mit jeder Vermischung unreiner und unedler würden. Wenn irgend eine These des französischen Grafen wahr ist, dann ist es diese: daß die „Arier" eine reine Rasse mit besonderen morphologischen Merkmalen gewesen sind, die in hoher Körpergröße, langem Schädel, hellen Augen und Haaren bestanden. ... Es ist darum falsch, daß aus dem Völkerchaos und der

Blutmischung erst die edlen Rassen gezüchtet wurden. Ihre Naturbegabung und ihren Adel brachten die Germanen als ein Erbstück reiner Rasse aus ihrer Heimat mit. Die ungenügenden morphologischen Kenntnisse verführen Chamberlain dazu, auch brünette Menschen als reine germanische Typen hinzustellen, so Dante, Luther, Franz von Assisi, während diese in Wirklichkeit Mischlinge waren, die ihre Begabung dem germanischen Blut verdankten. Da nach Chamberlains Theorie jeder tüchtige Kerl in der Welt ein Germane sein muß, so zieht er willkürlich den Begriff des Germanen bedeutend weiter, als die anthropologischen Untersuchungen gestatten."

Eberh. Kraus.

---

## Frau von Staël und Napoleon I.

Die ein Jahrhundert alte Legende, die sich um das mehr als fünfzehnjährige Ringen der geistreichen Frau von Staël[1], der ehrgeizigen, aber von aufrichtigster Freiheitsliebe durchdrungenen, warmherzigen Idealistin, gegen den eisernen Korsen, den Mann der kaltberechnenden Staatsraison und der brutalen Tat, gewoben, hat der ernsten historischen Forschung weichen müssen. Beider Persönlichkeiten erscheinen heute in teilweise neuem Licht. — Unter den zahllosen Arbeiten der letzten Jahre, die das neuerwachte Interesse für Napoleon I. gezeitigt, ragt das vor einigen Monaten erschienene Werk des Historikers Paul Gautier[2] in bemerkenswerter Weise hervor. Ein großes, z. T. noch ungedrucktes Material, darunter viele bisher unzugängliche Quellen, wie z. B. Briefe ꝛc. aus dem reichen Familienarchiv der Herzöge von Broglie, hat der Verfasser gewissenhaft durchforscht und verwertet, die Resultate aber zu einer zwar streng objektiven, dabei jedoch ungemein reizvollen und fesselnden Darstellung verarbeitet, an der auch der verwöhnte Leser kaum etwas zu tadeln findet. Das Buch bietet Belehrung und Neues in reicher Fülle.

---

[1]) Die Tochter des Finanzministers Necker ist unter dem Namen ihres Gemahls des schwedischen Gesandten E. M. Baron Staël von Holstein, berühmt geworden. Dieser stammte ebenso wie der livländische Zweig der Familie, in direkter Linie von dem Pernauschen Bürgermeister Matthias Staal († 1650) ab, der wahrscheinlich ein Sohn des Hildebrand Staël von Holstein war.

[2]) Paul Gautier, Madame de Staël et Napoleon. Paris, Plon, 1903. 420 S.

Es handelt sich hier nicht allein um den Antagonismus verschiedener Charaktere, es ist mehr als der bloße Kampf zweier kontrastierender Energien: der schneidende Gegensatz zweier unversöhnlicher Weltanschauungen ist es, der hier zur Darstellung gelangt, und meisterhaft durchgeführt wird. Unermüdlich tritt Frau v. Stael für die Idee der Freiheit, für ihr geknechtetes Volk in die Schranken, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln schafft sie dem übermächtigen Gewaltthaber stets neue Schwierigkeiten. Er lebt seiner persönlichen Machtstellung, sie der Idee. Er kämpft mit dem Schwert um die Herrschaft Europas, sie mit dem Wort, mit Geist und Herz für die Befreiung der Völker.

Den Rahmen des packenden Gemäldes bilden die gewaltigen Ereignisse der Zeitgeschichte.

Der Friede von Campo Formio, der glänzendste, den Frankreich je geschlossen, ist unterzeichnet. Der Jubel kennt keine Grenzen. Frau v. Stael ist in heller Begeisterung, Bonaparte ist der Held, auf den sie so schmerzlich gewartet, der Mann der mit gewaltiger Hand Frankreich aus zehnjähriger Wirrnis und Anarchie erlösen, endlich die ersehnte Freiheit aufrichten soll. Getreulich will sie ihm dabei zur Hand gehen. Und sie wartet seine Ankunft nicht erst ab, sie schreibt ihm Brief über Brief nach Italien, voll überschwenglichen Lobes. Als er endlich in Paris anlangt, eilt sie ihm ungeduldig entgegen. Talleyrand vermittelt die Zusammenkunft. Aber der Sieger von Rivoli ist kühl, er mißtraut ihr. Ihr redegewandter Mund verstummt, sie findet diesem Manne gegenüber keine Worte. Doch sie rafft sich auf, seine Kälte reizt ihre Hartnäckigkeit. Sie tritt ihm wiederholt entgegen, läßt all ihre Künste spielen, versucht immer wieder Einfluß auf ihn zu gewinnen — stets mit demselben Mißerfolg. Denn er will sich nicht durchschauen, nicht raten lassen. Ihre laute indiskrete Art ist ihm zuwider. Der ärger, das Mißtrauen wächst auf beiden Seiten. Sollte er nur ehrgeizige Pläne verfolgen? Man flüstert davon. Sie wird unruhig, sie will ihn einschüchtern, ihn ihre Macht fühlen lassen.

Paris strotzt von Unzufriedenen. Sie schart die Philosophen, die Ideologen, die Republikaner um sich, sie wird die Seele der oppositionellen Bewegung, sie redet, sie intriguiert. Bonaparte ist durch seine unvergleichlich organisierte Polizei von allem unterrichtet, doch er läßt sie gewähren, er will kein Aufsehen erregen. Der glänzende ägyptische Feldzug bringt dem kühnen Korsen neuen Ruhm. Nochmals versucht sie ihn jetzt für sich und ihre Pläne zu gewinnen, — vergeblich! Der Sturz der alten Regierung am 18. Brumaire spornt sie zu energischerem Handeln an. Mit Hilfe Joseph Bonapartes setzt sie es durch, daß ihr ehrgeiziger Freund, der skrupellose Benjamin Constant als Tribun in die

neue Regierung gewählt wird. Sie glaubt ihren Einfluß auf Frankreichs Geschicke gesichert, die Freiheit gerettet. Aber die Freude ist kurz. Constant, von ihr angestachelt, hält eine heftige Rede, in der er Bonaparte zu verdächtigen sucht. Die Wirkung ist momentan. Wüthende, von Napoleon inspirierte Anfälle der Presse beweisen ihr, in wessen Händen bereits die Macht liegt. Ein Teil ihrer Freunde verläßt sie, ihr selbst droht Verbannung, ihr, der das rauschende Leben der Hauptstadt, Literatur, Kunst und vor allem politische Betätigung ebenso Lebensbedingung sind, wie die brausenden Wasser des Bergbaches der Forelle!

Die Härte Napoleons entmutigt sie nicht; sie versucht sich in andrer Weise durchzusetzen. Ihr Werk „de la litterature, in dem sie geschickt ihre Ansichten vertritt, soll ihr die Wege ebnen. Die Presse verläumdet das Buch in Grund in Boden. Napoleon, über den Erfolg des Werkes erbittert, wiederholt seine Drohung, führt sie aber nicht aus, er muß zu den Fahnen. Frau v. Stael, und viele mit ihr, hoffen auf ein Unglück im italienischen Feldzuge. Der gewaltige Sieg bei Marengo zerstört alle Pläne. Mächtiger, gefährlicher als je kehrt der Sieger heim. Tollkühn sucht die Stael in allen Salons durch Schriften, Reden, durch heimliche Komplotte das Ansehen des Konsuls zu untergraben, seiner Regierung Schwierigkeiten zu bereiten. Alle unzufriedenen Elemente scharen sich um sie. Napoleon, durch Spione von ihren Machenschaften unterrichtet, dekretiert plötzlich die Absetzung von 20 Mitgliedern des Tribunats, unter ihnen die Benjamin Constants. Das war der härteste Schlag, der Frau v. Stael treffen konnte. Sie begreift nun, daß sie nichts mehr zu hoffen hat. Als dann Napoleon bald darauf das Konkordat mit der römischen Kirche abschließt, sieht sie, die Protestantin, Frankreich verloren. Ihre Abneigung gegen ihn verwandelt sich in Haß. Sie rüstet sich zu unerbittlichem Kampf. Sie bewegt ihren Vater, den einstigen Minister Necker, zur Veröffentlichung seiner Schrift: „Les dernières vues de politique et de finance," sie selbst schreibt ihren berühmten Roman „Delphine", in dem sie für jegliche Freiheit eintritt. Beide erbittern Napoleon. Er verbietet ihr die Rückkehr nach Paris. Die Stael, von Joseph und Lucien Bonaparte unterstützt, bemüht sich vergebens um Widerrufung des Verbotes. Endlich durch Vermittlung ihrer zahlreichen Freunde, unter andrem des Polizeipräfekten Fouchet, wird ihr gestattet sich Paris auf 10 Meilen zu nähern. Sie zieht nun von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort — korrespondiert, schürt, intriguiert. Sie wagt sich mehrmals heimlich sogar mitten hinein nach Paris, Fouchet drückt beide Augen zu. Napoleon wagt nicht sie verhaften zu lassen; er verbannt sie auf 40 Meilen. Die Aufsicht wird verschärft. Fast von allen Verbindungen mit der Hauptstadt abgeschnitten,

geht sie nun nach Deutschland, Haß zu säen gegen den Übermächtigen. Die Hinrichtung des Herzogs v. Enghien, die in ganz Europa Entrüstung hervorruft, ist ihren Plänen förderlich. Ein glänzender Empfang wird überall der Feindin Napoleons zu Teil. Die Zahl ihrer Verbündeten und Freunde wächst. Sie korrespondiert fast mit der gesamten gebildeten Welt. Aug. Wilh. Schlegel, der unversöhnliche Feind Frankreichs, wird der Erzieher ihrer Kinder, und ihr ständiger Begleiter.

Unterdessen hat sich Napoleon schon 1804 zum Kaiser der Franzosen gekrönt. Frau v. Staël erleichterte ihr Herz durch eine Flut erbitterter Epigramme. Ihren Aufenthalt in Italien und Coppet benutzte sie dann zur Vollendung ihres Romanes „Corinne", 1807. Dieses England freundliche, wieder indirekt gegen Napoleon gerichtete Werk, erregt ungeheures Aufsehen. Es trägt der Verfasserin eine Verbannung auf 50 Meilen von Paris ein. Nun geht sie zum zweiten Mal nach Deutschland, und zwar über München nach Wien. Hier entfaltet sie eine erstaunliche Tätigkeit. Mit allen Mitteln sucht sie Stimmung gegen Napoleon zu machen. Sie komplottiert mit dem englischen Gesandten, sie korrespondiert auf das eifrigste mit Gentz, sie sucht ganz Europa durch ihre Worte zur Auflehnung gegen das schmähliche Joch des fremden Emporkömmlings zu entflammen. Jetzt ist der Bruch vollständig. Napoleon aufs äußerste erbittert verbietet ihr je wieder Paris zu betreten. Trotzdem wagt sie sich in die Umgebung der Hauptstadt, um aus größtmöglichster Nähe den Druck ihres neu vollendeten großartigen Werkes „de l'Allemagne" zu leiten. Auf Napoleons Befehl wird die ganze Auflage des Druckes vernichtet. Mit genauer Not gelingt es das kostbare Manuskript zu retten. Frau v. Staël, jetzt aufs strengste in Coppet bewacht, in der Verzweiflung nahe. Durch eine List gelingt es ihr endlich heimlich nach Wien zu entkommen.

Mit Jubel empfangen, wird sie hier sofort ein Mittelpunkt der ganzen antinapoleonischen Bewegung. Deutschland, Österreich kochen vor Haß gegen die Fremdherrschaft. Das Feuer glimmt unter der Asche, aber es glüht um so intensiver, ringt an die Oberfläche. — Große Dinge bereiten sich vor. Frau v. Staël schürt die Glut; sie steht, unterstützt von den englischen Emissären mit sämtlichen Regierungen in Verbindung. Aber ihre Unvorsichtigkeit, ihre politischen Taktlosigkeiten bereiten dem österreichischen Hof Schwierigkeiten. Der französische Gesandte dringt auf ihre Entfernung. Sie muß Wien verlassen. Nach beschwerlicher Reise erreicht sie Moskau, während Napoleon an der Spitze gewaltiger Heeresmassen schon in Littauen eindringt. In Moskau wie eine Fürstin empfangen, stachelt sie den Patriotismus der erregten Bevölkerung aufs äußerste an. Alles drängt sich in den Salon

der großen Feindin Napoleons. Dasselbe wiederholt sich bald darauf in Petersburg. Gesandte und Minister konferieren mit ihr. Kaiser Alexander empfängt sie wiederholt, benutzt sie als Vermittlerin zwischen Petersburg und Stockholm. Sie fordert das Bündnis zwischen Rußland und Schweden, das durch Englands Hilfe zustande kommt. Sie ist unermüdlich tätig. 1812 ist sie in Stockholm, wo sie die öffentliche Meinung mit Erfolg gegen Frankreich erregt. Von hier eilt sie nach London, wo sie von Volk und Regierung mit Begeisterung begrüßt wird. Fürsten und Minister erholen sich Rats bei ihr. Man nennt sie die „dritte Großmacht Europas." 1813 erscheint ihr Werk „de l'Allemagne". In Tausenden von Exemplaren wird es binnen wenigen Wochen über ganz Europa verbreitet, — das Aufsehen ist ungeheuer. In Deutschland, in Österreich trägt es an seinem Teile dazu bei, die Flammen zu hellstem Lodern zu bringen. Napoleon ist machtlos. Das Riesengebäude, das sich nur auf die Schärfe des Schwertes stützte, bricht zusammen. Der Rhein ist von den Alliierten überschritten, der Sturz des Gewaltigen steht nahe bevor.

Frau v. Staël triumphiert. Der Geist siegt über das Schwert. Da, als die verbündeten Heere vor Paris stehen, das große Werk der Befreiung, an der sie all' ihre Kraft gesetzt, der Vollendung entgegengeht, schlägt plötzlich ihre Stimmung um. Sie wird unsicher, zaghaft. Zugleich mit Napoleon liegt Frankreich niedergeschmettert am Boden, ihr „geliebtes Vaterland". Das hatte sie nicht gewollt. Mit der Besiegung Frankreichs schwindet die letzte Hoffnung auf die erträumte Freiheit.

Ganz Europa droht eine schwere Reaktion. Am Rhein, so hatte sie gemeint, sollten die Feinde Napoleons halt machen, ihn sollten sie vernichten, um Frankreich. Europa die Freiheit zu schenken! Endlich im Mai 1814 kehrt Frau v. Staël nach Paris zurück. Sie erkennt es kaum wieder! Überall fremde Truppen, fremde Gesichter, die Bourbonen auf dem Thron. War das das Ende allen Revolutionen, allen Ringens um Befreiung? Waren darum Ströme von Blut Jahrzehnte lang geflossen?

Das gewaltige Drama geht zu Ende. Napoleon ist nach Elba verbannt. Jetzt haßt sie ihn nicht mehr, das Unglück ist ihr heilig. Sie stimmt nicht mit ein in die maßlosen Schmähungen gegen den gestürzten Kaiser, edelmütig rettet sie ihm das Leben durch Aufdeckung einer Verschwörung. Als aber Napoleon plötzlich wieder in Frankreich landet, von seinen Veteronen umjubelt auf Paris marschiert, meint sie die Erde öffne sich unter ihren Füßen. Sie flieht nach Coppet, sie schreibt ihm, sie beschwört ihn, Frankreich eine freie Verfassung zu gewähren. Und sie glaubt seinen Versprechungen, sie tritt öffentlich für ihn ein. Waterloo macht ihrem letzten Traum ein Ende. Für den gebrochenen Riesen, für

den gefesselten Titanen auf dem dürren Felsen von St. Helena hat sie nur Worte des Mitleids, der Bewunderung.

Dieses in Kürze die Folge der hauptsächlichsten Ereignisse. Der Aufgabe, uns ein lebendiges ungeschminktes Bild der Zeit und der handelnden Personen zu geben, ist der Verfasser glänzend gerecht geworden. Klar umrissen sehen wir alle Gestalten vor uns, vorzüglich Frau v. Staël und Napoleon. Deutlich erkennen wir ihre Vorzüge, ihre Schwächen, ihr Wollen, ihr Können. Beide verfolgen hartnäckig das Ziel, das sie sich gesteckt, beide begehen Fehler auf Fehler, beide unterschätzen einander. Napoleon irrt, in der Meinung, der Geist ließe sich durch materielle Waffen besiegen, Frau v. Staël in der Hoffnung, sie könne sich durch schriftstellerischen Ruhm, durch die Macht ihres Gedankens die Rückkehr nach Paris erzwingen. Napoleon erscheint hier nicht ausschließlich als der blindwütige Tyrann, als der er oft geschildert wurde; Frau v. Staël nicht nur als die engelreine Idealistin, aber trotzdem äußerst sympathisch. Ob sie anfangs für ihn wärmer empfunden, als sie es uns gern selbst glauben machen will, ob er sie jemals ganz hätte für sich gewinnen können, mag dahingestellt bleiben. Sicher erscheint, daß Napoleon ihr gegenüber ein schlechter Politiker gewesen.

Zwei wichtige, bisher kaum, oder zu wenig betonte Momente hat Gautier meisterhaft hervorgehoben und klar bewiesen: daß, und in wiefern alle Schriften Frau v. Staëls absichtlich gegen Napoleon gerichtet waren und zweitens auf wie ungeahnt schwacher Basis die gewaltige, scheinbar so festgefügte Herrschaft Napoleons ruhte. —

Unter den vielen Vorzügen des gediegenen Buches sind es ganz besonders die Wärme und die Präzision der Darstellung, die der Lektüre so viel gallischen Reiz verleihen, die hervorragende Objektivität, die Gründlichkeit der Forschung sichern ihm bleibenden wissenschaftlichen Wert. Das große Aufsehen, das dieser vielleicht beste Band der Plonschen Sammlung in Frankreich hervorgerufen, erscheint vollauf berechtigt; denn den bisher bedeutendsten Arbeiten über die Staël, der von Albert Sorel und der von Lady Blennerhasset reiht sich die Arbeit Paul Gautiers voll ebenbürtig an die Seite.

S. v. Sivers.

**v. Holst, Dr Walter,** Über geistige Energie und persönliche Leistungsfähigkeit. Reval, Fr. Kluge, 1903. 16 S. Preis 30 Kop.

Der Autor des vorliegenden Schriftchens schildert einen Kranken, der an jener Form der konstitutionellen Minderwertigkeit leidet, die man schlechthin mit dem Namen der angeborenen Neurasthenie bezeichnet. Das Hauptsymptom dieses Zustandes bildet nur außerordentlich geringere geistige Ermüdbarkeit und daher eine einschränkung, sich voll und frei im Leben zu bewegen. Im Anschluß an dieses hervorstechende Symptom der Ermüdbarkeit knüpft der Verf verschiedene Theorieungen über geistige Energie, über persönliche Leistungsfähigkeit, über experimentaltheoretische Probleme, über den Charakter ꝛc. Wie weit es ratsam ist, medizinische Probleme mit erkenntnistheoretischen und psychologischen Fragen zu durchsetzen, wagen wir nicht zu entscheiden. Wie fürchten, daß die Medizin dabei zu kurz kommt, und die Theorierung mit physiologischen Probleme leidet. Der Standpunkt des Verfassers in Betreff der angeborenen Ermüdbarkeit und der therapeutischen Maßnahmen gegen diese stehen ganz unter dem Einfluß der Kraepelinschen Ideen und den Anschauungen, wie sie neuerdings von Möbius und andern vielfach erweitert wurden. Das Problem der Ermüdbarkeit und alle Fragen, soweit sie die Ermüdung und Erschöpfung betreffen, haben ja durch Kraepelin (vgl. Psychologische Arbeiten Bd 1) eine mächtige Förderung erfahren und bilden ein Glied jener Reihe, die dazu dient, die geistige Fähigkeit des normalen Individuums zu erforschen, d. h. eine Individualpsychologie zu schaffen. Wir vermissen leider den Hinweis auf die Heidelberger Schule und die Bestrebungen Kraepelins um die Forderung der Individualpsychologie. Der Krankheitsfall, den der Verf im Auge hat, ist zweifellos nicht nur aus einer angeborenen Anlage heraus zu erklären, sondern durch die äußeren Lebensumstände und die Erziehung so bestimmt. Wir sind der Ansicht, daß der Einfluß der Schule und die gesellschaftliche Notwendigkeit sich vorzubilden in solchen Fällen eine latente Minderwertigkeit in eine manifeste verwandelt. Typen wie sie der Autor schildert, sind das Produkt einer bestimmten Gesellschaftsklasse und fehlen der arbeitenden Bevölkerung. Der Verf. überschätzt die Rolle der Disposition und übersieht, daß der Mensch aus inneren und äußeren Faktoren zusammengesetzt ist. Die persönliche Lebenslage gestaltet sich viel komplizierter, als wir Annahme einer bestimmten, determinierten Disposition es gestattet. Die Erörterungen über geistige Energie wären am besten unterblieben, denn der Begriff der Energie ist zu unbekannt und zu wenig erforscht. Die Frage der geistigen Energie trägt nicht dazu bei, das psychophysische Problem der Ermüdbarkeit und der persönlichen Leistungsfähigkeit nach irgend einer Richtung hin zu klären (vgl. die treffliche Auseinandersetzung über psychische und physische Energie bei Wundt, Psychologie, S. 396). Desgleichen wäre es im Interesse der Sache besser gewesen, den agnostischen Hinweis auf die Grenzen des menschlichen Erkennens zu streichen. Wenige Strome von Tinte sind nicht verschrieben, seitdem Dubois-Reymond das geflügelte Wort von den Grenzen des Naturerkennens prägte und gleichsam den Bankrott des Materialismus erklärte. Dieses Problem liegt tiefer, als es den Anschein hat, und leider verbietet nur der Raum näher darauf einzugehen (vgl. Lange, Geschichte des Materialismus, Bd II, S. 344 ff.). Dagegen wäre es durchaus notwendig gewesen, mit einigen Worten darauf hinzuweisen, wo die psychologische Forschung der Gegenwart anzusetzen muß, um sich fruchtbar zu gestalten: das Verhältnis der Psychologie und Psychophysik hätte berichtet werden müssen, damit der Leser einer solchen Broschüre das Werk nicht unbefriedigt aus der Hand legt und im Energiebegriff stecken bleibt.

Summa: Unser Autor hat ein unzweifelhaftes Geschick schwierige Fragen der Erkenntnistheorie, der modernen Psychophysik und der Seelenkunde feuilletonistisch, gleichsam spielend, zu erledigen. Diese Gabe ist sehr anzuerkennen, aber sie enthält eine große Gefahr für den Leser und für den Autor. Die schillernden Wendungen, die blendenden Vergleiche, die rhetorischen Fragen verschleiern die Tatsachen und führen vom hundertsten ins tausendste. Der Vorwurf „der Ideenflucht", den der Autor selbst von sich abwehrt, ist leider begründet, und bei seiner Neigung zu gemütsamen Vergleichen, z. B. der Heranziehung „des intermittierenden Hinkens" (claudication intermittente), um die Intervalle der Ermüdbarkeit zu erklären, sollte er sich daran erinnern, daß jeder Vergleich hinkt. Ouine similis claudicat?

A.

---

**Hans Prutz**, Preußische Geschichte, Bd. III und IV. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandl. Nachf. Jeder Band zu 9 M.

Der dritte Band dieser Preußischen Geschichte, dessen zwei erste Teile früher besprochen sind, umfaßt die Zeit von 1740—1842, also einen weit umfassenden Zeitraum, der mit der Erhebung Preußens zur Großmacht durch Friedrich II. beginnt und mit der tiefsten Erniedrigung des Staates endet. Die Epoche Friedrichs d. Gr. ist im Verhältnis zu dem umfangreichen, dem großen Kurfürsten gewidmeten Raum im ersten und zweiten Bande doch gar zu gedrängt behandelt. Die Darstellung des 7jährigen Krieges läßt genaueres Eingehen auf die Kriegsereignisse und die einzelnen Schlachten vermissen, wenn auch alle Hauptmomente berücksichtigt sind. Überhaupt wird die Politik und die politischen Verwicklungen, die auseinandersetzenden Interessen der Staaten vom Prutz mit Vorliebe behandelt. Auch Prutz verwirft Max Lehmanns Hypothese, daß der 7jährige Krieg ein von Friedrich vom Zaun gebrochener Angriffskrieg gewesen sei und begründet die alte Ansicht, daß der König durch seinen Angriff nur dem ihm drohenden Koalitionskriege zuvorgekommen. Es ist schade, daß Prutz das novellistische Element, auch wo es sicher beglaubigt ist, völlig beiseite läßt, dadurch vertieft seine Darstellung stark an Frische und Lebendigkeit. Die Wiederherstellung des Staates nach dem 7jährigen Kriege wird in gedrängter Kürze erzählt. Hier wäre größere Ausführlichkeit sehr zu wünschen gewesen. Befriedigend ist die Darstellung der ersten Teilung Polens und der sie vorbereitenden politischen Verhandlungen, die sehr isolierte und gefährdete Lage Preußens nach dem Hubertusburger Frieden wird richtig betont und daraus Friedrichs Verhalten Rußland gegenüber erklärt. Katharinas II. Politik und Absicht Polen gegenüber sind dagegen nicht in das richtige Licht gestellt. Über die geradezu kolonisatorische Tätigkeit Kg. Friedrichs in Westpreußen, besonders im Netzedistrikt, wird wohl einiges berichtet, aber es wäre hier eine ausführliche Schilderung sehr am Platze gewesen, bei der auch die höchst verdienstliche Tätigkeit seiner Gehilfen Brenkenhof und Domhardt Berücksichtigung hätte finden müssen. Dagegen hätten der bayrische Erbfolgekrieg und die ihm vorausgehenden diplomatischen Verhandlungen sowie die Begründung des deutschen Fürstenbundes ohne Schaden kürzer behandelt werden können. Die innere Regierung und Verwaltung des Staates in den letzten Jahren des großen Königs werden in allzu dunklen Farben geschildert und neben den Schatten die Lichtseiten von Friedrichs Regiment auch in dieser Zeit zu wenig hervorgehoben. Welch andres Bild bietet da Kosers

unfänglich erscheinende Darstellung. Es fehlt am Schlusse bei Prutz eine zusammenfassende Charakteristik Ferdinands d. Gr. und Mirabeaus Urteil über den Staat Friedrichs, das der Verf. in umfangreichem Auszuge mitteilt, ist geistreich, aber doch einseitig und durchaus nicht das eines unbefangenen Beobachters und Historikers.

Friedrich Wilhelm II. Persönlichkeit und Regierung finden bei Pr. eine höchst ungünstige Beurteilung und hier ist sein scharfes Urteil wohl berechtigt, wenn auch manche Vorgänge der Regierung Friedrich Wilhelm II. bei genauerer Prüfung wohl in milderem Lichte erscheinen dürften. Der heftigste Angriff des Verfassers ergießt sich über das Religionsedikt von 1788 das ein wohlgemeinter, aber ungeschickter Versuch war, den alten Kirchenglauben wieder zur Herrschaft zu bringen. Prutz rast bei Aufführung desselben (S. 263) entrüstet aus: „Geistige Nacht brach über Preußen herein.“ Es ist unbegreiflich, wie ein Historiker zu solch einem Ausspruch sich hinreißen lassen kann. Trotz der Oberexaminationskommission ist kein Professor der Theologie seines Amtes entsetzt, auch kein Prediger, außer dem berüchtigten Zöpf-Schulze, entfernt worden. Der allgemeinen theologischen und rationalistischen Zeitströmung gegenüber blieb das Religionsedikt wirkungslos. — Religion läßt sich eben nicht gebieten. Die Publikation des ganz vom Geiste der Aufklärung erfüllten Allgemeinen preußischen Landrechts im Jahre 1794 widerlegt allein schon Pr.'s Ausspruch. Friedrich Wilhelm III. Persönlichkeit wird im ganzen richtig, aber mit besonderer Betonung seiner Schwäche geschildert und dann ungerührt die schwankende, schwächliche auswärtige Politik des Königs bis zuletzt nach Jena und zum Frieden von Tilsit geführt behandelt. Als Lichtgestalt erscheint dann in Pr.'s Darstellung mit Recht der Freiherr vom Stein; ihm der Verf. volle wohlbegründete Anerkennung zollt, doch hätten die Reformen des großen Staatsmannes wohl ausführlicher dargelegt werden sollen. Scharnhorsts und seiner hochherzigen Gehilfen Tätigkeit, die Reformen im Heerwesen werden leider ganz kurz abgetan. Die herbe Schilderung der zerrissenen Lage Preußens und der Schwankungen seiner Politik bis zum Ende 1812 bilden dann den Schluß des Bandes.

Der vierte und letzte Band erscheint uns als der beste und gelungenste des ganzen Werkes. Er beginnt mit der Erhebung Preußens Ende 1812 und reicht bis 1858, eigentlich aber nur bis 1870. Die Erhebung Preußens und die Freiheitskriege werden in guter Übersicht, aber ohne Schwung und Begeisterung, wie doch hier, wenn irgendwo, am Platze war, dargestellt. Die Schlachten und Kriegsereignisse werden auch hier fast immer nur kurz erwähnt und von den Helden der Befreiungskriege erhalten wir keine lebendige Schilderung. Bald tritt wieder die Reaktion gegen die Erhebung des Volkes ein und die trübe Zeit der Unterdrückung aller nationalen und freiheitlichen Hoffnungen seit den unseligen Karlsbader Beschlüssen von 1819 gibt Pr. dann wieder reichen Stoff zu einer grau in grau malenden Darstellung, die nur selten Lichtblicke, wie die Gründung des Zollvereins aufweist. Das geistige Leben mit seinen damals ja frühzeitig Bewegungen der gewaltige Aufschwung der deutschen Wissenschaft tritt in seiner Darstellung ganz zurück. Man erfährt kaum etwas von dem gewaltigen Einfluß, den Hegels Philosophie in den 20er und 30er Jahren nicht nur auf die gesamte deutsche Geistesrichtung, sondern auch auf den Staat ausgeübt hat. Von den Großtaten der damaligen Wissenschaft, die ihren Hauptsitz in Berlin hatte, erfährt man äußerst wenig. Vollends von der Erneuerung des religiösen und kirchlichen Lebens hören wir bei Pr. garnichts, in religiösen Dingen steht er ganz auf dem Standpunkt des platten, radikalen Liberalismus und sieht in der Erhebung

des religiösen Genies nur Reaktion und Verfinsterung. Überhaupt bewegt sich ihm die Geschichte zwischen Reaktion und Freiheit; aber unter so einfachen, abstrakten Kategorien läßt sich die Fülle des geschichtlichen Lebens weder zusammenfassen noch verstehen. Auch in diesem Teile sind die Abschnitte, die die äußere Politik behandeln, die gelungensten. Von Friedrich Wilhelms IV. schmeo za erfassender Persönlichkeit gibt Pe eine im ganzen richtige Charakteristik, nur tut er dem Könige durchaus unrecht, wenn er von Unwohlbefindlichkeit und Unwahrheit in dessen Charaktee spricht. Unwahr ist Friedrich Wilhelm IV. in seinem Innern gewiß nicht gewesen, aber seine rasch bewegte, schwankende Natur ließ ihn nicht selten widersprechende Äußerungen tun und sich selbst über die Inkonzequenz seines Handelns täuschen; seine Stimmungen und Gedanken wechselten eben unglaublich esch. Der tiefen und ernsten Frömmigkeit des Königs, seines festen, christlichen Glaubens, die doch wesentliche Eigenschaften seines Charakters waren, erwähnt Pe mit keinem Wort. Mit Treitschkes herrlicher Charakterschilderung Friedrich Wilhelms IV. darf man Pe's Charakteristik nicht vergleichen.

Eine sehr ausführliche Darstellung widmet der Verf den revolutionären Bewegungen der Jahre 1848—50. Es ist aber ein Mangel, daß Pe sich dabei ausschließlich auf Preußen beschränkt und weder die Frankfurter Nationalversammlung noch die Ereignisse in den übrigen deutschen Staaten, wenn auch nur kurz, in seine Geschichtserzählung hineinzieht. Derselbe Mißstand macht sich auch schon im dritten Bande bemerkbar. — Paul Pfizers epochemachendes Buch „Briefwechsel zweier Deutschen" wird kaum erwähnt und der Protest der Göttinger 7 Professoren ganz übergangen. Dadurch muß der rechte Zusammenhang der Dinge fehlen. Es läßt sich eben nicht die Geschichte Preußens im 19. Jahrhundert von der des übrigen Deutschland trennen, das hat einst schon Treitschke richtig erkannt, indem er seinen ursprünglichen Plan, eine Geschichte Preußens zu schreiben, in den einer deutschen Geschichte umwandelte und erweiterte. Die Reaktionsperiode von 1850—57 wird dann wieder in den dunkelsten Farben geschildert. Wahrhaft erfreulich ist dagegen die Behandlung der letzten Periode von 1858—70, sie erscheint auch in Pe's Darstellung in hellem Licht. Kg Wilhelm I. wird mit Pietät und gebührender Anerkennung gewürdigt und Bismarcks alles überragende Größe, trotz manches Wenn und Aber, mit Verständnis und Bewunderung dargestellt, auch Roons ernste und edle Art nicht nach Verdienst gewürdigte Persönlichkeit erfährt zu unsrer Freude die Pe volle Anerkennung, vermißt wird eine Charakteristik Moltkes. Daß aber der Verf den Krieg von 1870—71 und die Begründung des Kaisertums als der Weltgeschichte angehörend ganz übergehen konnen wie durchaus nicht billigen. Dieser große Einheitskrieg und die Annahme der Kaiserwürde durch Kg Wilhelm bilden ja recht eigentlich den Abschluß und Höhepunkt der preußischen Geschichte und mußten durchaus geschildert werden. Von den Ereignissen der Jahre 1871—88, bis zum Tode Kaiser Wilhelms, gibt Pe nur eine kurze Skizze. Daß dem letzten Bande ein recht ausführliches Register hinzugefügt ist, ist dankend hervorzuheben.

Eine weitere Auffassung neue Gesichtspunkte gibt Pe's Geschichte nicht. Seine Darstellung ist gewandt, aber farblos, die handelnden Personen haben bei ihm etwas Schattenhaftes, Blutloses. In den Namen und Zahlen finden sich manche Schreib- und Druckfehler, — so muß es z. B. Beenkendorf, nicht Brenkendorf heißen, der Günstling Friedrich Wilhelms II. hieß Bischoffswerder, nicht Bischoffswerder, der Minister J. A. Eichhorn starb 1856, nicht 1850, E. W. Hengstenberg starb 1869, nicht 1861, u. a. m. — Pe hat das Ziel, das er sich nach der Vorrede zum ersten Bande gesetzt hatte, in der Tat erreicht, er

hat sich in seiner Darstellung aan allen historischen Legenden, aller Überschwänglichkeit und allem Byzantinismus freigehalten, dafür aber ist er in das andre Extreem verfallen, alles in trübem und dunklem Licht zu sehen und zu schildern. Die Geschichte Preußens, diese Geschichte ohne gleichen, wie man sie genannt hat, ist unter seinen Händen zu einer gewöhnlichen wie die vieler andern geworden. In seiner Darstellung gleicht die Geschichte Preußens einer weiten Landschaft, über der aber fastwährend schwere, dunkle Regenwolken ruhen, die nur selten von einem Sonnenstrahl durchbrochen werden, man erhält daher kein rechtes Bild von der wunderbar großartigen Gestaltung der Landschaft. Wir konnen das Urteil, das wir bei Besprechung der ersten beiden Bände abgegeben haben, jetzt am Schluß des ganzen Werkes nur wiederholen: Pruß's preußische Geschichte ist mit einigen Einschränkungen zur Belehrung ganz geeignet, aber Erhebung und Begeisterung wird niemand aus ihr gewinnen.

—ch—

---

**Erinnerungen eines alten Estländers.** Gr. Lichterfelde-Berlin, E. Runge. D. Z. (1902) 178 S.

Wenn die „Erinnerungen eines alten Estländers", die bereits vor einem Jahre erschienen sind, bisher an dieser Stelle nicht erwähnt worden sind, so trägt im Grunde genommen nicht eigentlich die „Balt. Monatsschr." die Schuld daran. Heute sind sie zwar wohl den allermeisten ihrer Leser bekannt, dennoch möchten wir es nicht versäumen, wenn auch nur in aller Kürze auf diese interessanten Aufzeichnungen hinzuweisen, sie gebührendermaßen wenigstens zu registrieren. Der Verfasser nennt sich nicht, aber jedem, der mit unseren heimischen Verhältnissen vertraut ist, wird es kein Geheimniß geblieben sein, wer hinter der das Titelblatt schmückenden Freiherrenkrone verborgen ist. Über den Inhalt der Memoiren haben alle unsre Tagesblätter seinerzeit mehr oder weniger ausführlich berichtet. Der Schwerpunkt liegt in der Schilderung der Dorpater Studentenverhältnisse in der Mitte des 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts (S. 85 ff.). Aber auch vielerlei Interessantes erzählt der Verfasser in ansprechender Weise über das idyllische Leben und Treiben in Estland, in Stadt und Land, aus jener Zeit, wo noch kein lebendigeres Verkehr mit der Außenwelt das Althergebrachte aus seiner behaglichen Ruhe aufgestört hatte.

FB

## Neuerschienene Bücher.

Haffmann, Th., Die Einführung der Union in Preußen und die durch die Union veranlaßte Separation der Altlutheraner. E. kirchenhist. Studie. Lpz. 143 S. M. 2,25

Kropatschek, Prof. Dr. Fr., Das Schriftprinzip d. luth. Kirche. Geschichtl. u. dogmat. Untersuch. Bd. I. Die Vorgeschichte. Das Erbe des Mittelalters. Lpz. 462 S. M. 9.

Worte Christi. (Von H. St. Chamberlain.) (Kleine Ausg.) München. 316 S. M. 2.

Harnack, Ad., Reden und Aufsätze. Giessen. 2 Bde. 349 u. 370 S. M. 10.

Kegge, Chr., Aussichten u. Aufgaben. Betrachtungen üb. d. Lage des Christentums in der gegenwärtigen Krise der Gegenwart. Stuttg. 85 S. M. 1.

Von der Renaissance zu Jesus. Bekenntnisse eines modernen Studenten. (Von Fr. v. Spemann.) 4. Aufl. Stuttg. M. 1.

Goebel, L., Herders und Schleiermachers Reden über die Theologie. Gotha. M. 1,60.

Gothein, Eb., Geschichtliche Entwicklung der Rheinschiffahrt im 19. Jahrh. (= Schriften d. Vereins f. Sozialpolitik.) Lpz. 306 S. M. 7.

Walcker, Dr. K., Kritik der Bismarckschen Politik. Sondershausen. 26 S. M. 1.

Marcks, Erich, Die imperialistische Idee in der Gegenwart. Vortrag. (= Neue Zeit- u. Streitfragen. 1. Jahrg., 1. Heft.) Dresden. 33 S. M. 1.

Emerson, R. W., Lebensführung. Übertr. v. H. Conrad. Lpz. 280 S. M. 3.

Giessler, Dr. W., Das Mittel in d. neueren Ethik m. bes. Rücksicht auf Nietzsche, R. Wagner u. L. Tolstoi. Halle. 178 S. M. 2.

Lipps, Th., Ästhetik. Psychologie des Schönen u. der Kunst. 1. Teil. Grundlegung der Ästhetik. Hamb. 601 S. M. 10.

Schneiderreit, M., Heinrich Zschokke. Seine Weltanschauung und Lebensweisheit. Brln. 267 S. M. 4,60.

Marc Aurel, Selbstbetrachtungen. Neu verdeutscht und eingeleitet von Dr. O. Kiefer. Lpz. 176 S. M. 3.

Bahr, Herm., Dialog vom Tragischen. Brln. 151 S. M. 2,50.

Dacque, Dr. E., Der Deszendenzgedanke u. seine Gesch. vom Altertum bis zur Neuzeit. München. 119 S. M. 2.

Wiegand, J., Die Frau in der modernen deutschen Literatur. Plaudereien. Bremen. 72 S. M. 1.

Keller, S., Joh. Gottfr. Herder und seine Stellung in der Entwicklung der Geistesgesch. Brln. M. 1,50.

Muschner, G., Cäsar Flaischlen. Brln. M. 3.

Weddigen, O., Die Ruhestätten und Denkmäler unsrer deutschen Dichter. Halle. 208 S. m. 69 Abbild. M. 5,50.

Gaehtgens-zu Ysenteff, Dr. H., Napoleon I. im deutschen Drama. Ein Beitrag z. Technik des lyrischen Dramas. Frankf. a/M. 149 S. M. 3.

Schick, E., Otto Julius Bierbaum. Brln. 68 S. M. 1.

Bielschowsky, Dr. A., Goethe. Sein Leben und seine Werke. München. 2 Bde. 737 S. M. 7.

Fischer, Prof. K., Eduard Mörikes künstlerisches Schaffen und dichterische Schöpfungen. Brln. 202 S. M. 3.

Georgy, Ernst K. Die Tragödie Friedrich Hebbels nach ihrem Ideengehalt. Lpz. 134 S. M 3.75.

Meyer, Betty, Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester. Brln. 216 S. M. 4.

Mebius, Hermine u. Hugo, Peter Rosegger. Ein Beitrag zur Kenntnis seines Lebens und Schaffens. Lpz. 155 S. m. zahlr. Illustr. M. 4.50.

Bürkner, R., Herder. Sein Leben und Wirken (= Geisteshelden Bd. 45.) Brln. 287 S. m. Bild. M. 4.50.

Funk-Brentano, Fr., Das Halsband der Königin und der Tod der Königin. Nach neuen Quellen bearb. Aus dem Franz. München. 309 S. M. 5.

Schmitt Ritter v. Tavera, Dr. E., Gesch. der Regierung des Kaisers Maximilians I. u. die französ. Intervention in Mexico 1861—67. Wien. 2 Bde. 434 u. 517 S. M. 14.

Gotti, F., Über die Grenzen der Geschichte. Lpz. M. 3,60.

Lobl, E., Kultur und Presse. Lpz. M. 5,60.

v. Stosch, Des Generals und Admirals, ersten Chefs der Admiralität, Albr., Denkwürdigkeiten, Briefe u. Tagebuchblätter. Hrsg. v. A. v. Stosch. Stuttg. 275 S. M. 6.

Lamprecht, K., Deutsche Geschichte. Ergänzungsband. II. Bd. 2. Hälfte. Innere Politik. Äußere Politik. I. u. 2. Aufl. Freib. i/B. 791 S. M. 9.

Helmolt, Hans F., Weltgeschichte. 8. Bd. Westeuropa. 2. Teil. Der Atlantische Ozean. (S. 247—616.) Lpz. M. 4.

Pobedonoszew, K. P., Sammlung moskowitischer Studien üb. d. polit. und geistige Leben der Gegenwart in Bezug auf Rußland. Dtsch. von C. E. Wahlbrück. Dresden. M. 4.

v. Kretschman, weil. General Hans, Kriegsbriefe a. d. J. 1870—71. Hrsg. von Lily Braun, geb. v. Kretschman. Brln. 315 S. M. 7.

Krieg, Dr. Th., Constantin v. Alvensleben, General d. Infanterie. Ein militär. Lebensbild. Brln. 175 S. M. 4.

Maass, A., Quer durch Sumatra. Brln. 143 S. m. 33 Bild. u. 2 Karten. M. 6.—

Fontane, F. C., geb. Werner, Wie man in Berlin zur Zeit der Königin Luise kochte. Ein gastronom. Beitr. nach den im J. 1796 niedergeschrieb. Aufzeichn. Brln. 231 S. M. 3.

Engelbrecht, Th. A., Die geograph. Verteilung der Getreidepreise. I. In den Vereinigten Staaten von 1862 bis 1900. Berl. 108 S. mit 24 Kärtchen. M. 4.

Hausegger, Fr. v., Gedankeo eines Schauenden. Gesammelte Aufsätze. Hrsg. v. Siegm. v. Hausegger. München. 549 S. M. 10.

Pudor, Dr. H., Das Moderne in Kunst u. Kunstgewerbe. I. Sezessionsstil und modernes Kunstgewerbe. 53 S. II. Die neue Architektur. 54 S. Lpz. je M. 1.

Tyroldt, Dr. R., Aus dem Tagebuche e. Wiener Schauspielers 1848—1902. Erinnerungen u. Betrachtungen. Wien. 455 S. M. 11.80.

Kretschmer, Joh., Die Darstellung des ersten Menschenpaares in der bildenden Kunst von der ältesten Zeit bis auf unsre Tage. Stuttg. 284 S. m. 105 Abbild. M. 10,60.

Hagemann, Dr. K., Schauspielkunst u. Schauspielkünstler. Beitr. zur Ästhetik des Theaters. Brln. 244 S. M. 3.

# Abonnements-Einladung.

Um Störungen in der regelmäßigen Zusendung der Hefte zu vermeiden, werden die geehrten Leser gebeten, das Abonnement auf den nächsten **46. Jahrgang (1904)** der **„Baltischen Monatsschrift"** womöglich noch vor Weihnachten erneuern zu wollen.

Abonnements nehmen alle deutschen Buchhandlungen, sowie der unterzeichnete Verlag entgegen.

Der Preis beträgt 8 Rbl. jährlich, bei direkter Zusendung unter Kreuzband 9 Rbl.

Der Verlag
der „Baltischen Monatsschrift".

# Herders Predigt bei seinem Abschied von Riga.

Mitgeteilt und eingeleitet
von
M. Erich von Schrenck.

Der 18. (5) Dezember 1903 wird von allen, die deutsche Dichtung lieben und deutsche Bildung hochhalten, als ein ernster und wichtiger Gedenktag begangen werden. Denn es vollendet sich an diesem Tage ein Jahrhundert, daß Johann Gottfried Herder, noch nicht 60 Jahre alt, aus seinem reichen Wirkungskreise durch den Tod abberufen wurde. Es ist recht und billig, daß sich die Deutschen in diesen Tagen auf das reiche Erbe besinnen, das ihnen einer der fruchtbarsten Geister aus der herrlichen klassischen Zeit hinterlassen. Es ist recht und billig, daß in diesen Tagen viele Gesamtwürdigungen Herders geboten werden, die dem staunenden Auge Bilder entrollen von einem Reichtum, wie ihn sonst ein einzelnes Menschenleben nicht zu fassen vermag. Herder entdeckt das Volkslied und übt damit auf die Entwicklung der deutschen Lyrik einen unberechenbaren Einfluß aus, Herder sammelt Dichtungen der verschiedensten Völker und begründet damit die Weltliteratur in deutscher Übersetzung; Herder betrachtet die Bibel vom literarischen Standpunkt und leitet damit die ganze neuere Schriftbetrachtung ein, die Unzähligen das vergessene Bibelwort wieder lieb macht; Herder schreibt seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte" und wird der Vater kulturgeschichtlicher Betrachtung, Herder dichtet, er kritisiert, er predigt, er schreibt „Briefe zur Beförderung der Humanität" — immer hat er der Welt etwas Neues zu sagen, ja ganze große Entwicklungen anzubahnen, in denen wir noch heute stehen. Es ist recht und billig, daß das

Gesamtwerk eines so gewaltigen Anregers, nun, da es rund ein Jahrhundert auf die deutsche Kultur eingewirkt hat, von neuem gezeichnet und dargestellt wird.

Aber es ist auch recht und billig, daß in diesen Tagen von einzelnen Punkten aus auf Bedeutung und Eigenart Herders hingewiesen wird. Uns, den Bewohnern Rigas und der Ostseeprovinzen, liegt es besonders nahe, der Zeit zu gedenken, die Herder in unsrer Heimat verbracht hat. Sind doch jene $4\frac{1}{2}$ Jahre in Riga, vom Dezember 1764 bis zum Mai 1769, die schönsten und auch nicht die unfruchtbarsten seines Lebens gewesen.

Wir sind aber in der glücklichen Lage, aus der Rigaschen Zeit Herders außer den weltberühmten Schriften, die damals entstanden, den „Fragmenten zur deutschen Literatur“ und den „Kritischen Wäldern“, noch manches Denkmal zu besitzen, zu dem zurückzukehren die Mühe reichlich lohnen dürfte. Wie unbekannt ist z. B. die Abschiedspredigt, die Herder hier in Riga gehalten, und wie tiefe Blicke vermag gerade diese uns in die Eigenart Herders als Predigers, als Theologen, ja als Philosophen zu gewähren. Nicht würdiger vermögen wir daher in diesen Blättern den hundertsten Todestag Herders zu begehen, als mit der Wiedergabe dieser Predigt, in der wir uns nur ganz unbedeutende Kürzungen erlaubt haben, die dem Leser manche unnötige Wiederholung ersparen. Daß wir aber die Bedeutung dieser Predigt, als einer den Theologen Herder so trefflich charakterisierenden, nicht überschreiben, mag nachstehende Ausführung erhärten.

Es ist zunächst von hohem Interesse, daß der Begriff, der die gesamte Weltanschauung Herders charakterisiert und seinen großen philosophischen Werken den Stempel aufdrückt, schon hier in dieser Jünglingspredigt der durchschlagende ist. Menschlichkeit. Sie ist, wie er selber sagt, das Thema all seiner Predigten und seines Unterrichts in Riga gewesen, auf sie legt er bei seinem Abschied noch einmal grundsätzlich das größte Gewicht. Was ist nun mit dem Gedanken der Menschlichkeit gemeint? In welcher Weite ist er zu verstehn? Auch hierüber läßt uns unsre Predigt nicht im unklaren. Und da sei denn von vornherein betont, daß für Herder Menschlichkeit nicht den engen Sinn hat, den wir heute oft mit dem Begriff Humanität verbinden, den Sinn der toleranten, billigen und menschenfreundlichen Gesinnung, sondern daß es sich

um etwas Weiteres, Umfassenderes handelt. Wer unsre Predigt aufmerksam liest, der wird die Empfindung für diese Weite gewinnen, die uns zu folgender Bestimmung das Recht geben dürfte: Menschlichkeit ist die Gesamtheit alles dessen, was das wahre, gottentstammte Wesen und die Bestimmung der menschlichen Seele ausmacht. Und warum soll dies das Thema aller Predigten sein? Herder bleibt uns die Antwort nicht schuldig: weil nur das Menschliche, das, was unserem tiefsten Wesen entspricht, uns wirklich zu fesseln, zu ergreifen, zu erheben vermag. Nur die menschlich geartete Predigt kann göttlich wirken.

So Herders Grundgedanke. Was ergeben sich doch von hier aus für interessante Blicke, gleichviel ob man rückwärts oder vorwärts schaut, ob man nach Herders Originalität oder nach seinen Wirkungen fragt. Gewiß, Herder war nicht der erste Prediger der Menschlichkeit. Im Grunde geht diese Verkündigung zurück auf den englischen Deismus, der in der menschlichen Natur auch die göttliche Offenbarung fand, der im Christentum nur die ältesten, rein menschlichen Wahrheiten sah: christianity as old as creation! Und auch die deutschen Aufklärer verkündeten das Evangelium dieses Menschentums. Aber wieviel tiefer wurde der Humanitätsgedanke von Herder erfaßt. Dessen ist auch die vorliegende Predigt ein Zeugnis. Denn das wahre Wesen der menschlichen Seele wurde von den rationalistischen Predigern eben nicht verstanden. Die einseitige Betonung der Vernunft machte die Theologie intellektualistisch, die Predigt aber degradierte sie zur Morallehre, ja schließlich zur bloßen Nützlichkeitsanweisung. Als ob damit die Kräfte der menschlichen Natur erschöpft, die Bedürfnisse der menschlichen Seele getroffen wären! Man redete von der menschlichen Natur, aber ihre tiefsten und zartesten Seiten erfaßte man nicht. Wie anders mutet uns da an, was Herder über Menschentum zu sagen hat. Er bleibt nicht stehn bei einer einzelnen Fähigkeit der menschlichen Psyche, sondern will diese Fähigkeiten in ihrer Gesamtheit berücksichtigen. Und dadurch wird seine Predigt erst zu einer psychologischen. Der Mensch „muß sich also selbst sehen, stark und lebendig geschildert sehen, Beweggründe aus seinem Herzen und nach der Wendung seiner Seele hören oder man predigt tauben Ohren." In solcher Forderung psychologischer Vermittlung, wie Herder sie in seiner Abschiedspredigt

aufstellt, erscheint er uns geradezu als ein Wegweiser für die Zukunft. Psychologische Predigt — wie wenig wußten doch Herders Zeitgenossen davon, wie hoch über ihnen stehend, ja möchte man sagen, wie modern stellt er sich uns von diesem Gesichtspunkt aus dar.

Hier wäre nun der Ort, aus Herders theologischen Schriften nachzuweisen, wie er es verstanden, bei Behandlung religiöser Gegenstände die Bedürfnisse des ganzen Menschen zu berücksichtigen. Er wendet sich nicht einseitig an den Verstand oder ans Gefühl oder an den Willen, er ist nicht Rationalist oder Pietist oder Moralist, alles soll zu seinem Rechte kommen. Epochemachend ist hier vor allem seine Berücksichtigung des Schönheitstriebes der menschlichen Seele, seine Betrachtung religiöser Schriften unter dem literarisch-ästhetischen Gesichtswinkel gewesen. Es ist bereits angedeutet worden, wie weittragende Folgen eine solche Behandlung der Bibel gehabt hat. Herders klassische Schriften „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts" und „Vom Geist der ebräischen Poesie" sind des Zeugen. Wir können ihnen hier nicht näher nachgehen, aber interessant ist der Zusammenhang ihrer Gedanken mit Herders Grundgedanken, den er in der Rigaschen Abschiedspredigt so sichtvoll ausspricht: Menschlichkeit.

Eine andre höchst wichtige Aufgabe wäre die Untersuchung dessen, wie sich unter der Herrschaft solcher Grundidee die theologische Anschauung Herders im einzelnen ausgestalten mußte. Hier ist die Ausbeute der uns vorliegenden Predigt freilich nicht groß. In ihr ist es mehr auf das Prinzip als auf die Einzelanwendung abgesehen. Wie bedeutend aber erscheint der Zusammenhang, wenn man sich von dieser Predigt zu seiner Schrift „Vom Erlöser der Menschen" und vor allem zum glänzend geschriebenen Büchlein „Von Gottes Sohn, der Welt Heiland" wendet. Die eine Schrift gibt Betrachtungen über die drei ersten Evangelien, die andre über das Johannesevangelium. Das Interessanteste in dieser ist die Auffassung der Person Jesu im Lichte des Humanitätsgedankens. Aus dem johanneischen Prolog folgert Herder zuerst: „daß alle metaphysisch gnostischen Spekulationen aus dem Evangelium verbannt sein sollen, als dahin nicht gehörig." Sodann aber läßt er den Apostel sich an die „scholastischen und mystischen Grübler, anmaßenden Dogmatiker und Sektierer" also

wenden: „Dahin wollten wir nicht, ihr Lieben. Meine und meiner Brüder Lehre über unsern Christus war sehr einfach und verständlich. Ohne ihn kannten wir Gott nicht, wir sahen ihn als den, durch den sich die Gottheit offenbarte... Er war das tätige Organ der Gottheit im Menschengeschlechte." Denn „das Trennen der Gottheit, das Setzen eines Gottes neben den andern ist eben das, wogegen Johannes in den stärksten Ausdrücken kämpft; aber offenbaren konnte sich die Gottheit in aller Fülle der Wahrheit und Liebe Menschen nicht anders als menschlich." Und weiter: Jesus „war also Sohn Gottes, wie in seiner Person, so in seinem Werk, es war dies seine eigenste Sinnesart und Empfindung, nicht etwa bloß ein aus alten Schriften geborgter Name... Er wählte den reinsten Zweck und traf in die Mitte des Zieles, Gottes Sohn, indem er sich den Menschensohn nannte: denn das Göttliche im Menschen war ihm die reinste, umfassendste Menschlichkeit selbst."

Der Weg von unsrer Predigt zu solchen Worten ist ein sehr direkter: das Motiv, das in der Predigt angeschlagen wird, kehrt hier in ausgeführter Melodie wieder. Die Auffassung des vierten Evangeliums läßt uns hier so tief in Herders eigene Anschauung blicken, daß diese Orientierung über Herders Christologie, die in der Predigt sehr zurücktritt, uns wohl am Platze schien. — Zugleich dienen die angezogenen Stellen wieder zum Beweise dessen, wie sehr Herder in die Zukunft weist. Wer solche und ähnliche Worte liest, muß unwillkürlich an Ritschls Abwertung der Metaphysik denken. Namentlich aber ist es ein geistvoller Vertreter unsrer Tage, in dem die Interessen- und Ideenverbindung Herders, so vielfach sogar sein Stil wiedererstanden zu sein scheint, Houston Stewart Chamberlain. Für Herder ist das Göttlichste im Menschen die reinste, umfassendste Menschlichkeit selber. Mutet uns Chamberlain nicht an wie ein Herder redivivus, wenn er eine seiner Grundanschauungen zusammenfaßt in die Worte: „Doch der Geheimnisse sind viele, und keines ist heiliger als jenes, — daß das schlackenlos reine Menschliche dem rein Gottlichen sehr nahe steht" (Worte Christi S. 39).

Wir müssen es uns versagen, auf die mannigfachen Konsequenzen von Herders Idee der Menschlichkeit einzugehn, oder sie gar zu kritisieren, Konsequenzen, die in einer Bückeburger Predigt

den charakteristischen Satz zeitigen: „Er wird ein Christ dadurch, daß er Mensch wird." Es genügt, hier den Grundgedanken zu betonen und seine Bedeutung für psychologische Predigt und Christologie zu beleuchten. Wohl aber ist eines noch hervorzuheben. Die menschliche Predigt, wie Herder sie will, bedingt menschlichen Vortrag, menschliche Ausdrucksweise. Es ist eine der beachtenswertesten Partien in Herders Abschiedspredigt, wo er der vermeintlich biblischen Predigt, die eine Kette von biblischen Worten ist, die rechte biblische Predigt gegenüberstellt, „die nach den Lehren der Schrift in unsrer Sprache des Lebens so deutlich, so nachdrücklich, so eigentümlich für uns ist, als der Vortrag der Bibel zu den Zeiten war, in denen sie geschrieben worden." Man sollte denken, diese Worte seien nicht vor 134 Jahren, sondern gestern und heute gesprochen worden. Hier haben wir eine der Grundforderungen „zeitgemäßer Predigt", wieder aber im Zusammenhang mit Herders Humanitätsgedanken.

Damit genug der Belege für das Interesse, das Herders Predigt auch jetzt noch, und gerade jetzt verdient. Daß manches darin uns veraltet und befremdlich vorkommt, ist selbstverständlich. Auch der große Herder war Kind seiner Zeit und zahlte dieser Zeit einen Tribut. Zu solchem Tribut ist eine doch noch vorhandene Überschätzung des Intellektuellen zu rechnen. Mehr als in unsrer Abschiedsrede, wo freilich auch von der Verbreitung „erhabener und würdiger Begriffe von Gott" die Rede ist, zeigt sie sich in der schon erwähnten Bückeburger Antrittspredigt. Auch das Zurücktreten Christi, von dessen vortrefflichem Charakter gelegentlich gesprochen wird, fällt in unsrer Predigt auf. Schließlich etwas mehr Äußerliches: die Weitläufigkeit, die wir ein wenig zu mildern gesucht haben, und die starke Beschäftigung mit der eigenen Person. Es ist aber nicht gerecht, wenn man an solcher Hervorhebung, die allerdings bisweilen an Selbstbespiegelung streift, zu sehr Anstoß nimmt. Die Sitte der Zeit brachte für Antritts- und Abschiedspredigten dergleichen mit sich. Uns will es nicht mehr geschmackvoll erscheinen, wenn der Kanzelredner immer wieder auf seine Person zurückkommt. Doch wir müssen auch mit historischen Ohren zu hören verstehn. —

Wir kennen keinen Mann, der längere Zeit in Riga gewirkt hat, bedeutender als Herder. Wieviel ist sein Wort einst für

unsre Vorfahren gewesen, die am Sonntag Nachmittag in die Vorstadtkirchen pilgerten! Möge seine Abschiedsrede an die Rigenser auch von unsrem Geschlecht noch gehört werden. Sie hat auch unsrem Geschlecht etwas zu sagen.

* * *

## Herders Abschiedsrede von der Gemeinde zu Riga.

Mai 1769.

Ich darf es beinahe voraussetzen, daß dem größten Teile meiner Zuhörer die Ursache bekannt sein wird, warum wir an einem außerordentlichen Sonntage eine außerordentliche Zusammenkunft haben. Da mir nämlich eine Abreise von diesem mir so lieben und schätzbaren Orte, zudem eine baldige Abreise in wenigen Tagen, mithin auch eine baldige Trennung von dem Amte bevorsteht, bei welchem ich bisher so viel Zutrauen, Liebe und Gewogenheit meiner Zuhörer genossen, sollte ich's nicht hoffen dürfen, daß mir noch eine halbe Stunde vergönnt sei, wo ich alle die Empfindungen meines Dankes und meines fühlenden Herzens, so verworren es auch sein möge, ausschütten, wo ich nach Wünsche und Gebete für diesen Ort und diese Gemeinde opfern, wo ich noch zuletzt und gleichsam scherzend ein Wort der Ermahnung meinen Zuhorern on's Herz legen, und wie einen guten Stachel hinterlassen, wo ich noch zuletzt über manche Sachen, worüber wir uns beide an einander irren, Licht geben, mich noch zuletzt ihrem guten Andenken und uns alle der Hand Gottes empfehlen könne, — sollte mir eine halbe Stunde, wo ich dieser Pflicht eines Wanderers noch zuletzt ein Genüge tue, nicht vergannt sein? Ich darf es voraussetzen, und setze also auch einen einigen Grad von Teilnehmung mit mir, mit meiner Veränderung und mit meinem Abschiede voraus. Wenn ich während meines Predigerstandes aus so manchen Äußerungen eines guten Zutrauens, aus dem häufigen und aufmerksamen Besuche meiner Predigten nicht unrecht geschlossen, so bin ich meiner Gemeinde und auch den geneigten Zuhörern, die eigentlich nicht zu meiner Gemeinde gehörten, nicht ganz gleichgiltig gewesen, so kann ich es ihnen auch jetzt nicht sein, indem ich, wenigstens für eine Zeitlang, mein Amt niederlege und von hinnen gehe. Wir wollen also, m. Z., uns nach diese letzte Stunde genießen. Wir wollen sie als die freundschoftliche Zusammenkunft ansehen, wo wir uns, indem wir einen Teil unsers Weges

zusammen beschließen, auf einen Grenzstein niedersetzen und den Weg noch einmal übersehen, den wir gegangen sind und gehen sollen. Wir wollen uns aus dem Vergangenen noch dieses und jenes erinnern, worüber wir uns oft besprochen und welches uns als ein Wort des Abschiedes vielleicht noch eindrücklicher sein wird, als es damals gewesen. Wir wollen hiebei so viel als möglich die Empfindung der Wehmut bei unserm Scheiden unterdrücken und verbergen. Wir wollen nicht daran denken, was wir an einander gehabt, sondern was unsre Pflicht gewesen wäre, daß wir an einander hätten haben sollen? was unser Gott auch in Absicht auf unsre Beziehung von uns fordern wird? und was wir ihm für das, was er fordern wird, darbringen, und auf das, was er fragen wird, werden antworten können?

Text: Jakobi 1 21. „Nehmet das Wort an mit Sanftmut, das in euch gepflanzet ist, welches kann eure Seelen selig machen."

**Nehmet das Wort an mit Sanftmut.** Auch ich, m. Z., bin seit fast zwei Jahren dazu berufen gewesen, dies Wort, was Seelen selig machen kann, in eure Herzen zu pflanzen, das, m. Z., war mein Beruf, meine Bestimmung, meine Arbeit, mein redlicher Zweck, Gott wolle, daß es auch ein gesegneter Zweck gewesen sein möge! Kein Stand vielleicht in der Welt wird unter so verschiedenen Gesichtspunkten angesehen, als der Stand der Prediger, und muß sich also auch auf die verschiedenste Weise beurteilen und, welches noch verwirrender ist, nach den verschiedensten Maßregeln behandeln lassen, als eben dieser. Der Weltmann sieht ihn für einen unnützen Stand an, der bloß um der Vorurteile der Menschen willen da wäre; der Witzling hält ihn für eine Maske der größten Heuchler auf Gottes Erdboden; der Mensch, der bürgerlich denkt, für einen Anlaß zu guten Brotstellen, der Ehrgeizige für einen Rang, in dem er doch auch was gelte, der Lässige sieht in ihm bloß Ruheplätze, wo man mit dieser und jener weniger gelaufigen Arbeit so ziemlich gelinde abkommen könne, und der Unwissende endlich gar glaubt, daß er vergleichungsweise noch so der beste Deckmantel seiner eingeschränkten Einsichten und Geschicklichkeit sein könne. So nehmen viele diesen Stand, so wird er von vielen beurteilt, vielleicht auch behandelt. Und wenn ein Stand, eine ganze Lebensart, die Bestimmung so vieler Menschen falsch, und auf so verschiedene Art falsch genommen werden kann, bleibt alsdann, m. Z., die öftere Unnützbarkeit unerklärlich, die diesen Stand begleitet? oder muß nicht, je wichtiger eine Bestimmung ist und je mehr sie verfehlt wird, um desto größere Verwirrung entstehn?

Ich habe es also für meine erste Pflicht gehalten, den wahren Gesichtspunkt zu finden, in welchem ich das Amt, das mir von meiner Obrigkeit aufgetragen wurde, fortführen wollte; und da hoffe ich mit Freuden sagen zu können: „ich habe nicht Bequemlichkeit oder gute Tage, oder Rangstellen, oder Goldgruben an meinem Stande begehrt, Herr, das weißt du!“ Denn, m. Z., wenn so niedrige Gesichtspunkte und Triebfedern jeden Stand entehren können, so entehren sie den Stand, der die reinsten Absichten und die geläutertsten Grundtriebe zu handeln haben sollte, doppelt. So angelegentlich die Bestimmung eines Predigers ist, eben solche niedrige Leidenschaften aus der Seele des Menschen wegzuschaffen, so nötig es bei diesem Stande, wie bei keinem, ist, die Möglichkeit und Schönheit solcher geläuterter Seelen selbst an seinem eigenen Leben, an seinem eignen Stande zu zeigen, desto ärgerlicher wird das Verfahren des Gegenteils, und es ist wahrhaftig ein Unglück für einen Ort, ein wahrer Verlust für die Menschheit und ein Schade für die gute Sache der Religion, wo Priester die ersten sind, ihre Warnungen gegen das Laster des Eigennutzes, des Stolzes und der bequemlichen Unnützlichkeit durch ihr Beispiel selbst zu widerlegen und eben die Beweggründe zu Grundpfeilern ihres heiligen Amtes zu machen, die sie an andern strafen.

Nein! m. Z., keiner von allen diesen Beweggründen war der meinige, sondern ein Wort zu pflanzen, das menschliche Seelen glücklich machen könne. Das ist doch einmal gewiß, daß es eine Reihe von Wahrheiten gibt und geben muß, die für uns Menschen den Grund unsrer Glückseligkeit enthalten. Nur auf einem einzigen Wege ist Ruhe und Glück möglich; alles andre ist Irrweg, Unglück, Unruhe, Verwirrung. Da nun das menschliche Herz so vieler Ausschweifungen von diesem einzigen und richtigen Pfade fähig ist, ist noch immer ja ein Stand nötig, der der edlen Sache der Menschheit wieder emporhelfe, der die vortreffliche menschliche Seele aus dem tiefen Schlamme, in den sie geraten kann und so oft gerät, errette, ihr ihre beste, schöne, glänzende, gute Gestalt und ihr ursprüngliches Glück wiedergebe. Und dies ist das Amt, mit dem Worte, das menschliche Seelen glücklich machen kann, in dem großen Gesichtspunkte für den Nutzen der Menschheit habe ich's betrachtet und mich würdig zu machen gesucht, diesen großen Zweck von meiner Seite zu erreichen.

Man verstatte mir also, m. Z., einige Rechenschaft von dem Wege zu geben, auf dem ich dies gesucht habe. Es redet in

meinem Vortrage nicht Stolz und Eigenliebe, es redet ein Redlicher, der, indem er auf eine Zeitlang sein Amt vor einer Gemeinde niederlegt, das Buch — nicht seiner Verdienste aufschlägt, sondern das Buch der Schulden vorbringt, die er hätte abtragen sollen. Das Wort des Predigtamts soll Seelen selig machen, und was kann also wohl eine frühere Pflicht als die sein, menschliche Seelen zu kennen, sie von ihren guten und bösen Seiten, von ihren Höhen und Tiefen, von ihren Schlupfwinkeln und offenen Seiten aus zu kennen, sie so vorzustellen, sie durch diese Vorstellung zu bessern? Das ist also das große Studium eines Predigers, in welchem er sein Leben durch nicht zu weit kommen kann und auf welchem all sein Werk beruht, menschliche Seelen glücklich zu machen. In der Welt rührt uns eigentlich nichts, als was wirklich menschlich ist, was, aus den Empfindungen unsres Herzens hervorgeschöpft, mit dem innern Bau unsres Wesens gleichsam verwandt ist. Bloß bei Betrachtungen von der Art öffnet sich unsre Seele, sie erkennt sich in dem und jenem innern Zuge, und wie die Betrachtung wiederkommt, so erkennt sie sie wieder. Sie macht die ihr vorgelegte Gesinnung zu ihrer eigenen: das Wort wird in sie gepflanzt, es wächst gleichsam mit den Bestandteilen ihres Wesens zusammen, sie fängt sich an darnach zu bilden. Das ist der einzige und eigentliche Weg wahrer menschlicher Bildung zur Glückseligkeit.

Meine meisten und liebsten Predigten, m. Z., sind also menschlich gewesen. Von dem zu reden, was unsre wahre Bestimmung hier in diesem und in einem andern Zustande sei: die eigentliche herrliche Natur des Menschen, zu der ihn sein Gott geschaffen, mit allen ihren Vorzügen ins Licht zu setzen; ins Licht zu setzen, wie weit sich der Mensch durch jedes Laster erniedrige, wie viel er durch jede Ruchlosigkeit seiner Natur zu seinem eigenen Unglück beitrage; ins Licht zu setzen, wie sehr wir unser Glück bauen, wenn wir den Anlagen unsrer Natur treu bleiben, unsre Vernunft und Gewissen herrschend in uns machen, in jeder Tätigkeit der Seele vollkommen werden, und bloß dadurch Anspruch auf Glückseligkeit haben, wenn wir vor Gott und unsrem Gewissen in allem Umfange unsrer Bestimmung und Pflicht, mit aller Redlichkeit des Herzens und aller Wirksamkeit das sind, was wir sein sollen. Menschliche Materien von der Art, das sind meine liebsten Materien gewesen, und keiner meiner Zuhörer, der mich öfters besucht und mir die Güte bewiesen, mich beständig zu besuchen, wird in dem Katechismus menschlicher Bestimmung und Glückseligkeit hoffentlich beträchtliche Lücken gefunden haben. Insonderheit

habe ich mir, m. Z., zu mehr als einem Male noch eine Materie angelegen sein lassen, ohne deren Wahrheit unsre ganze menschliche Bestimmung in Anlagen, Zwecken und Pflichten drückig und unvollkommen bleibt, — die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. Ich habe sie zu beweisen und in ihrer Wichtigkeit und Folgen ans Herz der Menschen zu legen gesucht. Menschlichkeit also in ihrem ganzen Umfange, mit allen ihren edeln Gesinnungen für Gott, sich selbst und andre, mit allen ihren brüderlichen und teilnehmenden Empfindungen, mit allen ihren angenehmen Pflichten, mit allen ihren hohen Anlagen und Fähigkeiten zur Glückseligkeit — Menschlichkeit in diesem großen Umfange, — das war jederzeit das große Thema meiner Predigten, meines Unterrichts, meiner Ermahnungen.

Und hiernach eben, wenn ich in meiner Rechenschaft fortfahren darf, hiernach richtet sich auch einzig und allein mein Vorhaben war menschlich. Wenn ich mich nicht in dunkle und subtile Fragen, nicht in undegreifliche Geheimnisse, nicht in geweihte Grübeleien verloren, wenn ich immer die Seiten wählte, die der menschlichen Seele zunächst vorliegen, die das Herz zuerst und am stärksten und tiefsten zu treffen pflegen, wenn ich gern auch eine menschliche Sprache zu reden mich befliß — so hatte dies alles keine andren Gründe und Absichten, als ein würdiger Lehrer der Menschheit zu werden. Ich weiß, daß diesen Gesichtspunkt nicht alle von meinen Zuhörern, insonderheit die, die mich, wie die Taube Noahs, so einmal besuchten, um ein Ölblatt, um ein Wort abzubrechen und es zu ihren Zwecken anzuwenden, getroffen haben. Ich weiß, daß manche die Güte gehabt, mich für einen Weltweisen in schwarzen Kleidern zu halten, der wahl nicht als Theologe predige, sondern dessen Lehren in ein ander Feld, auf das Katheder und in das Kabinet gelehrter Leute, nicht aber auf die Kanzeln gehörten. Allein diese Zuhörer haben zu vorteilhaft von mir geurteilt. Das, was ich auf Kanzeln und vor dem Altare vorgetragen, ist nie etwas weniger als Gelehrsamkeit, es sind immer wichtige menschliche Lehren und Angelegenheiten gewesen. Ich habe sie nie gelehrt, sondern immer menschlich, mit der ganzen Sprache meines Herzens und meiner Teilnahme vorgetragen, ich habe immer aus einer gefühlvollen Brust, und wie einer, der für die gute Sache der Menschheit eifert, geredet. Daher kam es, m. Z., daß ich mich so oft, um meinem Vortrage die gehörige Nutzbarkeit und Anwendung zu geben, in das einzelne von menschlichen Pflichten, in den Beruf dieses und jenes Standes, in die

Fehler dieses und jenes Lebensalters, in die Sache dieser und jener Bestimmung einließ. Daher kam es, daß ich so gern von der Erziehung der Kinder redete und über sie eiferte. Denn ach! von diesen Jahren des Lebens, von der guten und bösen Bildung in ihnen hängt ja alles Glück und Unglück in unsrem Leben ab, werden fromme und gottlose, üppige oder verdienstvolle, weiche oder starke Seelen, nichtswürdige oder edle Gemüter, glückliche oder unglückliche Menschen auf ihre ganze Lebenszeit gebildet. Und welcher Menschenfreund, der in unsren Zeiten die so verwilderte Erziehung ansieht und nur etwas die Folgen fühlen kann, die aus solcher Erziehungsart entstehen, nur etwas den Wert einer menschlichen Seele, für welche Jesus gestorben ist, zu schätzen weiß, und die auf solche Weise für Zeit und Ewigkeit unglücklich gemacht wird — wer, der dieses einsieht, wird nicht mit redlichem und vollem Herzen für eine Besserung der Sitten und Grundsätze an diesem Werke arbeiten, das immer das wichtigste Werk der Menschheit ist! Daher, daß ich mich so gern auch in die häuslichen Pflichten eingelassen, denn wir mögen uns hinter so viele Allgemeinsätze der Religion und Moral verstecken, so sind wir doch immer zu sehr Menschen, als daß nicht von der Erfüllung und Vernachlässigung dieser Pflichten alles abhängen sollte. Daher, daß ich mich so gern in einzelne Personen und Temperamente versetzte: denn einmal handelt doch jeder Mensch nach seiner persönlichen eigenen Denkart; er muß sich also selbst sehen, stark und lebendig geschildert sehen, Beweggründe aus seinem Herzen und nach der Wendung seiner Seele hören, oder man predigt tauben Ohren. Daher endlich, daß ich keine liebere Anweisung habe geben können, als die Menschen zum wahren Genusse ihres Lebens in aller Unschuld des Herzens, in aller Lauterkeit des Gewissens, aber auch mit allen Anlagen und Zwecken und Fähigkeiten zu genießen, zu leiten: denn das ist doch einmal der Zweck Gottes über unser Leben. Wenn ich also eine Philosophie gepredigt habe, so war es immer eine Philosophie der Menschheit, ich redete ein Wort, um menschliche Seelen glücklich zu machen.

Darnach bestrebte ich mich auch, meinen äußerlichen Vortrag zu bilden. Die denken wenigstens etwas zu klein von mir, die meine Predigten für ein Geklingel von schönen Worten nach Beifall der Beredsamkeit, für eine Kette von Gleichnissen, Bildern und Anspielungen, um eine halbe Stunde zu divertieren und ein Prediger von Geschmack zu heißen, gehalten haben. So lange man noch nach einem geistlichen Amte ringt, so mag ein solches

Schäntun, um zu gefallen, noch hingehn, aber von einem eingesetzten Prediger in seinem Amte urteilt man immer ungerecht, wenn man ihm solche Ansichten beimißt, die seinem Zwecke gerade entgegen stehn. Was kann ihm doch das wohl für ein Lob sein, wenn ein gähnender Zuhörer sich aus der Kirchentür drängt und ausruft: das war eine schöne Predigt! oder was kann seinem Zwecke hinderlicher sein, als wenn man die heilige Stunde, da man ihn hört, zu einem Divertissement seiner Gedanken macht? Nichts in der Welt habe ich mehr verwünscht, als einen solchen kleinen Zweck zu hören, bei dem alle wahre Besserung menschlicher Seelen verschwindet. Nie ist mir also ein rauschendes Lob so angenehm gewesen, als die stille, redliche Träne einer gerührten Seele, der traurne, einfältige Seufzer: o wäre ich so! und die stille, heitere Entschließung zur Besserung. Nie habe ich also auch große Leidenschaften zu erwecken gesucht: mit einer kleinen Anstrengung meiner Stimme, zumal in dieser Kirche, mit heftigen Ausrufungen, wohl gar mit erpreßten Tränen wäre dieses endlich wohl möglich gewesen. Aber ich weiß, daß die wahre Besserung nie in einer wilderregten Seele, nie im Taumel von Empfindungen gewirkt wird, ich weiß, daß die Andacht, sobald sie übertäubend und so ansteckend wird, wie das Gähnen oder wie der elektrische Funke, so bald vorübergeht, als sie kam und man die Kirchenluft ändert. Und daher, m. Z., waren das meine liebsten Vorträge, für eine stille, heitre Seele zu predigen, meine Zuhörer in ein sanftes Nachdenken, in einen heiligen Gang von Gedanken, Überlegungen, Entschlüssen zu bringen, ihnen die Lehre, die ich vortrug, so wichtig, so menschlich, so interessant zu machen, als es möglich war, und ihnen erst Gründe zur Besserung, erst einen Geschmack an der Wahrheit, die ich sie lieben lehrte, zu geben, ehe ich auf ihren Entschluß und auf die Annahme derselben drang. Vielleicht mag es sich auch daher erklären lassen, wenn man sagt, daß meine Predigten am Ende oft matt würden, statt daß andre ihr Feuer dahin recht versparen. Keine meiner Predigten hat freilich von solchen Endanwendungen gewußt, ich habe immer Pflicht und Gründe vereinigt und keine ohne die andre vortragen wollen; meine ganze Predigt mußte also menschliche Anwendung sein, oder sie war außer meinem Zwecke. Daher auch, m. Z., daß ich so gern in menschlichen Worten, in verständlichen Ausdrücken unsres Umganges, und nur dann in der Sprache der Bibel redete, wenn ich diese erklärt hatte, wenn sie deutlich war, wenn sie ans Herz drang. Das ist noch keine biblische Predigt, die blaß eine Kette

von biblischen Worten und Ausdrücken ohne Verstand und Zusammenhang ist, sondern das ist eine biblische Predigt, die nach den Lehren der Schrift in unsrer Sprache des Lebens so deutlich, so nachdrücklich, so eigenthümlich für uns ist, als der Vortrag der Bibel zu den Zeiten war, in welchen sie geschrieben worden. Bloß hievon hängt der wahre Geschmack an der Religion ab. So lange wir bloß auswendig gelernte Worte wissen, die wir nun so weniger verstehn, je früher wir sie gelernt, je mehr sie ganz und gäbe sind, je weniger wir uns je Mühe haben geben wollen, darüber nachzudenken, so lange wird man immer die Verlegenheit sehen, daß die Christen lernen und lernen und doch nicht zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, man wird immer sehen, daß eine Person von den besten Einsichten, von den gesellschaftlichsten Talenten, von gefälligem Vortrage über alle Materien bei keiner einzigen stutzig wird, als wenn sie sich etwas aus der Religion erklären soll, und über nichts so sehr in Verwirrung gerät, als wenn sie einen genauen Gedanken über das sagen muß, was doch wirklich ihre vornehmste Wissenschaft sein soll. Woher entsteht diese Verlegenheit, diese verworrene Miene, diese blode, wortlose Armut? Aus einer Armut an bestimmten Gedanken, daraus, daß man in der Religion Worte lernt, ohne Sachen zu denken, daß wir über die menschliche Angelegenheit der Religion nicht so nachdrücklich denken lernen, als über jede andre Angelegenheit unsres Lebens. Wie glücklich wäre ich, wenn ich meinen Zweck erreicht hätte in den Sachen, über die ich geredet, so menschlich belehrt zu haben, daß jeder meiner Zuhörer es zu sich selbst immer sagen könnte: „da lernte ich eine Lehre verstehen, die mir dunkel war, da glauben, von dem ich vorher die falschesten Begriffe hatte, da ward in mich, in meiner menschlichen Sprache, nach meiner Denkart ein Wort gepflanzt, was ich noch jetzt habe und was meine Seele glücklich macht!“

Darum aber, m. Z., war mein Wort nicht bloßes Menschenwort, sondern, wie es denn wahrhaft ist ein Wort Gottes. Von Gott hangt doch einmal unser ganzes Dasein in Zeit und Ewigkeit ab. Wir sind aus seiner Hand gekommen, leben in seiner Hand und werden einst spät oder früh in seine Hand zurückkehren. Er gab uns also unsre Menschheit und in ihr alle unsre Anlagen zur Glückseligkeit und Nutzbarkeit in der Welt. Er gab uns unsre Pflichten, Pflichten, die so genau mit unsrer Natur verbunden sind, daß ohne sie unsre Glückseligkeit nicht bestehen kann. Er gab uns unsre Kenntnisse und lehrte die Menschen, „was sie wissen“,

er gab uns, da unsre Natur verfallen und elend war, eine Wiederkehr zur Glückseligkeit und seiner Gnade durch die Erlösung Jesu; er gab uns eine hohe, göttliche Mitwirkung, um wieder zu der ursprünglichen Hoheit unsrer Natur und Glückseligkeit in dieser zu gelangen. So hängt alles, was menschliche Seelen glücklich machen kann, von Gott ab, und „das ist demnach das ewige Leben, daß wir ihn, den allein wahren Gott, und den er gesendet hat, Jesum Christum, erkennen." Die Erkenntnis unsrer Abhängigkeit von Gott, der Weg, die Gnade des Höchsten zu erlangen und für immer zu erhalten, die große Aufmunterung, immer vor Gott zu wandeln und alles aus Beweggründen vor ihm zu tun, die große Pflicht, vollkommen wie er zu werden — das, m. Z., ist der Grund unsrer Lehre, das Wort von Gott und von dem, den er gesendet hat, Jesu.

Und so ist sie auch uns gewesen. Ich habe in einer eigenen Predigt die Lehre zu erklären und überzeugend zu machen gesucht, daß unsre heilige Schrift von Gott eingegeben und ein Wort sei, Seelen selig zu machen; und sie war in allen meinen Predigten der Grund meiner Betrachtungen und die Quelle meines Wortes, das ich in menschliche Seelen zu pflanzen suchte. Erhabene und würdige Begriffe von Gott zu verbreiten, unsre Abhängigkeit von ihm und seiner Vorsehung im rechten Lichte zu zeigen, den großen Zweck, nach seiner Gnade zu trachten, den vortrefflichen Charakter Christi zu entwickeln, ihn in allen, was groß und edel ist, zum Vorbilde zu machen, den Glauben und das Zutrauen auf Gott in Zeit und Ewigkeit zu befestigen, — das war meine Absicht. Meine Worte waren nicht menschliche, sondern göttliche Worte, menschliche Seelen zur Glückseligkeit zu leiten.

In allen diesen Betrachtungen, m. Z., ist das Amt eines Predigers nicht schätzbar und vortrefflich? Und wenn er auch nur einige von diesen Zwecken erreicht, welchen edleren, schöneren Zweck gibt es unter allen Zwecken in der Welt? Ein Wort, um menschliche Seelen glücklich zu machen — welch eine gute, vortreffliche Bestimmung, wenn ihn die Vorsehung zu dem gesegneten Werkzeuge gebraucht, um dies zu erreichen! Ist es denn nichts, unwissenden Menschen Begriffe von Gott, von sich selbst, von andern, und Wahrheiten beizubringen, deren Anwendung sie zu gebildeten, glücklichen, christlichen Menschen machen kann? Ist es denn nichts, einer gequälten, angstvollen Seele, bei ihren redlichen Absichten und Gewissensängsten, Zufriedenheit, Trost in ihren dunkeln Stunden, wenn nichts sie tröstet, und Ruhe beim Abschied aus dieser Welt

und Seligkeit in dem künftigen Dasein zu geben? Ist das nichts? — Wie hoch, m. Z., halten wir nicht einen Freund, der nur das Mittel in seiner Hand hat, eine oder einige traurige Stunden uns heiter und vergnügt zu machen? Und was ist alles gegen das Wort, das die Seele nicht bloß auf Jahre, nicht bloß auf eine Lebenszeit, die, so lange sie sein mag, doch immer kurz ist, sondern auf eine Ewigkeit, auf unser ganzes Dasein, so lange es währet, selig, glücklich, vergnügt, zufrieden, allgenießend machen kann? — auf ein Dasein, das so lange dauert, als die Gottheit selbst! Und das, m. Z., ist, nach dem vorigen, unsre Bibel, das Wort unsrer Religion. Es zeigt uns den Weg, aus unsrem Schlamme, aus dem Verderben unsrer Natur hier in der Welt schon zu einem beruhigten Gewissen, zum Genusse der Freundschaft Gottes, zur größten Zufriedenheit und Seligkeit zu kommen. Welch eine Lehre, die menschlichen Seelen das geben kann, wonach alle Pläne der Weltweisen von jeher vergebens gesucht haben!

Und es wolle die göttliche Gnade, daß auch das Wort, das ich gepredigt habe, nur einige von diesen großen Zwecken erreicht hätte! Wie glücklich, wie zufrieden wäre ich, wenn ich das Zutrauen hoffen könnte, daß der Richter aller Welt auch meine Arbeit dieser Jahre nicht ganz ohne Zweck und Nutzen erkennen dürfte, sondern daß sie wirklich zur Glückseligkeit menschlicher Seelen beigetragen hätte! Freilich, zu äußerlicher Glückseligkeit und was die Welt so nennen möge, Silber und Gold, Reichtum und Gepränge und Ehrenzeichen, zu alle dem haben meine Predigten nichts beitragen können, da sage ich wie Petrus: „Silber und Gold habe ich nicht!“ Aber ist denn unter meinen bisherigen so öfteren, so geliebten Zuhörern keine Seele, die auch nur in der Stille zu sich selbst, vor ihrem Gewissen und vor Gott sagen könne, daß sie etwa durch meine Worte Nutzen geschöpft? keine redliche Seele, die sagen könne: „ich war unwissend in der Wahrheit der Religion, und was ich von Gott, vom Gewissen und der Ewigkeit glauben oder nicht glauben sollte, — jetzt habe ich von diesen Sachen wohlhafte, feste und große Begriffe. Meine Zweifel sind mir widerlegt, die leichtsinnige Widersetzlichkeit meines Herzens zu Boden geschlagen. Gottlob! jetzt weiß ich, was ich glaube, und weiß es gewiß.“ Ist keine gute Seele, die sagen könne, „Voraus hatte ich keinen Geschmack an den Wahrheiten der Religion, ich glaubte, daß sie auswendig gelernte, abgenutzte Formeln wären, nun sehe ich, daß es Wahrheiten, gewisse Wahrheiten und daß diese der Grund meiner Glückseligkeit sind, ich höre sie gerne

und denke ihnen gerne nach; ich suche sie in mich zu pflanzen, ich bringe sie zur Ausübung." Ist keine redliche Seele, die sagen konnte: „Voraus hatte ich von Buße und Änderung der Seele alderne Mönchsbegriffe, jetzt sehe ich dieses wirklich als mein Ziel, mein Vergnügen, als meine Vollendung in dieser Welt an, an der ich mit Eifer und Wohlgefallen arbeite, in der ich meine Seligkeit finde?" Ist keine redliche Seele, die sage „Voraus hatte ich diese und jene Gemütsunruhe, sie ist mir genommen, ich weiß, woran ich mich im Leben und Tode zu halten habe; ich lebe und sterbe selig?" — Ist dies nicht, ist keine Seele unter uns, die sich einer guten, erbaulichen Stunde des Unterrichts, der Lehre, der Überzeugung, der Besserung, der Tröstung erinnere? keine, die sich erinnere, aus diesem Tempel je von mir mit gerührtem Herzen, mit überzeugter Seele, mit Vorsätzen zur Besserung, mit getröstetem Mute gegangen zu sein? — freilich, so wäre mein Amt vergeblich gewesen! so müßte ich mit einem niedergeschlagenen Blicke das Buch meiner hiesigen Predigttage niederlegen und erröten. —

Aber, mein Gott! das hoffe ich nicht von deiner Gunde. Da ich das Wort der Religion jederzeit mit Redlichkeit, mit offenem, wollem Herzen und mit den besten Absichten verkündigte — eine innere Überzeugung der Seele läßt sich nicht verkennen — so habe ich auch, m. Z., immer wenigstens so weit gute Spuren davon gehabt, als Menschen sehen können. Mit einem Vergnügen, das unabhängig ist von Stolz, von Eitelkeit auf meine Talente, oder gar von Eigennutz, welche Leidenschaften, wenn sie im Gewebe meiner Natur waren, ich ja auf andre Art befriedigen konnte, nein, m. Z., mit einem redlichen Vergnügen habe ich gesehen, daß eine gute Anzahl von Personen beiderlei Geschlechts, Standes und Alters sich gern und oft und willig zu meinen Predigten eingefunden, mir aufmerksam zugehört haben, und warum sollte ich also nicht von der Gnade Gottes hoffen, daß ein redlich gemeintes Wort, das aus dem Herzen kam, nicht bloß offene und willige Ohren, sondern auch ebensolche Herzen gefunden habe? Ich habe ja gesehen, wie meine Stimme des Unterrichts, auch bei Seelen von verschiedener Denkart, Stand und Alter oft sichtbaren Eindruck gemacht, wie manche allmählich einen Geschmack an Wahrheiten fassen gelernt, an die sie vielleicht sonst in ihrem Leben nicht gedacht, und wie andre wenigstens eine äußerliche Ehrerbietung gegen die Religion bekommen, die sie voraus witzig verachtet hatten. Ich habe ja gesehen, daß auch selbst aus dem Alter, in dem man sonst am wenigsten der ernsthaften Stimme der Wahrheit

Gehör gibt, aus dem Alter der Jugend, viele sich willig und andenklich zu mir eingefunden, lieber ihren Vergnügungen und Lustbarkeiten, zu denen ihr Alter doch sonst so geneigt ist, entsagt, als meine Vorträge versäumt haben. Ich habe so mit Vergnügen Beispiele gehabt, daß einige gutgeartete Seelen das Zutrauen zu mir hatten, mich auch besonders über verschiedene Wahrheiten der Religion, die sonst ihren Skrupeln ausgesetzt waren, persönlich und privatim zu befragen, wie z. B. über die Vorsehung Gottes, über die Person des Erlösers, über die Eingebung der heil. Schrift, über die Wirkungen des Geistes, über die Unsterblichkeit der Seele, über Taufe und Abendmahl; und ich habe meistens mit meinen Antworten und Belehrungen ihre Zufriedenheit und Beifall gewonnen. Ich habe tausend Äußerungen von hohen und niedern Zuhörern gesehen, daß ich ihrer Liebe, ihrer Achtung und Zutrauens nicht ganz unwürdig gewesen; und was kann ich anders, als für diese Gnade, Liebe und Gewogenheit allen meinen Zuhörern nach Stand und Würden den tiefsten und innigsten Dank meines Herzens darbringen.

Ich bin verschiedentlich von meinen Zuhörern ersucht worden, Predigten ihnen im Drucke zu liefern, ich habe es verbeten, nicht aus Furcht oder aus falscher Bescheidenheit, sondern aus Grund setzen. Predigten müssen gehalten sein, sie müssen lebendig gefaßt, sie müssen im Herzen und nicht auf dem Papier bleiben, sie müssen ewigen Eindruck nachlassen. Do verwahre mon sie, da drücke mon sie sich tief ein, bas Wort, bas in uns gepflanzt werden soll, und Gott wird sein Gedeihen dazu geben. Wir wollen uns nicht daran gewöhnen, eine Predigt nach ihrer Disposition so aus dem Gedächtnisse hersagen zu können, sondern wir wollen sie mit ganzem, offenem Herzen hören. Wir wollen uns den Eindrücken derselben überlassen und sie auf dem Grunde unsrer Seele einpflanzen; so werden sie bleiben und Früchte tragen. — Gott! siehe, das ist mein Wunsch und meine demütige letzte Bitte vor deinem Throne an dieser Stelle! Gib du das Gedeihen zu dem Guten, das ich in Schule und Kirche durch öffentlichen und besonderen Unterricht gepflanzt, wenigstens mit Mühe und Sorgfalt gepflanzt habe — mache du es gedeihen!

Und wie sehr, m. Z., habe ich nötig, dieses von Gott zu erbitten, da ich ja so oft Gelegenheit gehabt zu sehen, wie wenig auch in Besserung der Menschen menschliche Bemühungen oft ausrichten können. Aber wir wollen unsren Mut nicht sinken lassen,

zu ermahnen: Nehmet das Wort an, das in euch gepflanzt ist! Menschen, gebt der Religion Gehör, von der all euer Glück abhängt! Was sind die Güter der Erde, was ist ein edler Name, was ist ein erscharrter Reichtum, was sind unmäßige Wollüste, Zerstreuungen und Ergötzlichkeiten! — Wahrlich Unseligkeiten, die nur eine Zeitlang blenden und betäuben können, aber nachher mit Ekel, mit Abscheu, mit Strafen lohnen! Die wahre Glückseligkeit besteht schon hier in der Ordnung der Seele, und liegt nicht auf dem Wege der Ausschweifung und des Lasters — und bald, ach wie bald müssen wir sterben und sind nicht mehr! Wo bleiben dann alle unsre sündlichen Freuden und Ergötzungen? alles hinter uns! Nur eines nehmen wir mit: Gefühl der Gnade Gottes, eine beruhigte, gebesserte, heitere, tugendhafte Seele und den Genuß des Lohnes guter Werke Darum nehmet das Wort an, das in euch gepflanzt ist!

Und so, m. Z., lege ich denn jetzt mit diesem Worte das Amt nieder, das ich seit zwei Jahren als Prediger dieser Kirche auf den Ruf meiner Obrigkeit geführt habe und von dem ich jetzt auf meine Bitte zu Vergünstigung meiner Reise von meiner Obrigkeit erlassen bin. Da ich sehe, daß man sich in Absicht auf meinen Entschluß zur Reise, zum Teil aus gutem Herzen, so häufig irrt, so wird man mir erlauben, daß ich die wahre Idee der Sache so gebe, wie sie bei mir ist, und mir darin die Wahrhaftigkeit zutrauen, die man jedem ehrlichen Manne zutraut, wenn er etwas von sich sagt. Ich gehe auf eine Reise, ohne daß ich's im Sinne hätte, aus Unzufriedenheit mit meinem Orte und mit meiner Stelle, wo ich mehr Liebe und Achtung genoß, als ich verdiente, mich gleichsam wegzustehlen. Ich gehe, ohne daß ich etwa ein auswärtiges Engagement vorhätte, zu dem ich mich hinstehlen wollte. Ich hätte oft Gelegenheit gehabt, ein solches anzunehmen, da es mir in geistlichen und gelehrten Ehrenstellen auswärts angetragen worden, allein ich habe es ausgeschlagen, und ich weiß nicht, warum, wenn das der Zweck meiner Reise wäre, ich nicht mit einem offenen Bekenntnisse lieber weggehen könnte. Meine einzige Absicht ist die, die Welt meines Gottes von mehr Seiten kennen zu lernen, und von mehr Seiten meinem Stande brauchbar zu werden, als ich bisher Gelegenheit gehabt, es zu werden. Dazu fühle ich in mir Anlagen, und diese sind ein innerer Ruf Gottes an uns, der zu unsrer Bestimmung gehört und dem wir folgen müssen. In diesem Punkte stehe ich allein vor Gott und meinem Gewissen, da will ich mich über die Redlichkeit meiner Absichten

richten lassen, und nicht von den Vermutungen der Menschen. Den Vorwurf kann man mir nicht machen, daß ich meinen geistlichen Stand aufgebe, denn den gebe ich nicht auf, ich habe vielmehr eine eifrige, brennende Begierde, in ihm noch nützlicher und würdiger zu werden. Eine Gemeinde verlasse ich eigentlich noch nicht, da ich keine eigentliche Seelsorge bisher gehabt, und keine Beichtkinder, oder mir eigentlich persönlich anvertraute Seelen verlasse, da man es auch nicht der Ordnung gemäß gefunden, mir Beichtstühle anzuvertrauen, so sehe ich mich bloß als Haffnungs- und Hilfsprediger, und also meine Lage als die einzige an, wo ich noch meinen Plan ausführen oder ihn für immer aufgeben müßte. Und ist da wohl ein geistliches Verbrechen, wenn ein Haffnungs- und Hilfsprediger deswegen eine Reise unternimmt, um etwa die Hoffnung und Erwartung von ihm noch mehr zu erhöhen und also erst mehr als Haffnungs- und Hilfsprediger sein zu können? Man erzeige mir also die Güte, meine Absicht von der guten Seite anzusehen, von der ich sie gefaßt, mich des geneigten Andenkens in meiner Abwesenheit zu würdigen und mir übrigens von Gott das Glück zu erbitten, daß ich mit den Früchten, die ich auswärts zu sammeln gehe, hier an diesem geliebten Orte, den ich gewiß liebe und für den ich nicht die Hoffnung aufgebe, auch in der Zukunft nützlich zu werden, aber an einem andern, wo mich Gott hinführet, ihm ein angenehmes Opfer bringen könne. — Das ist mein Wunsch, meine Bitte und Haffnung!

So gehen wir beide auseinander und werfen uns übrigens in die Hand Gottes. Ich wünsche nicht Ärgernisse im Andenken meiner Zuhörer nachzulassen, die meinen Namen auf eine bösartige Weise schwärzen. Alle meine Fehler und Schwachheiten aber, die aus meinem Temperament, aus meinen Jahren mögen geäußert sein, wolle die christliche Liebe meiner Freunde und Zuhörer bedecken. Wir wollen uns hier noch bei unserm letzten freundschaftlichen Abschiede die Hände geben, aber vielmehr, wir wollen uns hier unter Gottes heiligem und allsehendem Auge verbinden, daß wir beide die Wahlfahrt unsrer Seelen in Gott mit Redlichkeit und Aufrichtigkeit suchen und lebenslang darnach streben wollen, um uns wenigstens in der Ewigkeit wieder zu sehen, wo uns keine Trennung mehr bevorsteht. Ich gehe weg und erwarte meine übrigen Verhängnisse und die Bitterkeit und Süßigkeit meines zukünftigen Lebens aus der Hand meines Gottes, der doch niemand ganz unglücklich läßt, der nur seiner Vorsehung und seinem Willen treu ist. Diese Hoffnung, diese Gesinnung auf den guten Willen

meines Gottes nehme ich mit mir, und ſie iſt mir Unterſtützung und Reichtum. Die Erinnerung, die ich in meinem Herzen von dieſer Gemeinde mitnehme, iſt die beſte, daß ich in meinem Amte das Glück gehabt, Perſonen zu kennen, die edel dachten und die Religion liebten; dieſe Erinnerung bewahre ich in meinem Herzen und in meinem Gebet. Betet auch für mich, meine Freunde, daß es auch mir wohl gehe und daß Gott mit mir mache, was er nach ſeinen weiſen Abſichten für mich als das beſte erkennt.

## Johann Sebaſtian Bach*.

Von

**Karl Hunnius.**

Du zogſt voran mit adlerkühnem Fluge,
Wir folgen dir zu ew'gen Regionen
Wo Licht und Klang und hehre Friede wohnen
Und Freiheit von dem welſchen Lug und Trug

In glaubensſtarkem ſchöpferiſchem Zuge
Schufſt du — ein Rieſe uns, den Epigonen —
Erhab'ner, deine ew'gen Paſſionen
Und jenen eh'rnen Wunderbau der Fuge

Die Flammen, die in deinem Buſen brannten
Sie leuchten weithin über Tod und Särge,
Dein Glaubensmut, der Mut des Proteſtanten —

Noch heut' erfahren wirs, — verſetzt er Berge, —
Doch wie, vor dir dem Himmel Zugewandten,
Stehn glaubensarm — ein nüchtern Volk der Zwerge

*) Wie entnehmen dieſes ſchöne Gedicht den geiſtvollen „Tondichterprofilen“ des baltiſchen Dichters K Hunnius Dieſe finden ſich in ſeinen geſammelten Gedichten, und wir freuen uns, bei dieſer Gelegenheit darauf aufmerkſam machen zu können, daß dieſe Gedichte jetzt bereits in zweiter Auflage — Leipzig C F Amelang 1903 — erſchienen ſind Hunnius iſt nicht nur ein heimiſcher Poet — er iſt ein wirklicher Dichter D Red

# Aus meinem Leben.

Erinnerungen

von

**Friedrich von Brackel †.**

## IX.

(Schluß.)

Im vorigen Kapitel erwähnte ich schon dessen, daß im Herbst 1836 mehrere Kunst- und Theaterfreunde, zu denen mein Vater in erster Reihe gehörte, zu einem Komitee zusammengetreten waren, um nach Sicherung einer Jahressubvention einen deutschen Fachmann zur Gründung eines neuen Theaters, aber in dem alten, zu renovierenden Lokale im Hause der „Muse", in der gr. Königstraße, zu gewinnen. — Der Komitee hatte sich schließlich im Januar 1837 für den bekannten Dichter, Dramaturgen, Schauspieler und weltberühmten Vorleser Karl von Holtei entschieden und diesen aufgefordert behufs näherer Besprechung noch im Beginn des Jahres nach Riga zu kommen.

Holteis Familie stammte aus Kurland, wo noch gegenwärtig mehrere Repräsentanten dieses alten Adelsgeschlechts als wohlsituierte Gutsbesitzer leben. Sein Großvater, in Kurland geboren, hatte unter Friedrich d. Gr. in der preußischen Armee mit Ruhm gedient, hatte eine Schlesierin von Adel geheiratet und war dann in Schlesien geblieben. Dessen Sohn war auch Militär gewesen und diente in demselben Regimente mit dem nachherigen Führer und Helden des Befreiungskrieges von 1813/14, mit dem Mecklenburger Gebhard Leberecht von Blücher. Dieser Holtei nahm in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts seinen Abschied aus dem Militärdienst, heiratete ein schlesisches Adelsfräulein und lebte

daselbst als Gutsbesitzer. Im J. 1796 wurde ihm ein Sohn geboren, unser Karl von Holtei. Leider verlor Holtei seinen Vater schon früh und seine Erziehung ermangelte männlicher Leitung. Holtei, der Vorleser und Schauspieler, war bis zu seiner zeitweiligen Übersiedlung nach Riga, hier nur dem Namen nach bekannt, der dramatische und lyrische Dichter Holtei genoß aber schon seit Jahren in Riga großer Popularität. Seine Dramen „Lenore", „der alte Feldherr" und „die Wiener in Berlin" waren Lieblingsstücke der Rigenser und seine Lieder wurden von Alt und Jung, von den Vornehmen wie Geringen gesungen, waren zu echten Volksliedern geworden, die selbst die deutschen Handwerker und die deutschen Straßenjungen Rigas mit Vorliebe anstimmten. Auch meine Brüder und ich sangen mehrstimmig, die Lieder aus diesen Holteischen Singspielen. Das bekannte Duett aus „der alte Feldherr" — „Denkst du daran, mein tapferer Lagienka" — hatten mein jüngerer Bruder Wolfgang und ich unter der Leitung meines Vaters uns gut eingeübt, Wolfgang den Soldaten, ich den Feldherrn. Wir mußten dieses Duett in den bekannten Häusern vortragen und rührten oft die Herzen der Zuhörer, denn die herrschende Erbitterung gegen die Polen war jetzt tiefem Mitleid mit dem so traurigen Schicksal dieses bigotten, von den Russen schroff behandelten Volkes gewichen. Kam der General Joseph Jurko, — ein Pole von Geburt, aber russischer General, der 1831 gegen die Polen gefochten und zum Lohn für seine Treue ein Majorat in Polen vom Kaiser geschenkt erhalten hatte und zum Gouverneur von Lublin ernannt worden war, — zum Besuch der Verwandten seiner Frau, einer geborenen v Medem (Großtochter der Baronin Fersen geb. v. Vegesack, einer leiblichen Schwester meines Großvaters), nach Riga, so unterließ er es nie, bei Großmama oder Onkel Otto Vegesack, wenn die ganze Familie versammelt war, uns aufzufordern, ihm das genannte Duett vorzusingen. Er affektierte gar zu gern den im Grunde des Herzens patriotischen Polen und spielte mit Erfolg den Gerührten, so daß die Damen voll Mitleid mit ihm waren und sein hartes Schicksal bedauerten, das ihn vor die Alternative gestellt hatte, entweder seinem Kaiser, oder seinem Volke untreu zu werden. Mein Vater aber ließ sich nicht täuschen durch den schlauen Polen, und als dieser, nachdem wir das Duett beendet, sich die Augen wischte, rief mein Vater, etwas unvorsichtig, aber sehr wahr, halblaut: Heuchler! Schuft! —

Im Februar 1837 traf Holtei in Riga ein und machte einen Tag nach seiner Ankunft seine Antrittsvisite bei meinen

Eltern, wobei er zugleich einen Empfehlungsbrief von dem Justizrat Otto Crelinger in Berlin, dem zweiten Manne der großen, erst in den 60er Jahren verstorbenen Tragödin Auguste Crelinger, der mit meinem Vater von früher her befreundet war, überreichte. — Es bedurfte wahrlich keines Empfehlungsbriefes, denn dank seiner genialen, sympathisch-aristokratischen Persönlichkeit eroberte Holtei schon bei seinem ersten Besuche im Sturm die Herzen unsrer Eltern, sowie die Herzen von uns Kindern. Er erschien im damaligen Visitenanzuge, schwarzem Frack, Weste und Beinkleid, dabei mit hoher, schwarzseidener Kravatte und Vatermörderu, ein Mann von über Mittelgröße, schlankem Wuchses, mit kleinen Füßen und schmalen, weißen Händen. Holtei war nicht, was man einen schönen Mann nennt, aber seine Züge waren edel: seine Stirn war hoch und gewölbt, seine Nase leicht gebogen und der kleine Mund mit schmalen Lippen paßte harmonisch zum energischen Kinn. Und dieses Gesicht wurde belebt durch ein Paar Augen von wundervoller, tiefblauer Farbe, die geistsprühend mit herzgewinnender Freundlichkeit blickten. Holteis Organ war voll, von herrlichem Klange, mächtig und doch zugleich weich und so modulationsfähig, daß er die vielen Personen der Shakespeareschen Dramen blos durch Veränderung des Stimmklanges charakterisieren konnte. Er las sein psychologisch und dabei plastisch. Er hatte meinem Vater versprochen am Montag, 8. März, in unsrem Hause eine dramatische Vorlesung zu halten, zu dem der zahlreiche Verwandten- und Bekanntenkreis meiner Eltern eingeladen wurde. Am Sonnabend vorher aber bat Holtei schriftlich den Vorleseabend auf Dinstag, 9. März, zu verschieben, da er am Montag Abend eine Vorlesung zum Besten des Frauenvereins im Schwarzhäupterhause abzuhalten genötigt worden sei. Diese Abänderung machte meinen Eltern Sorge, denn am Mittwoch war Bußtag, und es war die Frage, ob nicht einige der Eingeladenen, namentlich die drei Geistlichen, Stadtsuperintendent Thiel, Oberpastor Grave und Archidiakonus Dr. Poelchau, Anstoß daran nehmen würden, am Abend vor dem Bußtage an einer großen, sehr weltlichen Gesellschaft teilzunehmen. Aber diese Besorgnis meiner Eltern erwies sich als unnütz, denn die genannten drei Geistlichen, wie auch die andren, als sehr kirchlich-fromm bekannten Eingeladenen, erschienen alle am Dienstag Abend gleich nach sechs Uhr und blieben bis lange nach Mitternacht. Das große Speisezimmer, zum Auditorium erwählt, war bis auf die Stühle und einen zusammengeklappten Kartentisch ausgeräumt. Gegen 7½ Uhr erschien Holtei, begrüßte

die anwesenden Damen, wurde mit den Herren bekannt gemacht und trank Tee mit Rum im Schreibzimmer meines Vaters, um geben von einem dichtgeschaarten Kreise der eingeladenen Herren, mit denen er lebhaft und heiter plauderte. Es war 8½ Uhr geworden als Holtei seine Vorlesung begann, die er nach dem dem Abendessen fortsetzen und beenden wollte. Vor dem Souper las er den 2. und 3. Aufzug aus „Julius Cäsar“ von Shakespeare und schon nach der ersten Szene war es allen Zuhörern klar, so Vollendetes noch nie gehört zu haben. Cäsar, Brutus, Cassius, Mark-Anton und die edle Portia las er mit verschiedenem und doch immer edlem Stimmklange, ja selbst die einzelnen Bürger waren als besondere Individualitäten zu erkennen. Aber im Vortrage der Rede des Antonius übertraf sich Holtei selbst. Es wurde den Zuhörern begreiflich, daß dieser Mark Anton durch seine Rede die Bürger Roms nicht allein zur hellen Begeisterung für den gemordeten Cäsar, sondern auch zu flammender Wut gegen seine Mörder dringen konte.

Die erste Hälfte der Vorlesung war beendet, es war beinahe ½11 Uhr geworden. Um 11 Uhr begann das Souper, zu dem ein langer und zwei runde Tische gedeckt waren. An einem der runden Tische hatten Platz genommen Holtei, mein Vater, Herr v Schwebs, Archidiakonus Dr. Poelchau, der nachherige Ratsherr Petersen und Frl. Clementine Kurtzwig. Dieser Tisch stand vor dem Fenster, an dessen Fensterdreit für uns drei älteste Kinder das Abendessen serviert wurde, so konnten wir die Unterhaltung bei Holteischen Tafelrunde gut hören. Holtei erzählte von Göthe, in dessen Hause er, als Freund des einzigen Sohnes und Kindes, des unglücklichen August v. Göthe, in den 20er Jahren häufig als gern gesehener Gast verweilt hatte. Dann sprach er von Ludwig Tieck und besonders eingehend von seinem Aufenthalte in Paris und seinem intimen Verhältnis zu Beranger. An den andren Tischen stockte die Unterhaltung, denn alles lauschte den Erzählungen Holteis.

Das Souper dauerte bis nach Mitternacht. Wieder zogen sich Damen und Herren in die anstoßenden Zimmer zurück, das Speisezimmer wurde in dieselbe Ordnung wie bei der ersten Vorlesung gebracht. Der Bußtag hatte schon begonnen. Oberpastor Grave und Pastor Poelchau ignorierten das kluger Weise, nicht so der Stadtsuperintendent Thiel, dieser wandte sich an meinen Vater. „Lieber Freund, meine Uhr ist stehen geblieben und zeigt 8 Uhr. Morgen ist Bußtag; ist es noch lange bis Mitternacht?“ — „Bester Freund“, erwiderte mein Vater — mit vollem Recht,

denn es war schon nahe an 1/2 1 Uhr — „bis Mitternacht ist noch sehr lange, lange Zeit“ — und Thiel nahm beruhigt seinen Platz wieder ein. Die Vorlesung begann nun mit der ersten Szene der Rüpel aus Shakespeares „Sommernachtstraum“, zum Schluß las er die letzte Rüpelszene, die Aufführung von „Pyramus und Thisbe“. Er las mit hinreißender Komik, so daß das Lachen der Zuhörer fast störend wurde. Als er den Löwen brüllen ließ, hörte man hinter den Schränken her, die die Entree abgrenzten, ein dumpfes: Ho, ho, ho! — die Diener, die ihre Herrschaften abholten, waren die verschämten Lacher. Um 2 Uhr nach Mitternacht ging die Gesellschaft auseinander. — Ein paar Tage später verließ Holtei Riga, um erst Ende August mit Frau und Tochter und der Mehrzahl der von ihm engagierten Schauspieler, Sänger, Schauspielerinnen und Sängerinnen hierher zu dauerndem Aufenthalt zurückzukehren.

Mit dem J. 1837 trat der erste Anfang der Umwandlung der Interessensphäre der gebildeten deutschen Gesellschaft Rigas und der Ostseeprovinzen ein. Zwar blieben noch immer Literatur und Kunst, Geschichte und neuerdings auch Philosophie, welcher der vor ein paar Jahren verstorbene Berliner Philosoph Hegel neuen Aufschwung verliehen hatte, die Hauptgegenstände der Unterhaltung, aber bei den Zusammenkünften der näheren Freunde meines Vaters bei uns hörte man doch schon häufiger Gespräche provinzialpolitischen Inhalts. Es waren Befürchtungen durch Briefe aus Petersburg und Dorpat erweckt worden, die Nachrichten über an hoher Stelle geplante Umformung unsrer Landesuniversität Dorpat, sowie aller Schulen brachten. Viele Jahre war der würdige Generalgouverneur General Baron Magnus Pahlen auch Kurator des Dorpater Lehrbezirks gewesen; jetzt, hieß es, werde das Amt des Kurators von dem des Generalgouverneurs, wie es früher freilich immer gewesen, getrennt werden. Als designierter neuer Kurator wurde der Gardegeneral Crafffström genannt. — Die Allarmbriefe hatten richtige Nachricht gebracht, denn noch im selben Jahre wurde Pahlen seines Postens als Kurator enthoben und General Crafffström zu seinem Nachfolger ernannt.

General Crafffström, ein natürlicher Sohn des Generals en chef Grafen Igelström, der in den letzten Regierungsjahren Katharinas II. und des elenden Polenkönigs Stanislaus August Poniatowsky, in Polen eine berüchtigte Rolle gespielt hatte, war Kommandeur des Moskauschen Garderegiments gewesen, hatte sich als akkurater Verwalter und guter Exerziermeister bewährt, so hielt ihn denn Kaiser Nikolaus I. besonders dazu geeignet, Professoren,

Lehrer, Studenten und Schüler an die Uniform zu gewöhnen und so viel wie möglich militärisch zu drillen. An eine vollständige Russifizierung der Universität und der Schulen wurde damals an maßgebender Stelle nicht gedacht, wohl aber wurden die russischen Stunden in den Gymnasien bedeutend vermehrt und den Dorpater Studenten wurde anbefohlen, in jedem Semester mehrere Kollegien bei dem Professor der russischen Sprache und Literatur zu belegen. Craffström kam im Laufe des Jahres nach Riga, begleitet von dem Inspektor Witte, revidierte das Gymnasium und die Schulen und besuchte auch meinen Vater, „getrieben von verwandtschaftlichem Gefühle", wie er sagte. Die Mutter meines Vaters, Sophie Gräfin Igelström, war eine leibliche Nichte des genannten Generals Grafen Igelström gewesen. — Craffström war ein dünn langer Mann, eine Unteroffiziersnatur, nicht dumm, aber brutal und bis zum Exzeß kenntnislos.

## X.

Zu Johannis dieses Jahres wurde ich nach Sekunda versetzt und saß ein ganzes Jahr dort nur ein Paar Bänke tiefer als mein Bruder Waldemar. Als Sekundaner wurde ich, während des Sommeraufenthaltes in Kleistenhof ganz anders behandelt als ein Jahr vorher. Ein großer Fortschritt in meiner gesellschaftlichen Stellung war, daß ich mir die Speisen selbst vorlegen durfte und ebenso den Zucker zu dem aus Früchten oder Kuchen bestehenden Dessert selbst streuen konnte.

Jeden Sonntag fanden sich zum Mittage und Abend zahlreiche Gäste ein, so daß oft die große Tafel im Speisezimmer für die vielen Mittagsgäste nicht genug Platz hatte; die Kinder aßen dann unter Aufsicht an einem Nebentisch, „Katzentisch" genannt.

Die Kleins, von denen ich schon früher erzählt, waren in Kleistenhof auch dann und wann in der Woche die von Alt und Jung freudig begrüßten Gäste. War ein Kronsfeiertag, so verkündete Großmama schon Tags vorher bei Tisch: „Morgen will Herr Klein mit den Seinigen herauskommen" — eine Nachricht die immer mit großer Freude aufgenommen wurde. Wir Knaben waren am Vormittage des anderen Tages auf der Wacht am Tannenberge und sobald wir die bekannten Töne der Philippschen Fuhrmannsglocken von Weitem hörten, liefen wir in den Hof zurück und riefen im Chorus: „Sie kommen!" — Am Ende des Weges, der von dem breiten Fahrwege abbog und nie befahren

wurde, standen erwartend die Tanten, meine Mutter und wir Kinder. Unsre Freunde sprangen rasch aus dem Wagen und vom Bock, dann folgte bedächtig Regierungsrat Klein und half seiner Schwester, Fräulein Henriette, ritterlich beim Aussteigen aus dem Wagen. Herr Klein erschien stets im Frack und Cylinderhut hatte aber, zum Schutz gegen Staub und Abendkühle, einen ärmellosen, schwarzen Mantel, mit kurzem, bis zur Hälfte des Oberarmes reichendem Kragen umgehängt. Fräulein Henriette war in einen ebenfalls ärmellosen Staubmantel, aus ungebleichener Leinwand gehüllt. Nun ging Alles zum „Perístyl" hin, auf dessen oberster Stufe Großmama stehend, die lieben Gäste erwartete. — Sie war doch eine feine, vornehme Erscheinung, die alte, liebe Großmama! Die hübschen Züge, die schlanke Gestalt, das ovale Gesicht mit den freundlichen braunen Augen, umrahmt von einer anschließenden Haube, aus der an den Schläfen Büschel falscher Locken hervorstanden, schufen ein Gesamtbild einer anmutigen, vornehmen Matrone. — Schon ein paar Schritt vor der Treppe zog Herr Klein seinen Hut grüßend, und seine Schwester und er begrüßten Großmama, eine Stufe niedriger als diese stehend. — Etwas förmlich war diese Begrüßung, dabei aber doch herzlich, denn die Geschwister Klein verstanden eben die, jetzt beinahe verlorene gegangene Kunst, das Fein Förmliche mit dem Herzlichen zu verbinden. Ihre Gesellschaftsformen waren die der guten Gesellschaft Frankreichs im vorigen Jahrhundert, denn ihre Erzieher waren Angehörige dieser Gesellschaft gewesen, die wohltuende Herzlichkeit ihres Wesens war aber ein kostbares von ihrer vortrefflichen Mutter überkommenes Erbteil, das freilich von ihnen immer neuerworben wurde, und daher in ihrem Besitz blieb bis zum Ende ihres Lebens. Dieselben liebenswürdigen Eigenschaften besaß auch der Bruder des Regierungsrats Heinrich Kl., der kurländische Gouvernements Prokureur Herr Friedrich von Klein. — Beide Brüder waren von stattlichem Wuchse und angenehmen Gesichtszügen; die Schwester, Fräulein Henriette war klein und neigte zum Embonpoint, hatte aber feine, kluge Züge und sehr schöne Hände. Sie war graziös und spielte mit besonderer Anmut das Federballspiel, in dem sie Meisterin war.

Der Herr Regierungsrat Klein wurde von meinen Eltern sehr wert gehalten, sie waren ihm besonders dankbar für seine friedenstiftende Tätigkeit in der Familie. Ohne seine Einwirkung hätte Tante Annette, auf die er eine Reihe von Jahren hindurch einen bedeutenden Einfluß ausübte, kaum sich so günstig in ihrem

Benehmen gegen meinen Vater und uns Kinder geändert, wenn auch immerhin das Erscheinen des alten Großonkels Ignatium, diese Wandlung beschleunigt hatte. Die Familie Klein wohnte bis gegen Ende der 30er Jahre in der Stadt im Wilckenschen Hause, in der Gr. Schloßstraße, aber nur im Winter, den Sommer verbrachte sie in diesen Jahren auf einem Häfchen des ersten Weidendamms im „Sommergarten". Der Sommergarten lag nahe der Promenade ein großes Restaurationsgebäude, mit dem Giebel, einer Säulenhalle mit flachem Dache, das als Balkon diente, zur Promenade gerichtet. Zur Säulenhalle führten Stufen herauf und durch sie war der Haupteingang zur Restauration, dem Lokale des „Sommerklubs", einer Gesellschaft die sich zum größten Teil aus Mitgliedern der städtischen, fashionablen „Musse" zusammensetzte. Das Etablissement gehörte einem Herrn Krimberg, einem berühmten Koche. — Auf dem Balkon dieses Gebäudes konnte man im Sommer häufig einen kleinen, auffallend dicken Mann stehend, promenierend oder sitzend sehen, dieser selte Mann war der damals ganz Riga bekannte, „Kämmerier Cube", ein Bruder des Vizegouverneurs Dr. L. v. Cube, der den dicken Cube zum Kämmerier des Kameralhofes, dessen Präsident Dr. L. v. Cube war, kreiert hatte. Kämmerier Cube war ein in Spielerkreisen sehr bekannte Persönlichkeit.

Tiefer im Garten, fast in der Mitte desselben, lag das Sommerquartier der Familie Klein, ein großes Haus mit erhöhtem Parterre und holländischem, gebrochenem Dache. Eine breite Treppe führte aus dem Garten zu der mit Saulen geschmückten geräumigen Veranda der Kleinschen Wohnung. Im Juni und dann wieder im August waren unsre Eltern mit uns Kindern zuweilen in der Woche zum Abendtee bei den Kleins, am Sonntage waren aber die Kleins wie wir alle in dem lieben Kleistenhaf. Wir Kindern gingen gern zu den Kleins, denn die Aussicht mit unsren verehrten Freunden Heinrich und Emil, die, trotzdem sie „Gymnesen" waren — so wurden die Schüler des Kronsgymnasiums von den Bornhaupt Buchhaltzschen Schülern genannt — uns immer freundlich und verständnisinnig behandelten, einige Abendstunden der strengen Aufsicht Papas entrückt, verbringen zu können, hatte unvertilgbar Verlockendes für uns Dabei hatte der ganze Familienkreis etwas Anheimelndes. — Die Großmutter unsrer Freunde, die alte Madame Klein, war der Mittelpunkt dieses gemütlichen und dabei feinen Familienlebens, um sie kreiste Alles und diesen Zauber der Anziehung übte sie auch auf die

Gäste aus, die Alle, jung und alt, sich gern dem wohlthuenden Banne ihres anmuthigen, warmherzigen wie geistesklaren Wesens hingaben. —

Madame Klein, eine geborene Ernse, war durch ihre Mutter eine Tochter des Bürgermeister Barber, mit vielen Familien des holländischen Adels, mit den v. Vegesack Suddenbach, Reyendorff Kl. Roop, v. Grote, v. Richter u. A., nahe verwandt, so war es ja wohl natürlich, daß auch ihre Kinder und Großkinder in den Kreisen des Adels heimisch waren. Die alte Madame Klein wurde von diesen Kreisen aufrichtig verehrt und von den Gliedern desselben mit Vorliebe immer wieder in ihrer Häuslichkeit aufgesucht, trotzdem die alte Dame schon seit langen Jahren das Besuchen von gesellschaftlichen Zusammenkünften aufgegeben hatte. — Die Gesellschaft suchte eben sie auf, ein lebendiges Zeugnis für die geistig-sittliche Anziehungskraft der anmuthigen, wahren, gemüthlichen Matrone.

Auf dem Höfchen im Sommergarten wurde der Thee, selbst wenn der Abend etwas kühl war, immer auf der Veranda eingenommen. An dem einen Ende des Theetisches saß die alte Madame Klein, immer schwarz gekleidet, mit weißer Tüllhaube, die, unter dem Kinn durch zu Schleifen verknüpfte Seidenbänder zusammengehalten, das freundliche, rundlich ovale Antlitz der alten Dame eng umschloß. — Herzgewinnend war der Anblick dieses Antlitzes, denn der Matrone Augen waren sanft und des Mundes Lächeln war wahrhaft herzlich zu nennen. Wer in diese Augen sah, dem wurde das Herz warm, und wen die alte Dame anlächelte, dem öffneten sich die verschlossenen Lippen und vertrauensvoll sprach er, wie das Kind zur Mutter. Die alte Madame Klein machte immer selbst den Thee, gebrauchte aber dazu nie eine Theemaschine, sondern einen „Comfort", einen stets neben ihrem Stuhle stehenden, vierbeinigen, viereckigen, aus dunklem Holze durchbrochen gearbeiteten, nicht zu tiefen Kasten, der mit einer Einlage von Messing versehen war, in welcher ein eisernes, mit drei vom Rande zum Mittelpunkt gerichteten Metallzinken versehenes Kohlendecken stand. Auf diesen Zinken ruhte der Theekessel aus poliertem Messing. Ein zierlicher Blasebalg diente zur Anfachung der Kohlenglut und lustig kochte und brodelte das Wasser im Kessel. Diese, wenn ich nicht irre, aus Holland stammende Einrichtung, habe ich nur im Kleinschen Hause gesehn, sie paßte vortrefflich zu dem hausmütterlichen Wesen der den Thee brauenden freundlichen Greisin. — Um den Theetisch herum saßen

die Gäste und Hausgenossen, nahe der alten Madame Klein die Damen, weiter von ihr die Herren. — Regierungsrat Klein, im bequemen grauen Hausrocke, mit einer hohen Mütze mit ziemlich großem Schirme auf dem Kopfe, unterhielt sich, Tee trinkend und aus einer langen deutschen Pfeife rauchend, mit seinen Zigarren schmauchenden Gästen sehr lebhaft über internationale Politik, für welche er ein besonderes Interesse hatte. Hier hörte ich von Louis Philippe, Guizot, Casimir Perier, von Lord Brougham, Sir Robert Peel, aber auch von Metternich reden, Namen, die in den andern Familien unsrer Bekanntschaft fast nie genannt wurden. Die Politik war aber immer noch ein in Riga nur ausnahmsweise besprochenes Thema.

Von der Familie Klein, namentlich von dem jüngsten Gliede derselben, meinem ältesten Jugendfreunde, der mir in allen Wandlungen meines Lebens, in unentwegter Treue und Liebe zur Seite gestanden, werde ich später recht oft zu erzählen haben. — Wir waren schon Ende August in Riga, denn die Holtens wurden erwartet und kamen auch richtig in den letzten Tagen des August mit den meisten Mitgliedern des im September neu zu eröffnenden Theaters an. — Aber noch einmal in diesem Herbste fuhren wir, Eltern und Kinder, das liebe Kleistenhof wiedersehen. Am 12. September war Großmamas Geburtstag, und unsre ganze Familie, der sich einige Verwandte und Freunde des Vegesackschen Hauses angeschlossen hatten, fuhr in einem Stuhlwagen hinaus. Zu diesen Verwandten gehörte auch der Baron Karl Wolff, Erbherr auf Sudden, der aber dauernd auf dem von ihm arrendierten Gute Segewold wohnte. Wolff, ein tüchtiger Landwirt und ausgezeichneter Chatullenwirt, hatte eine Nichte meines Großvaters Vegesack, eine geb. v. Blanckenhagen geheiratet, war also Cousin meiner Mutter und nannte meinen Vater „lieber Vetter". — Baron Wolff war eine heitere Natur, immer zu Scherzen aufgelegt, so versteten denn Hin- und Rückfahrt auf die lustigste Weise. Er lehrte uns Kindern das deutsche Spottlied.

Der Graf von Wittgenstein
Hat all sein Geld verjucht — jucht — jucht, —
Der Graf von Wittgenstein hat all sein Geld verjucht!
Er hat in einer Nacht
Zehntausend Taler durchgebracht —
Der Graf von Wittgenstein
Hat all sein Geld verjucht — jucht — jucht, —
Der Graf von Wittgenstein hat all sein Geld verjucht!

Als wir gegen 11 Uhr auf der Rückfahrt die Stadt erreichten und durch die Schaalpforte fuhren, stimmte Baron Wolff wieder dieses Lied an und wir Knaben sangen mit lauter Stimme mit, und fröhlich singend fuhren wir durch die ganze Stadt bis zu unserm Hause in der großen Schloßstraße, zur großen Freude meines Vaters, aber zum Aerger des alten Herrn v. Stöven und meiner guten Mutter, da beide dieses laute Singen in den Straßen, — „zu nachtschlafender Zeit“, wie die Nigenser sagten und sagen — unpassend, ja unanständig fanden.

## XI.

Den Tag darauf, am 13. September 1837, wurde das Theater unter Hotteis Direktion im alten, aber renovierten Lokale im Hause der Musse eröffnet.

Der Zugang zum Theater war von der gr. Königsstraße aus. Ein langer Flur, dessen eine Wand rechts dem Hofe der Musse angrenzte, dessen linke Wand, die Brandmauer war, hatte an seinem Ende einen nach rechts gehenden Korridor. An der Ecke befand sich die mit einer Glasture verschlossene Paradetreppe, die zu den Gesellschaftsräumen der Mussengesellschaft, am Ende der linken Wand des Hauptflurs eine Holztreppe, die zur Theatergallerie hinaufführte; unter ihr war die Theaterkasse. Im Fond des Hauptflurs befanden sich nebeneinander zwei Flügeltüren, deren eine, an die Gallerietreppe grenzend, die Treppe zum I. Rang verschloß, während die andre in das Parterre führte. Aus dem Korridore führten Türen in die Parterrelogen links von der Bühne, die letzte Tür führte auf eine recht steile Holztreppe, die im kellertiefen Stehparkett mündete. Das Stehparkett, ungefähr 5 Faden lang und 2 Faden breit, war zur Bühne hin durch eine Bretterbolustrade vom Orchesterraume, der unmittelbar vor der Bühne, aber wohl 4 Fuß tiefer als diese, sich befand, getrennt, von der andern Längsseite war es von den amphitheatralisch ansteigenden, numerierten Bänken der „Sperrsitze“, zu deren erster Reihe drei Stufen in je zwei kleinen Volutradentüren führten, geschieden. Hinter den Sperrsitzbänken, — die Lehnen hatten und in deren Mitte Aufklappsitze, behufs Durchlaß zu den hinteren Sitzreihen waren, — begannen die unnumerierten, lehnenlosen Parterrebänke. — Rechts und links von der Bühne, zwischen ihr und dem Orchesterraume, befanden sich je eine „Prosceniumsloge“, die eine als Direktionsloge benutzt, die andre an Abonnenten aus dem Publikum

vergeben. Rechts von der Bühne, vom Orchesterraum und dem Parterre durch feste Holzbalustraden abgeteilt, zogen sich die „Parterrelogen" hin, deren Zugang durch das Parterre und einen hinter den Logen befindlichen Korridor war. Die von der Bühne links gelegenen Parterrelogen, deren Eingänge im Außenkorridore waren, wurde ebenfalls durch feste Balustraden von dem Parterre getrennt. Sämtliche Parterrelogen hatten numerierte Sitzplätze. Über den Logen, Steh- und Sitzräumen des untersten Teiles des Zuschauerraumes, mit Ausnahme des Stehparketts, und des Sperrsitzraumes, sowie dem der fünf ersten Parterrebankreihen, zog sich im Halbkreis der von Säulen getragene I. Rang hin, zu dessen Logen, rechts und links, nach Innen offene Gänge führten, die durch Türen abgeschlossen waren. Links wie rechts von der Bühne waren je eine Prosceniumsloge, die linke war die Loge des Gouverneurs, die rechte die des Kommandanten. Neben dieser letzteren befand sich die mit Lehnstühlen versehene, sehr geräumige Generalgouverneursloge. Über dem Rang war die ebenfalls von Säulen getragene Gallerie, mit zwei Prosceniumslogen, die dem Theaterpersonal zur Verfügung gestellt waren. — Die Sitzplätze der Sperrsitze und Parterrelogen, sowie die numerierten, mit Lehnen versehenen Sitzplätze des I. Ranges, waren schwach gepolstert und mit rotem Tuche überzogen, ebenso die Ränder der Balustraden dieser Räume. Die Bänke des Parterres und der Gallerie waren mit graugrünem Zeuge beschlagen.

Das Theater wurde erleuchtet: auf der Bühne und auf dem Prosceniun durch verschiebbare, argentische Ollampen mit Zylindern, ebenso das Orchester, — im Zuschauerraum mit Kerzen, die von zweiarmigen Wandleuchtern, an den Balustraden und Logenrückwänden befestigt, getragen wurden. In den ersten Jahren wurden Wachskerzen gebrannt, später Stearin und Palmlichte. Gewöhnlich brannte ein Licht in jedem Leuchter, bei festlich beleuchtetem Hause aber flammten je zwei Kerzen in jeder Lampette. — Die Preise für die Plätze waren nicht hoch, denn ein Rangbillet kostete 1 Rbl. S., ein Stehparkett-, Sperrsitz- und ein Perterrelogenbillet je 75 Kop. S. Die unnumerierten Plätze des Parterre und der Gallerie kamen auf 50, und 30 Kop. S. zu stehen. — Des ganzen Zuschauerraumes Wände, Decke und Balustraden waren mit weißer Öllackfarbe gestrichen und mit goldenen Leisten verziert. — Das kleine Theater, es konnte kaum 600 Personen fassen, sah, als es ganz neu war, recht schmuck aus und gefiel den Rigensern sehr. Sie waren stolz auf ihren Musentempel.

Die Holteische Familie machte noch vor der Theatereröffnung ihre Antrittsvisite in unserm House. Frau Julie von Holtei, geb. Holzbecher, die zweite Frau Holteis, war eine Berlinerin, Tochter eines Kaufmanns daselbst und spezielle Schülerin des berühmten Theologen und Philosophen Schleiermacher. Sie war eine sehr hübsche Frau, von Mittelgröße und besaß die feinsten Manieren. Eine hervorragende Künstlerin, war sie doch in der Gesellschaft nur die feine Dame, frei von jeder Spur des Komödiantentums. Geistreich und lebhaft im Gespräch, in dem sie die weitesten Kenntnisse in der schönen Literatur aller Kulturvölker in anspruchsloser Weise offenbarte, ward sie von den Männern gesucht und bewundert, von den geistreichen, für Literatur und Kunst schwärmenden Damen geradezu vergöttert. Aber auch die dem praktischen Wirthschaftsleben zugewandten älteren und jüngeren Frauen unsres Kreises wußte sie zu fesseln, denn eingehend und mit dem größten Ernste verhandelte sie mit diesen über Fleisch-, Fisch-, Butter- und Eierpreise und erwies sich dabei als eine Hausfrau und Kochkünstlerin ersten Ranges, sodaß meine würdige, wirtschaftliche Großmutter v. Begesack, meiner Mutter befriedigt und aufrichtig noch einer längeren Unterhaltung mit Frau v. Holtei sagte: „Friederike, die Holteien ist wirklich eine charmante Frau, die große wirtschaftliche Kenntnisse hat. Sie hat mir das Rezept zu einer Art Rindfleischpastete mitgeteilt und will mir dasselbe aufschreiben, die liebenswürdige Frau!“ — Sie erwarb sich durch ihre ausgezeichnete Darstellungskunst, durch ihr liebenswürdiges, wahrhaftes Wesen, die dauernde Zuneigung und Achtung der Ihrigen, wie sich das bei ihrem, leider frühen Tode in herzlicher Weise und in seltener Stärke zeigte.

Die Tochter, Marie, ein Jahr älter als meine Schwester, — ein Kind aus der ersten Ehe Holteis mit der gefeierten Schauspielerin Luise Roger, einer Pflegetochter der Gräfin Herberstein zu Grafenort in Schlesien, — war bildhübsch, aber von kleinem Wuchse. Mutter und Tochter befreundeten sich rasch mit meiner Mutter und Schwester, wurden von uns Knaben sehr geliebt und von meinem Vater hochgeschätzt.

Durch Holtei wurden mehrere Mitglieder seiner Truppe in unser Haus eingeführt; von den Schauspielerinnen und Sängerinnen die Anstandsdame Fräulein Charlotte Felsenheim und die jugendliche Heldin und sentimentale Liebhaberin Fräulein Amalie Weißbach, in späteren Jahren mit dem bekannten Charakterdarsteller Mittell verheiratet, die Koloraturjüngerin Kothe

Hoffmann und ihr Mann der Heldentenor Johann Hoffmann[1], kamen erst 1838 von Petersburg nach Riga und wurden bald gerngesehene Gäste meiner Eltern, von Schauspielern der jugendliche Held und Bonvivant Albert Stölzel, der jugendliche Liebhaber Bruno Wolmany und der jugendliche Komiker und Naturbursche Alexander Samm. —

Die anderen, gleich zu nennenden Mitglieder des Hollerschen Theaters wurden nicht in unserm Hause bekannt, wohl aber mit Vater in seiner Stellung als Dramaturg. Die Damen waren: Frau Göcking, erste komische Alte; Frau v. Stein, Heldin Frau Günther, Soubrette und naive Liebhaberin, Frau Wohlbrück, zweite komische Alte, die Primadonna Frau Pollert und Frau Dietz; von den Herren sind anzuführen: Bosard, Held; v. Lehmann, erster Komiker, Wohlbrück Charakterdarsteller, Mende, zweiter jugendlicher Liebhaber, denn die Sänger: Herr Jansen, lyrischer Tenor, Günther, erster Baß; Scheider, zweiter Baß, Wrede, Bariton und Petrick, zweiter Tenor. — Herr Julius Müller, jugendlicher Liebhaber, war nicht von Holtei bei uns eingeführt, sondern durch einen Empfehlungsbrief seines älteren, mit meinem Vater befreundeten Bruders Karl, Hofschauspielers in Petersburg.

Die Holteische Zeit war die Epoche der höchsten Blüte unsres Theaters, denn Schauspielerinnen wie Frau v. Holtei, Frau v. Stein Fräulein Weißbach und Frau Göcking, Sängerinnen wie die Pollert und Hoffmann hat Riga, bis daß die Puls, die Suhrland und die Eichberger unsre Bühne zierte, nicht wiedergesehn Auch die Schauspieler waren bedeutend, namentlich Bosard, Stölzel, Wohlbrück und v. Lehmann, besonders hervorragend als Sänger war der erste Bassist, Günther, der auch als Schauspieler Tüchtiges leistete, der lyrische Tenor, Jansen, hatte eine hübsche umfangreiche Stimme — er sang als „Postillon von Longjumeau" das hohe C — aber sein Organ ermangelte der Kraft. Der Heldentenor Hoffmann, Holteis Nachfolger als Theaterdirektor, war ein gut geschulter Sänger und vortrefflicher Darsteller, von schöner, männlich kräftiger Gestalt, mit Gesichtszügen eines hübschen Südländers — aber nur die tiefen- und Mitteltöne seiner starken Stimme waren ansprechend, in der Höhe klang der Brustton rauh, er gebrauchte daher vom hohen G an das Falsett. — Der

[1] [Hoffmann hatte nach Holtei vom Sept 1839 bis 1844 die Direktion des Rigaer Theaters, das unter ihm eine seiner höchsten Blütenperioden erlebte.]

Baritonist Herr Wrede hatte ein wohllautendes, überaus kräftiges Organ, war aber hölzern als Darsteller und unsicher als Sänger und da er Gewohnheitstrinker war, blieb er nur ein Paar Jahre in Riga. Die höheren Baritonpartien, die zugleich nur von guten Darstellern gesungen werden mußten, wie „Zampa", „Don Juan", „Bois Guilbert" und „Lord Ruthven" in den Marschnerschen Opern „Templer und Jüdin" und „der Vampir", sang daher der Heldentenor Haffmann, und zwar mit berechtigtem Erfolge.

Die Holteis und unsre Familie wurden schnell innig befreundet. In jeder Woche kamen sie zusammen, um bei Tee und einfachem Abendessen, gemütliche Stunden gemeinsam zu verleben. Oft waren auch die genannten Theatermitglieder, die in unser Haus eingeführt waren, sowie sonstige Verwandte und Bekannte meiner Eltern mit den Holteis zum Tee und Souper bei uns, dann las Holtei gewöhnlich komische Sachen vor, unnachahmlich die neuen Glasbrennerschen Szenen aus dem Berliner Volksleben, „Nante Strumpf" und die „Menagerie". —

Solch ein Gesellschaftsabend war auch am 10. Dezember, dem Geburtstage meiner Mutter, die 37 Jahre alt wurde, trotz ihrer 6 Kinder aber immer noch etwas Zart-Mädchenhaftes hatte, und Großmama, die Tanten und Charlotte Rennenkampf, die drei Holteis, Baron Karl Wolff, sowie Herr und Frau v. Schaeths bildeten mit uns Eltern und Kindern die heiterste Gesellschaft, deren Mittelpunkt, wie immer, Holtei war. Diesmal las er nicht vor, sang aber am Klavier, das er selbst spielte, komische Lieder in schlesischer Mundart und dann auch französische Chansons von Béranger, mit Grazie wie ein geborener Franzose. Beim Abendessen tranken Holtei und mein Vater Brüderschaft, die sie durchs Leben treu gehalten haben. Kurz vor dem Weggehen fragte Holtei meinen 9 Jahre alten Bruder Wolfgang, ob er schon oft das Theater besucht habe? „Nein, Herr v. Holtei, denn das ist für Papa zu teuer!" replizierte jener — Am Morgen erhielt mein Vater einen Zettel von Holtei, folgenden Inhalts: „Verehrter Freund! Wie die Sachen jetzt stehen, halte ich mich für verpflichtet, dich darauf aufmerksam zu machen, daß es mir sehr erfreulich sein wird, wenn deine Herren Jungen mit deiner Erlaubnis das Theater besuchen wollen. Sie dürfen sich in solchen Fällen den Zettel nur bei mir abholen und da heute ein Pferd vorkommt, so bin ich so frei, auf heute einzuladen. Dein Holtei."

Dieser Zettel, erregte bei uns „Herren Jungen" die größte Freude. Wir gingen den Abend ins Theater, das Stück mit dem

Pferde war „Rochus Pumpernickel“. — Mein ältester Bruder hatte den Zettel von Holtei ab. Der Zettel lautete: „Herrn Kassirer Salzmann Vier Parterrebillets für vier halbe Herren von Brackel.“ — Das Theater begann um 6 Uhr, die Kasse wurde um 5 Uhr geöffnet, 5/4 5 Uhr standen wir erwartungsvoll an der Kasse. Der Theaterdiener und Billeteur, Palm, ein sehr kleiner und höchst beleibter Mann, war ein alter Bekannter von uns Knaben. Er war ein leidenschaftlicher Jäger und guter Schütze und von dem Tafeldecker meiner Großmutter, Christoph Reichardt, dessen Freund Palm war, protegiert, hatte er von Großmama die Erlaubnis erhalten, in Kleistenhof die niedere Jagd auszuüben. Von Petri Pauli an war er fast jeden Sonntag jagend im Kleistenhofschen Gebiete, lieferte alles geschossene Wild ehrlich in die Küche ab, wurde in der Leutestube am Abend bewirtet und erhielt von der guten Großmama dann jedesmal ein anständiges Douceur „zu Pulver und Schrot“, wie die wohlwollende Gutsherrin sagte. Palm nahm sich unsrer im Theater an. Als er uns an der Theaterkasse wartend stehen sah, sprach er uns an: „Junghern wollen wohl im Theater?“ „Ja, Herr Palm“, antwortete mein Bruder Woldemar, „Herr v. Holtei hat uns eingeladen und uns einen Zettel auf 4 Parterrebillets gegeben.“ „Ach so!“ rief Palm, „Junghern, ich werde Sie gute Plätze schaffen, auf erste Bank.“ Er hielt sein Versprechen, trotz des großen Zudrangs des zum größten Teil aus Handwerkerfamilien bestehenden Parterrepublikums. Wir nahmen glücklich und stolz Platz auf der ersten Parkerredank, links von der Bühne.

Das Theater war noch so dunkel, daß man den Theaterzettel nicht lesen konnte, was wir auch nicht brauchten, denn wir kannten ihn auswendig. Gallerie und Parterre waren schon um 1/26 Uhr ganz angefüllt, denn „Rochus Pumpernickel“ war eine Lieblingsposse. Um 1/26 Uhr wurde es heller im Zuschauerraume, die Lampettenkerzen wurden angezündet, Sperrsitze, Parkettlogen und Stehparkett begannen sich zu füllen, der Rang blieb ziemlich leer, die alte Frau v. Butmerincq, die man die Siebzehn-Butmerincq nannte, weil sie schon seit vielen Jahren immer einen bestimmten Platz in der Ranglage Nr. 17 Abend für Abend einnahm, erschien aber doch, wie immer den Hut auf dem Kopf. Die Toiletten der Damen waren durchweg Hausanzüge, die verheirateten Frauen trugen alle große Hauben mit Tüllstrichen und langen, breiten, bunten Seidenbändern. Bald nachdem sie die Plätze eingenommen, zogen sie ihre Handschuhe aus und begannen

— zu stricken, denn das Strickzeug galt in jener Zeit als das Wahrzeichen einer ordentlichen, wirtschaftlichen rigaschen Hausfrau. Der Strickstrumpf war der unzertrennliche Begleiter der verheirateten Frauen Rigas und mußte es wohl sein, denn gewebte Strümpfe und Socken wurden im Inlande nicht fabriziert, kamen wohl aus England, Frankreich und Deutschland, waren aber sehr teuer, die Rigaer Frauen mußten daher sich und ihre Kinder, wie auch den Eheherrn selbst „bestricken". Von Bällen und Galadiners war das Strickzeug allerdings verbannt, aber auf Kaffee- und Tee-gesellschaften, auf Promenaden und in Konzerten strickten die braven und fleißigen Ehefrauen mit anerkennenswertem Eifer.

Zehn Minuten vor Beginn der Vorstellung kamen die Orchestermitglieder und stimmten ihre Instrumente. Der damalige Kapellmeister, der später weltberühmt gewordene Richard Wagner, dirigierte die Posse nicht, das tat der Konzertmeister, aber er wohnte doch der Vorstellung bei, in der Direktorial-Proszeniumslage sitzend. „Rochus Pumpernickel" ist eine gute, harmlose, unkomische und darum amüsante Posse. Die Titelrolle gab der Bassist Günther ganz vortrefflich; sein auf die Bühne kommendes Pferd betrug sich auch mannerlich. Die sonstigen Hauptrollen waren mit den besten Kräften besetzt: Frau v. Hollet, Frau Gocking, Herr u. Lehmann und Herr Wohldtück.

In den Zwischenakten war unter den Zuschauerinnen lebhafte Unterhaltung, nicht nur von Platz zu Platz, sondern auch höchst ungenert von Loge zu Loge. Die Herren waren während der Zwischenakte gewöhnlich in der Theaterkonditorei, die im Hofe der Musse sich befand, zu dem eine Tür aus dem äußeren Korridor führte. Dort saßen denn die Kritiker bei Punsch oder Wein — Bier wurde damals in der Konditorei nicht verschenkt — plaudernd und rauchend, im Theater und seinen Korridoren war das Rauchen streng untersagt. Der Konditor verabfolgte auch Limonade, Chokolade und Gefrorenes, und häufig schickten die Herren ihren Frauen, Töchtern und bekannten Damen durch Kellner von diesen Erquickungen. Eines Abends in diesem Winter besuchte auch Pastor E. mit Frau und Tochter das Theater. Pastor E. und seine Familie waren in Tuckum in Kurland zu Hause. Der Pastor ging ins Stehparkett, seine beiden Damen hatten Plätze in der vordersten Reihe einer Ranglage. Der Pastor ging mit einem Bekannten während des Zwischenaktes in die Konditorei, trank dort Limonade und gab einem Kellner den Auftrag zwei Glaser Limonade zweien Damen in der und der Ranglage zu

servieren; beide Gläser Limonade bezahlte er sofort. Der Kellner erfüllte bald darauf diesen Auftrag, indem er schweigend der Pastorin und ihrer Tochter die Limonade präsentierte. Die Pastorin wies ihn und die Limonade zurück — da erscholl aus dem Stehparkett Pastor E.'s Stimme: „Malchen, Minchen nähmt nur! Schmeckt fähr angenähm und ist auch schon bezahlt!" — Große Heiterkeit im ganzen Theater. — Dieser Spruch der Gottesworte vom Lande wurde in Riga sprichwörtlich und ist noch jetzt im Gebrauch. Ungeniert ging es im Publikum zu, aber nie indezent. „Griseldis" von Fr. Halm wurde zum erstenmal gegeben. Fräulein Weißbach gab die Titelrolle, und zwar sehr gut und rührend, Bosard den Parzival heldisch-herrisch und mit dem richtigen Pathos. Die Rührung war groß und im letzten Akte waren alle Schnupftücher in Bewegung. Auf der ersten Bank des Parterre saß eine behäbig aussehende Bürgersfrau und strickte an einem wollenen Unterrock, den sie über ihre Taille gezogen hatte. Sie strickte eifrig, schob die Maschen immer zu rechter Zeit auf der Kreisnadel weiter, aber sie hatte auch ein fühlendes Herz, und beim Jammer der treuen Griseldis zerfloß sie in Tränen. Zum Schnupftuch konnte sie nicht kommen, denn der Strickrock hing weit über die Kleidtasche herab — da hob sie den Strickrock auf, wendete in denselben hinein und wischte sich mit ihm die Tränen. Viele noch lebende Personen, zu denen eben auch ich gehöre, erinnern sich dieses Trumpfes der Strickmanie der braven Rigenserinnen. —

In dem Winter 1837/38 lebte die gute Gesellschaft Rigas ausschließlich dem Theater. In den Familienzusammenkünften der v. Vegesacks, in den Häusern der beiden Barone Schoultz, bei den Foelkersahms, wie bei den Hays, ja selbst in der Vornhauptschen Schule hörte man nur vom Theater reden, Frau v. Holtei, Fräulein Weißbach, Frau v. Stein und die alte Frau Göcking begeistert rühmen und mit fast überschwänglicher Anerkennung von den Leistungen eines Stölzel, Bosard, Wohlbrück, v. Lehmann und Sammt sprechen. Von den Sängern waren bei dem Publikum besonders beliebt, der Bassist Günther und der Tenorist Jansen; die Sängerin Fräulein Planer, eine Schwägerin Richard Wagners, die später einen Gardeoffizier v Meck heiratete, war gar nicht so übel, wurde aber von der Primadonna Frau Pollert vollkommen in den Schatten gestellt. Diese mit herrlicher Stimme und hervorragendem Darstellungstalent begabte Sängerin war der ausgesprochene Liebling des Publikums.

## XII.

In diesem Winter begannen auch die Zusammenkünfte von 7 Freunden, die von gleicher Begeisterung für Literatur und Kunst beseelt waren und die sich abwechselnd bei Holtei, bei meinem Vater, dann auch bei Herrn v. Schwebs versammelten. Außer diesen drei Genannten gehörten noch zu diesem Kreise Baron Hamilkar Foelkersahm, Baron Goswin Budberg und zwei Kurländer, Baron Emil Nopp, damals Dobleuscher Hauptmann, und Baron Wilhelm Aschenberg, Kassirer des kurländischen Kreditvereins. Die Zusammenkünfte waren zweimal in jedem Monat, und die beiden letztgenannten Herrn kamen mit der Diligence aus Mitau, blieben die Nacht in Riga, und kehrten erst den andern Tag nach Mitau zurück. Sämtliche Dramen Shakespeares wurden von den Herren nacheinander gelesen, die Vorleser waren Holtei und mein Vater. Bei dem einfachen Souper wurden die Stücke eingehend besprochen und hierbei glänzte Baron Hamilkar Foelkersahm durch großen Scharfsinn und bewunderungswürdige Dialektik, Holtei und mein Vater waren die besten Kenner der Entstehungsgeschichte der einzelnen Dramen. — Diesem Kreise las auch Holtei zuerst sein genialeS, aber etwas obszönes, später anonym gedrucktes dramatisches Gedicht „Don Juan" vor.

Weil mein Bruder Wolfgang eine schwere Krankheit durchgemacht hatte und Rekonvaleszent war, zogen wir schon Ende April ins Grüne — wie die Rigenser sagten — und blieben auf einem Höfchen, gleich am Anfang des 2. Weidendammes, bis in die letzte Woche des August hinein. Viel waren mein Bruder Woldemar und ich im Mai und im Juni bis Johannis, im Hause der uns verwandten Familie des Baron Schoultz-Ascheraden, des Majoratsherrn von Ascheraden. Die Schoultz bewohnten das in der Euphoniestraße — jetzt Nikolaistraße — belegene erste Haus der Euphoniegesellschaft. Hinter dem Hause lag der große Hof, der sich bis zur Weide hinzog und in welchem mehrere Apfelbäume mit weiten Schatten spendenden Kronen wuchsen. Woldemar und ich waren mit dem zweiten Sohne des Baron Schoultz, Robert, einem liebenswürdigen, begabten und sehr musikalischen Knaben, der schon damals das Violoncell vortrefflich spielte, eng befreundet. Er war unser Schulkamerad und gleich uns ein schwärmerischer Theaterfreund. Diese Schwärmerei teilten mit ihm seine Schwestern Marie, 17 Jahr alt, und die zwölfjährige Elise. Diese Schwärmerei brachte uns, Robert Schoultz, seine Schwester Elise, Woldemar und mich dazu, die im Theater gesehenen Dramen nachzuspielen;

wir spielten aber immer nur die letzten Akte, und vorzugsweise die der Trauerspiele, in denen der Held und einige Nebenpersonen umkommen. Unsre Bühne war der ebene Rasenplatz unter dem größten, dem Hause nahe stehenden Apfelbaum. Mit Hilfe von Marie Schoultz staffierten wir uns schön heraus. So spielte ich den Wallenstein in einer hermelinverbrämten Kazawaika der Baronin, Elise Schoultz die Thekla in einem Schleppkleide und mit Blumen und Federn im Haar, Robert Schoultz und Woldemar, die die Mörder Macdonald und Deverenx gaben, hatten rote Schärpen über ihre Jacken gebunden und auf ihren Köpfen breitrandige Filzhüte mit Federn, an den Hüften gewaltige Schwerter aus Holz und in den Händen Speere, im Ziwil „Bohnenstangen" heißend.

Elise Schoultz gab Thekla rührend, ich den Wallenstein würdig, aber Robert Schoultz und Woldemar machten den tiefsten Eindruck auf unser Publikum, das aus den zahlreichen Dienstleuten des Hauses bestand. Beide Tragödien hatte Schiller verbessert und Macdonald und Deverenx zu Hauptrollen umgeschaffen. Mit kannibalischer Lust mordeten sie nicht nur den Wallenstein, sondern auch Thekla und schlachteten auch den Seni ab, den mein Bruder Wolfgang darstellte — denn er schwieg konsequent bis zum Tode. Auch aus Hamlet führten wir zwei Szenen auf und wieder verstanden es die Darsteller des Hamlet — Robert Schoultz — und des Laertes — mein Bruder Woldemar — diese Auftritte noch grausiger und erschütternder zu gestalten. Hamlet ist bei der Königin — Elise Schoultz, Polonius, mein Bruder Wolfgang, ist hinter der Tapete — dem Apfelbaum — versteckt. Hamlet und Gertrud erzählen im Wechselgespräche den Inhalt des ganzen Dramas. Bei Ophelias Name raufpert sich der sonst stets lautlose Polonius. „Eine Ratte" schreit wütend Hamlet, ersticht Polonius hinter dem Apfelbaum und schleift ihn über den Rasen bis zu den Füßen der Königin, diese fällt in Ohnmacht. Die Schlußszene: der König Claudius, meine Wenigkeit, und Gertrud thronen nebeneinander auf einer Bank. Hamlet und Laertes fechten mit einander, Hamlet wird verwundet. Die Kämpfer wechseln die Waffen. Laertes fällt verwundet und sagt sterbend dem Prinzen, er sei, durch Tücke des Claudius, dem Tode verfallen, da das Rappier vergiftet sei. Hamlet ersticht den König, der sterbende Laertes springt auf und ermordet die Königin, fällt zu Boden und stirbt. Der sterbende Hamlet hält eine pathetische Rede. Unser offizielles Publikum, die Köchin, die Jungfer und das Stubenmädchen, der Diener und

der Kutscher, waren von unsrer Kunst tief erschüttert, — sie weinten; unsre offiziösen Zuschauer, die am offenen Fenster sitzenden Damen, Mutter und Tochter Schoultz, krümmten sich vor Lachen. Ihnen war burlesk, was den Leuten tragisch war, — auf der Bühne des Lebens geht es oft so.

Der Herbst 1838 brachte den Deutschen der Ostseeprovinzen die erste Kunde von dem Doklad des Ministers der Volksaufklärung Uwarow, in dem er bei dem Kaiser die allmähliche Russifizierung der Universität Dorpat und der Gymnasien beantragt hatte. Die baltischen Patrioten schauten mit Bangen in die Zukunft, ein Bangen, das umsomehr berechtigt erschien, da aus sicherer Quelle ein Ausspruch des Kaisers bekannt wurde, in seinem Reiche müsse es dahin kommen, daß nur ein Glaube, eine Sprache und ein Recht alleinherrschend seien. Damit war der Sonderstellung der treuen baltischen Provinzen in Kirche, Schule, Gerichtsverfassung und Rechtsprechung der Krieg erklärt und der lange stille Kampf begann. Die Liv-, Est- und Kurländer wurden sich ihres Deutschtums von da an immer mehr und tiefer bewußt und ihre protestantische Kirche, ihr deutsches Recht wurden ihnen teuerer als je vorher. Die Harmlosigkeit der Existenz hörte auf, einster, einseitiger wurde das Leben und die großen Ideen, Gewissensfreiheit, Sprachfreiheit und historisches Recht, bürgerten sich sachte ein in die baltische deutsche Bevölkerung. — Kunst und Literatur, Drama und Oper hatten aber noch immer die Hauptstelle in der Unterhaltung in aus Herren und Damen gemischten Gesellschaften, in ausschließlichen Herrenzusammenkünften nahmen sie von nun an die zweite Stelle ein, den Vorrang besaß jetzt und späterhin — die Politik und deren Fundamente, Geschichte und Rechtslehre.

Im Spätherbst und Winter dieses Jahres waren meine Brüder und ich, dank der Güte Holteis, häufig im Theater. Zwei Stücke machten einen besonders tiefen Eindruck auf uns: „Pfefferröschen" von der Birch-Pfeiffer und „die Krone von Zypern", wenn ich nicht irre von Herrn v. Holdein. „Pfefferröschen" spielt im XIII. Jahrhundert zur Zeit Kaiser Adolphs von Nassau; „die Krone von Zypern" im XIV. Jh. — Im erstgenannten Stück ist eine Verschwörung gegen Kaiser Adolph Inhalt der Handlung, in der Krone von Zypern wird eine Episode aus den Thronstreitigkeiten des Hauses Lusignon dramatisch vorgeführt. In beiden Stücken kommen eine Menge Ritter und zwar recht viel böse, viele Kämpfe und greuliche Mordtaten vor, natürlich daß uns Knaben diese Dramen besonders gefielen. Die Tracht der Personen

beider Stücke war ganz dieselbe, trotzdem das eine Stück im XIII., das andre im XIV. Jahrhundert, das eine in Mitteldeutschland, das andre im Orient spielte, und diese Tracht war die des 30jährigen Krieges. Kaiser Adolph hatte denselben Anzug, in welchem Van Dyk den König Karl I. von England darstellt und der junge Prätendent erschien in der spanisch burgundischen Kleidung des XVI. Jahrhunderts. Dieser Kleider-Anachronismus störte aber niemand und das Publikum gab sich ungestört der Freude hin an dem trefflichen Spiel und der stattlichen, ästetischen Erscheinung der Darsteller.

Im Dezember betrat Frau v. Holtei zum letzten male die Bühne, deren Zierde sie war, in der Rolle der Porzia in Shakespeares „Kaufmann von Venedig“, denn ihre nahe Entbindung verbot das weitere Erscheinen auf der Bühne. Am Weihnachtstage kam sie mit Zwillingen nieder, die beide gleich nach der Geburt starben; aber auch die liebliche Mutter erlag, nach qualvollem Leiden, dem Wochenfieber. — Meine Eltern waren diese ganze Zeit hindurch im Holteischen Hause; meine Mutter half bei der Pflege der Wöchnerin, mein Vater tröstete den tief trauernden Gatten und Vater mit herzlichem Zuspruch und besorgte für ihn die dringendsten, keinen Aufschub duldenden Theatergeschäfte. Die Beerdigung von Frau v. Holtei, von der St. Jakobikirche aus, war von der ganzen Stadt, vom Generalgouverneur an bis zu den Altesten der kleinen Gilde besucht. Vor der Leichenrede, die Oberpastor Grave hielt, wurde vom Opernpersonal des Theaters auf dem Orgelchor, das herrliche Requiem gesungen. Der eigentlichen Beerdigung, der Grablegung auf dem St. Jakobikirchhofe, haben meine Brüder und ich nicht beigewohnt, nur meine Eltern und meine Schwestern begleiteten die sterbliche Hülle der liebenswürdigen, unersetzlichen Künstlerin zur letzten Ruhestätte hinaus.

Holtei blieb nur noch einige Wochen in Riga, um alle Geschäfte abzuwickeln und die Theaterdirektion dem ersten Tenoristen Herrn Johann Hoffmann zu übergeben. Ein paar Tage vor seiner Abreise nach Deutschland nahm er Abschied von dem Publikum Rigas und von der Rigaer Bühne in der Rolle des Dichter Heinrich, in dem von ihm gedichteten Drama „Lorbeerbaum und Bettelstab“. — Unsre ganze Familie wohnte dieser Abschiedsvorstellung bei. Holtei gab den Heinrich wundervoll und ergreifend, das Publikum zerfloß in Tränen. Einen Abend vor dem Tage seiner Abreise hatten ihm zu Ehren die große Zahl seiner Freunde und Verehrer, zu denen auch der nachherige Rats-

herr W. Petersenn gehörte, im Sommergarten auf dem ersten Weidendamm in der berühmten Restauration von Krumberg, ein solennes Abschiedsbankett arrangiert. Marie Holtei blieb noch ein Jahr in Riga, freundlich aufgenommen von der Familie des trefflichen Oberpastors Grave. Nach Graves 1840 erfolgtem Tode brachte mein Vater Marie Holtei bis nach Tauroggen, wohin Holtei aus Schlesien entgegengekommen war. In Tauroggen, im J. 1840, sind die Freunde zum letztenmal zusammengewesen.

Das Jahr 1839 wirkte beruhigend auf die durch den bekannten Doklad Liwarows vom Jahre vorher besorgten Gemüter der livländischen Patrioten, denn das gute Recht Livlands auf „deutschen Magistrat" war faktisch geworden. Der Generalgouverneur Baron Magnus Pahlen war ein Estländer, der Gouverneur George Freiherr v. Foelkersahm ein Kurländer und der Kommandant von Riga Generalleutnant Carl v. Manderstiern gehörte auch dem Adel Estlands an. Alle diese ersten Beamten waren Lutheraner und ebenso waren deutsche Lutheraner der Vizegouverneur und Chef des Kameralhofes Dr. Ludwig v. Cube, der Chef des Domänenhofes Herr v. Liltenfeldt, der Dirigierende der Reichskommerzbank Herr v. Doppelmayr und der Zollchef Herr v. Hesse, wie auch der Gouvernementspostmeister, ein Herr v. Baranoff, dann Herr v. Jung Stilling. Sämtliche Regierungsräte und Regierungssekretäre waren deutsche Lutheraner, ebenso der Prokureur und der Oberfiskal. Aber auch die höchsten und höheren Militärs der Provinz waren lutherische Deutsche, so der in diesem Jahre neuernannte Divisionskommandeur Generalleutnant Paul v. Rennenkampf, der Schwiegersohn meines Onkels Otto v. Vegesack, dann der Platzmajor Herr v. Burmeister, ein Glied der Oeselschen Ritterschaft, der Artillerie-Chef Generalleutnant v. Lingen, ein Estländer, und die Adjutanten des Generalgouverneurs Herr v. Kotzebue und Graf A. Keller. Die Vorstände der Lehranstalten waren ebenfalls protestantische Deutsche und in die Landesämter, sowie in die Stadtmagistrate waren natürlich nur Deutsche und Lutheraner berufen worden. Die deutsche Sprache, deutsches Recht und deutsche Sitte herrschten unbedingt in Livland, nur in den Militärkanzleien und denen der Kommerzbank und des Zolls war das Russische die Geschäftssprache.

In der Weihnachtszeit 1839 waren wir sämtliche Geschwister freundlich aufgenommene Gäste einer Familie die meine Eltern schon geraume Zeit kannten, nämlich der des dim. Obristen Baron Eduard Schoultz-Ascheraden auf Romershof. — Diese Familie

wohnte einige Jahre in der Petlauſtraße, in der Beletage des altertümlichen Grünwaldſchen Hauſes, von dem die Rigenſer behaupteten, es ſpuke in ihm. Düſter genug war es in dem großen Hauſe in der engen Straße, mit der Freitreppe und den altmodiſchen Räumen, von denen der eine Fenſter mit alten, grau in grau gehaltenen Glasmalereien hatte. Das Volk behauptete, das Haus ſei in katholiſcher Zeit ein Kloſter geweſen. Das Leben das ſich zu meiner Zeit in dieſem Hauſe abſpielte hatte nichts kloſterliches an ſich, es war heiter, gaſtlich, voll Anmut.

Baron Schaultz war in ſeinen jungen Jahren ein eleganter Gardekürafſieroffizier geweſen, hatte dann große Reiſen durch den Weſten Europas gemacht, Italien, Frankreich, England und namentlich Schottland, — für welches durch Walter Scott in den romantiſchen Seelen der damaligen Jugend lebhaftes Intereſſe angefacht worden war, — genau kennen gelernt, und dann, in die Heimat zurückgekehrt, nach Überwindung mannigfacher Hinderniſſe und Widerſprüche, ſich mit dem Fräulein Muchin aus St. Petersburg vermählt. Man erzählte, daß Baron Schaultz' Mutter, eine geb. v. Rautenfeld, gegen die Partie geweſen ſei, aus konfeſſionellen ſowohl als auch aus ökonomiſchen Bedenken, denn Fräulein Muchin war griechiſch-katholiſcher Konfeſſion und durchaus nicht wohlhabend. Die alte Baronin ſtarb nicht gar lange nach der Verheiratung ihres einzigen Sohnes und Kindes, und das junge Ehepaar, dem im J. 1835 ein Töchterchen geboren war, ließ ſich für den Winter in Riga häuslich nieder. Vereint mit den Schaultz lebten die Mutter der jungen Baronin, die verwittwete Generalin Muchin und deren Töchter Olga und Lynka Muchin. Die alte Generalin war von Geburt eine Deutſche und Lutheranerin und durch ihre Einwirkung wohl waren alle Töchter, wenn auch treue Angehörige der griechiſchen Kirche, doch vollkommen frei von jeder Intoleranz gegen Andersgläubige. So war es denn natürlich, daß alle Glieder dieſes Familienkreiſes ſich durch feine Bildung auszeichneten, alle vortrefflichen Gemütes und klaren Verſtandes waren, volles Verſtändnis für Kunſt und Poeſie, für das Hohe und Ideale beſaßen, daß das Familienleben ein ſelten harmoniſches war und auf Alle, denen es vergönnt war ihm nahe zu treten, erquickend und wohltuend wirkte. Und nicht Wenigen ward dieſe Wohltat zu teil, denn die Schoultz-Römershof hatten einen weiten Bekanntenkreis, zu dem freilich vorzugsweiſe der Adel, aber auch mehrere Familien des ſtädtiſchen Patriziats, des höheren Beamtentums und des Gelehrtenſtandes gehörten.

Baron Eduard Schoultz hatte Interesse für Musik und Malerei und war ein guter Kenner der Literatur der Kulturvölker Europas, er las die Dichterwerke der fremden Völker fast alle im Original, denn er war des Französischen, Englischen, Italienischen und Russischen vollkommen mächtig. Dabei war er ein tüchtiger Landwirt, bewirtschaftete seine Romershofschen Güter selbst und war auch im Landesdienste als Kassadeputierter lange Jahre tätig. In seiner Jugend sehr hübsch, war er noch als 40er wohlaussehend und starke abgesehen von der Liebenswürdigkeit seines Wesens, schon durch sein Äußeres auf Jeden sympathisch. —

Mein Vater sagte oft, in dieser Familie sei das paritätische Prinzip so recht zu Fleisch und Blut geworden, und es wäre schön, wenn die Harmonie, die dadurch in diesem Kreise gesichert sei, durch gleiche Mittel auch für die ganze, aus so verschiedenen Nationalitäten und Konfessionen zusammengesetzte Bevölkerung des russischen Riesenreiches erstrebt und erreicht werden könnte. Ein frommer Wunsch! Leider mußte mein Vater schon in den nächsten Jahren jede Hoffnung auf auch nur teilweise Erfüllung dieses Wunsches tief bekümmert aufgeben[1].

Ende

[1]) Hier brechen die Brackelschen Aufzeichnungen ab. Es war dem Verfasser nicht vergönnt sie weiter zu führen, der Tod entwand ihm die Feder.

# Literarische Rundschau.

## Die Frau als Schriftstellerin.

### Gedanken und Streiflichter.

Die Notwendigkeit der Schoffung neuer Frauenberufe wird heutzutage kaum vom erbittertsten Gegner der unter dem Schlagworte „Frauenemanzipation“ bekannten Bewegung geleugnet. Ebenso wenig wird bei ruhiger Überlegung bestritten werden können, daß die genannte Richtung im Eifer des Kampfes das notwendige Maß überschritten hat. Wie sollte es anders sein? Ein jeder aus dem Innern der Menschheit hervorquellende Strom des Fortschrittes hat im Anfangsstadium seine Ufer überschritten. Das Christentum mußte zur Vernichtung der alten Kunst und Bildung betrogen, die Reformation artete in Bilderstarm aus, die Idee der Menschenrechte gebar die Revolution, soziales Denken die Sozialdemokratie, warum sollte die Frauenemanzipation vor dem Blaustrumpf zurückschrecken? Nur daß sie sich wieder auf den rechten Weg besinnt, daß sie nicht vergißt, daß die Natur im Weibe ein vom Manne verschieden veranlagtes und mit andern Bestimmungen versehenes Wesen geschaffen!

Chok erzeugt Gegenchok. Die Lehre der absoluten Gleichheit von Mann und Weib schuf Gegenlehren, wie die vor einigen Jahren von Dr. Möbius vertretene Ansicht vom „physiologischen Schwachsinn des Weibes.“ Warum Schwachsinn? Es handelt sich hier nicht um besser oder schlechter, um stärker oder schwächer, es handelt sich darum, die Verschiedenheit zu erkennen und dieser Erkenntnis die Bestimmung der weiblichen Berufe anzupassen.

Mit Recht weist Möbius darauf hin, daß die Frau vorzugsweise rezeptiv, nicht produktiv veranlagt sei. „Das eigentliche ‚Machen‘, das Erfinden, Schaffen neuer Methoden ist dem Weibe versagt.“ Laura Marholm, die beste und doch einseitigste Kennerin der weiblichen Psyche, spricht von einer „schöpferischen Sensibilität“ der Frau. „Das Genie war eine männliche Eigenschaft, und wenn man vom Genie des Weibes sprach, so verstand man darunter ungefähr dasselbe, worin man das Genie des Mannes sah. Durchseelung verstand man nicht unter Genie,

verfeinerte Geschlechtlichkeit auch nicht. Es gibt allerdings auch eine Art von weiblichem Genie, aber wo das Weib Genie ist, da ist es dem Manne am allerunähnlichsten und am meisten Weib, denn da ist es produktiv aus erster Hand, aus seiner Weibheit heraus, aus seiner durchseelten Sinnlichkeit."

Wohnte dieser Sensibilität nun wirklich schöpferische Kraft inne, dann müßte dasjenige Gebiet, auf dem sich das Gefühl am unmittelbarsten in Kunst umsetzt, müßte die Musik die eigentliche Domäne der produktiv veranlagten Frau sein. Aber die Frau ist keine Komponistin. Statt dessen sehen wir, daß die größten weiblichen Künstler unter den Virtuosinnen und Schauspielerinnen zu suchen sind. Das Eigene, die Weibheit, die schöpferische Sensibilität tritt nicht im selbstgeschaffenen Werke, sondern in Anlehnung an Erzeugnisse eines fremden Genius hervor, in die sie, je nach Kraft ihrer Persönlichkeit, in höherem oder geringerem Maße ihr eigenes Gefühl hineinzulegen weiß — eine Kraft, die unter den Schauspielerinnen im stärksten Grade Eleonore Duse, unter den Sängerinnen vielleicht Yvette Guilbert besitzt.

Die schöpferische Tätigkeit des Weibes ist mithin nicht nur unmittelbar, sondern auch gewissermaßen unbewußt. Nun hat man ja vom unbewußt schaffenden männlichen Genie gesprochen, aber immer doch nur, um eine bestimmte Seite einer Veranlagung zu charakterisieren. An sich ist ein Schaffen ohne Bewußtsein ein Unding*. Erst wenn wir wirklich den Ausdruck eines spezifisch weiblichen Genies stempeln wollten, könnten wir in dem oben besprochenen Sinne von einem unbewußten Genie sprechen, — eine Bezeichnung, mit der viel Unfug getrieben wird und an der im Grunde nichts gelegen ist.

Ist aber gerade das Übermaß an Empfindung und Weibheit ein Kennzeichen der weiblichen Produktivität, so erklärt sich leicht, daß gerade die an die Öffentlichkeit tretende Frau — trotz aller Anpassungsfähigkeit und rezeptiver Kraft für fremde Ideen — doch immer gewohnt ist, ihr Denken und Tun aufs engste mit dem Persönlichen zu verknüpfen, was ihrem Geist das Handeln nach großen Gesichtspunkten erschwert und ihrer Tätigkeit jenen sprunghaften, inkonsequenten, impulsiven Charakter verleiht, den wir gewohnt sind, als den typisch weiblichen zu bezeichnen.

Treitschke macht einmal die Bemerkung, daß die Weiberherrschaft in Frankreich darauf zurückzuführen sei, daß die französischen Frauen, bei denen ja auch der berühmte französische Schnurrbart so sehr früh erscheine, männlicher seien, daß überhaupt

*) Viktor Blüthgen erzählte mir, daß seine Gattin (Klara Eysell-Kilburger) den größten Teil ihrer neuesten Gedichte in einer traumartigen Inspiration niederschriebe und beim Erwachen ihre eigenen Schöpfungen wie etwas fremdes bewundern könne.

die Frauen der romanischen Nationen etwas männliches hätten. Das ist ganz gewiß unrichtig. Der Irrtum liegt darin, daß jede Art Teilnahme der Frau am öffentlichen Leben als Zeichen männlicher Veranlagung empfunden wird. Lauma Marholm klagt einmal über die zurückgehende Bedeutung der Frau fürs öffentliche Leben. „Wo sind jene Frauen, deren Salons Sammelpunkte der feurigsten Geister und bedeutendsten Männer ihrer Zeit waren? Sie sind nicht da. Wo sind jene Frauen, deren feine Klugheit an den hohen und höchsten Angelegenheiten mitwirkend teilnahm? Sie sind eine Mythe. Wo sind jene Frauen, deren anerkannter Einfluß mächtiger war als Ministerrat? Wo sind jene Frauen, deren durchseelt durchsinnlichte Hymode dem Manne zu Lebenswärme wurde, zu hebendem Atmen und nährendem Inhalt?“ Man wird zugeben müssen, daß diese Art der Teilnahme am öffentlichen Leben eine durchaus weibliche und dabei ganz besonders charakteristisch für die romanische Frau ist. Von der Gegenwart sagt Frau Marholm: „Sie leisten ja allerlei, sie studieren und schreiben Bücher in ungehörter Anzahl, sie sind Vorsteherinnen von allem möglichen und sammeln Geld für alles mögliche, sie erwerben Doktorhüte, halten Agitationsvorträge und gründen Vereine . .“ Diese Art der Teilnahme am öffentlichen Leben zeugt von männlicher Veranlagung. Sie ist häufiger bei der germanischen Frau. — Eben durch ihre rein weiblichen Eigenschaften spielt die Französin die große Rolle im öffentlichen Leben ihres Landes. Weiblich ist die Beeinflussung die Herrschaft der Pompadour, der Maintenon, das Wirken der Frau v. Staël, Madame Roland, der Kaiserin Eugenie, der Frau Mac Mahon und der Gräfin von San Germano. Die großen Herrscherinnen, denen wir eine Reihe von männlichen Eigenschaften nicht absprechen können, Elisabeth von England, Maria Theresia und vor allem Katharina II. sind germanischer Herkunft.

So ähnlich ist es auch in der Literatur. — Auch Frankreich hat eine große Anzahl weiblicher Schriftsteller hervorgebracht, oder die auf George Sand und die leichtere Gyp, liegt der Schwerpunkt und häufig die Quintessenz ihrer literarischen Leistung auf dem Gebiete der Memoire — ein Gebiet, das keine Loslösung vom Persönlichen verlangt und zugleich die geringsten technischen Schwierigkeiten bietet, um das Ich in Kunst umzusetzen. Ist nicht vielleicht auch das größte an George Sand ihr Leben und das bedeutendste ihrer Werke die „Geschichte meines Lebens“ mit den „Briefen eines Reisenden“?

Verschwindend klein ist die Zahl der spanischen Dichterinnen. Die sog. Begründerin des heutigen spanischen Romans — arm an Erfindungsgabe, reich an Erzählungskunst — Fernon Caballero ist eigentlich eine Deutsche und heißt Cäcilie Böhl von Faber.

Von italienischen Schriftstellerinnen ist mir nur Matilde Serao bekannt, die innerhalb eines bestimmten Kreises über ein nicht unbedeutendes Talent der Charakterisierung und eine schöne Schilderungsgabe verfügt.

Und nun dagegen in Deutschland! Ein Blick in unsre Zeitschriften, in die Leihbibliothekkataloge, in die laufenden Bücherbesprechungen genügt, um das ungeheure Präponderieren der Frauenliteratur zu beweisen. — Die Gründe sind allerdings mehrfach. Kein Volk hat ein so unabweisbares Bedürfnis nach Unterhaltungslektüre kleinsten Stiles, wie das deutsche. Der Franzose des Mittelstandes kann sich in den Stunden der Muße auch an einem amüsanten Essay, einer Plauderei erfreuen, der deutsche Spießbürger, das deutsche Bürgermädchen brauchen ihren Roman — den Zeitungsroman. Nicht nur einen unter dem Strich. Der Sonntag muß noch eine Extra-Feuilletonbeilage bringen und im Monatsjournal werden zwei Romane auf einmal, in einzelne Portionen zerlegt, verschlungen. Und neben dem allem gibt es noch die Leihbibliothek. — Der Zeitungsroman muß billig sein. Was billig ist, ist ja wohl auch sonst meistens nicht viel wert. Aber nicht nur das. Der Zeitungsroman kann gornicht gut sein. Zunächst ist kein Land so reich an Talenten, daß es dem Bedarf entsprechend wirklich gute Romane hervorbringen könnte. Denn oder schließlich, der wirklich gute Roman verträgt die von der Zeitung verlangte Zerstückelung in kleine Portionen nicht — Omptedo, der heute nur allzu häufig in den verschiedensten Journalen als Romancier erscheint, hat einmal in einer autobiographischen Plauderei selbst bekannt, daß gerade die Romane, die ihn in die Reihe unsrer bedeutenden Schriftsteller einrücken ließen, — ich meine die drei Teile des „Deutschen Adels um 1900", — sich schwer unterbringen ließen, da sie sich zum Erscheinen in einzelnen Abschnitten nicht eigneten. Das gilt wohl von den meisten literarischen Kunstwerken.

Auch Frankreich ist reich an Unterhaltungslektüre leichtester Art. Sie liegt aber vorzugsweise in den Händen des Mannes. Sehr hübsch legt Karl Hillebrand in dem ersten Bande der „Zeiten, Völker und Menschen" die Gründe dar, worum gerade der französische Philister stets bereit ist, ohne eigentlichen inneren Beruf die Literatur der Impotenz zu bereichern, wobei er dadurch unterstützt wird, „daß die geistige Mittelmäßigkeit keines Volkes geschickter ist, sich mit einem tauschenden Schleier zu umgeben, als die Nation, welche stets das estre dem parottre geopfert hat."

Anders liegt die Sache beim Germanen. Dem nüchternen Engländer liegt der Gedanke zu fern, sich „den Ideoten" zu widmen, wenn er keinen inneren Beruf verspürt. So liegt hier die Eintagsbelletristik fast ganz in den Händen der Frau. — Nicht ganz so

stolz ist der Deutsche. Aber hier hilft der Erwerbssinn der Frau, wie auf allen Gebieten, in denen sie mit dem Manne konkurriert, die Möglichkeit zu unterbieten, der bewundernswerte Fleiß der deutschen Frau und das Überwiegen der Eitelkeit über den Ehrgeiz. Der Mann hat unter den verschiedenartigsten Berufsarten die Wahl. Er muß wenigstens einmal an sein Talent und seine Kraft geglaubt haben, um gerade die schriftstellerische Karriere einzuschlagen. Die Freiheit der Berufswahl für die Frau ist beschränkt. Hat sie die Gabe des Erzählens und hat sie gar selbst etwas erlebt, sei es daß sie „eine Vergangenheit“ hat, sei es daß sie, sehr häufig als alternde Schauspielerin, in manche Menschenschicksale Einblick getan hat, so tritt ihr von selbst der Gedanke nahe, „Dichterin“ zu werden. „Wären nomina nicht odiosa, so wäre hier ein Heer von Unberufenen zu nennen, die uns jährlich mit totgeborenen Kindern beschenken.“

Ein Grund zur Entrüstung liegt weiter nicht vor. Es hat zu allen Zeiten zwei Arten von Literatur gegeben: die für den Augenblick und die für die Dauer. Nur wo Sudelei niedrigster Sorte unter der Maske der Volkstümlichkeit und Natürlichkeit, herausgeputzt durch wundeloseste Reklame, den letzten Rest guten Geschmackes in unserm Volke zu ertoten droht, da durfte wohl die Gelegenheit gekommen sein, das von Treitschke auf die ganze weibliche Schriftstellerei gemünzte Wort in Anwendung zu bringen: „Hier muß man den Mut haben, grob zu sein.“ Die Schamlosigkeit, mit der vor wenigen Jahren Machwerke ohne jedes künstlerische Streben, in nichtswürdiger Sprache — inhaltlich schließlich auf das Reklametrompeten für einige Restaurants und Geschäfte heruntergefetzt — unter dem Pseudonym Ernst Georgy dem Publikum als urwüchsige und heimatskräftige Erzählungen angeschmiert wurden, zeugt von der gesteigerten Verbindung der schlechtesten schriftstellerischen Instinkte des weiblichen Geschlechts und der semitischen Rasse. In ein verwandtes Gebiet gehören die Werke der unter dem Pseudonym Thruth schreibenden Dame, die jetzt eine ganze Zeitschrift dem Klatsche der jüdischen haute finance gewidmet hat.

Von den Schriftstellerinnen von Beruf kommen wir zu den berufenen Schriftstellerinnen. Die Erfahrungen der langen Jahre, in denen sich die Frau schon der Literatur widmet, berechtigen uns zur Feststellung, daß der Frau das dramatische Talent fehlt. Die dramatische Begabung verlangt wohl einen weiteren und schärferen Blick, als er dem Weibe gemeinhin eigen — einen Blick, der den menschlichen Charakter als Ganzes im Werden und in der Bewegung sieht. Die Folgigkeit, dieses Werden in einzelnen Bildern anschaulich zu machen.

Die Frau ist eine gute Beobachterin. Diese Gabe prädestiniert uns zuweilen selbst bei Schriftstellerinnen, die wir im übrigen ohne Bedenken in die große Kategorie der feuilletonistischen Eintagsliteratur rechnen müssen, sei es, daß sie Boy Ed, Bülow von Gersdorff heißen. Sie entzückt uns geradezu bei der Frau, der heute mit Recht die Palme unter den deutschen Erzählerinnen zuerkannt wird. Die Bedeutung der Frau Marie von Ebner-Eschenbach liegt nicht in einer besonders kraftvollen Eigenart; sie liegt in der sicheren Harmonie ihrer Weltanschauung, in der sie, mitten im Leben stehend und doch unberührt von seinem Hasten und Treiben, nicht altmodisch und doch nicht modern, ihre Gestalten aus der köstlichen Waldesfrische ihrer Einsamkeit hervorzaubert. Sie liegt in der Innigkeit ihrer Persönlichkeit, in dem künstlerischen Ernst, der ein zartes Talent in rastlosem Streben und mit feinstem Takt zu seiner ganzen Größe herangebildet hat. „Talent, mein Lieber", sagt Bertram Vogelweid, „ist viel und — nichts. Was du daraus machst und was dieses „Du" für ein Ding ist, darauf kommt es an." Aber die Frau ist eine gute Beobachterin im einzelnen. Sie sieht genau — die Raupe — die Puppe — den Schmetterling —, sie hat aber nicht die Fähigkeit, die zum Schmetterling werdende Raupe als einheitliches Subjekt zu übersehen, und muß sich darauf beschränken, die einzelnen Stadien möglichst genau zu schildern. Ich erinnere an die berühmten Dramen der Birch-Pfeiffer: „Der zweite Akt spielt 10 Jahre nach dem ersten, der dritte 5 Jahre später" usw. So zeichnen sich auch die heutigen Durchschnittsromane der Frau um deren Fall nur durch gute Einzelbeobachtung und eine gewandt erfundene Fabel aus.

Es sind verschiedene Versuche gemacht worden, über die Mängel der Charakteristik hinwegzukommen, von denen ich einige nur besonders typisch erscheinende hervorheben möchte. — Es gibt eine Richtung in der heutigen Malkunst, in der der Künstler einige eine Landschaft bezeichnende Punkte auf die Leinwand bringt und dann dem ganzen Bilde eine die Übergänge verwischende Grundfarbe gibt, die das Charakteristische und die eigentliche Bedeutung des Gemäldes und seiner künstlerischen Auffassung erhalten soll. — Wenn wir lange in die Sonne gesehen haben, zeigt sich die ganze Natur etwas verschwommen in einem roten oder grünen Lichte unsrem Auge. — Das moderne Weib, das sich zum ersten Male auf sich selbst besinnt, das zum ersten Male dem Leben schaff und mit unbedrilltem Auge ins Antlitz geschaut hat, glaubt in jeder Erscheinung immer nur den Kampf der beiden Geschlechter, die brutale Sinnlichkeit des Mannes zu sehen. Sie hat das Rätsel des Lebens, den Schlüssel zu jeder menschlichen Handlung entdeckt — sie sieht alles nur rot. —

Geschlechtsgrößenwohnsinn nennt's Rudolph Huch — Diese Auffassung, diese Moleret im Grundtone finden wir in allen Romanen der sich nebenher durch einen verlodderten Stil auszeichnenden Hans von Kahlenberg, in den besten Werken von Helene Böhlau und Cloro Viebig. — Zeichnen sich die beiden letzteren durch künstlerische Gestaltungskraft und feines Sprachgefühl aus, so gleichen auch sie, vor allem aber die erstere und mit ihr die Lyrikerin Marie Madeleine und manche Gesinnungsgenossin, jenem jungen Mann, der aus der strengen Erziehung des Elternhauses plötzlich hinaustritt in die ganzliche Ungebundenheit des studentischen Lebens und nun — je nach Stärke des Temperaments — die zwischen einfacher Geschmacklosigkeit und absoluter Zügellosigkeit schwankenden Dummenjungenstreiche begeht, deren der älter Gewordene teils mit wehmütigem Lächeln, teils nur mit der Note der Scham gedenkt. — Oder vielmehr — sie gleichen jener jungen Frau, die von einem brutalen Gatten zu plötzlich in die Intimität des ehelichen Lebens hineingerissen wurde, sich selbst verliert und von der ganzen Gemeinschaft der Ehe, vom ganzen Leben nichts andres sieht als Sinnenrausch.

Hinzu kommt jene speziell dem Deutschen so leicht gefahrlich werdende Neigung zum eingebildeten Märtyrertum. Sobald eine moderne Idee sich einigermaßen im Volksbewußtsein festgesetzt hat, dann findet sich eine Anzahl von Leuten, die ihren moralischen Mut zu zeigen genetzt sind, um der „gesinnungslosen Masse" Dinge ins Gesicht zu sagen, die zu sagen — es längst keines Mutes mehr bedarf. Nietzsches Zarathustra ist heute der Baum, von dem jeder ein Blättchen pflückt, um sich damit den Märtyrerkranz um das gesinnungstüchtige Haupt zu winden. — Man merkt es Hans v. Kahlenberg jedesmal an, wie stolz sie sich in die Brust wirft, wenn sie in einem ihrer Romane einen jener in Maunergesellschaft üblichen, zwischen Derbheit und Unanständigkeit schwankenden Kraftausdrücke angebracht Ich habs gewagt, das Fräulein von Monbart!

Noch lassen sich andre Brücken des Verständnisses über die Geheimnisse des Werdens schlagen, und nicht nur die Allerweltslampe sinnlicher Begierde vermag ins Dunkel menschlichen Seelenlebens zu leuchten. Hier kommt der Frau eine Gabe zu statten, über die allerdings bei weitem nicht jede ihrer Geschlechtsgenossinnen verfügt, die aber gerade im Herzen der Frau eine besonders reiche Entfaltung und Pflege finden kann. Ich meine die Phantasie. Das feine Empfinden des Weibes, das einen seelischen Vorgang mehr instinktiv fühlt, als mit dem Verstande begreift, macht es ihr leichter die Entwicklung menschlicher Gefühle und Leidenschaften in freien Bildern der Phantasie zu malen, als sie wissenschaftlich zu sezieren. Ebenso haltlos wie töricht ist die Anschauung, daß die

Wiedergabe einer Idee durch das Symbol „tiefer" sei als die Darlegung der Idee an sich. Fühlt und sieht der Dichter selbst aber seine Idee erst im Bilde, so wird auch die Darstellung durch das Bild klarer, persönlicher und kräftiger sein. Vorbildlich ist hier die große schwedische Dichterin Selma Lagerlöf. Die kühnen Bilder ihrer winterklaren Phantasie, die unmittelbar und rein aus ihrem traumreichen Herzen entflogen sind, — am leuchtendsten, blendendsten in dem prächtigen Roman „Gösta Berling" — bezeichnen einen Höhepunkt auf dem Gebiete des Schaffens des heutigen weiblichen Dichters. Ich möchte noch besonders auf die wunderbare Anschaulichkeit hinweisen, mit der sie im Präludium zu „Jerusalem" in einem traumerischen Bilde von erhabener Einfachheit uns die Lebenskämpfe des jungen Bauern, der mit seinen Vorfahren Abrechnung hält, vor Augen führt. Das Kapitel erinnert an die schönsten Stellen von Frenssens „Jörn Uhl" und scheint sie mir an Klarheit und Tiefe der Empfindung zu übertreffen.

Eine andre Richtung repräsentieren die Frauen, die — mit einem den Durchschnitt weitaus überragenden Talente begabt — dieses durchaus dem männlichen parallel ausbilden und entwickeln wollen. Hierher gehört vor allem Ricarda Huch. Ist die starke Subjektivität ein Hauptcharakteristikum weiblichen Schaffens, so ist sie ängstlich bemüht ihre Werke des persönlichen Momentes zu berauben und streng objektiv zu bleiben. Sie kleidet ihre Romane, „Aus der Triumpfgasse" und „Ludolph Ursleu" in das Gewand der Icherzählung. Das Ich soll aber ein männliches Ich sein. Dieses Ich hält sich in der ersten Erzählung mit einer für seinen Charakter oft befremdlichen Strenge von jeder Einwirkung auf die traurigen Verhältnisse seiner armen Freunde zurück. Das Ich des zweiten Romans, Ludolph Ursleu, spricht vom Kloster aus über die Vergangenheit und beurteilt die Seinen, ihren Charakter, ihren Wert und Unwert, mit einer antiken Starre und Unparteilichkeit, so daß uns trotz Mönchtum und Resignation diese Gefühlskälte geradezu unangenehm berühren muß. Im übrigen schildert sie jeden Charakter mit peinlichster Sorgfalt. Seht ihr wohl, auch ein Weib kann objektiv sein! — scheint sie stets ausrufen zu wollen. In fast allen ihren Romanen bewundern wir die ungemein schöne Charakterentwicklung ihrer Gestalten, die sie in jedem Stadium untersucht und uns vorführt. Sie hat dabei eine ganz besondere Methode. Zunächst hält sie die olympische Ruhe durch Anlehnung an die Sprache Goethes und Kellers fest. Im heutigen Roman sind wir gewohnt, den Menschen in seinem Handeln und Reden vorgeführt zu sehen und aus dieser Zusammenstellung den Charakter zu erkennen. Ricarda Huch übernimmt die Arbeit selbst und explizitert uns das Fühlen und Denken der einzelnen Personen

bei jeder Handlung. Das führt nun allerdings dazu, daß wir in den meisten Fällen die Folgerichtigkeit der Charakterentwicklung anerkennen müssen, doch geht andererseits eine gewisse Frische und Naivität verloren. Die Sprache, die die einzelnen Personen führen, gehört immer Ricarda Huch und hat fast nichts Persönliches. Es fehlt aber wohl wieder die dramatische Gestaltung. Ob das an einem dem weiblichen Talente zuzuweisenden Unvermögen, erkanntem Denken und Fühlen die natürliche Plastizität zu verleihen, liegt, oder an einer künstlerischen Anschauung, die hierin die Befolgung des von Rudolph Huch geforderten „mehr Goethe" sieht? Obgleich eine scharfe Beobachterin des realen Lebens, hebt sie die von ihr geschilderte Welt in die höhere, reinere Atmosphäre ihres Geisteslebens. Von ihrer Kunst gelten die Worte, die sie über ein Werk der Malerin Rose in „Vita somnium breve" spricht: „Zwar zeugte alles von liebevollster Beobachtung der Wirklichkeit, und doch hatte niemand solche Tiere und solche Wälder gesehen." Wie George Sand in der Geschichte ihres Lebens konnte sie sich gegen den Vorwurf „neugierig gewesen zu sein, das Laster kennen zu lernen", mit den Worten verteidigen: „Jeder Poet weiß, daß kein Poet freiwillig sein Wesen oder seine Gedanken oder auch nur seinen Blick verbietet, besonders wenn der Poet durch die Eigenschaft der Frau doppelt Poet ist."

Die Romane von Ricarda Huch sind zweifellos das Bedeutendste, was eine Frau auf dem Gebiete des Romans in Konkurrenz mit dem Manne geleistet hat. Und doch: ob der Weg der rechte, der empfehlenswerteste ist? Wie der Mensch seine ganze Kraft und seine ganzen Gaben nur in Entwicklung seiner nationalen Eigentümlichkeiten entfalten kann, so weisen auch die im Geschlecht liegenden Besonderheiten auf einen Rahmen hin, innerhalb dessen die angeborenen Anlagen der glücklichsten Blüte entgegenreifen. Dieses Besondere liegt im intimen Seelenleben, liegt im sogenannten sechsten Sinn der Frau verborgen. Aus dem Empfinden des Weibes heraus, mit der eigenen Persönlichkeit engstens verknüpft, werden die größten Schöpfungen der schriftstellernden Frau entstehen. Das ist der Weg, auf dem sich das Genie der Weiblichkeit entwickelt.

Ein Werk giebt es, in dem diese Richtung mit seltener Klarheit und Entschiedenheit eingeschlagen ist. Es sind das die „Briefe, die ihn nicht erreichten." In dem Sinne möchte ich dieses Werk als den weiblichen Roman par excellence und als einen Markstein in der Geschichte der Frauenliteratur bezeichnen. Er bedeutet mehr als das Tagebuch der Baschkirzeff.

Dr. Paul Schiemann.

**Grillparzers Briefe und Tagebücher.** E. Ergänz. zu seinen Werken. Hrsg. von Karl Glossy und Aug. Sauer. 2 Bde. 297 u. 416 S. Stuttg. u. Brln. J. G. Cottasche Buchhandl. Nachf. 1903. Je M. 1.

Einer von denen, deren Ruhm wächst, ist Grillparzer. Es hat schon Zeiten gegeben, wo er gänzlich abgetan und vergessen schien. Dann wurde er doch wieder hervorgeholt, gleichsam neu entdeckt. Und das dürfte sich noch manchmal wiederholen, und zwar immer dann wiederholen, wenn unsre Neuen und Neuesten auf dramatischem Gebiet, nachdem sie es in ihrer Gottähnlichkeit so herrlich weit gebracht, sich plötzlich wieder einmal trotz aller „gewaltigen Evolutionen" dem Nichts gegenüber sehen. Dann wird man immer wieder auf das gute Alte zurückgreifen und an dasselbe anzuknüpfen suchen, um von dort aus sachte weiter zu bauen. Und dann wird auch Grillparzer immer wieder zu Ehren kommen. Denn er tritt als der dritte neben Goethe und Schiller, er ist unser Euripides. Wohl ist er ein Epigone, „aber" — wie einer unsrer neuesten Literarhistoriker mit Recht sagt — „nicht im gewöhnlichen Sinne, ein Erbe, der aber auch Mehrer des Gutes ist, ein Ergänzer, der zu der Einwirkung Shakespeares und des klassischen Dramas der Griechen und der Franzosen nun auch noch die der Spanier stellt, der nach Goethes Weltfreude und Schillers kühnem Idealismus nun auch die Mächte der Resignation zu Worte kommen läßt — das ist Franz Grillparzer, ein Großer, wenn auch kein Starker, ein schönheitsfreudiger Geist, aber kein Glücklicher." Kein Glücklicher! — das lehrt ein Blick in das Leben dieses reichen und doch so verbitterten und vergrämten Dichtergeistes. Und den Dichter in seinen Werken wird man um so besser verstehen, je mehr man über sein Leben erfahrt. Da ist es denn mit Freuden zu begrüßen, wenn der Cottasche Verlag als Ergänzung zu Grillparzers Werken in zwei Bänden „Grillparzers Briefe und Tagebücher" in der „Cottaschen Bibliothek der Weltliteratur" herausgibt. Die Veranstalter der Sammlung sind Karl Glossy, der Redakteur des „Jahrbuchs" der Wiener Grillparzer-Gesellschaft, und August Sauer, der die letzte Gesamtausgabe von Grillparzers Werken (5. Aufl.) besorgt hat. Die Herausgeber haben ihrer Edition ganz vortreffliche Anmerkungen beigegeben, die alle nötigen literarischen und sonstigen Nachweise in überaus reicher Fülle darbieten, ohne doch jemals in dünkelhafte Kleinigkeitskrämerei zu verfallen; überall spürt man eindringendste Kenntnis und feinen literarischen Takt. Das erste Bändchen enthält die Briefe, darunter 60 bisher noch ungedruckte, zum Teil sehr wertvolle, weil für Grillparzer besonders charakteristische. Der zweite Band bringt aus den Tagebüchern alles das, was Grillparzers „Werke" bisher nicht enthielten, gleichfalls zum Teil ergänzt aus dem ungedruckten Nachlaß.

Grillparzer war eine verschlossene Natur. Das erkennt man auch aus den Briefen. Sie sind so gar nicht in der Weise gehalten, wie sie zu seiner Zeit üblich war. Da ist alles kurz und knapp, häufig ganz geschäftlich. Auch die Tagebuchaufzeichnungen sind dürftig und versagen für große Perioden ganz. Um so wertvoller wird aber alles Erhaltene für die Erkenntnis eines im Leben vielfach verkannten deutschen Dichters, der weil er verkannt wurde, sich nicht zu der Entwicklung durchzuringen vermochte, die ihm von der Natur nach seinen reichen Anlagen bestimmt war.

K. St.

**Gustav Keuchel,** Dichter- und Denkerworte. Ausgewählt. Riga, Verlag der Müllerschen Buchdruckerei, 1903. 414 S. Preis 3 Rbl.

Dichten und Denken gehören zusammen, ergänzen sich im Deutschen. Schon die alliterierende Form der Worte deutet das an und die deutsche Wissenschaft beweist es ebenso wie die deutsche Poesie. Die deutschen Philosophen waren nur zu oft zu einem guten Teil Dichter und die deutschen Dichter fast immer Philosophen. Bei keinem Volke hat die Reflexionspoesie einen so breiten Boden beansprucht wie beim deutschen. Schon im Mittelalter stand sie in höchsten Ehren und der größte deutsche Dichter, Goethe, ist nicht zum mindesten deswegen der deutscheste aller deutschen Dichter, weil das reflektierende Element bei ihm solch eine Rolle spielt. Die Reflexion hat die wunderbarsten und schönsten Blüten deutscher Poesie gezeitigt. Es erhellt daraus, wie undeutsch es im Grunde ist, sie in der Poesie einschränken oder gar gänzlich daraus verbannen zu wollen. Die deutsche Lyrik, Epik und Dramatik sind in gleicher Weise stark von Reflexion durchsetzt, und die populärsten deutschen Dichter sind durch ihre Reflexionspoesie am populärsten geworden, wie z. B. Schiller. Reflexion entspricht dem ureigensten Wesen des Deutschen; er reflektiert immer, selbst in der Leidenschaft; die Worte „innig und sinnig" sind zu einem Begriff geworden, wie „denken und dichten".

Der Wunsch, die durch Dichtung und Wissenschaft verstreuten Weisheitsworte beisammen zu haben, um sie besser genießen und sich besser zu eigen machen zu können, hat schon früh dahin geführt, Sammlungen anzustellen, und allmählich sind diese recht zahlreich geworden. Letzteres ist auf diesem Gebiet kein Fehler, da hier nach Inhalt, Umfang und Anordnung eine große Mannigfaltigkeit möglich ist. Neuerdings ist eine neue Auswahl, und zwar hier bei uns zu tage getreten: Gustav Keuchels „Dichter- und Denkerworte". Das Buch gibt fast 2000 Sprüche, die zu einem Teil schon im Jahrgang 1902 der „Düna-Ztg.", die einzelnen Nummern dieses Blattes begleitend, erschienen.

Zweierlei möchte ich diesem Buche besonders nachrühmen. Zunächst: Es ist in Auswahl und namentlich Anordnung des Stoffes durchaus original. Keuchel bietet nur fremden Geist und aus dem Ganzen spricht doch ein durch und durch eigener und eigenartiger Geist. Diese Eigenschaft wird dazu beitragen, das Buch manchem Leser besonders wert zu machen, andernfalls aber auch bei solchen, die neben ihrer eigenen keine andre Art und Auffassung dulden mögen, weniger Gnade finden zu lassen. Das zweite, was ich hervorheben möchte, ist, daß das Buch im besten Sinne gut deutsch ist. Es spiegelt gesunde deutsche Denkart. Dafür spricht schon der Umstand, daß über ein Drittel des Raumes Goethe eingeräumt ist. Auch tut dem keinen Abbruch, daß nichtdeutsche Schriftsteller zahlreich berücksichtigt worden sind. Denn aus diesen ist mit Treffsicherheit nur gewählt, was deutschem Geist adäquat ist. Vermißt hätten wir gern eine fremdländische moderne Größe, die in ihrer nihilistischen Kulturfeindlichkeit deutlich bezeugt, daß sie sich ihres Ursprungs voll bewußt ist und nach diesem Muttersee energisch zurücktrebt. Neben Goethe ist mit Recht Schiller besonders berücksichtigt. Dies beweist nebenbei, daß der Auswähler von gewissen Modenarrheiten ganz frei ist. Es folgt Shakespeare, der den Deutschen ja ebenso gehört wie den Engländern. Besonders ausgebeutet sind ferner Lichtenberg, Nietzsche, Rückert. Doch es würde zu weit führen, noch mehr Namen zu nennen. Der Kreis ist ein sehr großer. Er geht von altägyptischer, indischer und biblischer Weisheit aus und schließt sich in Allerneuestem. Mehr Luther hätte uns noch mehr erfreut, und einen urgermanischen Geist ersten Ranges haben wir schmerzlich

vermißt — Bismarck War er auch kein Schriftsteller von Profession, in Rede und Schrift hat er so manches Wort gefunden, das dauern wird in aller Zeit Stilfragmentarisch berücksichtigt scheint uns das klassische Alterium Die Griechen waren die Erfinder des Epigramms und die Römer hatten die Reflexionspoesie ganz besonders Homer finden wir einmal, Aschylos, Sophokles und der sentenzenreiche Euripides fehlen ganz „Möge das Studium der griechischen und römischen Literatur immerfort die Basis der höhern Bildung bleiben" Dieses Wort Goethes finden wir auf S. 115 Auf unsern Schulen wird heute klassischer Geist kaum mehr vermittelt. Da sollte jede andre Gelegenheit benutzt werden, von ihm möglichst viel zu verbreiten Verschwindet er ganz, so ist das gleichbedeutend mit Unbildung. K. St.

---

**Goethes Sämtliche Werke**, Jubiläumsausgabe in 40 Bänden Stuttg. und Berl. J. G. Cottasche Buchhandl. Nachf. 1903. Bd. 8 Singspiele Mit Einl. u. Anm. von Otto Pniower. — Bd. 22. 23. 24. Dichtung und Wahrheit. 1—3. Teil. Mit Einl. u. Anm. von Richard M. Meyer. — Bd. 28. Campagne in Frankreich. Belagerung von Mainz. Mit Einl. u. Anm. von Alfred Dove — Bd. 13. Faust. I. Teil. Mit Einl. u. Anm. von Erich Schmidt. à M. 1,20.

Mit erfreulicher Regelmäßigkeit erscheinen die Bände der Jubiläumsausgabe weiter, es liegen ihrer bereits 12 vor, fast ein Drittel des Ganzen und so wird sie gewiß in zwei Jahren dicht vor ihrer Vollendung stehn, wie es versprochen ist. Noch erfreulicher, ja unschätzbar gestaltet sich allmählich die Mannigfaltigkeit der Einleitungen und Anmerkungen, sie ließ sich erwarten von so namhaften Herausgebern, sie wird jedoch zu einer gewissen Einheit verbunden durch den Gesamtplan der Jubiläumsausgabe.

Die selbstbiographischen Werke Goethes liegen nun bis auf den 4. Teil von Dichtung und Wahrheit und die Italienische Reise vollständig vor. Den Singspielen ist Faust I. gefolgt und so stehen wir nun allen den verschiedenartigen Dichtungen Goethes, die lyrischen und epischen eingeschlossen, wesentliche Anfänge wurden ausgestattet, denen die entsprechenden Fortsetzungen ihrer Zweifel baldigst folgen werden. — In den Einleitungen und Anmerkungen ist überall Absicht und Verfahren des Dichters deutlich und präzise dargestellt, letztere bieten überdies der notwendigen Erklärung von Details, der Beleuchtung bedeutender Abschnitte in ihrem Zusammenhange, sowie der Aufnahme von Andeutungen und Beziehungen, die dem Dichter vorgeschwebt haben. Auch werden gelegentlich Irrungen zurechtgestellt, die in den biographischen Erinnerungen dem Verfasser mit untergelaufen sind, oder zweifelhafte Auffassungen aus anderwärtigem Zusammenhange berichtigt.

Höchst vollkommen ist der Anhang zu Faust I. der Urfaust, d. h. der Abdruck jener ältesten uns bekannten Form der Dichtung wie Goethe sie im Herbst 1775 mit nach Weimar gebracht hat. Diese Zugabe bedeutet einen Vorzug vor dem entsprechenden 14. Bande der Weimarischen Ausgabe, da sich nur einzelne Szenen in extenso anfanden. — Nichts ist instruktiver für das Studium von Goethes Lebenswerk, als der Vergleich der drei Entwicklungsstufen von Faust I. des „Urfaust" von 1775, des „Fragments" von 1790 und des vollendeten ersten Teils von 1808. Wir sehen den Dichter in Jahrzehnten vom genialen Entwurf zu meisterhafter Vollendung aufsteigen, bis Natur und Kunst sich innigst verbunden haben. F. S.

---

**Paul Heyse**, Romane und Novellen. Wohlfeile Ausgabe. Stuttg. u. Brln. J. G. Cottasche Buchhandl. Nachf. 48 Lief. zu je 40 Pf.

Das „Geschrei" der „Hypermodernen" vom Epigonentum usw. wird an der Tatsache nichts ändern, daß Paul Heyse, wie einst in den Augen Turgenjews und andrer bedeutender Zeitgenossen, so auch noch jetzt in denen der jüngeren Generation für den „Altmeister" der deutschen Novelle gilt. Es wäre mithin mehr als abgeschmackt, über den großen Dichter und Schriftsteller, der niemandem fremd sein dürfte, an dieser Stelle ein Urteil fällen zu wollen. Mit Freude und Interesse begrüßen wir hier daher nur das verdienstvolle Unternehmen des Cottaschen Verlags, die gesammelten Heyseschen Romane und Novellen in einer neuen wohlfeilen Ausgabe erscheinen zu lassen. Von den großen Romanen liegen bereits drei vor: „Die Kinder der Welt", „Im Paradiese" und „Der Roman der Abtissin". In 48 Lieferungen wird die stattliche Sammlung vollständig sein. Papier und Druck sind vorzüglich, der Preis der Lieferung nur 40 Pf.

S. v. S.

---

**Johannes Trojan**, Neue Scherzgedichte. Stuttg. u. Brln. 1903. J. G. Cottasche Buchhandl. Nachf. 267 S.

Johannes Trojan, der bekannte Berliner Humorist, hat im Cottaschen Verlage 1903 ein starkes Bändchen „Neue Scherzgedichte" den früheren ähnlichen Sammlungen folgen lassen. Auch diesen dürften die gewandte Versifikation und der frische Humor in Deutschland eine freundliche Aufnahme sichern. Der Wert der Gedichte ist sehr ungleich. Wenn man bei vielen eine schärfer ausgeprägte Pointe gern sähe, so reichen andre wieder, wie z. B. „Racodium Celtace", „Etwas vom Heurigen", „Frühlingsahnung", „Der Strebsamen Klage", „Zu spät" usw. in Sprache, Schwung und Versmaß fast an Victor v. Scheffels unsterbliches „Gaudeamus" heran.

S. v. S.

## Neuerschienene Bücher.

Kögel, G., Rudolf Kögel. Sein Werden und Wirken. 3 Bde. 1872–96. Brln, Müller u. Sohn. 396 S. M. 7.

Curtiss, S. I., Ursemitische Religion im Volksleben des heutigen Orients. Forschungen u. Funde aus Syrien u. Palästina. Deutsche Ausg. M. 57 Abbild. u. 2 Karten. Nebst e. Vorwort von W. W. Graf Baudissin. Lpz., Hinrichs. 378 S. M. 9.

Baumgarten, Prof. O., Predigt-Probleme. Hauptfragen der heutig. Evangelium-Verkündigung. Tübingen. 150 S. M. 1,80.

Bruckner, A., Warum sind wir Lutheraner? Vortrag. Schwerin. 39 S. M. 0,60.

Tiele, C. P., Gesch. der Religion im Altertum bis auf Alexander d. Große. Deutsche Ausg. von G. Gehrich. II. Bd. Die Religion bei d. iranischen Völkern. 2. Hälfte (S. 187–442). Gotha, Perthes. M. 4,40.

Baumann, Dr. Fr., Gottesthüfe. Gesamtausg. der Andachten a. d. J. 1895 bis 1901. 2. Aufl. Göttingen. 611 S. M. 6.

Kawerau, Prof. Jul. Martin Luther. Sein Leben u. seine Schriften. 3. neubearb. Aufl., nach des Verf. Tode besorgt. v. Prof. G. Kawerau. 15.–20. Lief. Berlin, A. Duncker. Je M. 0,60. (Vollständig in 2 Bdn. je M. 10.)

Ehstein, Prof. Dr. W., Rudolf Virchow als Arzt. Stuttg. 79 S. M. 2,40.

Darmstetter, L. u. R. du Bois-Reymond, 4000 Jahre Pionierarbeit der exakten Wissenschaften. Brln. 389 S. M. 4.

Fischer, Wilh., Poetenphilosophie. Eine Weltanschauung. 346 S. München. M. 5.

Vigelow, John, Das Geheimnis des Schlafes. Übers. von Dr. S. Holthof. Stuttg., Deutsche Verlags-Anstalt. 248 S. M. 3.

Eucken, Rud., Die Lebensanschauungen der grossen Denker. Eine Entwicklungsgesch. des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. 7. umgearb. Aufl. Lpz. 524 S. M. 10.

Siebert, O., Rudolf Euckens Welt- und Lebensanschauung. Langensalza. 72 S. M. 1,20.

Friedrich, Paul, Der Kampf um den neuen Menschen. Neue Reden an das deutsche Volk. Straßb., Heitz. 314 S. M. 4.

Wilm, Bernh., Der Weg zum Ewig-Lebendigen. Lpz., Diederichs. 95 S. M. 3.

Lipps, Thdr., Leitfaden der Psychologie. Lpz. 349 S. M. 8.

Stübling, Prof. Dr. G., Moralphilos. Streitfragen. I. Die Entstehung des sittl. Bewusstseins. Lpz. 172 S. M. 4.

Poppenberg, Fel., Macterlinck (= Moderne Essays. Hrsg. von Landsberg. Heft 30). Brln. 47 S. M. 0,50.

Gildemeister, Otto, Essays. 1. Bd. 4. Aufl. Stuttg., Cotta. 278 S. M. 6.

Huch, Rud., Mehr Goethe. 5.–7. Tausend. München. 188 S. M. 2.

Byrons Tagebücher u. Briefe. Von E. Engel. 4. Aufl., völlig umgearb. und verdoppelt. Bde. 1 S. 1.— Renaissance-Bibliothek. Hrsg. von Dr. H. Landsberg. Bd. 1.) Berlin. M. 3.

Wirth, Dr. A., Weltgeschichte der Gegenwart. Mit 6 Karten. 351 S. Brln. M. 6.

v. Diest, Reg.-Präs. a. D. Gust., Aus dem Leben eines Glücklichen. Erinnerungen e. alten Beamten. Brln., Mittler u. Sohn. 592 S. M. 8.

Swarzenski, Rob., Menschen u. Kunst der italien. Renaissance. Ergänzungsbd. Brln. 296 S. M. 7,00.

Loserth, Prof. Dr. Joh., Gesch. des späteren Mittelalters von 1197–1492. München, Oldenbourg. 727 S. M. 16,50.

Riehl, W. H., Die Naturgesch. des Volkes als Grundlage e. deutschen Sozialpolitik. 4. Bd. Wanderbuch als 2. Teil zu „Land und Leute". 4. Aufl. Stuttg., Cotta. 402 S. M. 5.

Wohlwill, Adf., Die hamburgischen Bürgermeister Kirchenpauer, Petersen, Versmann. Beitr. z. deutschen Gesch. des 19. Jahrh. Hamb. 196 S. mit 3 Bild. M. 6.

Holler, Prof. Joh., Papsttum u. Kirchenreform. Vier Kapitel z. Gesch. des ausgehenden Mittelalters. 1. Bd. 556 S. Brln. M. 12.

Bismarck-Album des Kladderadatsch 1849–98. Mit 400 Zeichnungen von W. Scholz, G. Brandt, F. Jüttner u. a. 28. Aufl. Brln. 184 S. 4°. M. 3, geb. 7,50.

Fuchs, Ed., Die Karikatur der europ. Völker von 1848 bis z. Gegenwart. Mit 515 Illustr. u. 65 Beilagen hervorrag. u. seltener Kunstblätter in Schwarz- u. Farbendruck. Brln. 488 S. M. 22,50.

Gottl, Fr., Die Grenzen der Geschichte. Lpz. 142 S. M. 3.

Harnack, Adf., Rede bei der Begräbnisfeier Theodor Mommsens, am 5. XI. 1903 in der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche gehalten. Lpz. 14 S. M. 0,50.

Wettstein, Priv.-Doz. Dr. O., Die Tagespresse in unsrer Kultur. Antrittsvorlesung. Zürich. 34 S. M. 0,60.

Bigge, Oberst W., Feldmarschall Graf Moltke. Ein militär. Lebensbild. 2 Bde. 361 u. 416 S. m. 12 Kartenbeil. München. M. 6.

Hedin, Sven, Im Herzen von Asien. 10000 Kilometer auf unbekannten Pfaden. Mit 107 Abbild. u. 5 Karten. Lpz., Brockhaus. 2 Bde. 559 und 570 S. M. 18.

Grade, A., Ortsverzeichnis v. Russland mit Finnland, Sibirien, Russisch Zentralasien u. Kaukasien, bearb. unter Mitwirkung v. G. L. Kauck u. W. v. Stackelberg. 175 S. Lex. 8°. Lpz. M. 7,50.

Perl, Capt. A., Durch die Urwälder Südamerikas. 235 S. m. 60 Abbild. u. 1 Karte. Brln. M. 8.

Eilers, K., Philosophie des Weidwerks. 136 S. Neudamm. M. 3.

Barnay, Ludw., Erinnerungen. 2 Bde. 345 u. 378 S. Brln. M. 10.

Berlioz, Hect., Literarische Werke. 1. Gesamtausg. Bd. 1: Memoiren mit Beschreib. seiner Reisen in Italien, Deutschland, Rußland und England 1803 bis 1865. Aus d. Franz. von E. Elles. 304 S. — Bd. 5. Ideale Freundschaft u. romantische Liebe. Briefe an die Fürstin Car. Sayn-Wittgenstein u. Frau Estelle Fornier. Übers. v. G. Savio. 178 S. — Bd. 9. Die Musiker u. die Musik. Übers. v. G. Savio. 225 S. Lpz. Je M. 5.

Kimmich, Karl, Stil u. Stilvergleichung. Kurzgefaßte Stillehre f. Laien, Kunst- u. Gewerbebeflissene. Mit 397 Abbild. 3. verbess. u. vermehrte Aufl. 102 S. Ravensburg. M. 1,50.

Reinecke, Prof. Dr. Karl, Meister der Tonkunst. Mozart, Beethoven, Haydn, Weber, Schumann, Mendelssohn. Stuttg. 480 S. M. 7.

Lietzmann, Berth., Clara Schumann. Ein Künstlerleben. Nach Tagebüchern u. Briefen. 1. Bd. Mädchenjahre 1819–40. 2. verbess. Aufl. Lpz. 413 S. mit 3 Bild. M. 9.

Thode, Henry, Michelangelo u. das Ende der Renaissance. Bd. 2. Der Dichter u. die Ideen der Renaissance. 487 S. Brln. M. 9.

Allgeyer, Jul., Anselm Feuerbach. 2. Aufl. auf Grund der zum erstenmal benutzten Orig.-Briefe u. Aufzeichn. des Künstlers. A. d. Nachlasse des Verf. hrsg. v. Prof. C. Neumann. 2 Bde. 521 u. 570 S. Stuttg. M. 18.

Briefe hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt. Hrsg. von La Mara. 3. Bd. 1836–86. Neue Folge. 413 S. Lpz. M. 6.

Frey, Ad., Arnold Böcklin. Nach den Erinnerungen seiner Züricher Freunde. 272 S. Stuttg., Cotta. M. 4,50.

Geschichte der modernen Kunst. 4. Bd.: Schmidt, K. E., Französ. Skulptur u. Architektur des 19. Jahrh. 108 S. m. 100 Abbild. 2pf. M. 3.

Fuhr, Lina, Von Sorgen und Sonne. Erinnerungen aus Kunst und Leben. Bearb. v. H. H. Houben. 422 S. mit 5 Bildn. Brln. M. 4,50.

Klassiker der Kunst in Gesamtausg. 1. Bd.: Raffael. Des Meisters Gemälde in 202 Abbild. 153 S. Lex. 8°. Stuttg. M. 5.

v. Oettingen, Prof. Dr. W., Projektions-Vorträge. I. Serie: 1. Die Kunst des Phidias (21 S.). — 2. Pompeji (23 S.). — 3. Raffael (24 S.). — 4. Albrecht Dürer (33 S.). — 5. Rembrandt (21 S.). — 6. Von Boucher zu David. 50 Jahre französ. Malerei (24 S.). — 7. Arnold Böcklin (18 S.). Brln. Je M. 1,50.

Volkmann, Ludw., Grenzen der Künste. Auch eine Stillehre. 256 S. m. Abbild. Dresden. M. 6.

# Entgegnung.

Von den Besprechungen meiner kleinen Schrift über geistige Energie ist die im Novemb.-Heft der „Baltischen Monatsschrift“ enthaltene für mich besonders lehrreich gewesen. Sie hat mir gezeigt, wie außerordentlich verschiedene Ansprüche an eine offenkundig populäre Arbeit gestellt werden können. Und da dieser Umstand möglicherweise nicht nur mich interessiert, erlaube ich mir, an dieser Stelle um Gehör zu bitten.

Auf den sachlichen Einwand des Herrn Rezensenten, daß ich bei der Beurteilung des betreffenden Patienten seine angeborene Anlage auf Kosten der Erziehung überschätzt habe, möchte ich, nach vorherigem Hinweis auf das frühzeitige Auftreten seiner Erschöpfbarkeit schon zu Beginn des ersten Unterrichts bloß kurz erwidern: Gegen die Ströme von Tinte, die über das sog. Milieumoment und sein Verhältnis zur Vererbungslehre im letzten Jahrzehnt von Kriminalisten, Psychologen, Journalisten und vielen andern verschrieben worden sind, sinken die gelegentlichen Äußerungen über gewisse erkenntnistheoretische Grundtatsachen wahrlich in ein Nichts zusammen. Und da ich mich dem Ausspruch Hellpachs, daß „nicht das Geschwätz über die Degeneration, sondern der Kampf gegen sie die uns gesteckte Aufgabe ist“, unbedingt anschließe und ihn durch meine Lebensarbeit zu bekräftigen suche, vermied ich absichtlich eine abermalige Besprechung dieses allerwärts breitgetretenen Stoffes. Mit demselben Schein des Rechts hätte Herr A. mir zum Vorwurf machen können, daß die familiären Erblichkeitsverhältnisse meines Klienten und schließlich die chemische Analyse stillschweigend von mir übergangen worden sind. Auch Diabetiker sind sehr ermüdbar. Wenn Schlagworte wie Belastung und Milieu nicht in meiner Arbeit anzutreffen sind, so hängt das nicht vom bloßen Spiel des Zufalls ab.

Daß schmucklose Einfachheit beim wissenschaftlichen Referat vor Fachleuten auch mir durchaus erforderlich erscheint, das ließe sich leicht protokollarisch nachweisen. Ganz anders aber, meine ich, liegt dort die Frage, wo ein unbekanntes schwieriges Wesensgebiet dem allgemeinen Verständnis erst erschlossen werden soll. Wer da nicht tauben Ohren predigen will, kann schlechterdings der Bilder nicht entraten.

Zu guter Letzt muß ich den Punkt berühren, der mir am allerwichtigsten erscheint. Es lag mir nicht allein daran, den Typus des von Jugend auf Erschöpfbaren zu schildern. Das hätte ich mir weit bequemer machen können. Auch gebe ich gerne zu, daß die rein medizinische Seite der Frage, wie Herr A. bemerkt, durch die Betrachtung über Energie in physischer und psychischer Beziehung um nichts an Klarheit gewinnen konnte. Das war auch keineswegs beabsichtigt. Mit Hilfe der erkenntnistheoretischen Schlußfolgerung vom konkreten Fall aus bemühte ich mich darauf hinzuweisen, daß „jede Wissenschaft, wenn sie ihr Ziel mit Eifer und Gründlichkeit verfolgt, immer wieder zu allgemeinen Fragen führt, deren Beantwortung eben Gegenstand der Philosophie ist“ und daß es „demnach auch keine wirksamere und bessere Einführung in die Philosophie, als den Betrieb einer Spezialwissenschaft gibt.“

Leider habe ich nicht die Ehre, Herrn A. und seinen philosophischen Standpunkt zu kennen, nicht einmal dem Namen nach. Wie aber, das gilt es ich gerne, ist die grobmaterialistische Weltanschauung meiner Naturforscher, die alles in Welt und Wissenschaft für genau so beschaffen halten, wie sie es sehen, schon längst ein Stein des Anstoßes gewesen. Sie zeigen so damit immer wieder daß ihnen die höchsten erkenntnistheoretischen Probleme, darunter das Verhältnis von Leib zu Seele und die Abhängigkeit unsres Weltbildes von der Beschaffenheit unsere Sinne und unsres Verstandes überhaupt noch garnicht aufgegangen sind. So lange aber derartige Denkfehler in weiten Kreisen ganz und gabe sind, erscheint mir ein Hinweis auf die absoluten Erkenntnisgesetze nicht überflüssig, sondern mindestens gerechtfertigt.

Nach dieser Richtung werde ich auch fernerhin zu wirken suchen, recht oder recht, wies gerade glückt, und vor allem ganz unbeirrt durch Herrn A's wenig sachliche Schlußbemerkungen. Hoffentlich hat Herr A. als Entgelt für die leidige Rezension meiner Schrift wenigstens ebenso viel Vergnügen beim Verfertigen der kleinen persönlichen Spitzen* gehabt, wie ich beim Lesen derselben.

Dr. W. v. Holst.

Reval, den 25. November.

---

*) Wie der geehrte Herr Verfasser obiger Entgegnung aus der Besprechung seiner Broschüre in der „Balt. Monatsschr.", die rein sachlich gehalten war, „persönliche Spitzen" hat herauslesen können — wir gestehen, das nicht recht begreiflich zu finden. D. Red.

# Beilage

zur

# Baltischen Monatsschrift.

---

## Baltische Chronik.

Siebenter Jahrgang.

---

September 1902 bis September 1903.

---

Riga 1903.
Verlag der Baltischen Monatsschrift.
Nikolaistraße Nr 27

# Personen- und Sachregister

zur Baltischen Chronik 1902/3.


Aawakiwi Dr., estn. Journalist 95.
Adamson, Bildhauer 3.
Adelskonvent, livl. 44, 101.
Adolphi, H., ehem. Stadthaupt 15, 78.
Ärztetag, livl. 1 f., 110 f.
Agathangel, Bischof 5, 9, 12.
Alexander Michailowitsch, Großfürst 27, 117 f.
Alexandra Feodorowna, J. M. die Kaiserin 46, 96, 123, 128 f.
Andrejewski, Postchef 64.
Anerbenrecht 82.
v. Anrep, Kreisdeputierter 31, 66.
Ansberg, lett. Literat 66.
Arbeiter und Arbeiterstriks 5, 24 f., 86 f., 120, 122.
Arrendegesetzgebung 42, 43, 60.
Arrestantentransport auf dem Lande 127.
Ausstellungen:
— estn. landwirtsch. in D. 127.
— Nordlivl. August- 94, 131.
— landwirt. in Wenden 122.
— landwirt. in Wolmar 117.
— landwirt. in Reval 117.
Avellan, Marineminister 85.

Babanow, Zensor 96.
v. Bach 45.
Balfour, stellv. Stadthaupt 76.
Baron, lett. Literat 46.
Baschilow, Kameralhofspräsident 46.
Bauerangelegenheiten 33 f., 54 ff., 58 f., 73, 83.
Bauerkommissare, Rangerhöhung 107.
Bauerlandverkauf 42, 72.
Baupläne, Bestätigung 126.
Bekjawin, Redakteur 58.
Bellegarde, Gouverneur 46, 58, 112, 118.
Bergthal, Stadtrat 105.
Bernewitz-Mitau, Pastor 47.
Bernewitz-Neuenburg, Pastor 2.
Besobrasow, Direktor 46.
Bezirksverwaltung der Wegekommunikationen 12.
Bielenstein, Pastor Dr. 46, 47.
Bielenstein, H., Pastor 47.
Bienemann, Dr. Fr. 58.
Blau, Dr. Stadthaupt 106, 118.
Blumberg, Notar 89.
v. Bock, H., ehem. Landmarschall 78.
v. Bock, Woldemar 65.
Bodenkreditkomitee 122.
Bogdanowitsch, Traktätchenschreiber 123.
Bogdanowitsch, Gouverneur 86, 102.
Borsenko, A. A. 4.
Brackmann, Stadthaupt 109.
Bondstiftungen 67.
Branntweinbrennerei 35, 59.
Branntweinmonopol 20, 72 f.
Bratstwo, baltische 12, 18.
v. Brocker, Rechtsanwalt 10, 51, 103.
Brodrich, Stadtverordneter 76.
Brunnugl, Baron H. 45.
Budberg, Baron Landrat 49.
Budilowitsch, ehem. Rektor 13, 18, 25.
Bürgerverbindung, lit. prakt. Riga 47 f., 67.
Bykow, Oberfabrikeninspektor 12.

Dahl, v., ehem. Stadthaupt 22.
Dahw, Priester 87.
Dannenberg, Frl., Lehrerin 103.
Dehio, Prof. 8, 110.
v. Dellingshausen, Ritterschaftshauptm. 46, 49, 61.
Djakonow, Prof. 8.
Dirbswesen 126.
Diem, Vizegouverneur 46, 96.
Drachenfels, Baron, Bauerkommissar 45.
Dreyersdorff, Rechtsanwalt 89.
Düna-Aakanal 87, 98.

Eckhardt, Pastor 131.
Ehrengerichtsordnung 86.
Eisenbahnen:
— Frachtstockungen 15.
— Getreidetarif 38.
— Hasenpoth-Libau 78.
— Riga Güterbahnhof 94.
— Rshew-Taps 96.
— Walk-Stockmannshof 16.
v. Ekesparre, Landmarschall 86.
Engelhardt, Ministerkollege 74.
Engelmann, Professor 20.

Engelmann, Dr. 2, 110.
Enfelin, Oberlehrer 47.
Erdmann, O., Pastor 47.

Farbentragen d. Studenten 95.
Feyerabend-Dudeno, Pastor 2.
Feyerabend, Stadthaupt 99, 104.
Fideikommißgesetz 117.
Finanzen des Reiches 57.
Finnländische Angelegenheiten 7, 8, 13, 14, 63 f., 75, 87, 120.
Forstkongreß in Riga 126.
Fortbildungskurse verboten 54.

Gachtgens, Stadtpropst 108.
Galkin-Wrasskoi, Präsident 12.
Gemeindeältestenwahl 78.
Gemeindeschreiber-Versamml. 28.
Genossenschaft, I. Estl. landw. 48, 131.
Gesamtbürgschaft, Aufhebung 89.
Gesangfest, estn., 104.
Gerardi, Kontreadmiral 86.
v. Gersdorff, Kreisdeputierter 38, 42.
Gesellschaften:
— zur Fürsorge für Geisteskranke 1.
— für Geschichte u. Altertumskunde 45.
— zur Bekämpf. d. Tuberkulose 1.
— zur Bekämpf. der Lepra 1, 88.
— landwirtsch. für Südlivland 130.
— keltisch-literarische 46.
— pharmazeut. in Riga 73.
— zur Verbesserung der Flußverbind. 88, 98.
— russ. f. Lit. u. Kunst in Mitau 7.
Getränkehandel 15 f., 72 f.
Giers, Vizegouverneur 96.
Gilde, Kleine, in Riga 76.
Gordel, Stadtrat 105.
Goldhammer, Lehrerin 51.
Goldingen, Revision 49.
Gouvernementskomitees landwirt.
— estländ. 46, 58 f.
— kurländ. 22 f., 45, 54 ff.
— livländ. 32 ff.
Graß, Schuldirektor 51 f.
Grauding, Dr., Stadtverordneter 76.
Grenzstein, Redakteur 3, 65.
Grippenberg, General 27.
Grodinger, Bauerkommissar 109.
Grosset, Gymnasialdirektor 19.
Großwald, Präsident 31.
Grünberg, Frl. 104.
Grundsteuerreform 29, 86, 100.
Gurtschin, General 5.
Güterkreditsozietät, livl. adl. 31, 39, 49.
Güterkreditverein, estländ. adl. 31, 40, 63.
— kurländ. adl. 31, 49.

Haaren, Baron 85.
Hafenverwaltung 58, 117 f.
v. Hagemeister, Präsident 49.
Hahn-Platon, Baron 30, 45, 55.
Hebammenwesen 2, 110.
Helene Wladimirowna, Großfürstin 3.
Heringswerke in Libau 117.
Heyking, Baron, Bauerkommissar 28.
Hinzenberg, Pastor-Adj. 29.
v. Hörner-Ihlen, Rud. 85.
Hollander, Bernh., Präsident 45.
Hollihn, stellv. Stadthaupt 32.
Hollmann, R., Cand. chem. 72.

Jacoby, wirkl. Staatsrat 43.
Jende, Pastor 34.
Jenisch, Kapitän 3.
Jewlampjew, Typograph 32, 49 f., 75.
Imam für Riga 95.
Jeann von Kronstadt, Priester 9.
Joeggewer, Zensor 96.
Johannsohn, Kulturtechniker 48.
Irrenpflege 1, 82, 86, 110.
Iswolski, Kurator 12, 29.
Judenfrage 13, 94, 104.
Jünglingsvereine 130.
Justiz 42 f., 54, 84.
Justizreform 58.
Iwanow, Gymnasialdirektor 19.

Kahrkling, Priester 76.
Kaiserbesuch in Libau 128 f.
Kalenderreform 113.
Kapustin, ehem. Kurator 4.
Kerkovius, P. 97.
Keyserling, Gf., Landesbevollm. 85, 87.
Kirche, luth. Landes-
— Gottespfennig in Riga 50.
— Kirchenbau 82, 108, 131.
— Lehrertaufen 92.
— Mischehen 14, 75, 124.
— Missionskollekten 86, 99.
— Pastorenprozesse 19, 29, 102 f.
— Prästanden 97.
— Unterstützungskasse 20.
— Verhältnis zur russ. Kirche 123 f.
Kirche, griechisch-orthodoxe
— Kirchenbau 9, 12, 53, 130.
— neue Kirchspiele 27.
— Mischehen 75.
— Nationalismus der Priester 87.
— Nonnenkloster 5.
— Betätigung der Priester 62.

Quandt, Zeitungsherausgeber 58, 78
Quarantänehofen 110

Rabe, Frau 50
Rahmanisch, Zeitungsverleger 32, 66, 130
Rall, Propst 102
Ramber, Prof 8
Rauch v Traubenberg, Baron 96,
v d Recke, ehem Landesbevollm 30
v Reibnitz, Sekr 33.
Reinberg, Architekt 5
Reinfeld, Rechtsanwalt 36, 39, 43
Reuter-Rolden, Graf 73, 85, 96, 119
Rittererschaft, Kol 31, 47, 52 f, 105
Rittererschaftl Ausschuß, esti 63, 102, 117.
v d Ropp, Baron 45, 56
Rosen, Baron, Kreisdep 37.
Rosenfeldt-Selsau, Pastor 2
Rosenthal-Waldeck, Ingenieur 66
Rosenthal, Stadtverordneter 13
Russalka-Denkmal 3
Russifizierung der Kommunalverwaltungen 71 f.
Rutenstrose 21.

Sadownikow 64, 65, 106
v Saenger, Minister 4, 116.
Satzikow, Fürst 96.
Sakranowicz, Pastor, Präsident 46.
v Samson-Himmelstjerna, Direktor 66
Schafrow, Polizeimeister 74.
Scheel, Architekt 74
Schefflers, Zeitungsverleger 87
Schewitsch, ehem Gouverneur 76.
Schulangelegenheiten
— Adresse Rigascher Eltern 9
— deutscher Sprachunterricht 10, 74, 93
— estn Alexanderschule 10
— orthodoxe Kirchenschulen 30, 96, 109
— Mittelschulreform 125.
— lutb Religionsunterricht 9, 10, 51 f, 121
— Religionsunterricht in Polen 107
— Russifizierung 4, 114 f
— Schülerbesuch in Berenen 109
— Schülerexkursionen 19
— Sinken der Disziplin 119.
— Umwandlung v Mädchenschulen 45.
— Schulprüfungen 86
— Willigungen für Schulzwecke 80,
— Windausche 120
— Unterrichtsprozesse 3, 50 f, 103, 104
Schultz, Rechtsanwaltsgeh 76
Schultz, Eug, Stadthaupt 127.
Schutz, verstärkter 74
Schulow, Zeitungsverleger 44
Schwarz Propst 125.
Seebeck, Redakteur 62.
Seemannsschule 82
Serafim von Sarowo, ein Nationalheiliger 123
Seelenmann-Grünhof, Pastor 2
Simanowitsch Schreiber 28.
v Sivers, Landrat 29
v. Sivers-Euseküll 40, 66
Sajelall, hvl. ökonom 33, 64, 65, 106
Sprachenzwang 24, 28, 34, 52, 77, 90, 105
Speel, estn Jouenalist 95
Spitzbart, Arzt zu Sej 67
Sponholz, Landschem. 66.
Slawjolow, Hebamme 12.
Slabuschewsky, wirkl Slowitrat 126
Slalnagem, Prof 12
Slurowzew, ehem. Gouverneur 5.
Slwerbejew, Gouverneur 22, 28, 32, 54 f, 74, 75, 76, 77, 89, 94, 99, 118, 120.
Slmolypolt-Mirski, Generalgouvern. 5.
Stackelberg, Baron, Landrat 36
Stadtverfassung Petersburgs 118 f.
Stadtverordnetenversammlung
— ehem. Dorpat 93.
— Friedrichstadt 99, 104, 127,
— Goldingen 49, 76, 105.
— Jurjew (Dorpat) 8, 13, 32, 51.
— Libau 15, 23, 77, 89, 130
— Mitau 89.
— Reval 77, 99
— Riga 2, 31, 49, 73, 85, 94, 100
— Walk 22 32, 76, 105
— Werro 127.
— Wesenberg 45
— Windau 76, 106, 120.
Stadtverordnetenwahlen
— Goldingen 32 75, 85.
— Hasenpoth 64
— Tuckum 116
— Windau 7.
Starostenwesen, Wiegouverneur 125
Stegmann, Agronom 66
Stift deutscher Reichsangehöriger 20
Straume, lett Literat 47
Strohmberg, Dr 110.
v Stryk, G., Sekr, 66
v Stryk, W., Prof 108.
v Stryk-Kibbijahn 66.
v Stryk-Tignitz 23
Sturmkatastrophe 48
Sumenl, Frau 50

Kirche, griechisch-orthodoxe
— Religionsprozesse 14, 121.
— Schreiben d. h. Synods 112 f.
— und lett. Sängerfest 128.
Kirchengüter, Konzentrierung armenischer 122.
Kirchspielsärzte 1.
Kirchspielsvorsteherwahl 100.
Klagen beim Senat 89, 127.
Kleppergestüt 76.
Klimow, Sekr. 7.
Kluge, Pastor 131.
v. Knieriem, Prof. 66, 130.
Koch, Dr. 106.
Konferenzen:
— v. estn. Buchhändlern 122.
— v. Volksschuldirektoren ꝛc. 23, 90 ff.
— v. Bauerkommiss. u. Kreischefs 71.
— v. Volksschullehrern in Walmar 116.
Kongreß der Bierbrauer 20.
Kowalewski, Geheimrat 45.
v. Krause, Stadthaupt 105.
Kredit, landwirt. 38 f., 59, 60.
Kriegshospital in Riga 96.
Kroal, Frau 50.
Krugsfrage 101 f.
Krulow, Stadtverordneter 76.
v. Krusenstern, Sekr. 48.
Kupffer, Stadthaupt 106.
Kyrill Wladimirowitsch, Großfürst 98.

Landesarchiv, kurl. 81.
Landesen, Rechtsanwaltsgeh. 29.
Landesen, Mag. chem. 72.
Landtag, kurl. 30 f., 80 ff.
— Oesel 78, 86, 94.
Landtagsbeschlüsse, Mitteilung der 67 ff.
Landesversorgungsfrage 56, 74.
Landwirtschaftsschulen 34, 55, 59.
Lepraangelegenheiten 1, 2, 88.
Lerch-Puschkaitis, Lehrer 46.
Lieven, Fürst, Landesbevollm. 96, 120.
v. Lilienfeld-Toal, ehem. Gouverneur 43.
Lukjanow, Ministerkollege 125.
Lutzau-Kabillen, Pastor 2.
L. M. N., Anonymus 25.

Mohlmann, Ehepaar 121.
Manifest v. 26. Febr. 78 f., 94.
Manöver 126.
Manteuffel-Soarenhof, Gf. 15.
Maria Fedorowna, J. M. die Kaiserin 123, 128 f.
Markthalle in Riga 19.
Martin, estn. Journalist 95.
Maydell-Felks, Baron 48.
Maydell-Ruhde, Baron 46.
v. Meerscheidt-Hüllessem, Obereinnehmer 85.
Meschwehmer, Lehrer 99.
Meyendorff, Baron, Landmarschall 33, 41.
Meyer, H., Dr. med. 2.
Meyer, H. G., Zeitungsverleger 62.
Michael Alexandrowitsch, Großfürst-Thronfolger 3, 58.
v. Moeller, verst. Stadthaupt 127.
v. Mohrenschildt-Sonnitz, Kreisdep. 31.
Moltrecht, Pastor 103.
Mühlenbach, Oberlehrer 47.

Nationalitätenfrage 11, 14, 28, 50, 52, 89 f., 114 f.
Nedro, lett. Literat 66.
Nekljudow, Vizegouverneur 44, 108.
Neumann, Dr., Architekt 73.
Nikolai II., S. M. der Kaiser 5, 31, 45, 46, 49, 52, 78, 94, 123, 128 f.
Nikolai, Pr. v. Griechenland 3.
Notstandskomitees in Livland 62.
Nürenberg, Korrespondent 21.

Obolenski, Gouverneur v. Charkow 22.
Oehrn, Generalsuperintendent 31, 108, 123, 131.
v. Oettingen, Landrat 34, 46, 65, 108.
v. Oettingen, Kreisdeputierter 36.
Osberg, Helene 3.
Owtschinnikow, Volksschulinspektor 116.

Pauck, Generalsuperintendent 2.
Paschkow, Gouverneur 21, 27, 29, 32 f., 52, 90, 99, 105, 109, 111, 118, 121, 127.
Peet, Ado, Redakteur 23.
Petuchow, Prof. 17.
Pfaff, Dr. 110.
Pilar v. Pilchau, Landrat 65.
Plamsch, Pastor 19, 135.
Plath, Propst 102.
Pleske, Minister 128.
Plume, Stadtrat 99.
Plutte, lett. Literat 66.
Polizeiwesen 53, 63, 65, 77, 95, 120 f., 127.
Polytechnikum, Rig., Rechte 121.
Poststationen, Senatsentscheid 52 f.
Prange, Angeklagter 50.
Prokuratur, Verstärkung 46.
Provinzialsynode, estländ. 111.
— kurländ. 2.
— livländ. 118.
Pustoroffiew, Prof. 8.

Digitized by Google

Theater, Rivaler Stadt- 20, 74.
— estn Nationat- 99
— lett in Riga 49
— russ in Riga 5.
v. Tideböhl, A., Redakteur 58.
Tiesenhausen, Baron, Landrat 29, 33, 36, 38 f., 67, 71.
Timmsaten, Münsterkollege 45
Tomsohn, Redakteur 4, 13, 34, 35 ff., 51 f., 100
Tomaschewski, Prokurent 46.
Treu, Pastor zu Dickeln 104
Treumann, lett. Redakteur 66.
Treymann, Dr med 1.
Trinhart, Dr. med 1.
Tyetow, Minister 85.

Uchtomski Hofmeister 86.
Uexkuw, Arzt-Gehilfe 67
Ungern-Sternberg Baron Dr med 110
Universitat Dorpat, Gedenkfeier 38
Universität Jurjewsche
— Antiquitaten 126
— Jubiläum 76 f.
— griech.-orth. Glockenturm 18.
— Personal 16 ff.
— Lawrowski-Stip 21 f.
— halt. Privatdozenten 6, 12, 16
— Prozessfarenfrage 9, 15, 25 f.
— Prozessfarengericht 8
— Promotion 46
Universitätswesen und Studentenunruhen 4, 32, 45, 48, 88, 120.

Verein:
— estländ landwirtsch 48 117
— estn in Libau 14
— Handwerkerverein in D 54
— landwirtsch. in Wolmar 117
— lettisch. z Unterstütz v Schülern 64.
— halt. Gegel Rechtsschutz- 1
— halt. gegen Agitatorenz- 66
— halt. z. Förd d Landw 94
— lett in Arwal 4
— Riga lett. 27, 31.
— Riga lett. Handwerker- 27.
— „Rodnik" 12.
— stud Esten 3
Vereinigung, Riga lett 27, 52
Versicherungswesen 40.
Verfassungsfragen 44, 60 f.
Veterinärinstitut 63, 77, 84, 86.
Vogel Sekretär 43
Vogel- Lehrerin 50 f.
Volksbibliotheken 65.
Volksschule, lutherische
— Aufnahme 23
— Charakter 88
— estn russ. Lehrer 24
— Eröffnung 23
— Lehrerinnen 24
— Lehrerversammlungen 24, 58
— Lehrerwahl 19. 105
— Lehrerwechsel 94
— Programm 88
— Repetitionsschule 92
— Revisionen 24 93
— Schulinspektion 15
— Stratgelder 92
— Umwandlung in Münsterschulen 9, 110 114 ff. 127. 128.
Volksschule, münsterielle 9, 29, 74, 91

Waeber lett Redakteur 14.
v Wahl Münsterkollege 5
Waldversicherung 66.
Waltrr, Pastor 67.
Wasserwirtschaft 36 37, 82
Wahlsitze, Kommunalgesetzprändent 29 38, 40, 43.
Wegebauwesen 37 f., 54, 82, 86 89, 98, 128.
Weidenbaum, Dr 2
Werner, Oberlehrer 5
Wilddieberei 84
Wilkens Volksschulendirektor 51.
Wilchowsky, Jean 50.
Wissendorf lett Literat 46
Witte, Finanzminister 49, 57, 128
Witterungsverhältnisse 5.
Witwoth, Redakteur 44, 108
Wladimir Alexandrowitsch, Großfürst 105, 126
Wyschinsky, Student 105

Zeitungen (Journale)
— Aptek 89
— Rennsburger Wochenblatt 76
— Balls 14
— Baltischr Monatsschrift 58
— Deenas Lapa 180
— Düna-Zeitung 2, 3, 52, 65, 95, 108, 116
— Eesti Postimees 99.
— Estl. Gouv.-Ztg 4
— Felliner Anzeiger 15, 30 100, 109
— Kurl. Gouv.-Ztg 7, 13, 16, 19 74, 77, 89, 127
— Lib Lloyd 58, 78.
— Lib. Lokal- u. Hondelsbl. 58.
— Libausky Wjstnik 78
— Libausche Zeitung 62, 77, 117, 122
— Livl. Gouv.-Ztg 77, 94, 95, 109, 126, 127, 128

— Mitteilungen u Nachrichten für die evangel Kirche 2
— Moskowskija Wedomosti 44, 114
— Nordlivl Zeitung 4, 6, 9, 17, 18, 21, 104
— Nowoje Wremja 10, 16, 21, 44, 87, 107, 114
— Olewik 3, 65.
— Postimees 4, 11, 100, 104, 121
— Regierungsanzeiger 4, 5, 25, 45 65, 86, 87, 94, 99 104, 118, 119, 120 121 122, 125, 129
— Revaler Beobachter 74.
— Revalsche Zeitung 3
— Rewelskija Isswestija 112, 122.
— Rigas Awise 11, 110 127.
— Rig Eparchialzeitung 27, 96 109
— Rig Rundschau 11, 47.
— Rig Tageblatt 97.
— Rish Westnik 6 7, 8, 12, 14, 23, 25, 28, 44, 62, 71, 74, 75, 78 86, 88, 95, 96, 108, 126, 127, 128
— Sakala 23, 100
— St Petersb. Ztg 30, 58, 116.
— St. Peterb Awises 42, 47, 66, 130
— St. Peterb Wedomosti 25.
— Tewsaja 9, 98
— Uchitsch 95
— Uus Aeg 15
— Zirkulae f d Rig Lehrbez 77, 90
Zeitung, Lehrer 116
Zensur 44 122
Zink Stadthaupt 129
Zoege v. Manteuffel, Prof 8
Zuchthaus in Riga 99

## Berichtigung.

S. 68 zum 28. April Zeile 18 v o ist statt beschließt — zu lesen beschließt vorzuschlagen, daß aus den Mitteln usw.

# Baltische Chronik.

## September 1902 — September 1903.

2.—4. Sept. XIV Aerztetag der Gesellschaft livländischer Aerzte in Fellin. — Aus dem Jahresbericht des Präses Dr. M. Treymann-Riga ist hervorzuheben, daß die obligatorische Einführung des Normalstatuts für die Kirchspielsärzte, für die die Gesellschaft eingetreten war, nach den von der Medizinalabteilung der livländischen Gouvernementsregierung und vom Livländischen Landratskollegium eingelaufenen Antworten (s. Landtagsbericht der Balt. Chr. Juni 1902) zur Zeit keine Aussicht auf Verwirklichung hat. — Außer den wissenschaftlichen Vorträgen wurden Berichte über die Tätigkeit der Gesellschaften zur Bekämpfung der Tuberkulose, der Lepra, zur Erforschung des Alkoholismus und der Kommission in Sachen der Fürsorge für Geisteskranke verlesen. Die erstgenannte Gesellschaft hat ihren Sitz von Jurjew (Dorpat) nach Riga verlegt und hat als Ziel die Errichtung von Volksanatorien für Unbemittelte ins Auge gefaßt. Die Kommission in Sachen der Irrenpflege hat eine gemeinsame Arbeit mit der Gesellschaft zur Fürsorge für Geisteskranke in Livland angebahnt. — Während des Aerztetages hielt auch der livländische ärztliche Rechtsschutz- und Hilfsverein, der als Filiale des Petersburger Rechtsschutzvereins anzusehen ist, seine Generalversammlung ab. Nach dem Bericht des Präses Dr. Truhart ist die offizielle Bestätigung der Unterstützungskasse in kurzem zu erwarten, der vom Aerztetage und dem Rechtsschutzverein gemeinsam ausgearbeiteten Gebührenordnung Gesetzeskraft zu verleihen, ist nicht für möglich erachtet worden, doch hat diese Arbeit dankende Anerkennung bei dem

Hauptverein in Petersburg und bei den Schwestervereinen gefunden. — Zum Präses des livländischen Aerztetages wurde Dr. Hermann Meyer-Riga, zu Sekretären die Drr. Engelmann-Riga und Weidenbaum-Riga gewählt.

2. Sept. Riga. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt, im Oktober auf Grund eines ministeriell bestätigten Statuts eine Hebammenschule bei dem Stadtkrankenhause zu eröffnen.

4.—9. Sept. Kurländische Provinzialsynode in Milau unter Leitung des Generalsuperintendenten O. Panck. Aus der Zahl der Verhandlungsgegenstände sind zu erwähnen ein Vortrag von Pastor G. Seesemann-Grünhof über „Mission und Konfession", der Bericht über das Landschulwesen von Schulrat Pastor Bernewitz-Neuenburg, Berichte über die äußere und innere Mission, die Fürsorge für Epileptische, Lepröse und Taubstumme, die Arbeit an dem Hausunterricht, der Diakonie und der Unterstützungskasse. Die Verhandlungen waren so lebhaft und umfangreich, daß zwei längere Vorträge zurückgestellt werden mußten.

Ein „Teilnehmer der Synode" [Pastor H. Rosenfeldt-Selburg] macht durch die „Düna-Ztg." (Nr. 208) bekannt, daß Pastor Feyerabend-Dubena der Synode die Grundzüge der modernen Theologie, deren Hauptvertreter Harnack ist, „mit großer Wärme und in unvergleichlich klarer und eingehender Weise" dargelegt und ihr das „Unzutreffende" des Votums der vorigjährigen Synode vorzuhalten gesucht habe, die erklärt hatte, es bestehe zwischen ihr und der sogenannten modernen Theologie ein tiefer Graben und eine unüberbrückbare Kluft. Der „Teilnehmer" berichtet, daß die Synode wegen der Kürze der Zeit auf die Sache selbst nicht eingehen konnte und sich darauf beschränkte, im Großen und Ganzen von sich abzuweisen, was man nicht annehmen zu können meinte, Pastor Feyerabend aber habe entschieden ausgesprochen, daß die „Minorität, die sich auch durch Harnack in der Erkenntnis der evangelischen Wahrheit fördern lassen wolle, die Richtung eingeschlagen habe, in der die Zukunft unserer Kirche liege."

Diesem Referat des „Teilnehmers" gegenüber behauptet Pastor Lutzau-Kabillen (Düna-Ztg." Nr. 221) zuversichtlich, daß die kurländische Geistlichkeit im Großen und Ganzen stets bei dem Synodalbeschluß beharren werde. Eine Vereinigung mit dem Gegner sei nicht möglich, das dürfte durch eine etwaige Besprechung der Sache in dem kirchlichen Organ unserer Landeskirche, den „Mitteilungen und Nachrichten ꝛc.", die Pastor Lutzau für den geeigneten Platz für die in Frage stehende Auseinandersetzung hält, klar werden.

Google

Sachliche Auseinandersetzungen folgen diesen beiden Pronunciamentos nicht, sind auch in den aus diesem Anlaß von der „Düna-Ztg." in Nr. 222, 229 und 231 abgedruckten Zuschriften von Laien nicht enthalten, trotzdem erhofft die Redaktion der „Düna-Ztg." von der Diskussion, die sie „den Wünschen von Männern aus beiden Lagern beipflichtend" endlich schließt, eine „Klärung [!] in unseren protestantischen Kreisen."

6. Sept. Jurjew (Dorpat). Von der Delegation des Rigaschen Bezirksgerichts wird die 71jährige Bäuerin Helene Osberg, die ohne obrigkeitliche Erlaubnis Kinder armer Eltern gegen ein Honorar von 6 Rbl. im Winter im Lesen und Schreiben unterrichtet hatte, zu einer Geldstrafe von 2 Rbl. oder einem Tag Arrest verurteilt. Außerdem soll die von ihr errichtete Schule in zwei Wochen geschlossen werden.

7. Sept. Reval. Feierliche Einweihung des Denkmals zur Erinnerung an den Untergang des Panzerschiffs „Russalka". Das Denkmal, von dem estnischen Künstler Adamson entworfen und zum Teil von ihm ausgeführt, zeigt einen segnenden Engel auf einem 4 Faden hohen Monolith aus rotem Granit.

Die „Russalka" ist auf der Fahrt von Reval nach Kronstadt am 7. Sept. 1893 auf unaufgeklärte Weise mit ihrem Kommandeur Jenisch und der gesamten Besatzung von 11 Offizieren und 165 Mann während eines Sturmes untergegangen.

10. Sept. S. kfrl. Hht. der Großfürst-Thronfolger begiebt sich in Libau mit dem Prinzen Nikolai von Griechenland und dessen junger Gemahlin der Großfürstin Helene Wladimirowna auf die Yacht „Sarnitza" zur Reise nach Dänemark.

10. Sept. Die „Rev. Ztg." referiert über das Abschiedswort des sich nach Paris zurückziehenden ehemaligen „Olewik"-Redakteurs A. Grenzstein. Er rechnet darin mit der „estnischen Intelligenz" ab, insbesondere den Pastoren, die er des Verrats an der Volkssache, eigennütziger Ausbeutung nationaler Schwärmerei und aristokratischer Tendenzen beschuldigt. Hauptträgerin dieser Tendenzen ist ihm der „Verein studierender Esten". Die neue estnische Aristokratie stimme in ihren Endzielen mit der alten Aristokratie des Baltenlandes völlig überein: „Ich glaube nicht, daß das estnische Blut hierbei mildernd wirken sollte. Die Herren wollen herrschaftlich leben und dazu braucht man Vermögen. Die alten Herrn haben es von ihren Eltern, die neuen müssen sich dasselbe noch erst schaffen und da muß doch schließlich das estnische Bauergesinde die Mittel hergeben." Wie das erreicht wird, glaubt Grenzstein dadurch illustrieren zu können, daß er auf dem Gute eines Esten ein Gebäude kenne, dessen oberes

Stockwerk von Stammesbrüdern des Besitzers, das untere — von Schweinen bewohnt werde.

Der „Postimees" des Herrn Tonisson quittiert dem Scheidenden darüber, daß er in dem Bestreben, sich in ein günstiges Licht zu setzen und seinem Gegner zum letzten Mal Schläge auszuteilen, sich wieder vielfach derjenigen Hilfsmittel bedient habe, „durch die wir seine Handlungsweise hassen und verachten gelernt haben."

10. Sept. Die „Nordlivl. Ztg." giebt aus den Briefen des Kurators Kapustin an A. A. Borjenko (s. Balt. Chr. 22. August 1902) bemerkenswerte Stellen wieder. Am 23. Dezember 1885 schreibt Kapustin aus Dorpat:

„Sie haben aus den Zeitungen ersehen, welch eine historische Epoche die hiesigen Provinzen durchleben. Mir ist eine schwere Aufgabe zugefallen, der mein Alter und meine Kräfte nicht gewachsen sind. Doch werde ich das dem Kaiser gegebene Versprechen, mich ganz der mir anvertrauten Aufgabe hinzugeben, erfüllen. Sie glauben garnicht, was es für ein Glück ist, aus Seinem Munde den Kaiserlichen russischen Willen zu vernehmen und wieviel Mut einem diese vom Bewußtsein der Kraft und Verantwortlichkeit durchdrungenen Worte geben. Er hört alles Detail an und überrascht durch seine klare Entscheidung einer jeden Frage. Sie haben gehört, daß gegen 2000 lutherische Dorfschulen uns unterstellt worden sind. Wozu Kaiser Nikolai mit seinem eisernen Willen sich während des energischen Ministeriums Uwarow nicht hat entschließen können, das erkannte der uns von Gott verliehene Kaiser für richtig und befahl ohne Zögern, es in Ausführung zu bringen. „Es ist ja notwendig — und daher ist da alles Grübeln unnütz. Ich bitte Sie, mir über die Durchführung dieser Sache Vorschläge zu machen, die Sache selbst habe ich aber schon entschieden."

Im Dezember 1887 aus Riga: . . . „An Dorpat denke ich nicht ohne angenehme Rückerinnerungen. Meine besten Freunde waren dort Ausländer. Das sind Männer der Wissenschaft, die sehr angenehm sind und sich den Russen nähern. Ich habe es versucht und versuche es noch eben, ihre Zahl zu vergrößern — um der Universität ihren baltischen Charakter zu nehmen."

11. Sept. Die Statuten einer lettischen gesellschaftlichen Vereinigung in Reval sind bestätigt worden („Estl. Gouv.-Ztg.").

12. Sept. Der „Regierungsanzeiger" veröffentlicht eine Bekanntmachung des Ministeriums der Volksaufklärung, nach der mit Allerhöchster Genehmigung zur Beratschlagung über die Reorganisation der Hochschulen des Ministeriums der Volksaufklärung unter dem Vorsitz des Verwesers des Ministeriums v. Saenger eine besondere Kommission gebildet wird, an der von den Universitätskonseils und den ihnen entsprechenden Institutionen gewählte Vertreter der Hochschulen des Ressorts sowie Vertreter der Ministerien und Hauptverwaltungen teilnehmen, zu deren Ressort Hochschulen kompetieren.

Google

12 Sept. S. M. der Kaiser geruht, dem „Reg.-Anz." zufolge, anläßlich des Stapellaufs des Panzerschiffs „Knjas Sswarow" auf der Baltischen Werft einer Deputation der Arbeiter auf ihre Ansprache zu erwidern: „Ich danke euch für euer Salz und Brod und für die zum Ausdruck gebrachten Gefühle. Arbeitet ehrlich, führt euch ruhig und gestattet schlechten Leuten, die ebenso sehr eure als meine Feinde sind, nicht, euch in Verwirrung zu setzen. Ich bin davon überzeugt, Brüder, daß Ihr auch hinfort den guten Ruf der Baltischen Werft aufrecht erhalten werdet."

15. Sept. Riga. Das von der Stadt Riga, dank der Initiative und der Beharrlichkeit des verstorbenen civil-Gouverneurs Sfurowzow, für die russische Gesellschaft errichtete Russische Theater wird mit einem Schauspiel Ostrowskis, „Schneeflöckchen", eröffnet. Das Theatergebäude hat über 200,000 Rbl. gekostet; es ist von dem Architekten A. Nemberg gebaut worden, über dem Portal ist es mit dem Wappen der Stadt geschmückt.

„ „ Riga. Das orthodoxe Troize-Sergiewer Nonnenkloster wird vom Bischof Agathangel geweiht.

„ „ Der Kommandeur des Wilnaschen Militärbezirks General der Infanterie Gurtschin † in Wilna.

„ „ Zum 25jährigen Gedächtnisfest des russisch-türkischen Krieges wird auf dem Schipkapaß in Gegenwart S. K. H. des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, des Fürsten von Bulgarien und zahlreicher russischer Deputationen eine Gedächtniskirche feierlich eingeweiht. Die Bevölkerung bereitet den russischen Gästen einen begeisterten Empfang.

16. Sept. Riga. Nach einem Bericht des Oberlehrers Werner im Rigaer Naturforscherverein ist der verflossene Sommer der kälteste gewesen in den letzten 52 Jahren, auf die sich die Beobachtungen des Naturforschervereins beziehen. Im Juni, Juli und August hat es nur drei Abende gegeben, an denen die Temperatur um 9 Uhr 14° R. oder mehr betrug (1901 — 50 Abende). Die Menge des niedergegangenen Regens ist im Juli um 100 pCt., im August um 50 pCt. größer gewesen als die normale. Die mittlere Temperatur betrug 11,4° R. (1901 — 15,1° R.).

17. Sept. Der Gouverneur von Wilna Generalleutnant B. v. Wahl wird zum Kollegen des Ministers des Innern als Kommandeur des Gendarmenkorps und sein Vorgänger in diesem Amt Fürst Sswjatopolk-Mirskij zum Generalgouverneur von Wilna, Kowno und Grodno ernannt.

17 Sept. Dem „Rish Weitn" wird aus Jurjew (Dorpat) geschrieben, daß in der medizinischen Fakultät der Universität sich fünf oder mehr baltische Deutsche als Privatdozenten habilitieren wollen, in der juristischen Fakultät zwei oder drei, in der theologischen gäbe es bereits drei Privatdozenten aus den Ostseeprovinzen, ferner bereiten sich einige junge Balten nach Beendigung des „Kursus" an der Universität für die akademische Laufbahn vor. In diesen Erscheinungen sehen nach Angabe des russischen Blattes einige Kreise Jurjews eine neue Taktik, den der Universitätsreform feindlichen Tendenzen zum Siege zu verhelfen. Man sagt: „Es werden Cadres gebildet zur späteren Besetzung der Hochschullehrstühle mit Eingeborenen des Landes. Und wenn man die Mehrzahl der Lehrstühle mit seinen Leuten besetzt hat, wird es allmählich möglich werden, zum alten Status zurückzukehren: anfangs werden Erläuterungen in deutscher Sprache für die englisch nicht russisch Brütenden gegeben werden und später werden diese Erläuterungen einen hervorragenderen Platz einnehmen als die Vorlesung. In der guten alten Zeit war's ja auch so. Einige Fächer mußten russisch gelesen werden, aber die Kollegia wurden nur zum Schein russisch gehalten, meistens bloß auf dem Papier. Was das Endziel ist, errät unschwer, wer auch nur etwas mit den hiesigen Verhältnissen und Anschauungen bekannt ist. Wunderbar ist nur, daß von den Tonangebenden ein taktischer Fehler gemacht worden ist: die Avantgarde ist zu zahlreich vorgeschoben worden und lenkt sofort die Aufmerksamkeit auf sich. Die zur Aufdeckung führende Eilfertigkeit des Marsches erklärt sich augenscheinend daraus, daß die Führer einige Anzeichen einer Umkehr zum Alten erblickt haben — es wird auch eine deutsche Rede auf dem Jubiläumsaktus der Universität gehalten werden und die Korporationen bleiben auf früherer Grundlage bestehen." Der „Rish Weitn" will zwar der neuen Erscheinung im Universitätsleben keine so pessimistische Deutung zu teil werden lassen, bevor sich ihr wirklicher Charakter deutlicher offenbart, daß aber seine Befürchtungen in der Richtung seines Korrespondenten gehen, beweist das Blatt schon durch die Wiedergabe dieser denunziatorischen Vermutungen.

Die „Nordwestl. Ztg." Nr 212 bemerkt zu der in Frage stehenden Erscheinung, Tatsache ist allerdings, daß einige wissenschaftlich veranlagte einheimische Kräfte sich anschicken, an der einheimischen Universität eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen. Das aber ist auf keinerlei Parole und auf keinerlei „taktische Kunstgriffe", mit denen der „Rish Weitn" zu operieren zu sehr liebt, sondern lediglich auf die naturgemäße Rückkehr zu etwas naturgemäßeren Verhältnissen zurückzuführen — zu Verhältnissen, welche durch solche Tatsachen wie etwa durch den Wechsel im Rektorat, die erneute ministerielle Bestätigung der Korporationen und die Genehmigung einer deutschen Rede zum Jubiläumsaktus einigermaßen beleuchtet werden. Daß diese Entwicklung dem „Rish Weitn" und seinen Schildhaltern nicht paßt und dort ein gewisses Angstgefühl erzeugt, ist das letzte, worüber wir uns wundern könnten."

Im Laufe der sich an diese Artikel knüpfenden Polemik kommt der „Rish. Westn." immer mehr zu der aberwitzigen Ueberzeugung, daß die deutschen Balten mit der Möglichkeit einer zauberhaften Umwandlung der Dinge rechnen, wie sie einst an der Wende des 18. und 19 Jahrh. statt hatte, als die Reformen Katharinas durch Paul rückgängig gemacht wurden. In ihren Hoffnungen würden die Balten bestärkt durch den in einem gewissen Teil der russischen Gesellschaft noch glimmenden kosmopolitischen Liberalismus, der sich klassisch vor allem Fremden verneigt und bereit ist, ihm alles Russische zum Opfer zu bringen. „Auch aus Jurjew teilt man uns mit, daß in dem zu diesem Lager gehörenden Teil der Professoren die aufflebenden Aspirationen des Deutschtums Sympathie und sogar Unterstützung finden" usw.

18. Sept. Windau. Bei den Stadtverordnetenwahlen siegt eine von dem Rechtsanwaltsgehilfen Paul Schultz geführte lettisch-deutsche Partei über die bisher am Ruder stehende deutsche. Es werden gewählt 14 Deutsche und 16 Letten. Auch die 8 Stadtverordnetenkandidaten standen auf der Liste des lettisch-deutschen Komitees. Das deutsche Komité hatte 27 Deutsche und 15 Letten vorgeschlagen. 15 Kandidaten waren beiden Komitees gemeinsam. Die Kandidaten des deutschen Komitees erhielten zwischen 80 und 104 Stimmen bei einer Gesamtzahl von 229 Wählern. Ein gemeinsames Vorgehen der Deutschen hätte die Entscheidung in ihre Hand gelegt. Von den neu gewählten Stadtverordneten haben nur vier bereits der Stadtvertretung angehört.

18. Sept. In Mitau ist auf Initiative des Sekretärs der kurl. Akzizeverwaltung Klimow eine russische „Mitausche Gesellschaft von Liebhabern der Literatur und Kunst" bestätigt worden.

Nach dem „Rish. Westn." hat es in Mitau bisher bei allem Reichtum an gelehrten, wohltätigen und andern Gesellschaften keine gegeben, die „allen" Elementen der örtlichen gebildeten Klassen die Möglichkeit gibt, gemeinsam die Zeit nützlich und angenehm zu verbringen. — Die „Kurl Gouv.-Ztg." (nichtoffizieller Teil) erklärt diesen Verein für gänzlich überflüssig und nicht existenzfähig.

18 Sept. Für Finnland werden einschneidende Verordnungen publiziert, die am 18./31. Juli, 1./14. August und 26. August/8. September durch den Minister-Staatssekretär v. Plehwe in Peterhof zum Vortrag gelangt sind und die Allerhöchste Sanktion erhalten haben. — Vom erstgenannten Tage datiert die Verordnung, daß russische Untertanen hinfort nicht mehr von der Bekleidung zweier Administrativposten, die bisher den Finnländern vorbehalten waren, ausgeschlossen sein sollen und daß hinsichtlich des Rechts auf Bekleidung dieser Posten die Kandidaten russischer höherer

Lehranstalten den Absolventen der Helsingforser Universität gleichzustellen sind. — Die am 1./14 August sanktionierten Bestimmungen verordnen, daß Administrativbeamte, die bisher für unabsetzbar galten, ihres Amtes entsetzt werden können, wenn ihre außerdienstliche Führung mit den Forderungen des Dienstes oder ihrer Stellung als Beamte nicht vereinbar ist; dasselbe gilt auch provisorisch bis zur Reorganisation der Gerichtsinstitutionen von den richterlichen Beamten, endlich dürfen von nun an Beamte für dienstliche Vergehen nur mit Genehmigung ihrer Obrigkeit gerichtlich belangt werden. Wie die „Finl. Gof.", das offizielle Organ der Regierung, bemerkt, ist die letzte Verfügung praktisch besonders wichtig, weil sich in den Gerichten eben eine große Zahl von Klagen gegen Polizeibeamte wegen Kompetenzüberschreitung, Beleidigung, gesetzwidriger Arretierung u. dgl. befänden, wobei die Schuld der Beamten nur darin bestehe, daß sie gegen die Kläger nach Beendigung der Unruhen im Frühjahr eine Kriminalverfolgung eingeleitet hätten.

Am 26. August/8. September erhielten wichtige Änderungen am Statut des Finnländischen Senats, die am 1. Oktober 1903 in Kraft treten sollen, die Allerhöchste Sanktion. Der Einfluß des Generalgouverneurs wird wesentlich verstärkt, indem ihm und seinem Gehilfen der Vorsitz nicht nur in den Plenarversammlungen des Senats und seiner Departements, sondern auch in den Abteilungen derselben eingeräumt und diesem Vorsitz eine wirkliche Bedeutung durch die Einführung der russischen Geschäftssprache gegeben wird. Ferner erhält der Generalgouverneur ein suspensives Veto gegen Beschlüsse des Senats bis zur Entscheidung der Angelegenheit durch den Kaiser. Der Artikel 1 der Senatsverordnung: „Die oberste Leitung der Inneren Angelegenheiten Finnlands ist dem Kaiserl. Finnländischen Senat anvertraut, der seinen Sitz in den Grenzen des Gebiets hat ..." wird durch den Zusatz, daß der Senat „in den Grenzen der Senatsverordnung und der bezüglichen Gesetzbestimmungen" tätig ist, eingeschränkt und die Bestimmung über den Sitz des Senats wird fortgelassen. Die gesetzgeberische Initiative wird dem Senat abgesprochen.

19. Sept. Jurjew (Dorpat). Das Stadthaupt teilt der Stadtverordnetenversammlung mit, daß der Vizegouverneur in Vertretung des Gouverneurs die laut Beschluß der Stadtverordneten nachgesuchte Verwendung von 2000 Rbl. aus dem Reservekapital der Stadt zur Anlage wohlfeiler Volksbadeanstalten nicht genehmigt habe.

19. Sept. Das Konseil der Jurjewschen Universität wählt zum Ersatz des neu begründeten Professorengerichts den Professor des Strafrechts Pustoroßlew, zu Gliedern den Juristen Djakonow und die Professoren der medizinischen Fakultät C. Dehio, W. v. Zoege Manteuffel und A. Rauber. Die drei letztgenannten lehnen die Wahl ab.

19. Sept. Die „Nordlivl. Ztg." berichtet nach einer Korrespondenz des „Teataja", daß die Gemeindeverwaltungen von Taibel, Orrenhof, Pallifer und Widdrok in der Wiek auf einer Versammlung am 23. Aug. c. ihren vorigjährigen Beschluß, in Taibel eine zweiklassige Ministeriumsschule zu gründen, rückgängig gemacht und den neuen Beschluß gefaßt haben, die ministerielle Schule nicht zu akzeptieren, zu ihrem Unterhalt nichts beizutragen und die von der Krone bereits hergegebenen Subsidien zurückzuzahlen. Obgleich der anwesende Bauerkommissar darauf hinwies, daß dieselben Gemeindevertreter im vorigen Jahr die Schule gewünscht haben, blieb die Versammlung bei diesem Beschluß.

Unter ähnlichen Umständen wie in Taibel ist, wie die „Nordlivl. Ztg." am 26. Sept. dem „Teataja" entnimmt, dann auch im Isaakschen Gebiet von dem bereits gefaßten Plan, im Dorf Porskow eine ministerielle Volksschule zu gründen, Abstand genommen worden.

20. Sept. Riga. Dem Kurator des Lehrbezirks wird eine Adresse mit vielen hundert Unterschriften von Eltern hiesiger Elementarschüler überreicht. In der Adresse wird gebeten, dem Minister der Volksaufklärung den Dank der Eltern dafür zu unterbreiten, daß in Erfüllung des Allerhöchsten Reskripts vom 10. Juni 1902 (s. Balt. Chr. 11. Juni 1902) in der Schule eine verstärkte Aufmerksamkeit dem Religionsunterricht und der sittlichen Erziehung zugewendet werden soll, deren Erfolg in den Elementarschulen durch den Unterricht in der Muttersprache als Lehrgegenstand bedingt wird. — Der Kurator verspricht die Uebermittlung des Dankes.

22. Sept. In Reval wird vom Bischof von Riga und Mitau Agathangel unter Mitwirkung des Otez Joann von Kronstadt eine Filialkirche des Püchtizer orthodoxen Klosters eingeweiht, die auf Kosten einer Frau Bassorgina zur Erinnerung an die Geburt der Großfürstin Maria Nikolajewna erbaut worden ist.

25. Sept. Der „Rish. Westn." konstatiert eine „Flucht der Professoren" aus der Universität Jurjew. In der letzten Zeit haben diese Universität verlassen die Professoren der Jurisprudenz Netschajew, der Mineralogie Lowinson-Lessing, der Pharmakologie Tschirwinski und der Gynäkologie Ssolowjew,

es werden abgehen die Professoren der Zoologie Siewerzow, der vergleichenden Anatomie Tschermak, der speziellen Pathologie Wassiljew, der Chirurgie Dmitrijew, der gerichtlichen Medizin Ignatowski und der Hygiene Chlopin.

Die „Nov. Vr." erklärt diese „Flucht" durch die Abgelegenheit und Langweile des kleinen Städtchens, das von den Professoren nur als Durchgangsstation auf ihrer Laufbahn betrachtet werde, der „Rish. Westn." (Nr 217) aber sieht den Grund für diese Erscheinung in den Aspirationen der altdeutschen Partei in der Universität, die nach dem Aufhören der früheren hemmenden Einflüsse merklich ist und in deren deutlich zu Tage getretenen Unterstützung durch einen Teil der russischen Professoren — „Aus diesem Grunde" — schreibt man dem „Rish. Westn." aus seinen Universitätskreisen — „erweist sich die russische Majorität tatsächlich in der Minorität und die deutsche Minorität erscheint als die tatsächliche Herrin der Situation. Es ist klar, daß bei einer solchen Lage der Dinge die Stellung der russischen Professoren, die sich nicht an die Rockschöße der deutschen Partei hängen wollen, unangenehm und unbequem geworden ist. . . . Ein offenes Auftreten gegen die Bestrebungen dieser neuentstandenen Universitäts-Majorität ist in Hinsicht auf die Karriere direkt mit Gefahr verbunden. Es ist kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen die russischen Professoren, die sich nach wirklicher wissenschaftlicher Betätigung, nicht aber nach immerwährenden Parteikämpfen sehnen, immer zahlreicher aus der Universität flüchten und die neuerschienene Majorität, die in deutschem Geiste handelt, deutsche Kandidaten in den Bestand der Dozenten hereinbringt."

26. Sept. Das Kuratorium der estnischen Alexander Schule in Oberpahlen berät mit Hinzuziehung einiger örtlicher estnischer Autoritäten die ministerielle Vorlage für die Umwandlung der Schule in eine landwirtschaftliche Speziallehranstalt. Namentlich in zwei Punkten wird eine Aenderung für nötig befunden. Da etwa 85 pCt. der zukünftigen Schüler evang.-lutherischer Konfession sein werden, so ist für diese lutherischer Religionsunterricht vorzusehen in derselben Stundenzahl, wie solches für die griechisch orthodoxen Zöglinge bereits geschehen ist. Ferner wurde einstimmig beschlossen, darum zu petitionieren, daß in den Vorbereitungsklassen und in den beiden unteren Klassen der Ackerbauschule je zwei Stunden wöchentlich im Deutschen erteilt würden und zwar in Anbetracht dessen, daß die deutsche Sprache vielen Absolventen der Schule sehr zu statten käme, da fast die ganze Buchführung und Korrespondenz unserer Großgrundbesitzer in deutscher Sprache

Digitized by Google

geführt wird, daß den Zöglingen sonst die reichhaltige deutsche landwirtschaftliche Literatur verschlossen bliebe und daß sie durch die Unkenntnis der deutschen Sprache bei vielen landwirtschaftlichen Geschäften behindert wurden. („Postimees".)

26. Sept. Wohin die Studien der lettischen nationalen salva venia „Historiker" führen, zeigt eine genealogische Betrachtung der „Aig Aw" (Nr 41). Es heißt darin: Neue Forschungen haben die Meinung umgestoßen als sei der alte Stand der national-lettischen „Herren" bei der Eroberung des Landes durch die Deutschen vertilgt worden. Jetzt ist nicht mehr daran zu zweifeln, daß ein großer Teil der lettischen Gebietsherren und Herrscher in das neue von den Bischofen gegründete livländische Lehnrecht übergingen und damit seine Gebiete nach dem Lehnrecht behielt. Manche Generation hindurch war der größere Teil der Lehnsherren in der lettischen Hälfte des neuen livländischen Reichs lettischer Nationalität. Der Stand der lettischen „Herren" hatte ein ähnliches Geschick wie der seiner Stammesbrüder, der litauischen Herren und Bojaren: er verlor sein Volkstum. Die lettischen Gebiete wurden deutsch, sie gingen zum livländischen deutschen Ritertum über, das nur zum kleinsten Teil aus Deutschland nach Lettland gekommen war. Zweifellos stammt jede hiesige Adelsfamilie, die nicht sichere Beweise dafür hat, daß sie aus dem Auslande eingewandert ist und bei deren Namen in der hiesigen Adelsmatrikel vermerkt ist: „baltischer Stradel", von lettischen Gebietern ab und durch Heiraten hat sich ihr Blut auch auf andre Familien übertragen.

Die lettische Abstammung der alten heimischen Adelsgeschlechter hat dem örtlichen Adel zu allen Zeiten sein besonderes Gepräge gegeben, der eigentliche deutsche Patriotismus hat sich hier nie eingebürgert, wie das von einem rein deutschen Adel zu erwarten gewesen wäre. In allen Zeiten hat er das Bewußtsein gehabt, daß er etwas besonderes ist. So lange es am baltischen Gestade nur einen lettischen S t a n d, nicht aber ein lettisches V o l k gab und solange das Deutschtum ein Merkmal des gebildeten Standes war, hielten sich die germanisierten Adelsgeschlechter natürlich zum Deutschtum, obgleich sie sich mit Deutschland nicht eins fühlten. Die jüngsten Veränderungen im Verhältnis der baltischen Volksstämme haben eine ganz neue Sachlage geschaffen. Jetzt fordert das Interesse des ganzen Landes, daß die Nachkommen der einstigen lettischen Gebieter die Sache des lettischen Volks als ihre eigene ansehen lernen und sich nach mehr als bisher von den Einflüssen und Interessen des Germanismus lossagen . . . (Referat der „Aig Rdsch")

Diese Studien scheinen nach der Methode historischer Erörterungen gewisser Hetzblätter gemacht zu sein: ohne geschichtliche Kenntnisse, aber mit Unverfrorenheit.

28. Sept. Die dritte Abteilung des Kriminal-Kassationsdepartements des Dirigierenden Senats verhandelt über den von

der Hebamme Sjawjalaw gegen einen Professor der Jurjewschen Universität Sfalawjew angestrengten Verleumdungsprozeß, der auf dem Wege der Kassationsklage hierher gelangt ist (s. Balt. Chr. 1901, Register). Der Senat erkannte nach Prüfung der Akte, daß die Klage ihrem Wesen nach nicht auf Verleumdung (Art. 136 des Friedensrichter-Strafgesetzes), sondern auf „lügenhafte Denunziation" (Art. 940 des Kriminalkodex) zu lauten habe. Demgemäß wurde verfügt, das wegen Verleumdung eingeleitete Gerichtsverfahren einzustellen.

1. Okt. Als Oberfabrikinspektor für das Gouv. Livland wird der Hofrat Bykow aus Charkow nach Riga versetzt.

1. Okt. Generalversammlung der orthodoxen Baltischen Bratstwa unter dem Präsidium Galkin Wrasskis in St. Petersburg. Der anwesende Bischof von Riga und Mitau Agathangel äußert, er sei bei der Bereisung seiner Eparchie niedergedrückt gewesen von der Armut und den Mängeln der griechisch-orthodoxen Kirchen, die zerstreut inmitten einer andersgläubigen Bevölkerung lägen. Kirchen selbst gebe es wenig und in sehr vielen Ortschaften müsse man sich mit Bethäusern, ja sogar mit engen Mietlokalen begnügen. Die Armut wirke in unerwünschter Weise auf die Neubekehrten, die dem Luthertum den Rücken gekehrt hätten. Jede Unterstützung von seiten der Bratstwa sei daher so wertvoll und willkommen. — Das Kapital der Bratstwa beträgt 252,060 Rbl., die Jahresausgabe 15,512 Rbl.

1. Okt. Die Verwaltung des Kownoschen Bezirks der Wegekommunikationen, zu dem auch Livland und Kurland gehören, wird von Kowno nach Wilna verlegt und der Bezirk dementsprechend umbenannt.

2. Okt. Der „Rish. Westn." lobelt es, daß der russische Verein „Rodnik" in Jurjew (Dorpat) es unterlassen habe, die erste Anwesenheit des neuen Kurators Iswolski, wie früher die Besuche leitender Persönlichkeiten zu einer Ehrung für den Ankommling und zu einer Annäherung zwischen russischer Gesellschaft und russischer Regierungsvertretung auszunutzen. Das russische Blatt führt die Zurückhaltung der jetzigen Leiter des „Rodnik" in diesem Fall darauf zurück, daß sie mit den Professoren und Pädagogen der russischen Gesellschaft ein Hühnchen zu pflücken haben, es sei aber jetzt die unpassendste Zeit für derartige Abrechnungen, da die deutschen Universitätskreise eine „Agitation" für die Verstärkung des Professorenkorpers durch Balten ins Werk setzen. In solcher Zeit müßten die russischen

Männer enger zusammenreihen, statt dessen denke der „Rodnik“ nicht an die guten alten Traditionen, so er habe sogar den 8 Januar vergessen, an dem man sich stets zur Ehrung des für das russische Juryen denkwürdigen Jubiläums versammeln sollte! Und doch sei es erst kurze Zeit her, daß A. S. Budilowitsch sein Referat über diesen Gegenstand vorgetragen habe! — [Das genannte Referat (vgl. Balt. Chr. 1898 Jan. 8) zeigte bekanntlich, daß es dem Verf. weniger an Enthusiasmus für die von ihm vertretene Sache, als an methodischer Schulung auf dem Gebiet historisch-wissenschaftlicher Quellenkritik mangelte.]

2. Oktober. Die „Kurl. Gouv.-Ztg.“ publiziert ein Zirkulär des kurländ. Gouverneurs an die Polizeibehörden vom 25. Sept. sub Nr. 799, dem zufolge den Juden vorgeschrieben wird, bei der Meldung zum Militärdienst eine amtlich beglaubigte Photographie beizubringen, um zu verhindern, daß sich für den Einberufenen eine andere Persönlichkeit vorstellt.

3. Okt. Jurjew (Dorpat). Der Redakteur Tönissen setzt in der Stadtverordnetenversammlung seine Versuche, das Stadtamt zu diskreditieren, fort, indem er mit Unterstützung von 13 Genossen die Ungiltigkeitserklärung der Vergebung des städtischen Schlachthausbaus beantragt. In der Versammlung wird u. a. vom Stadtverordneten Notar Rosenthal nicht nur das Vorgehen der Antragsteller in ihrer Eigenschaft als Stadtverordnete abfällig beurteilt, sondern auch die Haltlosigkeit ihrer Bemängelungen des Verfahrens der Stadtverwaltung nachgewiesen. Die Bauvergebung wurde mit 30 gegen 17 Stimmen gutgeheißen; Tönissen hatte also nicht einmal alle estnischen Stimmen hinter sich.

3. Okt. Die offizielle „Fml. Gaz.“ in Helsingfors enthält einen Bericht über die durch Allerhöchsten Befehl vom 14./26. Sept. c. angeordnete Dienstentlassung der Vizepräsidenten und je zweier Räte der drei finnländischen Hofgerichte und des Sekretärs des Oekonomiedepartements des Senats. Die Maßregelung erfolgt, weil die Hofgerichte zu Abo, Wasa und Wyborg dem Senat auf die Aufhebung Listen der ihnen unterstellten, von der Einberufung zu militärischen Uebungen zu befreienden Beamten einzusenden, geantwortet hatten, sie hielten es nicht für möglich die Vorschrift des Senats zu erfüllen, da die neue Wehrpflichtsordnung nicht auf dem von den Grundgesetzen vorgeschriebenen Wege zu stande gekommen ist. — Der Senat erteilt ferner den Befehl zwei Assessoren des Zollressorts und den Fleischinspektor wegen des gleichen Verhaltens zu entlassen und allen übrigen Beamten, die für die Nichterfüllung der Vorschrift des Senats ihre Stimme abgegeben haben einen Allerhöchsten Verweis zu eröffnen.

5. Okt. Jurjew (Dorpat). Vor der 2. Kriminalabteilung des Rigaschen Bezirksgerichts gelangt eine Anklage wegen Nichterziehung der Kinder im orthodoxen Glauben gegen das Ehepaar Andreas und Elisabeth Berg zur Verhandlung, wie stets in derartigen Fällen hinter verschlossenen Türen. Das Urteil lautete auf zwei Monate Gefängnis für jeden der angeklagten Gatten. Ferner verfügte das Gericht, die Tochter den Eltern zu nehmen und orthodoxen Verwandten oder, falls solche nicht vorhanden sein sollten, eigens dazu ernannten Vormündern orthodoxen Glaubens zur Erziehung zu übergeben.

5. Okt. Mit Genugtuung begrüßt der „Rish. Westn." folgende Auslassung des lettischen Wochenblatts „Bals", des Organs des Rechtsanwalts Woeber: „Das Ideal des lettischen Volksstammes ist die Entwicklung seiner Kräfte auf allen Gebieten des sozialen Lebens im baltischen Gebiet zur Erfüllung der historischen Forderung des Schutzes des Vaterlands gegen den Anprall der Kräfte von jenseits der Grenze. Wie die Letten, indem sie bedeutende Erfolge im Ackerbau erreichten, ihrer Zeit die Versuche der Einfuhr von preußischen Bauern in das Gebiet vereitelt haben, so wollen sie durch die Entwicklung ihrer Kräfte auch auf andern Gebieten ihre historische Mission erfüllen — ein Schutzdamm zu sein für das Vaterland gegen den möglichen Anprall der Wogen des Westens." Der „R. W." freut sich dieser Gesinnung um so mehr, als der „Bals" einst den Schutz der lettischen Bestrebungen gerade bei den lokalen Faktoren gesucht habe, die der „historischen Aufgabe des russischen Reichsgedankens" in diesem Gebiet — wie sie der „R. W." auffaßt — widerstreben.

5. Okt. Helsingfors. Großartige Huldigungen des gesamten Volkes finden vor dem Denkmal des finnischen Dichters und Sagensammlers Elias Lonrot statt, das in der Nacht vorher von wenigen Personen aus dem Heimatdorf Lonrots enthüllt worden war. Die von der finnischen Literaturgesellschaft geplante Enthüllungsfeier war unterblieben, weil der Generalgouverneur die Durchsicht des ganzen Programms verlangt hatte. Die Enthüller des Denkmals wurden später einem Verhör auf der Polizei unterworfen.

7. Okt. Libau. Ein Libauscher estnischer Wohltätigkeitsverein erhält die ministerielle Bestätigung.

8. Okt. Der „Rish. Westn." glaubt „zu seinem Bedauern" in der letzten Zeit eine erhöhte Aktion der lutherischen Pastoren gegen die Schließung von Mischehen zwischen Lutheranern und Orthodoxen bemerken zu können. Die Pastoren setzten derartigen Heiraten die energischste Opposition entgegen, ohne vor den „äußersten Maßnahmen" stehn zu bleiben.

Natürlich bringt der „Rish. Westn." nicht den Schatten eines Beweises dafür, daß die Pastoren über ihre Pflicht, ihren Gemeindegliedern die Folgen einer solchen Eheschließung klar zu machen, hinausgehn.

Google

9. Okt. Die russische Presse ist voller Klagen über die Unfähigkeit der Bahnen, den Getreidetransport nach den Ausfuhrplätzen zu bewältigen. Der Rigaer Börsenkomité wendet sich infolge vielfacher Beschwerden Rigaer Getreidehändler über Frachtstockungen namentlich auf den Südostbahnen und der Riasan Uralsker Bahn am 9. Okt. an das Ministerium der Wegekommunikationen mit der Bitte um Maßnahmen zur Beschleunigung der Getreidebeförderung. Gleichzeitig bittet der Börsenkomité den Finanzminister um Unterstützung dieses Gesuchs. Am 15. d. Mts. telegraphiert die Verwaltung der Südostbahnen zurück, daß infolge der Depesche an den Finanzminister (sic!) alle Maßnahmen zur Weiterbeförderung des liegengebliebenen Getreides 2c. getroffen worden seien.

10. Okt. Zur „Flucht russischer Professoren aus Jurjew" weist der „Fell. Anz." darauf hin, daß auch die aus dem Reichsinnern in das Ostseegebiet abkommandierten Beamten der andern Ressorts sich in unsern „kleinen langweiligen" Landstädtchen nicht einzubürgern vermögen, daraus dürfte sich der nomadenhafte Wechsel im Personalbestande dieser Beamten bei uns erklären. „Inwieweit dieser stete Wechsel unserm Lande zu gute kommt, ist eine andre Frage. Er bildet entschieden die Kehrseite dieser kaum als normal zu bezeichnenden Verhältnisse."

10. Okt. Libau. Der Chef der neuen Hafenverwaltung hält die für das Oeffnen und Schließen der Stadtbrücke von den Schiffen erhobenen Abgaben zurück. Das Stadtamt meint, es ließe sich mit dem Hafenchef eine Vereinbarung erzielen, zumal da die Unterhaltungskosten der Brücke größer seien als die Schiffsabgaben. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt aber auf Antrag H. Adolphis energisch die Rechte der Stadt auf die ihr gehörige Brücke wahrzunehmen und eventuell den Klageweg zu beschreiten.

12. Okt. Der Schullandprozeß, den die Gemeinde Saarenhof gegen den Grafen Mauteuffel, den Majoratsherrn von Saarenhof, führte, ist vom St. Petersburger Appellhof, an den die Sache infolge einer Kassationsklage des Grafen vom Senat zurückgewiesen war (Balt. Chr. 1901 Okt. 17.), zu Ungunsten der Gemeinde entschieden worden. („Rus. Reg".)

12. Okt. Der kurländische Gouverneur schreibt den Kreispolizeichefs Kurlands zirkulariter vor, durch die Polizeibeamten sorgfältig

darauf achten zu lassen, daß in den Krügen starke Getränke während der Zeiten, wo deren Ausschank verboten ist, weder ärtlichen Einwohnern noch solchen aus andern Orten kommenden Reisenden, die nur zum Genuß starker Getränke in den Krugen einkehren, verabfolgt werden. Dem Geiste der Gesetzgebung entsprechend sollen zu den besagten Zeiten in dieser Hinsicht nur die Bedürfnisse derjenigen Personen befriedigt werden, die dauernd oder zeitweilig in Gasthöfen, Einfahrten und Krugen wohnen. (Kurl. Gouv.-Ztg. Nr. 84.)

12 Okt. Der Rigasche Korrespondent der „Nowoje Wremja" erklärt es für wünschenswert, daß, wenn durch die freie Wahl des Kanzlers nicht die „besten" russischen Professoren an die Juriewsche Universität berufen würden, man zu dem Modus der Ernennung der Professoren durch die Regierung zurückkehren müsse, mit dem man bei der Russifizierung der Universität von Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts so glänzende Erfolge gehabt habe. Man brauche aber auch auf baltische Lehrkräfte nicht zu verzichten, wenn sie eine solide gelehrte Vorbildung besitzen, die russische Sprache beherrschen und sich durch wissenschaftliche Arbeiten bekannt gemacht haben; wäre es seltsam, ihnen bloß ihrer Herkunft wegen den Eintritt in den Lehrkörper zu versagen. Ob ein Kandidat der Anforderung „russischer Denkweise" genügt, sei schwer festzustellen, aber die Absolvierung einer russischen Universität (auch des vorreformatorischen Doepat) und der Wunsch, der heimatlichen Hochschule unter den neuen Verhältnissen zu dienen, biete wohl eine genügende Garantie, daß der Betreffende nicht in einem Geist lehren werde, der allem Russischen feindlich sei.

Darin mag der Korrespondent nicht unrichtig urteilen, es scheint ihm zum Schluß aber doch noch nötig zu betonen, daß er Personen dieser Kategorie in russischer Stellung in der Universitätsorganisation unbedingt nicht sehen möchte.

13. Okt. Die Schmalspurbahn Walk-Marienburg-Stockmannshof wird eröffnet und es beginnt die regelmäßige Beförderung von Passagieren und Gütern auf dieser Strecke.

15. Okt. Nach dem „Personal der Juriewschen Universität" beträgt die Gesamtzahl der Studierenden zu diesem Datum 1733 (mit Ausnahme der Pharmazeuten) gegen 1791 im Vorjahre. Die theologische Fakultät weist 133 Studierende auf (gegen 140), die juristische 449 (gegen 484), die medizinische 767 (gegen 807), die historisch-philologische 136 (gegen 127), die physiko-mathematische 245 (gegen 233).

Aus den Ostseeprovinzen stammen 422 Studierende (gegen 395), aus dem Reichsinnern 1306 (gegen 1389). Evangelischer Konfession sind 449 (gegen 423), griechisch-orthodoxer Konfession 1086 (gegen 1131), römisch-katholischer 76 (gegen 91), Juden giebt es 116 (gegen 135)[1].

Die Zahl der Pharmazeuten beläuft sich auf 91 (gegen 85), davon stammen 36 aus den Ostseeprovinzen.

Wie viele von den aus dem Reichsinnern stammenden Studenten aus geistlichen Seminaren hervorgegangen sind[2], ist aus dem „Personal" nicht ersichtlich, die „Nordkhol. Ztg." schätzt ihre Zahl auf 800 bis 900.

[1]) Nach den kürzlich erschienenen „Statistischen Tabellen" (Beilage zu Petruchow, „Die Kirl. Jurjewer, ehem Dorpater, Universität 1802—1902" (russ.) Jurjew 1902) waren der Konfession nach (ohne die Pharmazeuten):

| | evang.-luth. | orthodox | röm.-kath. | Juden |
|---|---|---|---|---|
| 1890 | 1119 | 104 | 110 | 333 |
| 1891 | 1050 | 94 | 106 | 342 |
| 1892 | 1018 | 103 | 98 | 326 |
| 1893 | 923 | 90 | 83 | 373 |
| 1894 | 709 | 88 | 66 | 291 |
| 1895 | 565 | 91 | 83 | 235 |
| 1896 | 466 | 138 | 88 | 179 |
| 1897 | 419 | 282 | 86 | 187 |
| 1898 | 398 | 557 | 91 | 156 |
| 1899 | 360 | 715 | 85 | 115 |
| 1900 | 362 | 958 | 82 | 130 |
| 1901 | 374 | 1025 | 67 | 104 |

[2]) Nach den Anm. 1 genannten „Statistischen Tabellen" hatten von den Studierenden ihre Vorbildung genossen (ohne die Pharmazeuten):

| | in Gymnasien | in geistl. Seminaren | in andern Lehranstalten |
|---|---|---|---|
| 1890 | 1336 | — | 233 |
| 1891 | 1272 | — | 215 |
| 1892 | 1241 | — | 210 |
| 1893 | 1138 | — | 188 |
| 1894 | 990 | 2 | 170 |
| 1895 | 805 | 5 | 177 |
| 1896 | 646 | 47 | 184 |
| 1897 | 571 | 164 | 252 |
| 1898 | 526 | 382 | 310 |
| 1899 | 469 | 539 | 282 |
| 1900 | 477 | 779 | 287 |
| 1901 | 499 | 864 | 217 |

Die Frequenz der Universität durch Eingeborene der Ostseeprovinzen in den letzten 10 Jahren zeigt folgende der „Nordlivl. Ztg." entnommene Tabelle:

| | Livländer | Kurländer | Estländer | Balten | Gesamtfrequenz |
|---|---|---|---|---|---|
| 1893 II | 467 | 217 | 102 | 786 | 1348 |
| 1894 II | 425 | 195 | 85 | 705 | 1247 |
| 1895 II | 361 | 161 | 61 | 583 | 1064 |
| 1896 II | 308 | 121 | 54 | 483 | 932 |
| 1897 II | 300 | 100 | 50 | 450 | 1068 |
| 1898 II | 283 | 96 | 52 | 431 | 1373 |
| 1899 II | 269 | 77 | 53 | 399 | 1455 |
| 1900 II | 266 | 79 | 57 | 402 | 1709 |
| 1901 II | 259 | 76 | 60 | 395 | 1791 |
| 1902 II | 273 | 83 | 66 | 422 | 1733 |

Die Gesamtfrequenz ist von 1890 II, wo die vorreformatorische Universität mit Einschluß der Pharmazeuten den Höchstbestand von 1812 Studenten aufwies, stetig gefallen, bis 1897 die Universität den Seminaristen geöffnet wurde[1]. Die fallende Tendenz des Universitätsbesuchs aus den Ostseeprovinzen hat im letzten Jahr die erste Aenderung erfahren.

15. Okt. Jurjew (Dorpat). Mit dem Bau eines Glockenturms auf dem Universitätsgebäude über der darin eingerichteten orthodoxen Kirche wird begonnen. Die Glocken werden der Universität auf Anregung des früheren Rektors Budilowitsch von der Baltischen Bralstwo zum 12. Dezember geschenkt.

[1]) Von Interesse ist auch folgende (vgl die gen. „Stat Tab") Zusammenstellung der Frequenz nach den Lehrbezirken, in denen die Studenten ihre Vorbildung erhielten. Es gingen hervor (ohne die Pharmazeuten):

| | aus dem Dorpater (Rigaer) Lehrbezirk | aus den 11 andern russ. Lehrbez. | aus Ausland und finnländ. Lehranstalten |
|---|---|---|---|
| 1890 | 1241 | 433 | 20 |
| 1891 | 1178 | 418 | 16 |
| 1892 | 1143 | 408 | 17 |
| 1893 | 1015 | 457 | 19 |
| 1894 | 788 | 373 | 10 |
| 1895 | 611 | 370 | 6 |
| 1896 | 471 | 401 | 4 |
| 1897 | 394 | 588 | 5 |
| 1898 | 354 | 862 | 2 |
| 1899 | 311 | 976 | 3 |
| 1900 | 311 | 1228 | 4 |
| 1901 | 316 | 1259 | 5 |

15. Okt. Riga. Die erste nach westeuropäischem Muster erbaute Markthallenanlage, der Alexandermarkt, wurde seiner Bestimmung übergeben. Die Kosten der Anlage belaufen sich auf über 200,000 Rbl.

16. Okt. Der Direktor der Libauschen Realschule Grosset ist zum Direktor des Gymnasiums in Jurjew (Dorpat) ernannt worden und dessen bisheriger Leiter Juwenaw zum Direktor des Gymnasiums Kaiser Nikolai I. in Riga.

16. Okt. Nach einer Erläuterung des Vertreters des Ministeriums der Volksaufklärung wird das Recht der Bauergemeinden, die Lehrer der Gemeindeschulen zu wählen, nicht dadurch verletzt, daß der Volksschulinspektor ohne Mitwirkung der Gemeinde bestimmt, wer von den Lehrern die Schule zu leiten hat. Die Wahl des Schulvorstehers gehört als eine rein unterrichtstechnische nicht zu der Kompetenz der Gemeinde. (Kurl. Gouv.-Ztg. Nr. 83.)

17. Okt. Walk. Vor der 2. Kriminalabteilung des Rigaschen Bezirksgerichts wurde bei verschlossenen Türen ein Prozeß gegen den früheren Pastor zu Marienburg und Selting-hof A. Ptamsch verhandelt. Die Anklage gründete sich auf die §§ 193, 194[1] und 1576 des Strafgesetzes, da dem Angeklagten Konfirmation, Zulassung zum Abendmahl und Trauung von der orthodoxen Kirche reklamierter Personen zur Last gelegt wurde. Die Verteidigung führte Rechtsanwalt H. v. Bracker aus Jurjew (Dorpat). Pastor Ptamsch wurde schuldig gesprochen und zur Entsetzung vom Amt verurteilt, da er aber bereits auf Grund eines Urteils vom Jahre 1901 des Amts entsetzt ist, so wird das letzte Urteil durch das vorhergegangene kompensiert.

17. Okt. Ein neues Bildungsmittel für die Jugend kommt mit den „Schülerexkursionen" nach St. Petersburg und Moskau zunächst in Riga zur Anwendung. Die Exkursionen dauern 4 bis 10 Tage. Nach Petersburg gehen 60 Schüler der Realschule Kaiser Peter d. Gr., nach Moskau eine Gruppe von Schülern des Stadtgymnasiums, ca. 100 Schüler des Alexandergymnasiums und eine große Anzahl von Zöglingen des Lomanossow-Mädchengymnasiums. — Die deutschen

Zeitungen halten die Jahreszeit für die denkbar ungeeignetste für derartige Ausflüge, die zudem mitten im Semester auf die Kontinuität des Unterrichtsganges unmöglich günstig wirken könnten.

18. Okt. Professor Dr. Johannes Engelmann wird von der St. Wladimir-Universität zu Kiew auf Vorstellung der Juristenfakultät einstimmig zum Ehrenmitglied gewählt.

13. Okt. Zum Reformationsfest erscheint der Bericht der Unterstützungskasse für evangelisch-lutherische Gemeinden in Rußland für das Jahr 1901. Die Ausgaben betrugen 121,075 Rbl und sind gegen das Vorjahr um fast 10,000 Rbl. gestiegen. Der Kollektenertrag in den Ostseeprovinzen hat sich verringert in Nordlivland, Reval und Riga, die Ostseeprovinzen stehen überhaupt nicht mehr an erster Stelle bei den Beiträgen für die Unterstützungskasse. Das Rigasche Bezirkskomité berichtet über die beschämende Tatsache, daß die Kollekte für einen zum Andenken an die 700-Jahrfeier Rigas begründeten „Jubiläumsfond" für örtliche kirchliche Zwecke zusammen mit andern freiwilligen Beiträgen und dem Ergebnis der Selbstbesteuerung der Pastoren nicht mehr als 2607 Rbl. ergeben hat.

18. Okt. Riga. Feierliche Einweihung eines Stifts, den der Verein deutscher Reichsangehöriger in Riga für arme und siechе alte Landsleute errichtet hat.

23.—27. Okt. Erster Bierbrauer-Kongreß Rußlands in St. Petersburg, an dem auch die großen Brauereien der Ostseeprovinzen teilnehmen.

Es geht aus den Verhandlungen hervor, daß wegen einer Unzahl von Formalitäten bei der Konzessionierung von Bierbuden das Bier in keine Konkurrenz mit dem schädlicheren Monopolgetränk treten kann. Auf die Frage größerer Freiheit für den Bierhandel beziehen sich daher die meisten Beschlüsse des Kongresses. Die im Anfang dieses Jahres erfolgte Ersetzung der bisherigen Maischsteuer durch eine komplizierte Malzsteuer wurde als eine verfehlte Maßnahme bezeichnet.

25. Okt. Reval. Das Theater brennt nach Schluß der Vorstellung vollständig nieder. Die Opferfreudigkeit der Esländer in Stadt und Land bewährt sich glänzend bei den Sammlungen für ein Interimstheater und den späteren Neubau eines ständigen massiven Theaters.

25. Okt. Der livländische Gouverneur sieht sich veranlaßt, der „Now. Wr." eine Zurechtstellung zu einer ihrer Korrespondenzen aus Riga zugehn zu lassen, die offenbar den Zweck habeu, die dortige Verwaltung zu diskreditieren. Die Mitteilung des Gouverneurs lautet:

„In Nr. 9048 der „Now. Wr." vom 3 Oktober ist eine Korrespondenz aus Riga unter der Ueberschrift „Verfall der Wohleinrichtung" aufgenommen worden, in der auf die bedeutende Vermehrung der Vergehen gegen das Eigentum und die persönliche Sicherheit des Publikums und auf Fälle grober Gewaltätigkeiten in zentralen Teilen der Stadt hingewiesen wird, als deren Folge es notwendig erscheine, abends nicht anders als bewaffnet oder unter Begleitung auszugehn. — Nach den vorhandenen Daten hat sich aber die Zahl der Vergehen genannter Kategorien in den letzten Jahren nicht nur nicht vergrößert, sondern im Gegenteil in prozentualem Verhältnis zu der bedeutend angewachsenen Bevölkerung der Stadt sogar verringert, ungeachtet der gegenwärtigen Krisis in der Fabrikindustrie, die die Zahl der Leute ohne beständigen Erwerb vermehrt. Im Hinblick auf das Dargelegte erscheint der Hinweis des Korrespondenten auf den Mangel an Sicherheit für Person und Eigentum in den Straßen der Stadt Riga als nicht den Tatsachen entsprechend."

Die Korrespondenz hatte einen Beamten des livländischen Kameralhofs jüdischer Nationalität, S. Nurenberg, zum Verfasser.

25 Okt. Bis zur Mitte des vorigen Jahrzehnts war die Vollstreckung von Urteilen der Gemeindegerichte, die auf Rutenstrafe lauteten, mit Schwierigkeiten verbunden. die Polizei berief sich darauf, daß das Gesetz ihr die Vollstreckung solcher Urteile nicht vorschreibe und der Verurteilte mußte zur Exekution in die Gemeinde geschickt werden, was letzterer Kosten machte. Die Verurteilungen zu körperlicher Bestrafung waren daher selten. Das Friedensrichterplenum des Jurjew (Dorpat)-Werroschen Bezirks hat darin Wandel geschaffen, indem es gehörigen Orts eine Vorschrift an die Polizeiorgane erwirkte, die ihnen die Vollstreckung der zudiktierten Rutenstrafe zur Pflicht macht. Auf Grund dieser Vorschrift wurde von der Polizei dieser Tage in Jurjew (Dorpat) ein auf 10 Rutenstreiche lautendes Urteil vollzogen, das das W.sche Gemeindegericht über einen der Gemeindeglieder wegen Vagabondage und unpünktlicher Zahlung der Gemeindeabgaben am 22. Aug. c. gefällt hatte. (Nordhol. Ztg.)

26. Okt. Durch Allerhöchsten Befehl vom 7. Januar 1901 war bei der Jurjewschen Universität eine Prämie auf den Namen

des früheren Kurators des Rigaschen Lehrbezirks Geheimrat Lawrowski gestiftet worden. Da der Fond nach immer nicht die erforderliche Höhe erreicht hat, so hat der Minister der Volksaufklärung im Einvernehmen mit dem Minister des Innern auf die Bitte des Kuratels der Jurjewschen Universität für diese Stiftung eine Kollekte bei den Lehrern aller höheren und mittleren Lehranstalten des Ministeriums der Volksaufklärung im ganzen Reich gestattet.

(Amtl. Gouv. Ztg. Nr. 86.)

26 Okt. Ein Kriegsgericht verurteilt den Attentäter auf das Leben des Gouverneurs von Charkow Obolenski (Balt. Chr. 1902 Juli 28) zum Tode. Auf die Bitte Obolenskis wird die Strafe Allerhöchst in unbefristete Zwangsarbeit umgewandelt.

26. Okt. Walk. Die estnisch-lettische Stadtverordnetenversammlung bewilligt dem früheren Stadthaupt W. v. Dahl, der nach 22½jähriger Arbeit im Stadtdienst um eine Pension von 400 Rbl. nachsucht, eine solche von bloß 68 Rbl. 40 Kop. aus der städtischen Pensionskasse. Laut § 5 des Pensionsstatuts ist die Stadt verpflichtet, wenn die städtischen Mittel es erlauben, die Pensionen aus allgemeinen Mitteln zu ergänzen.

28. und 29. Okt. Mitau. Sitzungen des kurländischen Gouvernementskomitees für die Bedürfnisse der Landwirtschaft unter dem Vorsitz des Gouverneurs Swerbejew. An diesen Sitzungen nehmen ca. 35 Personen teil, meist Vertreter der Landesregierung und der örtlichen Kronsinstitutionen, daneben einige Großgrundbesitzer und 6 kleinere Landwirte, resp. Vertreter landwirtschaftlicher Vereine.

In seiner Eröffnungsrede bezeichnet der Gouverneur die Lage des Großgrundbesitzes in Kurland als verhältnismäßig gefestet durch die Energie und Selbsthilfe der Gutsbesitzer. An mittlerem Grundbesitz in bäuerlichen Händen fehlte es auch nicht, aber fast nirgends gebe es einen Kleingrundbesitz. Die Schaffung eines solchen erscheine ihm als die Hauptaufgabe, die Lösung der Arbeiterfrage für die größeren Wirtschaften werde damit auch herbeigeführt werden.

Die Verhandlungen des Gouvernementskomitees sind nur vorläufige, fast alle Gegenstände werden an die Kreis-

Digitized by Google

komtés zurückverwiesen, wo sie mit Hinzuziehung von Vertretern des Kleingrunddbesitzes von neuem aufgenommen werden sollen.

31. Okt. Das Urteil erster Instanz gegen den Redakteur der „Sakala" Aldo Peet, dessen Blatt behauptet hatte, auf der Sägemühle des Herrn v. Stryk-Dignitz werde seit 30 Jahren ein falsches Zollmaß gebraucht, ist vom St. Petersburger Appellhof bestätigt worden. Das Bezirksgericht hatte Peet wegen Verleumdung auf Grund des Art. 1535 des Strafgesetzbuchs schuldig gesprochen, aber von dem sich im Rahmen von 2—6 Monaten Gefängnis bewegenden Strafmaß abgesehen und den Angeklagten zu einer Arreststrafe von sechs Wochen verurteilt mit Rücksicht auf seine „offenbare Unbildung und Unwissenheit."

31. Okt. Von der Stadtverordnetenversammlung wird an Stelle des nicht bestätigten Kruhmin der Lehrer Breitfich, ein Lette, zum Stadtrat gewählt, er war nicht Kandidat der radikalen Letten, sondern der sog. neudeutschen Partei.

4. November. Riga. Eine mehrere Tage dauernde Konferenz der Volksschuldirektoren und Inspektoren des Rigaschen Lehrbezirks wird eröffnet.

Dem Referat des „Rish. Westn." über die Verhandlungen ist u. a. zu entnehmen. Nach den Berichten der Inspektoren fallen die lutherischen Parochialschulen, von denen mehrere nur auf die Einnahmen aus dem Schulgeld angewiesen seien, teilweise durch den Mangel an Mitteln an der Anstellung tüchtiger Lehrer verhindert sein. Die Konferenz sprach sich daher dafür aus, daß bevor die Kreislandschulbehörden die Genehmigung zur Eröffnung neuer Parochial- und Gemeindeschulen erteilen, die Subsistenzquellen derselben „geklärt" würden. — Die Konferenz findet ferner, daß die Kontrolle des vorausgegangenen häuslichen Unterrichts vor der Aufnahme der Kinder in die Gemeindeschule den Charakter einer Aufnahmeprüfung angenommen habe, was bei Schulen, deren Besuch obligatorisch ist, nicht am Platz sei. Die Konferenz beschloß daher, den Lehrern anheimzustellen, die Aufnahme auch ohne Prüfung zu vollziehen, wenn die Schule nicht außerordentlich überfüllt werde. [Der Rückgang der

elterlichen Unterweisung in den Anfangsgründen, der häufig konstatiert werden mußte, ist also so allgemein geworden, daß eine Repressionsmaßregel, wie sie die Zurückweisung von der Schule sein sollte, als erfolglos aufgegeben wird.] — Es falle schwer, meint die Konferenz, für die Schulen, die von Kindern einer urrussischen Bevölkerung besucht werden, Lehrer russischer Herkunft zu bekommen, da ein großer Mangel an diesen herrsche und man sich mit Andersstammigen begnügen müsse. Die Konferenz wünscht daher aus innerrussischen Lehrerseminaren echt russische Lehrer zu beziehen und will solche auch in den übrigen hiesigen Schulen anstellen, vorläufig allerdings nur dort, wo mehrere Lehrer an einer Schule arbeiten und der Unterricht in der Religion in der Muttersprache gesichert ist. Vielen Volksschullehrern macht die Berichterstattung an die örtlichen Volksschulverwaltungsorgane in deutscher Sprache Schwierigkeiten, die Konferenz findet, daß diese Berichte als offizielle anzusehen und in russischer Sprache abzufassen sind. — Die Inspektoren berichten, daß viele der örtlichen Schulverwaltungsorgane fortfahren ihre Obliegenheiten zu erfüllen. Es knne wohl vor, daß ihre Verfügungen mit denen der Inspektoren nicht völlig übereinstimmen, doch hätten sich die Beziehungen bedeutend gebessert. Es komme vor, daß gemeinsame Revisionen unternommen würden. — Die in einzelnen Kirchspielen vorkommenden Versammlungen von Lehrern, z. B. zur Feststellung des Umfangs des Religionsunterrichts, sollen nicht ohne Genehmigung der Obrigkeit gestattet sein. — Gegenüber der meist ablehnenden Haltung der Landschulbehörden zu Anstellung von Lehrerinnen an den Gemeindeschulen findet die Konferenz, daß dieses Verhalten wenig begründet sei und Lehrerinnen auch an den lutherschen Schulen, insbesondere mit Rücksicht auf den Handfertigkeitsunterricht, angestellt werden könnten.

4 Nov. In Rostow am Don stellen 3000 Arbeiter der Werkstätten der Wladikawkaz Bahn die Arbeit ein und verlangen Abkürzung des Arbeitstages, Lohnerhöhung und Entfernung einiger Meister. Die Forderungen werden von der Eisenbahnverwaltung abgelehnt und den Arbeitern, die bis zum 11. November die Arbeit nicht wieder aufnehmen, wird Entlassung angekündigt. Am 11. November kommt es infolgedessen zu Arbeiter-

ansammlungen auf den Straßen, gegen die Kosaken aufgeboten werden. Die Menge begegnet dem Militär mit Steinwürfen, 1 Offizier und 11 Kosaken werden verwundet, einem Polizeibeamten der Schädel gespalten. Die Kosaken machen darauf von der Feuerwaffe Gebrauch und die Menge flieht mit Hinterlassung von 2 Toten und 19 Verwundeten.

Die Entstehung des Ausstandes wird auf das „Zentrale Komitee der russischen sozialdemokratischen Partei" zurückgeführt, von dem gedruckte Proklamationen in großer Anzahl durch Agitatoren verbreitet wurden. Während des Ausstandes nahm die Verteilung der Proklamationen unter der Arbeiterschaft zu und die Bewegung ging auch auf einige der dortigen Fabriken über. Elf von den Agitatoren sind verhaftet worden.

Am 15. November stellten die Werkstättenarbeiter der Station Tichorezkaja gleiche Forderungen auf wie die Arbeiter in Rostow. Am 17. weigerte sich eine Versammlung von 1000 Ausständigen auf die Aufforderung der Polizei auseinanderzugehen und bewarf die herbeigerufenen Truppen mit Steinen; 12 Kosaken wurden verwundet, einem Offizier mit dem Beil ein Arm abgehackt. Bei der nun folgenden Attacke ließen die fliehenden Arbeiter ebenfalls 2 Tote und 19 Verwundete zurück. 102 Arbeiter wurden verhaftet. (Regierungs-Anz.)

4 Nov. Gegen die „lügenhafte Campagne" des „Rish Westn." und der ihm verwandten Presse hinsichtlich der sog. Professorenflucht aus der Jurjewschen Universität wendet sich in den „Peterb. Wedomosti" ein gut unterrichteter Anonymus L. M. R. Insbesondere stellt L. M. R. das wahre Verhältnis der beiden Gruppen von russischen Professoren, die vom „Rish Westn." unterschieden werden, zu der „Flucht" fest. Der „Rish Westn." unterscheidet nämlich zwischen russischen Professoren, die „zu den Andersstämmigen hinneigen", und jenen russischen Professoren von „russischer Gesinnung", die „nicht geneigt sind, ein Anhängsel der Deutschen zu bilden." Seit die das Deutschtum an der Universität „zurückhaltenden Einflüsse" des Rektorats Bubilowitsch aufgehört haben, sei die Lage der letzteren schwierig, und da die Deutschen und ihr Anhang die Majorität im Konseil hätten, in dienstlicher Beziehung direkt nicht ungefährlich; daher die Professorenflucht. — Gegen diese Insinuation des „Rish Westn." schreibt L. M. R.:

„Man will glauben machen, daß die Professoren infolge des Fehlens der früheren „zurückhaltenden Einflüsse" begonnen hätten, die Universität zu fliehen. Daraus folgt, daß früher, wo diese „Einflüsse" vorhanden waren, die Professoren sich fester auf ihrem Platz gehalten hätten. Ist dem so? Es ist bedauerlich, daß die Jurjewer Lieferanten des Rigaschen Blattes mit der jüngsten Vergangenheit ihrer Universität so wenig bekannt sind. Wie ein roter Faden zieht sich nämlich der Abgang von Professoren auch durch die ganze Periode der „zurückhaltenden Einflüsse", und wenn man in Betracht zieht, daß die Mehrzahl der Professoren, die damals die Universität verließen (Personen, die wirklich russische Gesinnung oder ohne Anführungszeichen, besaßen), es niemals gestatten hätten

sie der bei der Rigaschen Zeitung so beliebten Kategorie der Professoren von „russischer Gesinnung" (mit Anführungszeichen, derzüchten so kommt man der Wahrheit wohl näher wenn man anerkennt, daß gerade die „zurückhaltenden Einflüsse" die wahre Ursache ihres Abgangs gewesen seien — Auch auf die Verluste dieses Jahres haben die genannten „Einflüsse" stark eingewirkt, da ja diejenigen, die jetzt abgehn aber sich dazu anschicken natürlich nicht erst gestern angefangen haben, an das Verlassen der Universität zu denken und die naheberendenden Schritte zu tun Wenigstens die Hälfte von diesen Professoren, und tatsächlich die bessere Hälfte, gehört durchaus nicht zu dieser Kategorie, die nun dem Rigaschen Blatte gefiel wird, und vom Standpunkt des Blattes wäre es daher konsequenter, wenn es ihren Abgang nicht bedauerte, sondern sich über ihn freute da sich mit ihrem Abgang das geachtete „Anhängsel" der Deutschen vereinigern muß, zuweil — wie man den Aeußerungen desselben Blattes entnehmen kann — Diese besseren Professoren keinen besonderen Eifer für wissenschaftliche Beschäftigungen offenbart haben. Was sind aber dem Blatte Widersprüche und Inkonsequenz wenn sich auf diese Weise die Möglichkeit eröffnet, die Wahrheit und die wirklichen Tatsachen zu verhüllen'

Ueberhaupt haben die „zurückhaltenden Einflüsse" an der Jurjewer Universität eine Rolle gespielt welche bezeichnen diametral entgegengesetzt ist, die ihnen das Rigasche Blatt zuschreibt, und wenn die Flucht, so bedeutend sie eben auch sein mag, keine größeren Dimensionen annimmt, so ist das vor allem dem Aufhören der erwähnten „Einflüsse" zuzuschreiben.

Die Zeitung beklagt es, daß die Periode der „zurückhaltenden Einflüsse" zu einer blassen Erinnerung geworden ist, tatsächlich muß man sich aber darüber freuen, und die administrativen Veränderungen an der Universität liefern den überzeugenden Beweis, daß auch im Ministerium selbst dieser letztere, nicht aber der erstere Standpunkt geteilt wird Und es kann auch gar nicht anders sein Die „zurückhaltenden Einflüsse" hinderten an der Arbeit: die eigenartigen Methoden der Russifizierung und der beständigen Malteiterung der deutschen Elemente konnten — namentlich wenn es sich um rein wissenschaftliche Fragen und Beziehungen handelte — in Menschen, welche die Wissenschaft tatsächlich ohne Ansehung der nationalen Unterschiede zu schätzen wissen, nur das Gefühl der Empörung und sittlichen Bedrücktheit hervorrufen — ein Maße, das mehr als genügend ist, um den Wunsch hervorzurufen, aus diesen drückenden Verhältnissen möglichst bald herauszukommen und an andern Universitäten Lebensbedingungen zu suchen, die eine ruhige wissenschaftliche Arbeit in höherem Maße fördern.

Man muß der „russischen" Zeitung wiederum die alte Wahrheit zu Gemüt führen nationale Argumente mit wissenschaftlichen vermengen heißt über seine eigene Ohnmacht quittieren und fatzendes vergessen die Würde des russischen Namens und der russischen Wissen-

schaft verlangen es von der Jurjewer Universität, daß sie den deutschen Einfluß einzig und allein mit den Waffen bekämpfe die einer Universität würdig sind — mit den Waffen der Wissenschaft". .

7. Nov. Der Kanseik in Sachen der Handelsschifffahrt, das Komitee für Hafenangelegenheiten und die Abteilung für Handelsschifffahrt, die Verwaltung der Werften und Dackanlagen für Handelsfahrzeuge und alle ihnen unterstellten Institutionen werden aus dem Ressort des Finanzministeriums ausgeschieden und zu einer besonderen Hauptverwaltung vereinigt Zum Chef derselben mit den Vollmachten eines Ministers wird S. Kgl. Ht. der Großfürst Alexander Michailowitsch ernannt.

7. Nov. Ein Ukas des heil Synods ordnet gemäß dem Gesuch des Bischofs von Riga und Mitau vom 28 Juni c. die Errichtung eines neuen selbständigen Tammoschen griechisch orthodoxen Kirchspiels (Klein-Kokküll Kirrumpäh) im Werroschen Kreise an Der Etat besteht aus einem Priester und zwei Psalmensängern. („Rig Eparch. Ztg.")

8. Nov. Riga. Ein neuer lettischer Klub mit zahlreicher Mitgliederschaft, die „Rigaer lettische Vereinigung" (Sabeedriba) veranstaltet eine große Eröffnungsfeier in dem neuerbauten Hause des lettischen Handwerker-Hilfsvereins, zu der die höchsten Regierungsbeamten des Gouvernements mit dem Gouverneur an der Spitze, die Rigasche Stadtverwaltung, die gesamte Presse geladen und erschienen sind. Auf dem Fest wird das Zusammenarbeiten der Nationalitäten in der baltischen Heimat als wünschenswert bezeichnet. Die neue lettische Vereinigung steht in einem gewissen Gegensatz zum alten „Rigaer lettischen Verein", der gerne das gesamte Lebensgebiet des lettischen Volkes in der Hand seiner Demagogen zentralisiert behalten möchte; die radikale lettische Presse ist daher zum Teil bei dem Fest nicht vertreten und sucht den neuen Klub zu diskreditieren.

12. Nov Ein Ukas des heil. Synods begründet zu Kangro im Kreise Jerwen eine selbständige orthodoxe Gemeinde mit einem Priester und zwei Psalmensängern.

14. Nov Zum Kommandierenden der Truppen des Wilnaschen Militärbezirks wird der General der Infanterie Oskar Gruppenberg ernannt.

15. Nov. In Mitau findet eine Versammlung der Gemeindeschreiber Kurlands statt, die unter dem Vorsitz des Bauerkommissars des Dahlenschen Kreises Baron Henking über die Gründung einer Gesellschaft zu gegenseitiger Unterstützung Rat hölt. Die Ausarbeitung eines Statutenentwurfs für eine derartige Vereinigung, der auch die Schreiber der Oberbauergerichte und der Bauerkommissariate beitreten könnten, wird einer besonderen Kommission überwiesen.

Der kurländische Gouverneur empfängt die Gemeindeschreiber in corpore auf dem Schloß und hält eine Ansprache. Er erinnert an seine Bemühungen, das Los der Gemeindeschreiber zu bessern, so an die kürzlich vom Senat bestätigte Verordnung über die lebenslängliche Dauer ihrer Anstellung, und drückt die feste Zuversicht aus, der ihnen dafür den notwendigen Diensteifer zur Befestigung der Ordnung in den Gemeindeverwaltungen unter Leitung der Bauerkommissare zu finden. Der Gouverneur weist dabei als auf eine „unbedingte, unabänderliche Forderung" darauf hin, daß die russische Sprache in den Gemeindeverwaltungen zur Anwendung gelange. Die Gemeindeschreiber sollten sozusagen die „Einführer der Reichssprache in das öffentliche Leben der Gemeinde" sein.

Im Namen der Versammlung sprach der Schreiber Simanowitsch dem Gouverneur ergebensten Dank aus. Die Dankbarkeit der Schreiber würde kein leeres Wort bleiben, sondern sie würden sie durch Diensteifer und Pflichterfüllung im Sinne der Forderung der Regierung zu betätigen versuchen.

15. Nov. Der „Rish Westn" berichtet, daß in Riga die Gründung eines Klubs geplant wird, der nicht für eine spezielle nationale Gruppe, sondern für die örtlichen Bewohner aller Nationalitäten bestimmt sein werde. Diese Gründung soll einem „längst vorhandenen Bedürfnis" bei dem Teil der indigenen Bevölkerung entgegenkommen, der an der Aufrechterhaltung des nationalparteilichen Separatismus kein Interesse habe, sie gehe aber aber aus von der russischen Gesellschaft, die am wenigsten zu nationaler Exklusivität tendiere und besonders hier zu Lande sehr geneigt sei, „mit allen Unternehmungen zu sympathisieren die auf eine Einschränkung separatistischer Bestrebungen hinauslaufen" — Eine „gewisse" nationale Tendenz wird man dieser dem geplanten Unternehmen doch nicht absprechen können, dem die „Kurl. Gouv.-Ztg." wahrscheinlich dieselbe Zensur aus-

stellen würde, wie dem Krimowschen Klub in Mitau (s Balt. Chr. 1902 Sept. 18)

18. Nov. Der Pastor Adjunkt zu Marienburg Oskar Hinzenberg hatte einem von der griechisch-orthodoxen Kirche reklamierten Mädchen ein Zeugnis darüber ausgestellt, daß es zur lutherischen Kirche gehöre, und dadurch Veranlassung gegeben, daß ein römisch-katholischer Priester ihre Ehe, die nach dem Kriminalgesetz als ungiltig zu betrachten ist, einsegnete. Das Wiedsker Bezirksgericht hatte dafür Pastor Hinzenberg auf Grund des Art. 1575 Pkt. 5 des Strafgesetzbuchs zu einem strengen Verweise verurteilt. Der St. Petersburger Appellhof, an den die Sache auf dem Appellationswege gelangte, verhandelte darüber bei verschlossenen Türen am 18. November und fand, daß in diesem Falle nicht der Art. 1575, sondern der Art. 1576 anzuwenden ist, da aber nach Art. 1576 ein Verweis als Strafe nicht vorgesehen ist, so sprach der Appellhof den vom Rechtsanwaltgehilfen Landesen verteidigten Angeklagten frei.

18.—22. Nov. Konferenzen in St. Petersburg in Sachen der livländischen Grundsteuerreform zwischen Vertretern der interessierten Ministerien, der Provinzialinstitutionen der Regierung und der Ritterschaft. Als Vertreter der letzteren waren der Landmarschall und die Landräte Baron Tiesenhausen-Inzeem und v. Sivers-Römershof anwesend. Die Konferenzen waren durch das Separatvotum des Dirigierenden des livländischen Kameralhofs Wassiljew zu der von der Gouvernementsschätzungskommission angenommenen Instruktion für die Schätzung veranlaßt worden und erstreckten sich im wesentlichen auf die von Wassiljew angegriffenen Grundlagen des Schätzungstarifs für Aecker und Wiesen. Die Konferenzen führten zu dem Resultat, daß das Landratskollegium durch die ihm unterstellten Schätzungsorgane einige ergänzende Daten einsammeln möge.

Die Arbeiten zur Ausführung der Grundsteuerreform sollen dadurch nicht aufgehalten werden.

19. Nov. In Moisekül im Wolmarschen Kreise wird eine Ministeriumsschule eröffnet. Der livländische Gouverneur und der Kurator senden dazu Glückwunschtelegramme. — Im Fellinschen

Kreise sind im Oktober drei Ministeriumsschulen eröffnet worden — in Kerstenshof, Wastemois und Wolmarshof.

20. Nov. Der ehemalige kurländische Landesbevollmächtigte (1862 bis 1873) Karl Matthias Baron v. d. Recke stirbt, 85 Jahre alt, auf seinem Gute Waldeck in Kurland

20. Nov. Einem Letten lutherischer Konfession Andreas Grabbe, der von den Ansiedlern der Gemeinde Lindau bei Suchum (Kaukasus) in ihre Gemeinde aufgenommen worden war und einen Anteil am Gemeindeland erhalten hatte, wird von der örtlichen Kreisobrigkeit (durch Resolution vom 18. August 1902 sub Nr 7205) die Bestätigung als Ansiedler versagt und sein Stück Gemeindeland wieder weggenommen, weil in diesem Gebiet nur Leute kerneuffischer Abstammung und orthodoxen Bekenntnisses in die Gemeinden aufgenommen werden dürfen. („St. Pet. Ztg.")

21. Nov. Fellin. Unter den 170 die griechisch-orthodoxe Kirchenschule besuchenden Kindern befinden sich nicht weniger als 74 Zöglinge evangelisch lutherischer Konfession, die, nach Angabe des Schulleiters, ohne irgend welche Unterweisung in den Lehren ihres Glaubens zu genießen, den Religionsunterricht und die Kirchengesangstunden gemeinsam mit den Kindern griechisch orthodoxen Bekenntnisses erhalten. Der Rückgang gegen das Vorjahr, wo gegen 100 lutherische Kinder die orthodoxe Schule besuchten, (s. Balt. Chr. 1901 Nov. 1), ist nicht auf eine Abnahme des Zudrangs zu jener Schule zurückzuführen, sondern darauf, daß die Schule nicht allen Anmeldungen gerecht werden konnte und den orthodoxen Bekennern im Konkurrenzfalle das Vorrecht vor den Andersgläubigen einräumte. So ist es geschehen, daß 118 lutherische Schulkinder zu der von ihnen resp. ihren Eltern begehrten Unterweisung in den orthodoxen Glaubenslehren nicht zugelassen wurden. („Fell. Anz.")

Hinsichtlich des lutherischen Religionsunterrichts in den Mittelschulen geht die Schulobrigkeit bekanntlich so weit, daß sie z. B. nicht zugibt, daß Kinder mit lettischen Familiennamen diesen Unterricht in deutscher Sprache erhalten, selbst wenn die Eltern es wünschen.

22. Nov. bis 10. Dez. Verhandlungen des Relationstermins des Landtages der kurländischen Ritter- und Landschaft in Mitau unter Leitung des zum Landbotenmarschall gewählten Baron Hahn Platon. Als Delegierter der livländischen Ritterschaft

nimmt der Kreisdeputierte von Anrep-Kerstenshof und als solcher der estländischen Ritterschaft der Kreisdeputierte v. Mohrenschild-Sonntz am Landtage teil. Der Instruktionstermin wird auf den 3. März 1903 festgesetzt.

23. Nov. Die Livländische adelige Güterkreditsozietät, die am 15. Oktober 1802 Allerhöchst bestätigt worden ist, begeht ihr 100jähriges Bestehen mit einem Aktus im Landtagssaale des Ritterhauses. Nach einer Ansprache des Generalsuperintendenten Oehrn werden von Delegierten die Glückwünsche der Livländischen Ritterschaft, der adligen Kreditvereine von Estland und Kurland und einer großen Zahl von livländischen und rigischen Kreditinstituten usw. überbracht. Auch der Rigaer lettische Verein ließ durch den Rechtsanwalt Großwald eine Adresse verlesen, in der dankbar der Verdienste der Sozietät um die lettisch-bäuerliche Landwirtschaft gedacht wurde. Für den krank im Auslande weilenden Präsidenten v. Colongue vertrat der Oberdirektionsrat v. Gersdorff die Kreditsozietät auf ihrem Jubelfest. An den Aktus schloß sich eine gesellige Feier in den Räumen der Sozietät.

Auf ein Huldigungstelegramm an den Kaiser erfolgte in einer Antwortdepesche des Ministers des kaiserlichen Hofes Dank und Glückwunsch Sr. Majestät an die Sozietät.

25 Nov. Riga. Stadtverordneten-Versammlung. Es wird die Anlage eines neuen Wasserwerks beschlossen, durch das die Stadt mit Grundwasser von den Gütern Bellenhof, Ringenberg und Bergshof versorgt werden soll. Das von einer Spezialkommission vorgelegte Projekt für das Werk soll der Regierung zur Bestätigung vorgestellt werden und um die Genehmigung einer Anleihe von 3 Mill. Rbl. zur Ausführung des Projekts nachgesucht werden. — Für das Instandhalten der Quaianlagen und der Regulierungsdämme in der Düna vor der Stadt ist die Stadtverwaltung seit Aufhebung der städtischen Schiffahrtssteuern (s. Balt. Chr. 1901 Dez. 17. und 1902 März 25.) auf Bewilligungen der Krone angewiesen, die nunmehr die Hafenabgaben allein für sich erhebt. Da diese Bewilligungen in höchst unzureichendem Maße erfolgen und zudem nur vermittels eines sehr umständlichen Geschäftsganges erbeten werden können, beantragte das Stadtamt, die

Ausführung der betr. Arbeiten der Krane zu überlassen unter Vorbehalt strenger Kontrolle seitens der Stadtverwaltung. Die Stadtverordneten schoben die Beschlußfassung über diesen Gegenstand noch hinaus.

25. Nov. Die in Petersburg erscheinende lettische Zeitung „Peterburgas Awises" zeigt in Nr. 95 an, daß dem Herausgeber und Redakteur der genannten Zeitung O. Rahwusch gestattet worden sei, das Blatt vom 1. Januar 1903 ohne Präventivzensur herauszugeben.

26. Nov. Goldingen. Ein Schreiben des kurländischen Gouverneurs trifft ein, das die am 28 August vollzogenen Stadtverordnetenwahlen für ungiltig erklärt. Das stellv. Stadthaupt Hallihn wird wegen vermeintlicher Kompetenzüberschreitung bei den Wahlen vom Gouverneur des Amts entsetzt und an seiner Stelle der Stadtrat Typograph Jewtampjew zum stellv. Stadthaupt ernannt, ohne daß die von der Städteordnung geforderte Wahl durch die Stadtverordneten vorausgegangen wäre.

28. Nov. Jurjew (Dorpat). Die Stadtverordneten-Versammlung muß die Beträge, die der Polizeimeister zur administrativen Beförderung von Studenten der Universität und des Veterinärinstituts in ihre Heimat im Februar leihweise aus der Stadtkasse entnommen hatte, sowie die für den Unterhalt von 50 rigaschen Schutzleuten, die zu derselben Zeit hierher abkommandiert waren, verausgabten Summen aus dem städtischen Reservekapital decken lassen, da auf die Anfrage des Stadtamts, ob der Staat diese Summen zurückerstatten werde, noch immer keine Antwort erfolgt ist.

29. Nov. Walk. Die lettisch estnische Stadtverordnetenversammlung beschließt, die städtische Pensionskasse aufzulösen und die zu ihr geleisteten Beiträge zurückzuzahlen, da die Kasse allen an sie gestellten Ansprüchen nicht gerecht werden könne und die Stadt aus allgemeinen Mitteln diese Kasse nicht unterstützen wolle; ihr erschienen andre Aufgaben notwendiger, als die Versorgung ihrer alten Beamten (s. Batt. Chr. 1902 Okt. 26).

30. Nov. Riga. In der Wohnung des livländischen Gouverneurs auf dem Schloß werden die Verhandlungen des livländischen

Gouvernementskomitees für die Bedürfnisse der Landwirtschaft eröffnet. Es sind ca. 50 Glieder des Komitees erschienen: Vertreter interessierter Regierungsressorts, der Landmarschall von Livland, der residierende Landrat Baron Tiesenhausen, die Kreisdeputierten, die in den Kreiskomitees präsidiert hatten, die Vorsitzenden der bedeutenderen landwirtschaftlichen Vereine sowie die von Spezialverbänden zur Pflege bestimmter Zweige der Landwirtschaft und sechs Gemeindeälteste. Aus Oesel war nur ein bäuerlicher Arrendator der Einladung zu den Sitzungen des Komitees gefolgt.

Der Gouverneur hielt eine Ansprache, in der er der Organisation der landwirtschaftlichen Enquete, die die Aufgabe der unter dem Vorsitz des Finanzministers begründeten Besonderen Konferenz bildet, gedachte und die Vorarbeiten für die Verhandlungen des livl. Gouvernementskomitees in den Kreiskomitees und den Denkschriften verschiedener landwirtschaftlicher Gesellschaften als das wertvolle Material der bevorstehenden Besprechungen bezeichnete, insbesondere hob er die Bearbeitung der Programmpunkte der Besonderen Konferenz durch die Kais. Livl. Gemeinnützige und Oekon. Sozietät hervor, die „uns immer allen ernsten wirtschaftlichen Fragen im Gouvernement entgegengehend", den Arbeiten der Komitees einen „unschätzbaren Dienst" geleistet habe. In den Vordergrund der Verhandlungen will der Gouverneur die bäuerliche Wirtschaft gestellt wissen: „Obgleich die Untersuchung der Erfordernisse der Landwirtschaft gewiß das landwirtschaftliche Gewerbe in seiner ganzen Gesamtheit umfassen muß, so scheint mir nichtsdestoweniger im Hinblick auf das hohe Niveau, das die landwirtschaftliche Tätigkeit der Großgrundbesitzer bei uns erreicht hat, notwendig, die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Klarlegung der wirtschaftlichen Bedürfnisse der bäuerlichen Bevölkerung und der bäuerlichen Wirtschaft zu richten" — Im Speziellen erklärt der Gouverneur, daß er sich voll der Ansicht seines kurländischen Kollegen „von der eminenten Bedeutung, die die Frage der Erweiterung und Befestigung des kleinen bäuerlichen Landbesitzes bei uns hat", anschließen müsse. Zum Schluß bezeichnet der Gouverneur als Gegenstände der Beratung nur die unmittelbaren Bedürfnisse der

Landwirtschaft und erklärt allgemeinstaatliche Fragen hier für nicht diskutierbar.

Die Bearbeitung des eingelaufenen Materials wird acht Sektionen übertragen, die in den nächsten Tagen ihre Sitzungen abhalten. Die Resolutionen der Sektionen gelangen vor der Plenarversammlung in einer dreistündigen Sitzung am 4. Dez. und zwei je vierstündigen am 5. Dez. zur Verhandlung. Zu den Sitzungen der Plenarversammlung haben Berichterstatter der Presse Zutritt.

Die I. Sektion (Landwirtschaftliches Wissen und Können), Vorsitzender: Landrat A. v. Oettingen-Ludenhof, befürwortet die Gründung niederer Landwirtschaftsschulen, weil sie dem Volk näher stehn würden und ihre Zöglinge dem Landbau erhalten blieben. In zweiter Linie werden auch höhere landwirtschaftliche Schulen und die Einrichtung von Musterwirtschaften auf Kronsgütern für wünschenswert erachtet. In den Schulen müsse in den örtlichen Sprachen, lettisch oder estnisch, unterrichtet werden.

Der Gouverneur hat gegen die Aufnahme dieses letzteren Wunsches in das Protokoll nichts einzuwenden, erklärt aber für seine Person, daß die Frage der Unterrichtssprache nicht allein vom landwirtschaftlichen Gesichtspunkt aus betrachtet werden könne, sondern auch vom andern wichtigeren. Da in allen Schulen in der Reichssprache unterrichtet werde, so müsse das auch in den landwirtschaftlichen geschehen. Für außerhalb der Kompetenz des Gouvernementskomitees liegend erachtete der Gouverneur die Erörterung des vom Präsidenten des Jurjewschen (Dorpater) estnischen landwirtschaftlichen Vereins Redakteur Cand. jur. Tõnisson geäußerten Wunsches, die Landwirtschaftsschulen nicht dem Ministerium der Volksaufklärung, sondern dem der Landwirtschaft zu unterstellen.

In der Debatte wird erklärt, daß die Sektion das Projekt des Pastors Jende-Ronneburg, einige Parochialschulen in landwirtschaftliche umzuwandeln, nicht in Berücksichtigung habe ziehen können, da die Parochialschulen Eigentum der Kirchenkommune wären. Redakteur Tõnisson ist gegen dieses Projekt, weil die geringe Zahl von allgemeinbildenden Schulen dadurch noch mehr herabgesetzt werde. Bezeichnenderweise hält der Vorsitzende der landwirtschaftlichen Abteilung des Rigaschen lettischen Vereins, Rechtsanwalt Reinfeld, im lettischen Teil Livlands solche „landwirtschaftliche" Lehranstalten für ein besonderes Bedürfnis, deren Kursus sich dem der Stadtschulen anschließe und die insbesondere dieselben Rechte wie diese für den Eintritt in den Staatsdienst und die Ableistung der Wehrpflicht gewährten.

Auf Vorschlag des Gouverneurs ging der Beschluß des Komitees dahin, daß im allgemeinen die Gründung von niederen und höheren landwirtschaftlichen Schulen wünschenswert sei, aber unter Anpassung des Programms an die örtlichen Verhältnisse. Ohne wesentliche Einwände nahm das Gouvernementskomitee die Anträge an, daß durch Fortbildungskurse und Wanderinstruktoren Fachkenntnisse verbreitet werden müßten. Für die wirtschaftlichen Verbände (Kooperation) wurden, nach dem Antrag der Sektion, „Normalstatuten" verworfen, ein Gesetz muß die für alle derartigen Körperschaften verbindlichen Grundsätze geben, die Bildung der Vereine ist der Privatinitiative zu überlassen. Zur Verbreitung verbesserter Geräte, guter Düngmittel und Saaten wurde der Regierung die Befreiung dieser Dinge vom Zoll empfohlen, Herabsetzung des Eisenbahntarifs für den Transport lebender Pflanzen u. dgl. und Ausdehnung des Vorzugstarifs für Saaten auf Sendungen bis 100 Pud. Für die Verbreitung der Beerenweinfabrikation, das Trocknen von Obst und Gemüse wurde Unterweisung durch Wanderinstruktoren empfohlen. Für den wichtigsten mit der Landwirtschaft in unserm Gebiet verbundenen Industriezweig, die Branntweinbrennerei, erachtet das Komitee für nötig, daß der Bemessung der Spiritustaxe die örtlichen Roggenpreise zu Grunde gelegt werden, wodurch die Brennereien in die Lage kämen, höhere Preise für die Kartoffeln zu zahlen, was besonders für die auf den Kartoffelbau angewiesene bäuerliche Wirtschaft wichtig ist.

Redakteur Tönisson bestreitet in leidenschaftlicher Weise, daß die höheren Spiritustaxpreise die Gutsbesitzer veranlassen würden, die Kartoffeln höher zu bezahlen; da die Kartoffeln keinen Weltmarkt haben, hänge aber die Preisbestimmung von den nächsten Brennereibesitzern ab. Eine künstlich gesteigerte Kartoffelkultur könnte ferner sogar eine Konkurrenz hervorrufen, die das Fallen der Preise zur Folge haben würde. Demgegenüber wird in der Debatte darauf hingewiesen, daß die Branntweinbrennerei ihrerseits der Kartoffel bedarf und durch lohnende Preise verhindern wird, daß die kleinen Landwirte den Anbau einstellen, — und es ist klar, daß die Brennereibesitzer um so mehr zahlen können, je höhere Preise sie für den Spiritus bekommen. Ein Bericht der livländischen Akzisenverwaltung betont das volle Verständnis für diesen Zusammenhang der Interessen bei den hiesigen Branntwein brennenden Gutsbesitzern: sie hätten bei Mißwachs

und schlechterer Qualität der Kartoffel aus dem natürlichen Preissturz keinen Gebrauch gemacht.

Redakteur Toussaint und Rechtsanwalt Reinfeld verlangen, daß die Hasen wegen des Schadens, den sie im Winter den Gärten zufügen, für schädliche Tiere erklärt würden, deren Vertilgung jedermann freistehe müsse. Die Debatte über die Hasen wird dann ihnen mit großer Erbitterung geführt, da man mit der Preisgebung der Hasen das Jagdvorrecht der Gutsherrn treffen will. Daher bemerkt Landrat Baron Tiesenhausen-Ixeem, daß der Bauer nur den Schaden, den die Hasen seinen Gärten verursachten, nicht reden würde, wenn er das Recht hätte, die Jagd auf seinem Boden zu verpachten. Das Gouvernementskomitee entschied, wie die Sektion, daß es genug Mittel gebe, die Gärten vor Hasenfraß zu schützen.

Die Anträge der II. Sektion (Landwirtschaftliches Versuchswesen und Kulturtechnik), Vorsitzender: Landrat Baron Stackelberg-Karlis, werden ohne größere Debatten vom Gouvernementskomitee angenommen. Die materielle Förderung der Versuchsanstalten wird dem Staat empfohlen. Das kulturtechnische Landesbureau und die Versuchsstationen sind durch Regierungssubventionen in den Stand zu setzen, die Vorarbeiten zur Bekämpfung von Versumpfungen, Versandungen ꝛc. ohne Kosten für die Interessenten zu machen und erfolgreich für Meliorationen und eine rationellere Wasserwirtschaft zu wirken. Für den Kampf mit Feinden der Landwirtschaft wird gewünscht: die Teilnahme der Kronsgüter an Entwässerungsarbeiten, die Regulierung des Peipusspiegels und des Embach und der Narowa, die Untersuchung der Grundwasserverhältnisse. Gegen die Verbreitung des Borkenkäfers werden strenge Maßnahmen gefordert, im Kampf mit den Epizootien wird die von der Landesvertretung intendierte Regelung des Veterinärwesens für ausreichend erachtet.

Die III. Sektion (Tierzucht), Vorsitzender: Kreisdeputierter Erich v. Oettingen-Pölks, spricht sich dahin aus, daß die Wahl der Rassen für die Zucht der privaten Initiative zu überlassen sei; die Zahl der Sprungstationen könnte vermehrt werden. Für die Pferdezucht genügten das Gestüt zu Torgel und das Kronsgestüt, doch wäre die materielle Sicherstellung des Torgelschen Gestüts durch die Krone wünschenswert, ebenso der regelmäßige Ankauf von Remonten für das Heer in Livland. Die Ueberlassung von Kronsgütern

zur Einrichtung von Musterfarmen wird empfohlen. Die Anstellung von Kronsinstruktoren für die Viehzucht hält die Sektion nicht für zweckmäßig. Den Handel mit geschlachtetem Vieh, insbesondere nach dem Auslande, empfiehlt sie der Unterstützung. Das Molkereiwesen bedarf zu seiner Entwicklung in Livland besonders der Verbesserung der Transportbedingungen, in erster Linie des Eisenbahnwesens. Kronsinstruktoren für das Meiereiwesen hält die Sektion nicht für wünschenswert. Das Gouvernementskomitee schließt sich diesen Sentiments an.

Die Kronsinstruktoren für das Meiereiwesen hält Redakteur Tönisson für unbedingt nötig, weil die Bauern keine Kenntnisse und Initiative auf diesem Gebiet hätten. Durch die Unterweisung würden sie Verständnis für kooperative Ausnutzung der Milch gewinnen, durch die sie allein mit Nutzen verwertet wird. Der Sektionsstandpunkt wird vom Präses damit motiviert, daß Kronsinstruktoren die mit den Verhältnissen der örtlichen Produktion nicht vertraut sind, eher schaden als nützen werden. Da sich im Gouvernementskomitee eine starke Minorität für die Ansicht Tönissons findet, so wird auf Vorschlag des Gouverneurs ein entsprechender Vermerk im Protokoll beschlossen.

Die IV. Sektion (Handel und Verkehr), Vorsitzender Kreisdeputierter Baron Rosen-Roop, empfiehlt eine gleichmäßige Verteilung der Wegebaulast zwischen Bauerschaft und Höfen bis zur Durchführung der Grundsteuerreform aufzuschieben, und erklärt die Ablösung der Naturalwegebaulast in Geld bei den Kreiswegen für wünschenswert, bei den Kirchspielswegen aber nicht. Die Landpolizei und die Kirchspielsvorsteher, die die Wege zu revidieren haben, müssen berechtigt sein, Strafen für mangelhafte Reparaturen zu verhängen, die Gemeindeältesten müssen für die Wege in ihrem Gebiet verantworten. Jedem Landbesitzer muß eine Verbindung zwischen seinem Grunde und einer öffentlichen Straße gesichert werden. Die Heranziehung des Wegekapitals zur Herstellung von Wasserverbindungen ist zu wünschen. Zum Schutze des Kredits der hiesigen Produkte auf dem Weltmarkt wird eine strenge Kontrolle des Getreides und Flachses bei der Ausfuhr nach amerikanischem Muster gefordert; ferner die Anlage von Speichern bei den Bahnstationen und von Elevatoren in Jurjew (Dorpat) und Walk, Verbesserung des

Eisenbahntransports ꝛc. Für direkte Lieferungen von landwirtschaftlichen Produkten an Kronsinstitutionen wünscht die Sektion Abschaffung von unnützen Formalitäten und Bevorzugung der Offerten von landwirtschaftlichen Genossenschaften vor denen der Zwischenhändler. Die Unterstützung der Auswanderung wird nicht für zweckmäßig befunden. Diesen Sektionsbeschlüssen stimmt das Gouvernementskomitee zu, hinsichtlich der Eisenbahntarife für Getreide, die die Sektion nicht beanstanden wollte, schloß es sich aber dem Separatvotum der Kreisdeputierten Baron Rosen und v. Gersdorff an, die eine Herabsetzung des Tarifs für den Transport livländischen Getreides nach den Häfen verlangten.

In der lebhaften Debatte über das Wegebauwesen verlangte Redakteur Tonisson eine sofortige gleichmäßigere Verteilung der Lasten zwischen den Höfen und der Bauerschaft, aber vergeblich. Hinsichtlich der Kontrolle über die Wegeremonte sprach sich der Gouverneur dahin aus, daß den Kreispolizeichefs das Recht zurückgegeben werden könne, Strafen für schlechte Reparaturen zu verhängen, aber den Kirchspielsvorstehern unmöglich eine solche diskretionäre Gewalt zuzugestehen sei. Die Majorität im Komitee war gleichwohl auch für diesen letzteren Vorschlag der Sektion. Das Minoritätsvotum, nach dem die nachlässigen Bauern nur durch richterliches Urteil zur Verantwortung gezogen werden dürften, wurde ebenfalls ins Protokoll aufgenommen.

Nach den Ausführungen des Barons Rosen kann das livländische Getreide mit dem russischen hier am Ort nicht mehr konkurrieren, da die Transportkosten für das letztere (15 Kop. pro Pud) den Preis noch nicht so hoch belasten, wie die hiesigen weit schwierigeren Produktionsbedingungen; die Herabsetzung des Tarifs für den innerlivländischen Getreidetransport würde unser Getreide etwas konkurrenzfähiger machen. Der Sekretär des Rigaschen Börsenkomitees v. Reibnitz meint, das Finanzministerium werde an den Tarifen keine Aenderung vornehmen, am wenigsten, wenn sie nur einem Gouvernement zu gute kommt und einen Ausfall an den Eisenbahneinnahmen zur Folge hat. Der Präsident des Kameralhofs Wassiljew bestätigt das mit dem Hinweis darauf, daß die Tarifherabsetzung für Livland eine Schädigung der innerrussischen Interessen involviere.

Die V. Sektion (Landwirtschaftlicher Kredit), Vorsitzender Landrat Baron Tiesenhausen, bezeichnet als Ausgangspunkt für die Organisation des landwirtschaftlichen Kleinkredits die

Gründung von Spar- und Anleihekassen, die ihren Mitgliedern kurzbefristete Darlehen in der Form von Personalkredit zu genau angegebenen Zwecken gewähren. Das Tätigkeitsgebiet jeder Kasse muß genau begrenzt sein, die ihren Operationen zu Grunde liegenden Regeln müssen mit dem allgemeinen Gesetz und dem Provinzialrecht in Uebereinstimmung gebracht werden. Diese Kassen tun sich zu Verbänden zusammen, die sich ihrerseits zu Kreisgenossenschaften vereinigen, deren Tätigkeit in einer Gouvernementsgenossenschaft sich konzentriert. Es ist wünschenswert, daß die Gouvernementsgenossenschaft mit der adligen Güterkreditsozietät in Verbindung tritt. Zur Erteilung von Meliorationskrediten durch die Krone ist nicht die Bildung von Verbänden der Kreditempfänger, sondern nur die solidarische Haftung in einer genügende Sicherheit bietenden Form erforderlich, doch ist eine Aufsicht darüber, daß und wie die Meliorationen ausgeführt werden, notwendig. Das livländische Landeskulturbureau ist für letzteres geeignet, die Meliorationskredite könnten am besten durch Vermittlung der adligen Kreditsozietät erteilt werden, die der Krone vollkommene Sicherheit biete. In der Frage der Ausdehnung der Tätigkeit der Bauernagrarbank auf Livland erklärte die Sektion sich nicht für kompetent. Die Hausindustrien empfahl die Sektion der Förderung durch Vereine und Komitees, Ausstellungen ꝛc. zu überlassen. Das Gouvernementskomitee akzeptierte die Ausführungen der Sektion mit großer Majorität.

In der Debatte will der Referateur Tönissan nichts von dem Anschluß der Kassen an die adlige Kreditsozietät wissen. Die Konzentrierung der Volkskassen um die Kreditsozietät erschlage jede Initiative bei den kleinen Instituten. Er verlangte die Erteilung von langbefristeten Krediten aus der Reichsbank zur Gründung der vorgeschlagenen Spar- und Anleihekassen, da es an privater Initiative und Kapital dazu fehle. Auch die adlige Kreditsozietät verfüge nicht über die dazu erforderlichen Mittel. Der Rechtsanwalt Reinfeld behauptet dasselbe. Demgegenüber führt Landrat Baron Tiesenhausen aus, die Sektion habe sich gegen eine Regierungsunterstützung ausgesprochen, weil sie der Ansicht sei, die Landwirtschaft müsse sich selbst helfen, wo sie es könne. Es müßten nur die Kapitalien, die jetzt in die Kronss-Postsparkassen fließen und dem Lande verloren gehn, in die Spar- und Anleihekassen der Landwirte gezogen werden, was geschehen würde, wenn letzteren die gleichen Vorzüge wie den

Pastsparkassen gewährt würden; das sei wünschenswert, ein leicht zu erlangender staatlicher Kredit dagegen werde das Streben nach Selbsthilfe lähmen. Der Kameralhofspräsident Wassiljew glaubt zwischen beiden Anschauungen zu vermitteln, wenn er propagiert, daß man um die Einrichtung von Anleihekassen bei den Pastsparkassen petitionieren solle, allerdings glaube er, daß die Kronskassen Darlehen nur gegen hypothekarische Sicherheit gegeben könnten. Baron Tiesenhausen hält dagegen den Personalkredit für notwendig.

Es wurde seiner für wünschenswert erklärt, daß die Kronsländereien nach der gänzlicher Abtragung des Kaufschillings ohne nachfolgende Erlaubnis des Kameralhofs mit Schulden belastet werden dürften. Der Kameralhofspräsident Wassiljew teilt mit, daß diese Möglichkeit nur auf gesetzgeberischem Wege geschaffen werden könne und der Justizminister dagegen sei.

Für die Hausindustrie wünscht der Redakteur Danilson Unterstützung aus Landesmitteln durch Veranstaltung von Unterrichtskursen und Eröffnung von Verkaufsstellen, findet aber keine Zustimmung.

Die VI. Sektion (Versicherungswesen), Vorsitzender: v. Stoers Eusekül, empfiehlt zur Verringerung der Schädigung durch Brände die Förderung auf Gegenseitigkeit beruhender Feuerversicherungsgesellschaften, insbesondere durch ihre Befreiung von Stempelsteuern; diesen Gesellschaften müßte weiterer Spielraum zum Erlaß von Instruktionen zum Schutz gegen Feuersgefahr gewährt, die Mobilienversicherung und die Bildung von Reservekapitalien gestattet werden. Die obligatorische Versicherung bei der Livländischen Gouvernementsversicherungsgesellschaft erklärte die Sektion für überflüssig, da die Gebäude stets eine Appertinenz eines Landstückes bilden und die Interessen der Krone im Falle eines Brandes durch den Grund und Boden gesichert bleiben, die Gouvernementsversicherung sei daher aufzuheben und ihre Kapitalien den Gemeinden oder den bäuerlichen Versicherungsgesellschaften zu übergeben. Die zollfreie Einfuhr von Löschgeräten ist wünschenswert. Die Sektion empfiehlt die Versicherung des Viehs gegen Seuchen auf kooperativer Basis. Die Unfallversicherung ist ein so schwieriges Gebiet, daß die Regierung ihm noch nicht näher getreten ist, die Sektion verzichtet auf eine eingehende Behandlung der Frage um so eher, als eine solche von der Kais. Livl. Gemeinnütz. u. Oekonom. Sozietät gegenwärtig begonnen ist, doch empfiehlt sie die Versicherung ländlicher Arbeiter in der Rigaschen gegenseitigen Versicherungs-

gesellschaft von Arbeitgebern. Bezüglich der Armenpflege beantragte die Sektion darum nachzusuchen, daß die Bauergemeinden von der Verpflegungspflicht solchen Gliedern gegenüber befreit würden, die eine bestimmte Zeit außerhalb der Gemeinde gelebt haben. Hinsichtlich der Lebensversicherung der Landarbeiter sprach die Sektion den Wunsch aus, die adlige Güterkreditsozietät möge diese Frage in Verbindung mit dem landwirtschaftlichen Kreditwesen zu lösen suchen. Diesen Sentiments schloß sich das Gouvernementskomitee an, hinsichtlich der Gouvernementsversicherung wurde eine Resolution gefaßt, dahingehend, daß eine bessere Organisation dieses Systems notwendig sei.

In der Debatte wurde bemerkt, daß die Glieder von Landgemeinden, wenn sie wegen langer Abwesenheit der Unterstützungsberechtigung verlustig gehen sollten, das Recht erhalten müssen, die Anschreibung zu dem Ort, wo sie sich dauernd aufgehalten haben, zu fordern. — Bezüglich der Lebensversicherung der Arbeiter forderte der Redakteur Tönissen, daß die Arbeitgeber verpflichtet würden, die Hälfte der Prämie zu zahlen, dann würden die Arbeiter geneigter sein, sich zu versichern.

Die VII. Sektion (Organisation der Landwirtschaft), Vorsitzender: Landmarschall Baron Meyendorff, schlug zur Bekämpfung des Pferdediebstahls vor: Verschärfung der Strafen und Verbindung derselben mit Zwangsarbeit, deren Ertrag zur Entschädigung des Bestohlenen zu dienen hat, Vermehrung der Polizei, insbesondere Verbreitung der Organisation der sog. Zehntmänner, die von den Gemeindeältesten auf 3 Jahre aus der Zahl der Wirte zu ernennen sind und für ihre Bemühungen bei der Aufdeckung von Verbrechen durch eine feste Summe entschädigt werden; Aenderung der Gesetzgebung dahin, daß nicht $^2/_3$ aller Stimmen der Gemeindeversammlung zum Ausschluß eines lasterhaften Gemeindegliedes erforderlich sein sollen, sondern bloß $^2/_3$ der anwesenden, Freigebung der Benutzung aller Telephonverbindungen zu Mitteilungen über Pferdediebstähle und Förderung der Anlage von Telephonnetzen; Hebung des Bildungsniveaus der Bevölkerung und Bekämpfung der Trunksucht. — Ferner proponiert die Sektion: Verschärfung der Strafen für Garten- und Waldfrevel, Vermehrung der Forstwachen. Beim Umtausch von Bauerland gegen Hofsland zur Vermeidung von Gemenge-

lage wird die Zustimmung der Gemeindeversammlung für überflüssig bezeichnet, da das Interesse der Gemeinde bereits durch die obligatorische Bestätigung des Aktes durch den Bauerkommissar gewahrt wird. Die livländische Arrendegesetzgebung erklärte die Sektion für völlig zweckentsprechend, hinsichtlich des Quotenlandes hielt sie Diskussionen für verfrüht, da eine besondere Kommission sich mit dieser Frage gerade beschäftige. Die Bestimmungen über die Entschädigung der Pächter für ausgeführte Meliorationen hielt die Sektion ebenfalls nicht für änderungsbedürftig, dagegen für wünschenswert, daß die Arrendekontrakte zwischen Gutsbesitzern und Bauern von der Stempelsteuer befreit würden und die Gemeindeverwaltungen auch Kontrakte über mehr als 300 Rbl beurkunden dürften. — Für die Verpachtung der Kronsgüter wurde größere Selbständigkeit der örtlichen Domänenverwaltung verlangt, sie solle die Verpachtungen endgültig entscheiden und Arrenden auch ohne Meistbot vergeben dürfen, falls Vereine als Pächter auftreten, wäre die Kaution zu verringern und ihnen überhaupt der Vorzug zu geben, wenn sie Kronsgüter zur Anlage von Musterfarmen usw. pachten wollen. — Da vom Bauerland bereits 89 pCt. verkauft sind, sieht die Sektion keine Notwendigkeit einen eventuellen Zwangsverkauf des Restes zu diskutieren; für den Bauerlandverkauf der Pastorale ist ein Projekt der Ritterschaft soeben bestätigt worden. Die Sektion empfiehlt den Verkauf von den Kronsgütern abgeteilter Landstellen an landlose Bauern, doch müßte jede Landstelle zum völligen Unterhalt einer Bauerfamilie ausreichen. — Die Kronsforstwachen müßten materiell besser gestellt werden. — Hinsichtlich des noch wenig vorgeschrittenen Bauerlandverkaufs auf der Insel Oesel erachtet die Sektion eine administrative Einmischung nicht für wünschenswert, doch sprach sie den Wunsch aus, die Oeselsche Ritterschaft möge auf Grund der bestehenden Gesetze Maßnahmen zur Beschleunigung des Verkaufs treffen. Alle Anträge werden vom Gouvernementskomitee angenommen.

In der Debatte befürwortet der Kreisdeputierte v. Gersdorff ein Votum des Walmarschen landwirtschaftlichen Vereins, das von den Justiz- und Polizeibeamten die Kenntnis der Ortssprachen fordert. Der Gouverneur erwidert darauf, daß die niederen Chargen der Polizei aus den Indigenen

gewählt würden und der örtlichen Idiome mächtig seien. Hinsichtlich der höheren Chargen ließe sich das gleiche Verlangen nicht befriedigen.

Die Erleichterung des Ausschlusses lasterhafter Glieder aus der Gemeinde wird auch von dem beständigen Gliede der Gouvernementsbehörde für bäuerliche Angelegenheiten Iwoby befürwortet, der einen diesbezüglichen Antrag der Gouvernementsbehörde mitteilt. Es wird darin auf die große Zahl landloser Bauern hingewiesen, aus deren Mitte die Verbrecher meist hervorgehn, und auf die Notwendigkeit, den Einfluß dieses an Zahl stetig wachsenden Teils der Gemeinden in den Gemeindeversammlungen zu beschränken zu Gunsten der Grundbesitzer, die wirklich an der Beschränkung des Pferdediebstahls ein Interesse haben, durch ihre geringere und zudem nicht steigerungsfähige Zahl aber stets in der Minorität bleiben müßten, wenn ihnen nicht dadurch ein Uebergewicht ermöglicht wird, daß nur die anwesenden Stimmen in Betracht gezogen werden. Der Kameralhofspräsident Wassiljew spricht sich gegen das Aussiedelungsrecht der Gemeinden aus und behauptet, daß die Entwicklung des Pferdediebstahls in den Ostseeprovinzen nicht mit der Beschränkung dieses Rechts zusammenhänge, sondern mit der ungenügenden Polizeiorganisation, der Trennung zwischen Gemeinde- und Gutspolizei, der örtlichen Verschiedensprachigkeit, dem Fehlen der Landhauptleute und anderen Eigenheiten dieses Gebiets. Der Gouverneur erwidert darauf, daß in Ssimbirsk nicht weniger Pferde gestohlen würden als in Livland, obwohl dort die Semstwoverwaltung existiere.

Der Redakteur Tonissan fordert in längerer Rede unter Berufung auf den Grundsatz der Justizreform Alexander II., daß das Gericht dem Volke nahe sein solle, von den Richtern die Kenntnis der Volkssprache und dauernde Bekleidung desselben Amts. Er verlangt Bekämpfung der Trunksucht, die Uebernahme der Kosten für die Gemeindeschulen auf die Landespräsidenten, Erweiterung des Programms der Landschulen usw. Der Gouverneur schnitt dem Redner schließlich das Wort ab mit der Bemerkung, daß seine Ausführungen nicht mehr zur Sache gehörten.

Bei den Verhandlungen über die Arrendegesetzgebung wünschten Redakteur Tonissan und Rechtsanwalt Reinfeld Verlängerung der Mindestdauer der Pachten von 6 auf 10—12 Jahre, Erblichkeit der Pachten und Entschädigung des Pächters nicht nur für die mit Wissen des Grundeigentümers vorgenommenen Meliorationen, sondern auch für die ohne dessen Zustimmung ausgeführten. Bemerkt sei, daß Tonissan nur dann die lange Pachtdauer wünschte, wenn der Eigentümer Gutsbesitzer ist, ist der Verpächter Bauer, so soll er sein Gesinde jederzeit zurückfordern können. Natürlich verlangte Tonissan auch den Zwangsverkauf der noch unverkauften 11 pCt. des Bauerlandes, obwohl sich die Operation durchaus normal ihrem natürlichen Abschluß nähert. Diese Wünsche werden von beiden Herren mit der schlimmen Lage der Pächter motiviert, wogegen der Sekretär des Komitees Vogel anführt, daß nach einer speziellen Enquête im Jahre 1897 die Fälle von Aussiedlung von Pächtern nur 0,5 pCt.

der Gesamtzahl der bäuerlichen Pächter ausmachten, was darauf schließen läßt, daß die Pachtverhältnisse sehr gesund sind.

Die VIII. Sektion (Fragen, die nicht im Programm der Besonderen Konferenz enthalten waren), Vorsitzender: Vizegouverneur Nekljudow, teilte mit, daß die ihr vorgelegten, in Gesuchen und Denkschriften von Vereinen und Privatpersonen berührten zahllosen Gegenstände nicht der Kompetenz des Gouvernementskomitees unterlägen, wenn auch einem Teil von ihnen Bedeutung für die Landwirtschaft nicht abgesprochen werden könne. Zu den angeregten Fragen gehören die Abschaffung der Realrechte der Rittergüter, Gewährung des Rechts der Jagd auf eigenem Boden an alle Grundbesitzer, Aufhebung der Regulative, Verringerung der Einkünfte der lutherischen Pastoren usw. Von der bäuerlichen Bevölkerung ist allgemein der Wunsch nach einer Vertretung des Bauerstandes auf dem Landtage erbeten worden. Von der Sektion wurde vorgeschlagen, dem Herrn Gouverneur anheimzustellen, ob diesem Wunsch weitere Folge zu geben ist, das Gouvernementskomitee aber sprach sich im Hinblick auf die ihm mangelnde Kompetenz in dieser Frage und im Hinblick auf ein vom Landtage im Jahre 1886 der Regierung vorgestelltes Projekt für die Teilnahme des Bauerstandes an dem Landtage dahin aus, zu dieser Frage keinen Beschluß zu fassen.

2.—11. Dez. Sitzungen des livländischen Adelskonvents in Riga.

2 Dez. Der Herausgeber des „Rishskij Westnik" J. A. Schulow entläßt den Chefredakteur Witwitzki, und zeichnet vorläufig selbst für die Redaktion. Die Entlassung Witwitzkis, der seit vielen Jahren den Ton in diesem Blatte angegeben hat, bringt übrigens keine Aenderung in der Tendenz des „R. W."

In der „Now. Wr." und den „Mosk. Ved." erscheinen Korrespondenzen aus Riga, die für Witwitzkis Wiedereintritt agitieren, er selbst bestreitet in einem Zeitungsinserat das Eigentumsrecht Schulows am „R. W.", der eigentlich dem St. Nikolai-Verbande hiesiger Kaufleute gehöre, indessen fährten diese und andre Aktionen nicht zu seiner Wiederanstellung.

2 Dez. Die Frage, wie man das bevorstehende 200jährige Jubiläum der russischen Presse am besten verherrlichen könnte, beantwortet die „Nowoje Wremja" mit dem Wunsch, daß der Zensurstatus einer Durchsicht unterzogen werden möge.

8. Dez. Der „Reg.-Anz." publiziert die am 28 November erfolgte Entlassung des Kollegen des Finanzministers W. J. Kowalewski, Chefs der Abteilung für Handel und Industrie im Finanzministerium und seine Ersetzung durch den Handelsagenten in Berlin, Geheimrat W. J. Timirjasew.

4. Dez. Wesenberg. Die Stadtverordneten-Versammlung lehnt einen Antrag des Volksschulinspektors auf Umwandlung der zweiklassigen Töchterschule und der Emilien-Elementorschule in ein Mädchen-Progymnasium ab.

5. Dez. Riga. Von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands in Riga wird Oberlehrer Bernh. A. Hollander zum Präsidenten gewählt. Den nach 12jähriger Amtsführung von dieser Stellung zurücktretenden Baron Hermann Brutmingk wählt die Gesellschaft zum Ehrenmitglied

5. Dez. Mitau. Das kurländische Gouvernementskomitee für die Bedürfnisse der Landwirtschaft tritt unter dem Vorsitz des kurländischen Gouverneurs wieder zusammen. Diesmal sind auch Kleingrunddesitzer zu den Verhandlungen geladen, in welchem Verhältnis das geschehen ist, ergibt sich aus der Präsenzliste vom 5. Dezember, nach der erschienen waren: 7 Vertreter von Regierungsinstitutionen, 23 Edelleute und 36 Kleingrunddesitzer. Die der Beurteilung unterliegenden Fragen wurden vier Sektionen zur Vorberatung übertragen, zu deren Vorsitzenden die Herren Baron Hahn Platon, Baron v. d. Ropp-Birten, von Bach und Bauerkommissar Baron Drachenfels vom Gouverneur bestimmt werden. Die Sektionen bestehen aus je zwei Gliedern aus der Zahl der Groß- und Kleingrunddesitzer.

6. Dez. Seine Majestät der Kaiser telegraphiert aus Livadia an den Minister des Innern:

„Lassen Sie die für die Studentenunruhen Verschickten aus Sibirien zurückkehren. Einstweilen diesen sie in den Städten mit höheren Lehranstalten nicht leben, doch ist dafür zu sorgen, daß die zurückgekehrten jungen Leute nach Möglichkeit sich in der Obhut ihrer Familien und in einer Umgebung befinden, die sie an Ordnung gewöhnt."

Vorliegender Allerhöchster Befehl betrifft 58 Personen, die zur Zeit in Ostsibirien interniert sind. Auf Grund eines Allerhöchsten Befehls vom 13. September c. wurden diese Gnade bereits 62 Personen teilhaft, die sich in derselben Lage befanden.

7. Dez. An der Jurjewschen Universität wird der Drd. Hagentorn auf Grund einer in deutscher Sprache abgefaßten Dissertation zum Doktor der Medizin promoviert.

8. Dez. Ein Allerhöchst bestätigtes Reichsratsgutachten verstärkt die Prokuratur durch Schaffung von 69 neuen Prokureursgehilfenposten; von ihnen kommen vier auf das Rigasche Bezirksgericht.

8. Dez. Reval. Das estländische Gouvernementskomitee für die Bedürfnisse der Landwirtschaft tritt unter dem Vorsitz des stellv. estländischen Gouverneurs Bellegarde zusammen. Die Vorbereitung des Materials wird sechs Sektionen übertragen. — Zu Vorsitzenden der Sektionen werden gewählt der Vizegouverneur Dirin, Kammerherr Baron Maydell-Ruhde, der Dirigierende der Reichsbankabteilung Besobrasow, der Dirigierende des Kameralhofs Baschilaw, der Prokureur des Bezirksgerichts Tamaschewski und der Gouverneur Bellegarde. — Zu der Sitzung waren 80 Einladungen ergangen. Auf Antrag des Ritterschaftshauptmanns Baron Dellingshausen wurde der Gouverneur ersucht, den Ausdruck der treuuntertänigsten Gefühle der Versammelten an die Stufen des Thrones gelangen zu lassen.

9. Dez. Riga. Die Versammlung der livländischen Landräte überträgt dem Landrat Aroed v. Oettingen-Ludenhof die permanente Residierung.

11. Dez. Se. Majestät der Kaiser trifft mit der Kaiserin und den kaiserlichen Kindern aus Livadia in Zarskoje Sselo ein.

11. Dez. Riga. 74. Jahresversammlung der lettisch-literärischen Gesellschaft im Dommuseum. Ueber die größeren Arbeiten der Mitglieder der Gesellschaft berichtet der Präsident Pastor Sakranowicz-Alt-Autz in seiner Eröffnungsrede, daß Pastor Dr Bielenstein das Werk über das Holzzeitalter der Letten dem Abschluß nahe gebracht hat. Von der Märchensammlung von Lerch-Puschkaitis, die im Auftrage der literarischen Kommission des Rigaer lettischen Vereins gedruckt wird, wird der 7. Schlußband im nächsten Herbst vorliegen und ca 4000 Märchen enthalten. Die von Wissendarff und Baron herausgegebene Sammlung lettischer Balkaliede, die von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gedruckt wird, ist bis zum

30. Bogen des 2. Bandes vorgerückt. Ferner wird die stark im Aufblühen begriffene pädagogische Literatur vom Vortragenden berührt, neben der regen Mitarbeit tüchtiger aktiver Schullehrer, aber auch die Beteiligung akademisch gebildeter Schulmänner bei der Lösung tieferer Fragen gewünscht. Die Zunahme der Kolportageliteratur von Sensationsromanen bildet leider immer noch ein großes Uebel. — In seinem Referat über die Jahresliteratur verurteilte der kurländische Direktor Pastor F. Bernewitz-Mitau aufs schärfste die Richtung der radikalen „Peterburgas Awise". In Kurland und Petersburg sind übrigens im Berichtsjahr keine bedeutenden literarischen Arbeiten geleistet worden. Reicher ist das Material, über das der livländische Direktor Pastor Erdmann-Versohn zu berichten hatte, viel und ernste Arbeit soll hier geleistet worden sein. Dem Referenten der „Rig. Absch." über den Bericht ist aufgefallen, daß in der lettischen originalen und Uebersetzungsliteratur das sexuelle Gebiet besonders gern behandelt wird und zwar nicht immer in einer dem Volksleben dienlichen Weise. — Auf der Jahresversammlung wurde ein Abschnitt aus dem Werk Dr. A. Bielensteins über das lettische Holzzeitalter verlesen, Oberlehrer Enselin hielt einen Vortrag über die Gottheit Uhsin, Pastor H.-Bielenstein-Rahden über die Schlacht an der Saule, J. Straume über die lettische Uebersetzungsliteratur und Oberlehrer Mühlenbach über den Wechsel des Wurzelauslautes. — Das Direktorium der Gesellschaft wurde wiedergewählt, 10 neue Mitglieder wurden aufgenommen und die Versammlung an demselben Tage geschlossen.

12. Dez. Riga. Die literärisch praktische Bürgerverbindung begeht mit einem Festakt im Hause der Großen Gilde die Feier ihrer 100jährigen gemeinnützigen Tätigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, insbesondere auch des Schullebens und des Bildungswesens der Taubstummen, Blinden usw. Viele andre Vereine haben von der Bürgerverbindung ihren Ausgang genommen. Daher beteiligte sich Stadt und Land an der Feier: die Stadt Riga, die livländische Ritterschaft, das livländische Konsistorium, die Pastorenschaft Rigas, die Gilden usw., im Ganzen fast 30 Standschaften und Vereine

ließen durch ihre obersten Vertreter der Bürgerverbindung in Adressen und Ansprachen ihren Dank und ihre Wünsche für eine weitere Arbeit auf dem Gebiete der öffentlichen Wohlfahrtspflege zum Ausdruck bringen. Am Abend fand ein festliches Diner in der Gilde statt, an dem gegen 300 Herren, darunter die Delegierten, die auf dem Festakt ihre Glückwünsche abgestattet hatten, teilnahmen.

12. Dez. Die Jurjewsche Universität feiert die vor 100 Jahren erfolgte Fundation ihrer Vorgängerin, der kaiserlichen Universität Dorpat.

13 Dez. Die Kommission in Sachen der Reorganisation des Hochschulwesens schließt ihre Arbeiten, nachdem in 79 Tagen 40 Plenarsitzungen und ungezählte Sitzungen von Subkommissionen und Sektionen abgehalten worden waren. Das gesammelte Material wird dem Ministerium der Volksaufklärung zu weiterer Beratung übergeben werden.

13. Dez. Riga. Von einem plötzlich heraufziehenden Sturm werden zahlreiche Fischerboote am Rigaschen und kurländischen Strande überrascht und zum Kentern gebracht. Gegen 70 Fischer kommen ums Leben. Eine Kollekte in beiden Gouvernements ergibt eine den zur Sicherstellung der bedürftigen Hinterbliebenen erforderlichen Betrag bei weitem übersteigende Summe von mehr als 30,000 Rbl.

13. Dez. Reval. Der Estländische landwirtschaftliche Verein bestätigt für 1903 ein mit 23,501 Rbl. balancierendes Budget. Nach einem Vortrag des Kulturtechnikers Johannsohn haben in den letzten zwei Jahren über 100 Güter in Estland Entwässerungen von Feld-, Weide- und Wiesenland oder von Wald- und Moorboden ausführen lassen.

14. Dez. Reval. Die l. Estländische landwirtschaftliche Genossenschaft hat, wie der Generalversammlung mitgeteilt wird, auch im abgelaufenen 5. Geschäftsjahr 1901/2 ganz bedeutende Umsätze und einen Reingewinn von 12,300 Rbl. erzielt. Sie zahlt den Mitgliedern 5 pCt. auf ihre Anteilscheine und eine Warendividende von 5 pCt. ihrer Einkäufe. Zum geschäftsführenden Direktor wird Baron Maydell-Schloß Felks, zu seinem Subsistenten Herr L. v. Krusenstern wiedergewählt, und in den Verwaltungsrat alle seitherigen Glieder, je zwei aus jedem Kreise Estlands und aus dem Pernau-Fellinschen Kreise Livlands.

15. Dez. Reval. Der Estländische Adlige Güterkreditverein begeht im Saale des Ritterhauses mit einem Festakt die Feier seines 100jährigen Bestehens. Der Präsident der Verwaltung Herr J. v. Hagemeister hielt die Festrede, der Präses des Aufsichtsrats Landrat Baron Budberg empfing und beantwortete die Glückwünsche des Ritterschaftshauptmanns, der Delegierten der adligen Kreditvereine aus Kurland und Livland und der estländischen und Revaler Kreditverbande und andrer Genossenschaften. — Auf eine an Se. Majestät den Kaiser gerichtete Ergebenheitsdepesche erfolgte der kaiserliche Dank durch den Finanzminister Witte. — Am Abend fand eine Festfeier im Saale des Aktienklubs statt.

16. Dez. Riga. Die Stadtverordneten-Versammlung akzeptiert für 1903 ein Budget, das an Einnahmen und Ausgaben ca. 3,856,000 Rbl. voraussieht. Dem Theater des neuen lettischen Klubs (s. Balt. Chr. 1902 Nov. 8.) wird eine Subvention von 2000 Rbl. gewährt, obwohl noch keine Nachweise über die finanzielle Lage und die Leistungen dieses Theaters erbracht worden sind und obwohl einige Stadtverordnete prinzipiell nur ein Theater jeder Nationalität unterstützen wollen.

16. Dez. Goldingen. Eine Revision der Stadtverwaltung beginnt, die vom Prokureur des Libauschen Bezirksgerichts und dem beständigen Gliede der kurländischen Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten ausgeführt wird.

17. Dez. Goldingen. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt alle Verhandlungen und Beschlüsse bis zur Wahl und Bestätigung eines Stadthaupts auszusetzen, da der Typograph Jewlampiew im Widerspruch zum Art. 125 der Städteordnung vom Gouverneur zum stella Stadthaupt ernannt worden ist, er mithin unrechtmäßig der Stadtverordnetenversammlung präsidiere und seine Leitung der Versammlung eine ungesetzliche sei. Der Beschluß, eine Neuwahl des Stadthaupts vorzunehmen, wird rechtskräftig, bleibt aber zunächst trotz aller Anträge und Beschwerden unerfüllt. Ebenso machtlos wie die Stadtverordnetenversammlung ist das Stadtamt gegen die Ungesetzlichkeiten Jewlampiews. Er setzt von sich aus gegen die Stimmen der Stadträte die Stadt

verordnetenwahl auf den 12. Februar an, obwohl die Stadträte den 5. März dazu bestimmt hatten. So ruht einstweilen die Tätigkeit der Stadtverordnetenversammlung und des Stadtamts und Jewlampjew handelt unumschränkt. „Mit Sorge sehen aber viele Hausbesitzer auf dies Tun", heißt es in einer Zeitungskorrespondenz aus Goldingen, „und fragen: wird eine solche Verwaltung der Stadt nicht den Wert unsrer Häuser, unsre Anstalten, unsre Erwerbsverhältnisse sehr schädigen?"

17. Dez. Riga. Der Gottespfennig ist eine seit unvordenklicher Zeit von der Rigaschen Grundbuchbehörde bei Eigentumsübertragungen Rigascher Immobilien erhobene Abgabe, die gemäß Anm 3 zu Art. 3012 des Provinzialrechts Teil III im Betrage von 3 Rbl. von jedem Käufer zu Gunsten von „Kirchen und Schulen" zu leisten ist. Seit alters kam diese Abgabe je nach der Konfessionszugehörigkeit der Käufer zur Verteilung zwischen der evangelisch lutherischen, der griechischen und der katholischen Kirche und bis zum J. 1899 hatte das evang luth. livländische Konsistorium die Summen für die erstgenannte Kirche empfangen. Seitdem wurden die aus dem Gottespfennig einkommenden Summen bei der Rentei deponiert, da der Kurator des Lehrbezirks die Auskehrung der Hälfte dieser Summe verlangte, weil sie ja auch für „Schulen" bestimmt seien, während das Konsistorium die Ansprüche des Kuratars bestritt.

Wie die Tagesblätter jetzt mitteilen, ist das Livländische Konsistorium am 28. Oktober c. mit seiner daraufhin gegen den Kurator anhängig gemachten Zivilklage vom Rigaschen Bezirksgericht abgewiesen und in die Kosten verurteilt worden.

18. Dez. Walmar. Vor der Session des Rigaschen Bezirksgerichts wird eine Kriminalklage in Sachen eines Unterrichtskreises in Lemsal gegen die Damen Wischnewsky, Kraal, Sument und Rabe und einen Herrn Prange, sowie gegen die Lehrerin Frl Luise Vogel verhandelt. Die genannten Damen und Herr Prange hatten ihre Töchter gemeinsam von Frl. Vogel und vier anderen diplomierten Lehrerinnen unterrichten lassen. Die Stunden waren der Reihe nach in der Wohnung der Eltern gegeben worden. Gegen Frl. Vogel war die Anklage

erhoben worden, Leiterin des Kreises zu sein, die übrigen Angeklagten hatten sich dafür zu verantworten, daß der Kreis in ihrer Wohnung zusammengetreten war. Die Verteidigung führte Rechtsanwalt v. Bröcker aus Jurjew (Dorpat). Der Volksschuldirektor Wissew erklärte als Experte, daß die Lehrobrigkeit unter einer Schule jede Anwesenheit von Lehrenden und Lernenden verstehe, mußte aber auf Befragen des Verteidigers zugeben, daß diese Ansicht sich nicht auf ein Gesetz stütze und darauf bezügliche Zirkulare des Ministeriums der Volksaufklärung nicht für Personen verbindlich seien, die dem Ministerium nicht unterstellt sind. Der Verteidiger produzierte ein freisprechendes Urteil des Rigaschen Bezirksgerichts vom Jahre 1900 in Sachen einer der angeklagten Damen, in dem anerkannt wurde, daß Kreise keine Schulen seien, und stellte die wesentlichen Merkmale eines Kreises und einer Schule fest. Die Angeklagten wurden freigesprochen.

Frl. Emma Goldhammer, eine 66 J. alte Lehrerin, die wegen eines Unfalls ihre Wohnung nicht mehr verlassen kann, unterrichtete ebenfalls in Lemsal einige Mädchen bei sich zu Hause und wurde deshalb wegen Haltens einer „Schule" zur Verantwortung gezogen. Es stellte sich bei der Untersuchung heraus, daß Frl. Goldhammer auch in der Religion und Naturgeschichte unterrichtet hatte, wozu ihr Diplom nicht berechtigte. Sie wurde zu 15 Rbl. Strafe verurteilt.

Die Unterrichtskreise in Lemsal waren von der Polizei „entdeckt" worden und außer den Eltern wurden auch die Kinder als Zeugen vernammen.

19. Dez. Jurjew (Dorpat). Die Stadtverordnetenversammlung bewilligt dem Direktor der Privattöchterschule A. Graß auf weitere 5 Jahre ein der Stadt gehöriges Haus für die von ihm unterhaltene Schule.

Der Stadtverordnete Tönisson wies darauf hin, daß Herr Graß nur deutsche Religionsstunden in seiner Schule erteilen lasse, obwohl viele der Schülerinnen zu Hause estnisch sprächen. Er führte aus einem Zirkular des Kurators des Rigaschen (Dorpatschen) Lehrbezirks vom J. 1889 die Vorschrift an, daß der Religionsunterricht in der Muttersprache der Kinder zu erfolgen habe, und setzte an der Hand eines weiteren kuratorischen Zirkulars auseinander, daß der Religionsunterricht in einer andern als

der Muttersprache schädigend auf die Jugend erwirke (vgl. Balt Chr. 1902 Nov 21) und die Stadt daher vom pädagogischen Gesichtspunkt aus auf Befolgung dieser Vorschrift zu dringen habe. Tomsson schlug daher vor, das Gesuch des Schuldirektors Groß nur auf ein Jahr zu bewilligen, und die Subsidie fortfallen zu lassen, wenn Herr Groß der angeführten Vorschrift in diesem Zeitraum nicht Folge leiste. Die Stadtverordnetenversammlung erachtete es nicht für ihre Sache zu kontrolieren, wie weit jene Vorschrift vom Subventionierten befolgt würde, und lehnte den Antrag Tomssons ab.

19. Dez. Riga. Se. Majestät der Kaiser geruht zu befehlen, der Rigaschen lettischen geselligen Vereinigung (Sabeedriba) seine Dankbarkeit zu übermitteln für die treuuntertänigsten Gefühle ihrer Mitglieder, die anläßlich der Stiftungsfeier der Vereinigung zum Ausdruck gekommen waren.

20. Dez. Eine Zuschrift an die „Düna-Ztg." (Nr. 287) stellt fest, daß die Frage, ob ein protestantischer Lette sein Kind am deutschen Religionsunterricht teilnehmen lassen darf, von einigen Volksschulinspektoren verneint werde. Daß deutsche Schulkinder am Religionsunterricht in lettischer Sprache teilnehmen, erregt keinen Anstoß, lettischen Kindern wird dagegen das Recht zum Besuch deutscher Religionsstunden vielfach vorenthalten. Es wird in der Zuschrift die Unmöglichkeit einer solchen Beschränkung der elterlichen Gewalt nachgewiesen: die Eltern können ihr Kind in jede beliebige Schule geben, für dasselbe jeden beliebigen Lehrer engagieren, es jeden beliebigen christlichen Glauben annehmen lassen, aber sie sollen nicht bestimmen dürfen, ob ihre Kinder die lettische oder die deutsche Religionsstunde ihrer Konfession zu besuchen haben.

Zu derselben Frage wird der „Düna-Ztg." vom 24. Dezember c. geschrieben: In der Nr. 287 der „Düna-Ztg." wurde darauf hingewiesen, daß nicht mehr Eltern, sondern Volksschulinspektoren die Frage entscheiden, in welcher Sprache die Kinder den Religionsunterricht empfangen. Einen solchen Eingriff in die patria potestas haben sich neuerdings auch Gymnasialdirektoren erlaubt. Einige derselben gliedern die Eltern und erklären ihnen, daß ihre Kinder an den deutschen Religionsstunden nicht teilnehmen dürfen.

21. Dez. Der Gouverneur von Livland Generalmajor Paschkow wird zum Generalleutnant befördert.

21. Dez. Bezüglich der Pferdepoststationen in Livland erläutert eine Senatsentscheidung vom 22. April c., die jetzt der Presse bekannt wird, daß sich die ritterschaftliche Verwaltung der Stationen nur auf die wirtschaftliche Seite beziehe, im übrigen aber die Ritterschaft hinsichtlich der Verwaltung der Pferdeposten zur Staatsregierung in demselben Verhältnis stehe,

wie es das Gesetz überhaupt hinsichtlich der Verwaltung der allgemeinen Landesangelegenheiten festsetzt, d. h. die solche Angelegenheiten betreffenden Anordnungen des Landratskollegiums müssen zur Bestätigung der Gouvernementsregierung vorgestellt werden, die als die oberste Aufsichtsbehörde über die gesetzliche Erfüllung der Landespflichtigenheiten und der richtigen Verwaltung der Landesangelegenheiten überhaupt anzusehen sei.

Die Veranlassung zu dieser Senatsentscheidung hat eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem livländischen Gouverneur und dem livländ. Landratskollegium gegeben, die mehrere Jahre zurückdatiert. Der Gouverneur hatte nun sich aus Regeln für die Benutzung von Postpferden durch reisende Beamte publiziert, deren Bestimmungen den zwischen dem Landratskollegium und den Postkommissaren geschlossenen Kontrakten zuwiderliefen. Ueber den daraus resultierenden Streitfall hatten sich dann Gouverneur und Landratskollegium geeinigt und auf Vorstellung des ersteren war eine vom Landratskollegium ausgearbeitete neue Postlage im J. 1900 vom Minister des Innern bestätigt worden, der Senat entscheidet daher in dem Ukas vom 22. April c. nur die prinzipielle Seite der Frage. Er stützt sich für seine Entscheidung darauf, daß hinsichtlich der „eigenen Verwaltung" der Postlokationen durch die Ritterschaft in den einschlägigen Art. 577—580, 671, 676, 677, 679 und 681 des II Bandes des Provinzialrechts nur von der wirtschaftlichen Seite die Rede sei, und beruft sich ferner auf einen kaiserlichen Ukas vom 7. November 1803, der dem Landratskollegium verbot, Publikationen in Sachen der Postgebühren ohne Wissen der Gouvernementsregierung zu erlassen. Die Meinung des Landratskollegiums, daß dieser Ukas nicht mehr zu Recht bestehe, da er nicht in das Provinzialrecht bei dessen Kodifikation aufgenommen worden sei, erklärt der Senat für irrig, da der fragliche Ukas in die Vollständige Sammlung der Gesetze übergegangen und niemals besonders aufgehoben worden sei, mithin trotz des inzwischen kodifizierten Provinzialrechts seine Geltung nicht verloren habe.

22. Dez. Mitau. Eine griechisch-orthodoxe Regimentskirche für das 180. Windausche Infanterieregiment wird eingeweiht. Sie ist aus kirchlichen Mitteln und aus Beiträgen des Regiments erbaut worden und faßt 900 Menschen.

24. Dez. Riga. Es wird bekannt, daß das Ministerium des Innern im Einvernehmen mit dem Finanzministerium das Gesuch der Stadt Riga um Befreiung der Stadt von den Ausgaben für den Unterhalt der Polizei (vgl. Balt. Chr. 1902 Jan. 14.) abgelehnt habe, da die Finanzlage der Stadt nicht so ungünstig sei, wie die Stadtverwaltung sie darstelle.

27. Dez. Jurjew (Dorpat). Auf der Stiftungsfeier des Handwerkervereins wird u. a. der Jahresbericht für die vom Verein veranstalteten Fortbildungskurse abgestattet. Es wird in demselben auf einem sehr wichtigen Gebiet leider ein Mißerfolg verzeichnet: die russischen und deutschen Sprachkurse, die außer den Zeichenkursen vom Verein organisiert wurden, sind von der Verwaltung des Rigaschen Lehrbezirks beanstandet und trotz der vom Verein zur Kanzessionierung dieser Kurse unternommenen Schritte nicht wieder gestattet worden. Auch gegen die Zeichenkurse sei anfangs Einsprache erhaben worden, doch erscheine ihr Weiterbestehen unter gewissen Bedingungen ermöglicht.

28. Dez. Mitau. Schlußsitzung des kurländischen Gouvernementskomitees für die Bedürfnisse der Landwirtschaft unter dem Vorsitz des Gouverneurs Sswerbejew. An der Sitzung nehmen teil 18 Großgrunddesitzer oder Vertreter von Vereinen des Großgrundbesitzes, 8 Regierungsbeamte und 34 Gesindewirte, darunter drei Rechtsanwälte, ein Cand. jur., ein Arzt und ein wirkl. Staatsrat. Infolge dieser Zusammensetzung ergaben die Abstimmungen im Komitee oft bemerkenswerte Abweichungen von den Beschlüssen der Sektionen, die aus je zwei Groß- und Kleingrunddesitzern unter dem Präsidium eines Vertreters der Ritterschaft bestanden hatten.

Das Gouvernementskomitee erklärte mit Stimmenmehrheit gegen einen Sektionsbeschluß für notwendig, das Gesetz, das in einigen Gouvernements die Ausfuhrung der Häfen gestattet, auf Kurland auszudehnen, der Vorschlag einer Sektion, die Spirituspreise nach dem Roggenpreise zu normieren, wurde abgelehnt, und beschlossen, gar keinen Antrag in dieser Sache zu stellen, ebenso sprach sich das Komitee für die Durchsicht der Wegeinstruktion von 1870 aus gegen das Sentiment der Sektion usw. Zur Verhütung von Pferdediebstählen hatte die betr. Sektion Verschärfung der Strafen und Förderung der Anlage von Telephonverbindungen vorgeschlagen, und für wünschenswert erklärt, daß die Untersuchungsrichter der lettischen Sprache mächtig und mit den Verhältnissen des Landes vertraut wären; endlich hatte sie

Vereinigungen zum Schutz gegen Pferdediebstähle empfahlen, von diesen Beschlüssen nahm das Gouvernementskomitee nur die beiden ersten an.

In Bezug auf die landwirtschaftliche Bildung schloß sich das Gouvernementskomitee der Resolution der I. Sektion (Vorsitzender Baron Hahn-Platon) an. In Uebereinstimmung mit der Mehrzahl der Kreiskomitees ist die Sektion der Ansicht, daß es hauptsächlich im Interesse des bäuerlichen Grundbesitzes wünschenswert ist, Musterfarmen zu gründen, und zwar mindestens eine für je zwei Kreise. Auf diesen Farmen könnten die künftigen Bauerwirte vornehmlich auf praktischem Wege sich mit den vervollkommneten Methoden ihrer künftigen Tätigkeit, mit dem Umgehen mit vollkommeneren landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten, wie überhaupt mit der Führung einer rationellen Wirtschaft bekannt machen. Im Winter könnten die Praktikanten mit der theoretischen Seite der Sache bekannt gemacht werden. Als Leiter der Musterfarmen müssen Personen mit höherer landwirtschaftlicher Bildung angestellt werden, die zugleich gründlich mit den örtlichen Verhältnissen, namentlich der bäuerlichen Wirtschaft bekannt sind. Als Mitarbeiter sind ihnen Spezialisten für die wichtigsten Zweige der Landwirtschaft, z. B. Milchwirtschaft, Garten- und Gemüsebau, Bienenzucht usw. beizugeben. Diese Personen könnten event. auch als Instruktoren für die benachbarte Bevölkerung dienen. Als Praktikanten auf den Farmen können junge Leute, nicht jünger als 12 Jahre, angenommen werden, wobei den Eingeborenen Kurlands und unter diesen wieder künftigen Gesindebesitzern und Personen mit besserer Allgemeinbildung der Vorzug zu geben wäre. Die Musterfarmen müssen obligatorisch Versuche in den wichtigsten Zweigen der Landwirtschaft anstellen. Zur Gründung der Musterfarmen ist die Einräumung von Kronsgütern zu unentgeltlicher Nutzung wünschenswert, falls der Ertrag des einen oder andern Gutes zum Unterhalt der Farm nicht ausreicht, müßte eine Geldsubsidie dazu kommen. Bei den Musterfarmen können mit der Zeit auch Kurse für Frauen eingerichtet werden und nach Maßgabe der Mittel landwirtschaftliche Schulen. Die

Verwaltung der Musterfarmen könnte den landwirtschaftlichen Vereinen übergeben werden. — Außerdem plaidiert die Sektion für die Errichtung einer mittleren landwirtschaftlichen Lehranstalt mit obligatorischem Unterricht in der deutschen und lettischen Sprache (als Unterrichtsfächer) auf Staats- und Landeskosten.

Der kurländische Gouverneur hatte die Versorgung der landlosen Knechte mit Land als ein dringendes Bedürfnis für Kurland bezeichnet, um der Auswanderung zu steuern und eine genügende Zahl ländlicher Arbeiter im Lande zu halten. Der Gouverneur hatte daher die Frage der Parzellierung der Kronsgüter angeregt. Die II. Sektion (Vorsitzender Baron Ropp-Bixten) schloß sich dieser Anregung an. Sie hält für das Prosperieren der Landwirtschaft das Zusammenwirken von großem, mittlerem und kleinem Grundbesitz für notwendig. In Kurland existieren eigentlich nur die beiden ersten Gruppen, denn die vorhandenen Bauerhöfe von durchschnittlich 40 Dessjatinen Umfang sind zum Landbesitz mittlerer Größe zu rechnen. Die Schaffung eines Kleingrundbesitzes ist daher noch zu vollziehen, die einzelne Landstelle aber mit 10 bis 15 Dessjatinen so zu fundieren, daß sie zur Ernährung einer bäuerlichen Familie ausreicht; die Versuche mit kleineren Landzuweisungen haben hierzulande nur ein ländliches Proletariat hervorgerufen. Von dem Areal der Kronsgüter dürfen nach Ansicht der Sektion die Forsten und das Hofsland nicht zur Verteilung an landlose Bauern hinzugenommen werden, da beträchtliche Werte dann verloren gingen. Es verblieben immerhin nach Schätzung der Sektion ca. 45,000 Dessjatinen Kronslandes, auf denen 3000 bis 4000 Bauerfamilien besitzlich gemacht werden könnten. Diese Operation müßte nicht mit einem Male vollzogen werden, damit nicht eine Arbeiterkrisis auf den Höfen entstehe, die Kandidaten für die neugeschaffenen Landstellen müßten auch außer Beweisen für sittliche Tüchtigkeit einen gewissen Zensus aufweisen. Nach Angaben des Gehilfen des Chefs der baltischen Domänenverwaltung beträgt der in Kurland für die Parzellierung in Frage kommende Flächenraum 70,000 Dessjatinen, aus denen 7000 Wirtschaftseinheiten gebildet werden könnten. — Das Gouver-

nementskomitee schloß sich gegen die Stimmen zweier Großgrunddbesitzer den Ausführungen der Sektion an.

## 1903.

1. Januar. Das Reichsbudget für 1903 weist nach dem im „Reg.-Anz." publizierten Bericht des Finanzministers an Einnahmen 1,899,532,678 Rbl. auf, an Ausgaben 2,071,667,472 Rbl. Aus dem freien Baarbestande der Reichsrentei. d. h. durch Kreditoperationen, müssen also 172,134,794 Rbl. gedeckt werden. Die ordentlichen Einnahmen übersteigen die ordentlichen Ausgaben um 16,8 Mill Rbl. Im Vergleich mit dem Budget für 1902 sind die Einnahmen um 96,2 Mill Rbl., die Ausgaben um 104,8 Millionen gestiegen. Das Budget übersteigt zum ersten Mal den Betrag von zwei Milliarden, es hat sich seit 1893, wo die erste Milliarde erreicht, verdappelt, die Ursache der schnellen Steigerung ist in der Verstaatlichung vieler Privatbahnen und in dem Bau vieler neuer Bahnen, sowie in der Einführung des Kronsbranntweinmanopols zu sehen. Auch in dem neuen Budget fällt die Zunahme der Gesamtsumme zum Teil diesen beiden Posten zur Last Sonst haben unter den Ausgaben die Kredite des Kriegsministeriums und des Marineministeriums Erhöhungen um 7,9 Mill. und 17,5 Mill erfahren Die außerordentlichen Ausgaben (191,262,243 Rbl.) dienen zum größten Teil dem Bau von Eisenbahnen (166 Mill.) Der Goldvorrat hat sich um mehr als 100 Mill Rbl. vermehrt. Den freien Bestand der Reichsrentei berechnet der Finanzminister zum 1. Januar 1903 auf 50,7 Mill Rbl., die zusammen mit 148,5 Mill. aus der Pariser Anleihe von 1901 und 1902 zur Deckung des Restes der außerordentlichen Ausgaben hinreichen. Ueber die wirtschaftliche Lage führt der Finanzminister in seinem Bericht aus, daß für das Jahr 1902 nach keine Besserung der bedrängten Lage der Industrie zu verzeichnen ist, daß könnten die Schwierigkeiten nicht von langer Dauer sein und trügen in sich die Voraussetzungen für ihr Aufhören. Die Ernte ist in 72 Gouvernements günstig gewesen.

An den Finanzminister S. J Witte ergeht in Anlaß seiner 10jährigen Verwaltung der Reichsfinanzen ein überaus

gnädiges Allerhöchstes Reskript, in dem unter anderem auch erwähnt wird, daß der Finanzminister neben der Erfüllung seiner Amtspflichten dem Großfürsten-Thronfolger Unterricht in der Nationalökonomie erteilt habe.

1. Jan. In Reval und Windau wird die neue Verwaltung für Handelshäfen auf Grund des Gesetzes vom 3. Juni 1902 eingeführt.

1. Jan. Die Herausgabe und Redaktion der „Baltischen Monatsschrift" geht von Cand. jur. Arnold v. Tidebohl auf Dr. Fr. Bienemann über.

1. Jan. Libau. Das doppelsprachige „Libauer Lokal- und Handelsblatt" stellt sein Erscheinen ein. Statt dessen erscheint der „Libauer Lloyd" wieder in russischer Sprache mit einigen wenigen deutschen Notizen. Als Herausgeber und Redakteur zeichnet F. Quaas, als zweiter Redakteur Belzowin.

2. Jan. Zu der durch die Verhandlungen des Gouvernementskomitees für die Bedürfnisse der Landwirtschaft angeregten Frage nach dem Stande der Rechtspflege in den Ostseeprovinzen bringt die „St. Pet. Ztg." folgende Erinnerung: Das Gesetz über die Einführung der Justizreform in den Ostseeprovinzen vom 6. Juli 1889 verordnete die Ernennung der Friedensrichter durch die Regierung und dehnte das den Ständen in den inneren Gouvernements zustehende Recht der Wahl der Friedensrichter nicht auf die Ostseeprovinzen aus. Als Motiv dafür diente dem Gesetzgeber, nach der bekannten Edition von Gasmann und Rolcken, der Umstand, daß es der Stoviskregierung leicht wäre, aus der großen Zahl der auf der Dorpater Universität gebildeten Juristen die Friedensrichter zu ernennen, während sie in den inneren Gouvernements über solches Material nicht verfüge. Unter den vielen 1889 ernannten Friedensrichtern findet sich aber kaum ein einheimischer Jurist. Daher auch die allgemeine Unkenntnis der Landessprachen beim Richterstande, eine Unkenntnis, durch der die Vorzüge der Gerichtsordnung Alexander II. tatsächlich beeinträchtigt werden.

5. Jan. Ein Zirkular des Fellinschen Volksschulinspektors an die ihm unterstellten Schullehrer verbietet bei Androhung administrativer Beahndung jegliche Versammlung von Lehrern ohne Genehmigung der Obrigkeit, schreibt den Lehrern der mit Land datierten Volksschulen vor, im nächsten Frühjahr Baumpflanzungsfeste zu veranstalten, und schreibt vor, daß im Jahr nicht weniger als 10 russische Lieder zu lehren sind, darunter obligatorisch der russische Hymnus „Kolj sslawen"!

7.—9. Jan. Reval. Sitzungen des Estländischen Gouvernementskomitees für die Bedürfnisse der Landwirtschaft unter dem Vorsitz des Gouverneurs Bellegarde. Aus den Verhandlungen, an denen ca. 60 Personen teilnahmen, ist folgendes hervorzuheben.

Die I. Sektion, die sich mit den Maßregeln zur Besserung der natürlichen physikalischen Verhältnisse der Landwirtschaft zu befassen hatte, empfahl u. a. der Regierung bei der Schiffbarmachung der Narowa und der Regulierung des Peipusspiegels das Interesse der Landwirtschaft im Auge zu behalten. Der Antrag, daß jedem Landbesitzer gestattet werde, schädliche Tiere, z. B. die Hasen, zu vernichten, wurde abgelehnt, da eine derartige Bestimmung zur Umgehung des Jagdgesetzes führen würde.

Zur Förderung landwirtschaftlicher Kenntnisse wurde nach den Anträgen der II. Sektion die Begründung einer mittleren und mehrerer niederen staatlichen landwirtschaftlichen Schulen empfohlen, ferner wurde für wünschenswert erklärt, für jeden Kreis einen Instruktor mit staatlicher Unterstützung bei den kleineren landwirtschaftlichen Vereinen anzustellen. Subsidien für Musterwirtschaften und zwei Versuchsstationen in Estland werden gewünscht, die Einrichtung staatlicher Musterwirtschaften abgelehnt. Für die Volksschulen wird Unterricht in der Naturkunde und zwar in der Muttersprache der Kinder gefordert.

Auf Antrag der III. Sektion wurde u. a. beschlossen, um die Aufhebung des Importzolles auf landwirtschaftliche Geräte, Maschinen und Düngemittel nachzusuchen, die Anlage von Zuchtstationen für Pferde und Rindvieh, die Verlängerung der Brennereiperiode von 200 auf 240 Tage, die Organisation eines billigen landwirtschaftlichen Kleinkredits und Meliorationskredits für wünschenswert erklärt.

Zur Förderung des Absatzes ländlicher Produkte wurde nach den Vorschlägen der IV. Sektion eine Reform des nicht unbedeutenden Eisenbahntransports von Schlachtvieh nach St. Petersburg gefordert und die Bildung von Gesellschaften für den Viehabsatz in der Residenz empfohlen. Gegen das Sentiment der Sektion wurde beschlossen, die Bildung bäuerlicher Meiereiverbände durch staatliche Subventionen zu fördern. Ferner wurde Verschärfung der Verantwortlichkeit der Eisenbahnen für Verspätung und Verderb der Waren, Herabsetzung verschiedener Beförderungstarife usw. befürwortet.

V*

Zum Schutz des landwirtschaftlichen Eigentums wurde entsprechend den Anträgen der V. Sektion die Erhöhung des Strafmaßes und Verschärfung der Strafart für Pferdediebstahl als notwendig bezeichnet. Auch wurde beschlossen, darum nachzusuchen, daß die Bauerkommissare verpflichtet würden, Anträge auf obmunistrative Verschickung durch Gemeindebeschluß ohne Nennung des Antragstellers der Gemeindeversammlung vorlegen zu lassen. Einstimmig wollte man um die Aufhebung der Steuer von Versicherungsprämien nachsuchen, wenigstens sofern es sich um Polizen gegenseitiger Versicherungsvereine handelt.

Die VI. Sektion hatte die agrarpolitischen Zustände Estlands zu beraten gehabt. Auf diesem Gebiet akzeptierte die Majorität des Gouvernementskomitees folgende Beschlüsse: Die Tätigkeit der Baueragrarbank ist auf Estland auszudehnen. Maßregeln zur Beschleunigung der Umwandlung des Sechstellandes in Bauerland sind zu ergreifen. Das Minimum der Pachtdauer ist von 6 auf 12 Jahre zu verlängern. Der Gutsbesitzer ist zum Ersatz aller Meliorationen auf Bauerpachtland, die ihm schriftlich vom Bauerkommissar angezeigt worden sind, verpflichtet, wenn er nicht binnen drei Monaten Verwahrung eingelegt hat. Der Pächter kann einen Erben bezeichnen, der für den Fall seines Todes für die Dauer des Kontrakts in den Genuß der Pacht tritt. Bauerland darf bei der erstmaligen Ablösung vom Hauptgut nur an Personen bäuerlichen Standes verkauft werden. — Der Antrag, daß Bauerlandstellen überhaupt nur Bauern verkauft werden dürften, wurde abgelehnt, ebenso einer auf Normierung einer Maximalgrenze für die Bauerlandpacht, und ein dritter, der den obligatorischen Bauerlandverkauf anstrebte. Man beschloß auch, daß an der gesetzlichen Minimalgröße der Bauerlandpachtstelle von 3 Dessjatinen Acker festzuhalten sei.

Auf alle Fragen, die eine Abänderung der Organisation der Landesverwaltung involvieren, beschloß das Gouvernementskomitee nicht einzugehn.

In betreff der Landesverwaltung waren von estnischen landwirtschaftlichen Vereinen und einzelnen Interessenten eine Reihe von Gesuchen

eingegangen, über die dem Gouvernementskomitee von der VI Sektion zwei Gutachten, eins von der Majorität und eins von der Minorität vorgelegt worden waren.

Das Gutachten der Majorität hatte aus dem gesamten Material der Anträge und Petitionen hauptsächlich drei Punkte ausgesondert: 1. die Betreibung des Kleingrundbesitzes an der Verwaltung des Landes mit weitgehender Berücksichtigung der speziellen Bedürfnisse des Bauernstandes, 2. die Erleichterung der Lasten, die auf dem Kleingrundbesitz ruhen, 3. die Schaffung einer Alters- und Invaliditäts-Versorgung. — Hierzu wurde dem Gouvernementskomitee folgende Stellungnahme empfohlen: 1. In Anerkennung des von der Landesvertretung auf dem Gebiete des Ausgleichs der Steuern und der Lasten bereits Geleisteten und besonders angesichts des Umstandes, daß sich das Ministerium des Inneren schon seit Jahren mit dem Plan einer Reform der Landesverwaltung beschäftige, auf die Detailfragen der geplanten Reform nicht einzugehen, in der Ueberzeugung daß die Staatsregierung bei der Durchführung der Reform den lokalen historisch agrarischen und kulturellen Verhältnissen Rechnung tragen werde, 2. einer Veränderung des Prinzips der Grundsteuereinschätzung im Sinne einer direkten Bodenbonitur (nach Analogie des finländischen Gesetzes der Grundsteuereinschätzung vom Juni 1901) für notwendig anzuerkennen, 3. dem Wunsch nach einer Organisation der Versicherung landwirtschaftlicher Arbeiter für den Fall einer Arbeitsunfähigkeit zu äußern.

Als Minoritätsgutachten lag eine eingehende Denkschrift des Ritterschaftshauptmanns vor, in der auf die völlige Gleichartigkeit in der Vertretung der öffentlichen Lasten auf die nach Maßgabe der vorhandenen Mittel durchgeführte Berücksichtigung der Bedürfnisse des Kleingrundbesitzes hingewiesen wurde, sowie auf die vom Landtage 1896 bereits beschlossene Kassentrennung, durch die die Schaffung besonderer Kassen für die Bedürfnisse der Großgrundbesitzer einerseits und die der Landschaft im allgemeinen anderseits intendiert worden war. Endlich wies die Denkschrift auf die ebenfalls vom Landtag 1896 beschlossene und der Regierung zur Bestätigung vorgestellte Kirchspielsordnung hin, durch die der kulturellen Entwicklung des Kleingrundbesitzes und seiner Berechtigung, an den Arbeiten der Selbstverwaltung in einer territorial begrenzten Einheit, wie sie das Kirchspiel darstellt, teilzunehmen, Rechnung getragen worden ist. Eine Erweiterung des Rechts des Kleingrundbesitzes auf eine selbsttätige Selbstverwaltung und die Vermeidung übertrieben hoher Lasten könne eher erhofft werden auf der Basis einer Weiterentwicklung des Bestehenden, als vom einem Bruch mit der historischen Entwicklung und dem Uebergang zu einem bureaukratischen Regime. In Anbetracht des Dargelegten schlage er vor, auf eine weitere Diskussion der vorgebrachten Wünsche an dieser Stelle nicht einzugehen. — 29 Glieder des Gouvernementskomitees gaben zu Protokoll daß sie sich den Ausführungen des Ritterschaftshauptmanns anschließen.

7. Jan. Die Mißernte des letzten Jahres hat in einigen Teilen Livlands Schwierigkeiten in der Verpflegung der ärmeren Bevölkerung zur Folge Für Hahnhof im Werroschen Kreise und Marienburg, Selitzingshof und Oppekaln im Walkschen Kreise wird vom livländischen Gouverneur die Bildung von örtlichen Notstandskomitees gestattet, die sich an die Oeffentlichkeit mit der Bitte um Unterstützung wenden.

7. Jan Das Recht der Herausgabe der „Libauschen Zeitung" geht auf den Redakteur H. G. Meyer über Als zweiter Redakteur wird Kael Sredel bestätigt

7. Jan. Arensburg. Ein neues Lokal für die Seemannsschule wird eingeweiht.

8. Jan. Eine Zuschrift an den „Rish. Westn." empfiehlt der orthodoxen Landgeistlichkeit der Ostseeprovinzen, sich der bäuerlichen landwirtschaftlichen Vereine anzunehmen, und zwar sollten sich die Priester an Stelle der Gutsbesitzer, Pastoren und Lehrer um die Präsidentenstelle in diesen Vereinen bewerben wozu jetzt gute Gelegenheit wäre da durch die Verhandlungen der Gouvernements- und Kreiskomitees für die Bedürfnisse der Landwirtschaft die Interessengegensätze zwischen Gutsbesitzern und Bauern in den Vordergrund gerückt wären Die orthodoxe Geistlichkeit solle sich darum nicht mehr von dem wirtschaftlichen Leben ihrer Gemeindeglieder fern halten.

Für die bisherige Zurückhaltung der orthodoxen Geistlichkeit führt der Gewährsmann des „Rish. Westn." folgenden geschichtlichen Zusammenhang aus Von 1841 an bis zur Regierung Kaiser Alexander III seien alle bäuerlichen Bewegungen im Gebiet — vermeintliche [?] und wirkliche — vom Gutsbesitzerstande auf Machinationen der orthodoxen Geistlichkeit zurückgeführt worden Um die „Feinde der Kirche" jeden Vorwandes für eine Beschuldigung der Priester zu benehmen, nahm daher der weltliche und geistliche Obrigkeit allen Vertretern der orthodoxen Kirche Reverse darüber ab, daß sie sich nicht in bäuerliche Angelegenheiten mischen würden. Solche Reverse wurden von den orthodoxen Lehrern und Psalmensängern noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gefordert. Die Strenge ging in dieser Beziehung sogar so weit daß dem Psalmensänger und Lehrer verboten wurde den Bauern Bittschriften an das Gericht ins Russische zu übersetzen. Diese Anordnung der Regierung wurde durch Klagen des gutsherrlichen Standes motivirt, die Bauern fingen nach Anleitung gewisser Psalmensänger 2c ungegründete Prozesse mit den Gutsbesitzern an, aus denen den Bauern nur unnütze Ausgaben erwüchsen. Infolge dieser und ähnlicher von der orthodoxen Geistlichkeit verlangter Reverse hätte sich im Volke allgemein die Ansicht festgesetzt, daß den orthodoxen Geistlichen, abgesehen vom Gottesdienst jede öffentliche Betätigung verboten sei. Dem wäre aber, Gott sei Dank, seit der Einführung der

großen Reformen des Zaren-Friedensstifters nicht mehr so, die Fesseln der Geistlichkeit wären gefallen usw. (vgl. Balt. Chr. 1901/2 S. 91).

9. Jan. Ueber die Auswanderung aus Finnland liegen folgende Daten vor, die sich allein auf die Emigration über Hangö beziehen, da für die andern Häfen keine sicheren Daten vorliegen

| | | |
|---|---|---|
| 1891—1898 (durchschn. im Jahr) | 3,400 | Pers. |
| 1899 . . . . . | 12,357 | „ |
| 1900 . . . . . | 10,842 | „ |
| 1901 . . . . . | 12,659 | „ |
| 1902 . . . . . | 22,265 | „ |

Zieht man die andern Auswanderungswege mit in Betracht, so kann man die Auswandererzahl für 1902 auf ca. 25,000 Personen oder 1 pCt. der Gesamtbevölkerung Finnlands schätzen.

10. und 11. Jan. Reval. Sitzungen des Ritterschaftlichen Ausschusses. Da ein Schreiben aus der Landschaftsabteilung des Ministeriums des Innern besagt, daß der seinerzeit von dem Gouverneur Fürsten Schachowskoj veranlaßte Verkauf der im Besitz von Bauergemeinden befindlichen Pfandbriefe des Estländischen adligen Güterkreditvereins nicht anfrecht zu erhalten sei, beschloß der Ausschuß den Gouverneur darum zu ersuchen, den Gemeindeverwaltungen mitteilen zu lassen, daß die den Gemeinden gehörigen Kapitalien in Pfandbriefen des Estländischen adligen Güterkreditvereins angelegt werden dürfen. — In Sachen des Veterinärwesens wird beschlossen, die Zahl der Veterinärärzte von 4 auf 5 zu erhöhen und ihr Gehalt von 700 auf 1000 Rbl. jährlich. Die Zahl der Veterinärfeldscher wird von 2 auf 5 erhöht und ihr Jahresgehalt auf 300 Rbl. normiert. Zur Anschaffung von Arznei- und Desinfektionsmitteln wird ein Kredit von 740 Rbl. eröffnet und ebensoviel einmalig zur Anschaffung von Instrumenten. — Der Ritterschaftshauptmann wird ersucht, zu erwirken, daß den jüngeren Kreischefsgehilfen Wohnsitze innerhalb ihrer Distrikte angewiesen werden, und bei der Regierung um die Mittel zur Beschaffung von Arreſtlokalen bei ihren Wohnungen nachzusuchen.

11. Jan. Senateur Paul v. Lilienfeld-Toal, von 1868—1886 Gouverneur von Kurland, † in St. Petersburg.

12. Jan. Finnland. Ein Allerhöchstes Reskript an den Generalgouverneur befiehlt, die Stellungspflichtigen des Jahres 1902, die sich dem Militärdienst entzogen haben, nicht gerichtlich zu verfolgen, dafür aber: 1) die in

den Regierungsinstitutionen im Staatsdienst stehenden Personen, die sich nicht zur Ableistung der Wehrpflicht gestellt haben, zu entlassen, 2) von den Stellungspflichtigen des Jahres 1902 beim Eintritt in den Staatsdienst ein Attest, daß sie sich zur Ableistung der Wehrpflicht gestellt haben, zu verlangen, 3) den Personen, die sich der Militärpflicht entzogen haben, innerhalb 5 Jahre keine Auslandspässe zu ertheilen, 4) bei der Ertheilung von Darlehn und Unterstützungen aus fiskalischen Summen an Kommunen oder Einzelpersonen den Grad ihrer Betheiligung am Widerstande gegen die Einberufung in Betracht zu ziehen, und 5) alle, die sich der Einberufung entzogen haben, der Landwehr zuzuzählen. Diejenigen Einberufenen des Jahres 1902, die rechtzeitig bei den Truppen eingetreten sind, sind nach Maßgabe der Ergänzung des Mannschaftsstands ohne Zuzählung zur Landwehr zur Rückkehr in ihren Beruf zu entlassen.

Die Gouverneure v. Kräcker aus Abo-Björneborg, Munk von St. Michel, Bjerkbaeg aus Wasa und Furuhjelm aus Uleaborg werden entlassen, weil sie durch den Generalgouverneur ein Memorandum zur Allerhöchsten Kenntnis bringen ließen, in dem sie erklärten, daß der Mißerfolg der Rekrutenaushebung im Jahre 1902 nicht auf die Machinationen einer revolutionären Partei zurückzuführen sei, sondern auf das Rechtsgefühl der Masse der finnländischen Bevölkerung, daß das Wehrpflichtsgesetz eine Verletzung der Grundgesetze Finnlands involvire und daß sich aus diesem Grunde der finnländische Bürger ihm nicht unterwerfen müsse („Finl. Gaz.“).

13. Jan. Zum Chef der Hauptverwaltung der Posten und Telegraphen ist der Gouverneur von Tschernigow Jewgenij Andrejewskij ernannt worden.

14. Jan. Hofenpoth. Stadtverordnetenwahlen. Die Stadtvertretung erfährt keine wesentliche Veränderung. Die von den Deutschen aufgestellten 18 Stadtverordneten und 5 Ersatzmänner wurden gewählt, die Letten hatten keine besondere Liste aufgestellt. Von den 18 Gewählten gehörten 12 bereits früher der Versammlung an, von den Ersatzmännern zwei. Von 80 Wahlern betheiligten sich 28 an der Wahl.

14. Jan. Der Livl. Gemeinnützigen und Oekonomischen Sozietät wird auf ihr im Hinblick auf den Mangel an Saatgetreide in Livland geschehenes Ansuchen ein Notstandstarif für den Transport von Saaten nach Livland von der Regierung bewilligt. Der Sozietät wird die Konzession zum Transport von 1000 Waggons Getreide zum ermäßigten Tarif von $^1/_{100}$ Kop. pro Pud gegeben mit der Klausel, daß der Ankauf für Rechnung der bäuerlichen Gemeindekapitalien zu geschehen habe.

16. Jan. Adolf Grenzstein legt offiziell die Redaktion des „Olewik" nieder. (Reg. Anz. vom 3. März 1903.)

19. Jan. Woldemar v. Bock, dim. Vizepräsident des livl. Hofgerichts, stirbt in Bamberg, 86 J. alt.

20. Jan. Jurjew (Dorpat). Ein Reichsratsgutachten erhält die Allerhöchste Bestätigung, durch das die Zahl der Schutzleute der hiesigen Polizeiverwaltung von 52 auf 84 erhöht wird. Die Bestreitung der durch diese Vergrößerung des Etats der Polizeiverwaltung verursachten Kosten im Betrage von 7680 Rbl. jährlich wird dem Reichsschatz auferlegt. Die Stadtverwaltung hat die Quartiergelder für die 32 neuen Schutzleute zu zahlen.

21. Jan. Zum Präsidenten der kaiserl. livl. Oekonomischen Sozietät wird an Stelle des Landrats A. v. Oettingen-Lubenhof, der die Residierung im Landratskollegium übernommen hat, der Landrat Baron Pilar v. Pilchau-Rudern gewählt.

21. Jan. Die Verwaltung des Rigaschen Lehrbezirks hat dem Vorstand einer Volksbibliothek im Kirchspiel Marien-Magdalenen angeschrieben, 370 Bücher aus der Bibliothek zu entfernen und sich auf die in dem amtlichen Katalog für Volksbibliotheken angeführten Werke zu beschränken. Die aus Spenden der Ortsangesessenen errichtete Bibliothek enthält jetzt nur noch 195 Bücher von geringem literarischem Wert. (Düna-Ztg.)

22.—24. Jan. Oeffentliche Jahressitzungen der Kaiserlichen Livländischen Oekonomischen Sozietät. Der Präsident Landrat Baron Pilar v. Pilchau verwies in seiner Eröffnungsrede hinsichtlich des steten Fortschreitens der Tätigkeit der Sozietät auf die in diesen Tagen abzustattenden Berichte der ihr filiierten Spezialvereine und hob von Tatsachen allgemeinerem Interesses den erstmaligen Besuch des Landes durch die Remontekommission hervor. Die Sozietät habe ihre besondere Aufmerksamkeit auch ferner auf die Frage der Bekämpfung der Rindertuberkulose gerichtet und die Ausarbeitung eines Entwurfs zu einer Arbeiterversicherung sei beendet worden. Auf die Realisierung des letzteren werde man wohl noch lange warten müssen, da die einzig mögliche Form der Arbeiterversicherung, die obligatorische Versicherungspflicht, sehr schwer zur Ausführung zu bringen sein wird. Zum Schluß gedachte der Präsident der von der Sozietät zum Besten der an Saatenmangel leidenden Gemeinden eingeleiteten und von

Erfolg gekrönten Aktion zur Erlangung einer Frachtermäßigung für Saatgetreide aus dem Innern des Reichs (vgl. 1903 Jan. 14.). — Auf den Sitzungen wurden Referate abgestattet und Vorträge gehalten von Herrn a. Sivers-Euseküll über die Nordlivländische Exportschlächterei in Novum, von Herrn v. Stryk-Kiddijärw über periodische Butterausstellungen, Viehzuchtinspektor P. Stegmann über die Inspektionen von Anglervieh, v. Sivers-Euseküll über die Tätigkeit der Kommission zur Hebung der bäuerlichen Rindviehzucht, Cand. chem. C. Sponholz über Handel, Einkauf und Kontrolle von Kunstdüngern, Sekretär der Sozietät G. v. Stryk über den Kredit des kleinen Landwirts, Professor v. Knieriem-Peterhof über Wiesendüngung, Ingenieur P. Rosenstand-Woldicke über Untersuchungen von Flußläufen im Interesse der Landeskultur, vom Kreisdeputierten v. Anrep über Meliorationen in Kerstenshof und Cand. C. Sponholz über Moorkulturen.

22. Jan. Die „Peterburgas Awises" haben, wie der Herausgeber und verantwortliche Redakteur O. Rahwinsch in der Nr. 7 dieses lettischen Blattes anzeigt, einen völligen Redaktionswechsel erfahren. Die bisherigen Redakteure W. Plutte und A. Neebra sind ausgeschieden und an ihre Stelle sind getreten: Advokat Jahn Ansberg in Riga, Suworowstraße 8, dem alle für das Hauptblatt bestimmten Artikel, mit Ausnahme von „St. Petersburger Nachrichten", einzusenden sind, Rudolf Blaumann in Petersburg für das Feuilletonbeiblatt, und endlich Eduard Treumann in Riga, Revaler Straße 40, für die Rubrik „Allerlei" (Purwa Mala). Das in Petersburg ohne Präventivzensur erscheinende lettische Hetzblatt wird also nun im Wesentlichen in Riga redigiert.

24. Jan. Die Generalversammlung des Livländischen gegenseitigen Feuerassekuranzvereins in Jurjew (Dorpat) beschließt auf Initiative des geschäftsführenden Direktors O. von Samson-Rauge die Einrichtung einer Waldversicherung gegen Brände, zunächst für Jungholzbestände im Alter von 1—20 Jahren. Damit ist der Weg zu einer in Rußland noch völlig neuen Versicherungsbranche beschritten worden.

24. Jan. Der livländische Gouverneur schickt einen Beamten zu besonderen Aufträgen nach dem Kirchspiel Marienburg, wo

die Brandstiftungen der gegen die vom Patron der Kirche vollzogene Wahl des Pastors Walter zum Kirchspielsprediger demonstrierenden Bande nicht aufhören wollen.

24. Jan. Der Dirigierende der Livländischen Akziseverwaltung wirkl. Staatsrat Umnow wird verabschiedet und durch den bisherigen Chef der Kurskер Akziseverwaltung wirkl. Staatsrat Spitzbart ersetzt.

25 Jan. Riga Die I. Volksküche der Literärisch-praktischen Bürgerverbindung feiert ihren Einzug in einen Neubau der inneren Stadt, in dem die Bürgerverbindung den großen Teil ihres freien Vermögens investiert hat. Diese Volksküche, die mehr den mittleren als den unteren Schichten der Bevölkerung dient und unter freiwilliger Kontrolle eines Damenkreises steht, ist für eine zahlreiche Bevölkerungsgruppe von großer Bedeutung und repräsentiert eines der gemeinnützigen Gebiete, auf denen die Bürgerverbindung noch mit sichtbarem Erfolg arbeiten kann.

29. Jan. Ein Senatsukas wird der livländischen Gouvernementsregierung übermittelt, der dem livländischen Landratskollegium befiehlt, der Gouvernementsobrigkeit die von ihr verlangten Erläuterungen zu einigen Landtagsbeschlüssen vom J. 1898 vorzustellen, ebenso Angaben über die aus der Ritterkasse für das Unterrichtswesen im Jahre 1896 gemachten Ausgaben und den Bericht über die Ritterkasse für das Jahr 1898. Ferner entscheidet der Senat, daß in Zukunft die Beschlüsse der Landtage, Konvente und Kreisversammlungen der Gouvernementsobrigkeit vollständig und in einer Form vorgestellt werden müssen, die das Wesen der Fragen erkennen läßt, zu denen die Beschlüsse gefaßt worden sind. Der Senatsukas lautet:

Auf Befehl Seiner Kaiserlichen Majestät nahm der Dirigierende Senat zur Kenntnis 1) die Akte zum Rapport des livländischen Gouverneurs vom 22 Dez. 1898 sub Nr 8851, betreffend die Weigerung des livländischen Landratskollegiums, die zur Erläuterung der Beschlüsse der Adelsversammlungen des Landtags, des Konvents und der Kreisversammlungen notwendigen Auskünfte und Dokumente und ebenso auch die Beschlüsse dieser Versammlungen selbst in ihrem vollen Umfange der Gouvernementsobrigkeit auszustellen, und 2) das zur Erläuterung obigen Rapports des livländischen Gouverneurs vorgestellte Gesuch des präsidierenden Landrats des livländischen Landratskollegiums Baron Tiesenhausen, und verfügte:

Bei zusammenfassender Erwägung des vorliegenden Gegenstandes, des über ihn beim Rapport des Ministers des Innern vom 6. November

1902 sub Nr. 188 vorgestellten Gutachtens und der einschlägigen Gesetzesbestimmungen ersieht der Dirigierende Senat, daß im Gouvernement Livland (Art. 50 des Provinzialrechts der Ostseeprovinzen Teil II) von der Ritterschaft Landtage, Konvente und Kreisversammlungen abgehalten werden. Diese Versammlungen unterscheiden sich unter einander nach ihrer Zusammensetzung und nach der Beschaffenheit der in ihnen zur Entscheidung kommenden Gegenstände, die Geschäftsordnung in diesen Versammlungen weist aber keine wesentlichen Unterscheidungsmerkmale auf (Art. 53—179 desselben Provinzialrechts) und besteht im allgemeinen darin, daß jeder in diesen Versammlungen zur Verhandlung gelangende Gegenstand schriftlich in Form einer Vorlage eingebracht wird, über deren Entscheidung in der Versammlung ein Protokoll aufgenommen wird, in dem das Wesen der Sache und die Ansichten und Meinungen der Glieder der Versammlung in großen Zügen dargelegt werden, in dieses Protokoll wird auch die Entscheidung über den Gegenstand, d. i. der Beschluß eingetragen. Gemäß Art. 658 des Provinzialrechts der Ostseeprovinzen T. II ist der Ritterschaftssekretär verpflichtet, während des Landtags und Konvents unter Aufsicht des Landmarschalls ohne Auslassungen und mit der erforderlichen Genauigkeit täglich das Protokoll der Sitzungen zu führen und in der Versammlung alle zur Verhandlung bestimmten Gegenstände deutlich zu verlesen, danach wird, gemäß Art. 96 und 115 des Provinzialrechts nach Anhörung aller zum Landmarschall anzuzeigenden Erläuterungen zum Gegenstande und nach stattgehabter Beratung von der Ritterschaft in coepore (Landtag) ein Beschluß gefaßt, den nach einstimmig oder mit Stimmenmehrheit erfolgter Annahme „der Ritterschaftssekretär auf Geheiß des Landmarschalls schriftlich abfaßt, der Versammlung vorliest und Wort für Wort ins Protokoll einträgt“. Auf Grund des Art. 122 werden Beschlüsse der Landtage, die sich auf die inneren oder wirtschaftlichen Angelegenheiten der Ritterschaft beziehen und keiner besonderen Bestätigung bedürfen, der Gouvernementsobrigkeit zur Kenntnisnahme mitgeteilt, Beschlüsse aber, die sich auf die allgemeinen Angelegenheiten des Gebiets beziehen oder nach ihrem Wesen der Oberaufsicht der Regierung unterliegen, werden vor ihrer Ausführung zur Bestätigung vorgelegt. Ein Landrat sucht um diese Bestätigung bei der Gouvernementsregierung oder je nach dem Wesen der Sache und ihren Umständen unmittelbar bei dem höchsten Regierungsvertreter nach, der nach der ihm gewährten Machtvollkommenheit selbst den Beschluß bestätigt oder dazu die Allerhöchste Erlaubnis erbittet.“ Die dargelegte Ordnung für das Zustandekommen der Bestätigung und das Inkrafttreten der Landtagsbeschlüsse hat, gemäß Art. 159 und 170, die gleiche Gültigkeit auch für die Beschlüsse der Konvente und Kreisversammlungen.

Zur Erläuterung der Frage für die der Gouvernementsobrigkeit zur Kenntnisnahme zuzustellenden Beschlüsse die sich auf innere oder wirtschaftliche Angelegenheiten der Ritterschaft beziehen und keiner besonderen Bestätigung bedürfen, dient ein unter Art. 122 des Provinzialrechts

angeführten, am 23. April 1827 Allerhöchst bestätigten Beschluß des Ministerkomitees, dem früheren Generalgouverneur Marquis Paulucci mitgeteilt vom Minister des Innern am 7. Mai 1827 sub Nr. 1558. Aus diesem im Rapport des livländischen Gouverneurs im Auszuge eingestellten Allerhöchsten Befehl vom 23. April 1827 ist zu ersehen, daß auf eine Erklärung der Ritterschaft, in der es u. a. heißt: „daß in ihren Versammlungen oft Beschlüsse gefaßt würden, die nach ihrem Wesen nicht der Durchsicht der Regierung unterliegen, wie z. B. über wirtschaftliche Anordnungen auf den Ritterschaftsländereien, über die Ausreichung von Diplomen an Edelleute, über die Durchsicht der Berichte der Pastholter u. dergl., und daß eingehende Vorstellungen über diese Gegenstände die Ritterschaft zu einer unnützen und beschwerlichen Korrespondenz verpflichten würde", von dem am 23. April 1827 Allerhöchst bestätigten Beschluß des Ministerkomitees verfügt wurde, „zur Regel zu nehmen, daß von dergleichen Angelegenheiten dem Generalgouverneur nicht anders als durch ihre bloße Bezeichnung in einem besonderen Register zur bloßen Kenntnisnahme berichtet werde, um ihm dadurch die Möglichkeit zu verschaffen, zu beurteilen, wovon in der Versammlung gehandelt worden ist, und ihm die Sicherheit zu geben, daß der Generalgouverneur über diejenigen Gegenstände die die Regierung wissen muß, nicht ohne genaue Unterrichtung verbleibe." Der genaue Sinn dieses Allerhöchsten Befehls läßt keinen Zweifel daran zu, daß die der Ritterschaft gewährte Erlaubnis, der Gouvernementsobrigkeit anstatt der in den Ritterschaftlichen Versammlungen gefaßten Beschlüsse in vollem Umfange bloß ein Register der von der Versammlung durchgesehenen Sachen, soweit sie sich auf die inneren und wirtschaftlichen Angelegenheiten beziehen, vorstellen zu dürfen, einzig zu dem Zweck erfolgt ist, eine unnütze und lästige Korrespondenz in diesen Sachen zu vermeiden, was offenbar der Ritterschaft nicht das Recht geben kann, der Gouvernementsobrigkeit die Vorstellung ihr nötiger genauer Auskünfte zu einem der in das besondere Register eingetragenen Gegenstände zu verweigern, — und zwar um so weniger, als ein solches Recht aus den der Ritterschaft gesetzlich zustehenden Rechten und Vorzügen der Selbstverwaltung nicht hervorgeht, und letztere in nichts geschmälert wird durch die von der Gouvernementsregierung an die Ritterschaft gestellte Forderung über diese oder jene von einer Ritterschaftlichen Versammlung verhandelte Angelegenheit genaue Auskünfte zu geben.

Die Richtigkeit dieser Erwägungen findet auch darin ihre Bestätigung, daß die Vorstellung eines besonderen Registers der von der Ritterschaftlichen Versammlung verhandelten Sachen an die Gouvernementsregierung zur Kenntnisnahme, nach dem genauen Sinn des am 23. April 1827 Allerhöchst bestätigten Beschlusses des Ministerkomitees, der Gouvernementsregierung „die Ueberzeugung zu geben vermag, daß die Obrigkeit über die Gegenstände, von denen die Regierung wissen muß, nicht ohne genaue Unterrichtung verbleiben wird." Mithin darf noch dem Gesetz nicht ein einziger Beschluß der Ritterschaftlichen Versammlungen des

Landtags, des Konvents und der Kreisversammlungen der Gouvernements-obrigkeit unbekannt bleiben, die ihr je nach dem Wesen der (auf Grund der Anmerkung zum P. 7 § 1 Art. 438 der Allg. Gouvernements-Institutionen Bd II Ausg. von 1892) durchzusehenden Sache nach Art 122 des Provinzialrechts der Ostseeprovinzen Bd II entweder bestätigt oder zur Kenntnis nimmt.

Bei der Anwendung dieser Erwägungen auf den vorliegenden Gegenstand findet der Dirigierende Senat, daß das livländische Landratskollegium der Gouvernementsobrigkeit seine Beschlüsse in einer so unklaren und undestimmten Form vorgestellt, daß sie dem Verständnis nur unter Kenntnis der auf dem Landtage abgestatteten Berichte zugänglich werden. Als Beispiel für eine solche unklare Darstellung mögen folgende Punkte des Reyesses des außerordentlichen Landtages des Jahres 1898 dienen: P. 2. „Auf Grund des Berichts über die von der Ritterschaftsrepräsentation ergriffenen Maßnahmen in Sachen der Volksschulen wird beschlossen, nach Kenntnisnahme von dem vorgelegten Bericht spreche der Landtag seine volle Zustimmung zu den von der Ritterschaftsrepräsentation ergriffenen Maßnahmen aus", P. 6 „Nach Kenntnisnahme des Berichtes über die von der Ritterschaftsrepräsentation ergriffenen Maßnahmen in Anlaß der Besetzung von Regierungsposten im Gouvernement Livland wurde beschlossen in dieser Beziehung keine weiteren Maßnahmen zu ergreifen", P. 25 „Aus Anlaß des Berichts über den Schriftwechsel in Sachen des Kronts-Getränkemonopols und des Rechts auf das Halten von Krügen wird beschlossen die diesethalb begonnenen Aktionen fortzusetzen", u. s. f. Diese Beschlüsse, die der Gouvernementsobrigkeit zur Kenntnisnahme mitgeteilt worden sind, lassen sie offensichtlich völlig unbekannt mit dem Wesen der Dinge, über die sie gefaßt sind. Die Unvollkommenheit einer solchen Form der Mitteilung des Landtagsbeschlusses wird auch durch eine Aeußerung des Landratskollegiums selbst vom 28. Mai 1896 sub Nr. 3041 bestätigt, dahingehend daß „die Beschlüsse bei einfacher Mitteilung nicht immer verständlich sind." Bei solcher Sachlage kann man nicht umhin, die von der Gouvernementsobrigkeit an das livländische Landratskollegium gerichtete Forderung der Zustellung von Dokumenten, die zur Erläuterung der ihr zur Kenntnisnahme mitgeteilten Landtagsbeschlüsse notwendig sind, als berechtigt anzuerkennen. In gleicher Weise erscheint der Gouverneur berechtigt zur Forderung der Zustellung a) von Nachweisen über die aus der Ritterkasse für das Jahr 1896 für das Unterrichtswesen gemachten Ausgaben zur Erläuterung des der Gouvernementsobrigkeit mitgeteilten Generalverzeichnisses der Ausgaben für das genannte Jahr und b) eines Rechenschaftsberichts über die Ritterkasse deren Revision nach P. 9 des Art. 84 des Provinzialrechts zu den Gegenständen gehört, die „im Besonderen" der Beratung auf dem Landtage unterliegen, ein Beschluß des Landtags von 1898 über diesen Gegenstand ist indessen der Gouvernementsobrigkeit nicht vorgestellt worden. Wenn die Ritterschaftsrepräsentation die in dieser Angelegenheit vom

Gesetz bestimmte Ordnung beobachten würde, so würde die Vorstellung der Landtags-, Konvents- und Kreistagsbeschlüsse an die Gouvernementsobrigkeit in einer bestimmten und klaren Darlegung die Notwendigkeit von Ergänzungsrelationen und Erläuterungen zu den Beschlüssen beseitigen und eine schleunige und unverzögerte Durchsicht der Beschlüsse durch die Gouvernementsobrigkeit gewährleisten und gerade dadurch der nachhaltigen Wahrung der Rechte und Vorzüge dienen, die der Ritterschaft verliehen sind. — Deshalb und weil die gegenwärtig von der Gouvernementsobrigkeit an das Landratskollegium gerichteten Forderungen der Zustellung verschiedener Dokumente und Nachweise, die zur Ausübung der der Gouvernementsobrigkeit auferlegten Kontrolle über die Beschlüsse der Ritterschaft notwendig sind, als eine unvermeidliche Folge der Unklarheit und Unvollständigkeit der von ihr vorgestellten Beschlüsse erscheinen und keineswegs für eine Verletzung der ritterschaftlichen Selbstverwaltungsrechte gehalten werden können, wie sie der residierende Landrat der livländ. Ritterschaft Baron Tiesenhausen in seinem dem Dirigierenden Senat vorgestellten Gesuch nennt, — so verfügt der Dirigierende Senat, das erwähnte Gesuch des Barons Tiesenhausen ohne Folgen zu lassen und dem livländischen Landratskollegium vorzuschreiben: 1) die Forderungen der Gouvernementsobrigkeit, betreffend die Zustellung von Dokumenten und Nachweisen, die zur Erläuterung der, unter den Punkten 2, 3, 4, 5, 6, 17, 25 und 41 a des Verzeichnisses der Beschlüsse des Landtages a. J. 1898 angeführten, Beschlüsse über die aus der Ritterkasse für das Unterrichtswesen im Jahre 1898 gemachten Ausgaben nötig sind, und des nicht übersandten Rechenschaftsberichts für die Ritterkasse pro 1898 zu erfüllen, und 2) auch in Zukunft der Gouvernementsobrigkeit die Beschlüsse der Landtage, Konvente und Kreisversammlungen in klarer und bestimmter Darlegung vorzustellen, die alles, was Gegenstand der Verhandlung auf diesen Versammlungen gewesen ist, enthält und die Möglichkeit gibt, das Wesen der Fragen zu erkennen, in denen sie gefaßt worden sind. — Zur Erfüllung dieses ist dem livländischen Landmarschall ein Ukas zu senden.

30 Jan. Der „Rjsh. Westn." bringt ohne Quellenangabe Mitteilungen zur Russifizierung der baltischen Kommunalverwaltungen im J. 1900. Der Antrag, daß in den Kommunalverwaltungen Rigas und Revals die innere Geschäftsführung und die mündlichen Debatten russisch geführt werden sollten, ging von den Gouverneuren von Livland und Estland aus. Der Minister des Innern stimmte dem zu und befahl, eine darauf bezügliche Vorlage für das Ministerkomitee auszuarbeiten, vorher jedoch den Gouverneur von Kurland um seine Meinung zu befragen, da es doch unbequem wäre, „mit Mitau eine Ausnahme zu machen." Der Gouverneur von Kurland antwortete, daß er es für durchaus möglich halte, in der inneren Geschäftsführung nicht nur Mitaus und Libaus, sondern auch der andern Städte Kurlands die russische Sprache einzuführen; was jedoch die Forderung des ausschließlichen Gebrauchs der russischen Sprache in den Stadtverordnetenversammlungen anlangt, so halte er eine solche Maßregel „in

Anbetracht des gegenwärtigen Bevölkerungsbestandes aller kurländischen Städte, mit Einschluß Mitaus, für verfrüht, und erachte es für notwendig, im Interesse der städtischen Angelegenheiten denjenigen Stadtverordneten, die die russische Sprache nicht genügend beherrschen, das Recht zuzugestehn, sich auf den Stadtverordnetenversammlungen auch einer nicht-russischen Sprache zu bedienen. — Trotzdem ging das neue Gesetz im Sinne einer vollständigen Russifizierung der städtischen Kommunalverwaltung durch.

Des Weiteren wies der livländische Gouverneur noch darauf hin, daß es wünschenswert wäre, daß das Stadthaupt von Riga von der Regierung ernannt würde. Von Estland aus wurde dieser Vorschlag in Hinsicht auf Reval unterstützt, der Gouverneur von Kurland jedoch äußerte sich hierzu in ablehnendem Sinne. Er motivierte seine Stellungnahme damit, daß eine derartige, im Gegensatz zu der innerrussischen Städteordnung stehende Bestimmung der Politik der Regierung widersprechen würde, die ja gerade dadurch eine Verschmelzung der baltischen Provinzen mit den innerrussischen erreichen wolle, daß sie in den einen und den andern dieselben Zustände herbeiführt. — Ob nun dies Argument als überzeugend anerkannt wurde — jedenfalls wurde die Frage wieder von der Tagesordnung abgesetzt.

30. Jan. Jurjew (Dorpat). Auf der Sitzung der Naturforschergesellschaft hatten der Mag. chem. Laudesen und der Cand. chem. R. Hollmann Vorträge über zwei physikalische Themata. Angesichts dessen, daß auf den Sitzungen der Naturforschergesellschaft die deutsche und russische Sprache als gleichberechtigt figurieren, erwähnt die „Nordlivl. Ztg.", daß diese Vorträge in russischer Sprache gehalten wurden.

31. Jan. In Estland ist der Bauerlandverkauf in den letzten Jahren auf vielen Gütern dadurch aufgehalten worden, daß die Bauerkommissare sich weigerten, die Aufnahme der üblichen Eigentumsbeschränkungen bezüglich des Jagdrechts und der Schankberechtigung in die Kaufkontrakte zu bestätigen.

Zu beiden Fragen liegen Senatsentscheidungen vor, die jetzt den Bauerkommissaren mitgeteilt werden. Mittelst Ukases des Dirigierenden Senats vom 26. April 1901 sub Nr. 3661 ist das Zurechtbestehen eines uneingeschränkten Vorbehalts der Ausübung des Jagdrechts auf abgeteilten Bauerstellen anerkannt worden und zwar in Grundlage einer Entscheidung der Plenarversammlung des I. und des Kassationsdepartements vom 25. Oktober 1893 sub Nr. 24, in der bereits ein ähnlicher Vorbehalt als für die Kontrahenten verbindlich interpretiert worden ist. — Laut Ukas der Plenarversammlung vom 28. Januar 1902

erkennt der Dirigierende Senat das vor Einführung des Monopolgesetzes in den Ostseeprovinzen in die Kaufkontrakte abgeteilter Bauerstellen aufgenommene Verbot des Ausschanks starker Getränke auch gegenwärtig als zu Recht bestehend an und erklärt es für statthaft auch nach Emanierung des Gesetzes Kontrakte mit der in Rede stehenden Eigentumsbeschränkung in die Grundbücher einzutragen.

2. Februar. Riga. Die pharmazeutische Gesellschaft begeht festlich ihr 100jähriges Bestehen.

3. Febr. Riga. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt den Bau eines Museums für die bildenden Künste nach der von Dr. W. Neumann ausgearbeiteten Bauskizze.

4 Febr. Mitau. Konferenzen der kurländischen Bauerkommissare und Kreispolizeichefs unter dem Vorsitz des Gouverneurs. Es beteiligen sich an den Verhandlungen auch der residierende Kreismarschall Graf Reutern-Baron Nolcken und Regierungsbeamte verschiedener Ressorts.

Das Sanitäts- und Armenwesen wird besonders eingehend besprochen. Der Gouverneur verlangt, daß die Bauerkommissare die Gemeinden zur Errichtung von Krankenhäusern, wenn auch nur von einem oder zweien in jedem Kreise, willig machen und fordert mit scharfen Worten eine strenge Aufsicht über die Verpflegung der Gemeindearmen durch die Hofbesitzer.

Zur Frage, ob die Bauerkommissare gegen eine unbillige Verteilung der Gemeindeabgaben, durch die die Rechte in demselben Maße wie Hofbesitze belastet werden, protestieren können, erklärt der Gouverneur, daß im allgemeinen eine Einmischung in das Gebiet der Selbstbesteuerung, die nun einmal den Bauergemeinde zugestanden sei, unzweckmäßig erscheine, daß der Kommissar aber als Aufsichtsbehörde die Gesamtsumme der Steuerveranschlagung prüfen dürfe und auf ihre ausgleichende Verteilung nach Klassen achten könne, indem er dabei vom Prinzip des Schutzes des allgemeinen Interesses an dem Wohlstande aller Gemeindeglieder ausgehe.

Zur Frage, ob die Kronе mit Recht die Hergabe von Land zum Bau von Gemeindehäusern auf ihren Gütern verweigert obwohl die Gutsbesitzer in Livland durch Gesetz vom 19. Febr 1866 dazu verpflichtet werden, nahm die Konferenz nicht Stellung da eine Senatsentscheidung auf die darauf bezügliche Klage einer Gemeinde zu erwarten ist.

Auf der Konferenz ward ferner als Resultat ihrer Recherchen von den Bauerkommissaren berichtet, daß die kurländische Bauerschaft in diesem Jahre Aussaatgetreide aus andern Gegenden des Reiches nicht nötig haben werde. Nur eine einzige Gemeinde hat den Wunsch nach 2—3000 Pud

Saatgetreide ausgesprochen, oder unter Umständen, die es wahrscheinlich machen, daß sie das Getreide mit Vorteil zu verkaufen beabsichtigt.

4. Febr. Zum Gehilfen des Ministers der Landwirtschaft und Domänen wird der Gouverneur von Sorotaw Engelhardt ernannt.

5. Febr. Revel. Das hölzerne Interimstheater, das noch den Plänen des Architekten Scheel als temporärer Ersatz für das vor drei Monaten abgebrannte Stadttheater erbaut worden ist, wird mit einer Festvorstellung eröffnet.

7. Febr. Der Manstreprozeß des Kronsländer Polizeimeisters Oberstleutnants Schultzow vor einer besonderen Session des St. Petersburger Appellhofes, deren Bestand durch Standesvertreter verstärkt ist, wird beendet. Schultzow wird der Bestechlichkeit, Fälschung und sonstiger Mißbräuche schuldig gesprochen und zum Verlust aller Rechte zur Ansiedlung aus dem Militär und zu zwei Jahren Arrestantenkompagnie verurteilt. — Das Urteil wird dann auf dem Gnadenwege in einfache Dienstentlassung gemildert.

8. Febr. Noch einer in der Gesetzsammlung publizierten am 20. Dezember 1902 Allerhöchst bestätigten Resolution des Ministerkomitees ist der Zustand des verstärkten Schutzes für Rigo vom 1. Dez desselben Jahres an aufgehoben worden. Für Jurjew (Dorpat) ist er jedoch vom genannten Datum an auf ein weiteres Jahr verlängert worden.

8. Febr. Der kurländische Gouverneur erläßt in der „Kurl. Gouv.-Ztg." in auffälligem Druck eine Bekanntmachung, in der er erklärt die vielen in letzter Zeit bei ihm einlaufenden Gesuche landloser Bauern um Landzuteilung unberücksichtigt lassen zu wollen. Die in diesen Bittschriften enthaltene Berufung auf ein angeblich erlassenes Gesetz, kraft dessen ihnen Land auf Kronsgütern abgetreten werden müsse, ist natürlich vollständig unbegründet. Die jetzigen derzeitigen Gesuche kannten nur auf Irreführung der Petenten durch Winkeladvokaten beruhen, die durch Verdrehung von Zeitungsberichten über die Verhandlungen des landwirtschaftlichen Komitees auf Rechnung der unwissenden Landbevölkerung sich einen Verdienst machen wollen.

9. Febr. Das Ministerium der Volksaufklärung hat, dem „Rish. Westn." zufolge, in den zweiklassigen Ministeriumsschulen in Tscharna und Wolkof den Unterricht in der deutschen Sprache gestattet, aber nicht als obligatorisches Unterrichtsfach, die deutschen Stunden sollen in der sonst unterrichtsfreien Zeit gegen besonderes Entgelt erteilt werden. Der „Rev. Beob." begrüßt

diese Anordnung als einen Anfang, in den niederen Schulen den tatsächlichen Anforderungen des täglichen Lebens Rechnung zu tragen, während in der estnischen Presse Stimmen gegen den Unterricht im Deutschen laut werden.

10. Febr. Goldingen. Der kurländische Gouverneur telegraphiert dem Stadtamt, daß wegen Verzögerung der Wahl eines stellv. Stadthaupts durch Herrn Jewlampjew das Stadtamt sofort die Wahl eines solchen veranlassen solle und die Stadtverordnetenwahlen an dem vom Stadtamt bestimmten Termin, dem 5. März, stattzufinden haben. Jewlampjew hatte kurz vorher bekannt gegeben, daß die Wahlen laut Vorschrift des Gouverneurs vom 16. Januar an dem von ihm gewünschten Tage, dem 12. Februar, stattfinden würden.

10. Febr. Finnland. Ein Allerhöchster Befehl ordnet die Entlassung von 16 Gliedern des Abosschen Hofgerichts ohne Gewährung einer Pension an, weil das Hofgericht das Helsingforser Rathausgericht beauftragt hatte, eine öffentliche Untersuchung auf die Klage des Mag. phil. Therman und des Cand. med. Hallström gegen den Gouverneur von Nyland wegen Überschreitung der Amtsgewalt bei Unterdrückung der Arrestunruhen einzuleiten, obwohl nach der Allerhöchsten Verfügung vom 1. August 1902 Klagen über widerrechtliche Handlungen von Beamten nicht an die Gerichte, sondern an die Vorgesetzten der Angeklagten zu richten sind. Das Abosche Hofgericht vertritt den Standpunkt, daß diese Verfügung den Grundgesetzen des Landes widerspreche.

11. Febr. Einige orthodoxe Priester sollen sich an die Rigasche Eparchialobrigkeit mit dem Gesuch gewandt haben, daß beabsichtigte Eheschließungen zwischen Lutheranern und Griechisch-Orthodoxen nur in den orthodoxen Kirchen proklamiert werden sollen, wie es bei Ehen zwischen Katholiken und Orthodoxen bereits gehandhabt wird.

Der „Rish. Westn." begründet dies Gesuch damit, daß die lutherischen Pastoren das Aufgebot in mannigfacher Weise hinziehen, wenn es sich um eine Mischehe handelt, und die Eheschließung zu hindern suchen. Namentlich ist dem „Rish. Westn." verhaßt, daß die Pastoren die Bräute zu „persönlichen Auseinandersetzungen" zu sich fordern, die zum Teile außerordentlich gefürchtet seien. Für den „Rish. Westn." ist natürlich bei der Mischehenfrage nur ein Moment maßgebend: „Durch die Verpflichtung, die Kinder aus Mischehen nach dem orthodoxen Ritus taufen zu lassen, wirken die Mischehen wie statistische Daten beweisend, merklich auf die Vergrößerung der Gesamtzahl der orthodoxen Bevölkerung ein." Nach den Angaben Professor Kuchers sei die Zahl der orthodoxen Esten in

Jurjew (Dorpat) von 1887 bis 1892 von 7 pCt. auf 4,6 pCt. herabgegangen; seit Erneuerung des Rayonzwanges ist die Zahl im J. 1897 wieder auf 8,7 pCt. gestiegen.

11. Febr. Die Reichsgestütverwaltung hat beschlossen auf dem Kronsgute Neuenhof auf Oesel ein Gestüt zur Anzucht von Kleppern einzurichten. (Arensb. Wochenbl.)

12. Febr. Windau. Die Stadtverordneten wählen den Rechtsanwaltsgehilfen Paul Schultz zum Stadthaupt, doch versagt der kurländische Gouverneur die Bestätigung.

12. Febr. Riga. Auf der Fastnachtsversammlung der Kleinen Gilde wird vom Aeltermann ein Humpen vorgelegt, den der frühere Gouverneur von Livland J. J. Schewitsch der Gilde zur Jahreswende gesandt. Es ist eine altrussische „Bratina" mit einer russischen Widmungsinschrift. Aus diesem russischen Geschenk soll von nun an bei festlichen Gelegenheiten der „Brudertrunk" den Gildengenossen gereicht werden.

13. Febr. Goldingen. Zum stellvertretenden Stadthaupt wird der Stadtverordnete Silvio Brödrich von der Stadtverordnetenversammlung gewählt. Die Wahl wird vom kurländischen Gouverneur nicht bestätigt. — Die Stadtverordneten wählen darauf den Rittergutsbesitzer Alfons v. Balfour-Paddern zum stellv. Stadthaupt, dessen Bestätigung im Amt am 28. Febr. in Goldingen eintrifft.

15. Febr. Walk. Dem Stadtamt ist vom Gouverneur von Livland vorgeschrieben worden dem Kollegium der lutherischen St. Johannis-Kirche unverzüglich das Kirchenarchiv auszuliefern, das bisher im Stadtamtsgebäude aufbewahrt wurde. Ein darauf bezügliches Gesuch des Kirchenkollegiums war im Dezember v. J., obwohl das Stadthaupt erklärte, daß legale Gründe gegen die Ausreichung des Archivs nicht vorhanden seien, von der Stadtverordnetenversammlung auf Veranlassung der Stadtverordneten Krullow und Graudins und des Deputierten der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit Priester Kahrkling abgewiesen worden.

18. Febr. Jurjew (Dorpat). Ein Reichsratsgutachten wird Allerhöchst bestätigt, durch das der Jahresetat der Inspektion über die Studentenschaft um 9000 Rbl. zur Vermehrung

des Aufsichtspersonals erhöht wird. Dem Minister der Volksaufklärung wird überlassen die Zahl der Inspektorsgehilfen an der Universität darnach zu bestimmen. Gleichzeitig werden zur Anstellung von niederen Beamten der Inspektion 3390 Rbl. jährlich angewiesen. (Jurk. f. d. Ng. Lehrdez 1903 Nr. 4 u. 5.)

18. Febr. Libau. Das Gesuch der Stadtverwaltung, der Staat möge einen Teil der Ausgaben für die Polizei übernehmen, ist vom Ministerium des Innern abschlägig beschieden worden. (Lib. Ztg.)

19. Febr. Reval. Der Stadtverordnetenversammlung wird mitgeteilt, daß der Minister des Innern die Erteilung eines zinsenfreien Darlehens von 45,000 Rbl. an die Stadt zur Erweiterung des Feuerwehrgebäudes ablehnt, da die Hergabe einer so bedeutenden Summe aus dem zur Disposition des Ministeriums stehenden Feuerwehrkapital für lange Zeit, — die Rückzahlung sollte in Jahresraten von 1000 Rbl erfolgen, — nicht angehe.

19. Febr. Mitau. Auf der letzten Sitzung hat das kurländische Gouvernements-Mäßigkeitskuratorium unter dem Vorsitz des Gouverneurs von Kurland beschlossen, daß keine Notwendigkeit zur Veranstaltung von Volksvorträgen in nichtrussischer Sprache vorliege und daher solche Vorträge ausschließlich in russischer Sprache zu gestatten seien. („Kurl. Gouv.-Ztg." 1903 Nr. 14.)

20. Febr. Die am 8. Febr. c. vom Gouverneur von Livland bestätigten Regeln für die Ernennung von Kreis- und Distriktstierärzten in Livland werden in der „Liv. Gouv.-Ztg." publiziert. Für das livländische Festland sollen vom Landratskollegium die 8 Kreistierärzte, für jeden Kreis einer, und je nach Bedürfnis bis zu 16 Distriktstierärzte dem Gouvernement zur Bestätigung vorgestellt werden. Ihre Entlassung erfolgt durch das Landratskollegium mit Genehmigung des Gouvernements. (Balt. Chr. 1901/2 S. 141 f.)

20. Febr. Libau. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt mit 38 gegen 16 Stimmen die Protokolle der Kommission zur Durchsicht des Rechenschaftsberichts nebst den Erläuterungen des Stadtamts dem Gouverneur zu übergeben und

ihn zu bitten die Geschäftsleitung des früheren Stadthoupts Hermann Adolphi in Sachen der Hafenpoth Libauer Bahn und der elektrischen Straßenbahn durch die Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten nach § 148 der Städteordnung prüfen zu lassen. — Ein gleicher Antrag bezüglich der von Adolphi in den Jahren 1898 und 1901 dem Gouverneur übersandten Listen von Personen, die den Bedingungen zur Besetzung des Postens eines Ehrenfriedensrichters entsprechen, fand nicht die erforderliche Zweidrittelmajorität.

20. Febr. Libau. Dem Rechtsanwaltsgehilfen F. Quaas wird von der Oberpreßverwaltung gestattet, die zweimal täglich in deutscher und russischer Sprache erscheinende Zeitung „Libauer Lloyd" in ein einmal täglich herauszugebendes Blatt in russischer Sprache mit den Namen „Libawskij Westnik" umzuwandeln.

21. Febr. Der Senat hat in gegebener Veranlassung entschieden, daß nach der Ostseeprovinziellen Gesetzgebung (Art. 26 und 27 des Gesetzes vom 19. Febr 1866) diejenige Person als für das Amt eines Gemeindeältesten gewählt zu gelten hat, die die größte Zahl von Wahlstimmen erhalten hat und daß die Bestätigung dieser Person nur versagt werden darf, wenn die Wahlordnung verletzt worden (Art. 27) oder eine Person gewählt worden ist, die nach dem Gesetz nicht wählbar ist (Art. 28.). Daher darf der Bauerkommissar niemals eine Person, die nicht die höchste Stimmenzahl bei der Wahl auf sich vereinigt hatte, als Gemeindeältesten bestätigen, bloß weil diese Person nach Ansicht des Kommissars „zuverlässiger" erscheint. („Rish Westn." 1903 Nr. 43.)

24. Febr. Eröffnung des Landtages der Oeselschen Ritterschaft.

25. Febr. Heinrich v. Bock, livländischer Landmarschall von 1872 bis 1884, stirbt in Riga, 84 J. alt.

26. Febr. Ein Allerhöchstes Manifest betont den festen Willen des Kaisers, zur Verwirklichung des Volkswohls im Geiste seiner Vorgänger, insbesondere seines unvergeßlichen Vaters die Herrschaft zu führen. Mit tiefem Kummer gedenkt das Manifest der teils durch regierungsfeindliche Ideen, teils

durch dem russischen Volke fremde Prinzipien hervorgerufenen Unruhen, die manche dem Herzen des Kaisers teure und dem Vaterlande unentbehrliche Kraft dem Verderben weihen. Dann bezeichnet das Manifest die nächsten Bedürfnisse des Staates und befiehlt den Ministern und Chefs der Hauptverwaltungen ihre Vorschläge zu den einzelnen Programmpunkten vorzustellen.

Dieser Teil des Manifestes lautet: Indem Wir von allen Exekutivorganen Unseres Willens, den obersten wie den unteren, festen Widerstand gegen jeden Eingriff in den ruhigen Verlauf des Volkslebens fordern und auf die ehrenhafte Erfüllung der dienstlichen Pflicht aller und jedes einzelnen bauen, erachten Wir, fest entschlossen, die herangereiften Bedürfnisse des Staates unverweilt zu befriedigen, für gut, die mit konfessionellen Angelegenheiten betrauten Autoritäten in der Beobachtung der Vorschriften der Toleranz zu befestigen, wie sie in den Grundgesetzen des Russischen Reiches aufgezeichnet sind, die bei frommer Verehrung der griechisch-orthodoxen Kirche als der ersten und herrschenden allen Unsern Untertanen dissidentischen und fremden Bekenntnisses freie Ausübung ihres Glaubens und ihres Gottesdienstes nach ihrem Ritus zusichern; tätig in der Verwirklichung der Maßnahmen fortzufahren, die auf die Besserung der materiellen Lage der orthodoxen Dorfgeistlichkeit gerichtet sind, und auf diese Weise die fruchtbringende Teilnahme der Geistlichen an dem öffentlichen Leben ihrer Gemeinden zu fordern; entsprechend den begonnenen Arbeiten zur Konsolidierung der Volkswirtschaft, die Tätigkeit der Reichskreditanstalten, insbesondere der Adels- und der Bauerngroßbank, auf die nachhaltige Kräftigung und Entwicklung des Wohlstandes der Grundfesten des russischen Landlebens — des gutsbesitzenden Adels und der Bauerschaft — zu richten; das von Uns Vorgezeichnete in der von uns angegebenen Ordnung an die Gouvernements zu übermitteln zur weiteren Ausarbeitung und zur Anpassung an die örtlichen Besonderheiten in Gouvernementskonferenzen, an denen würdige, durch das öffentliche Vertrauen ausgezeichnete Männer teilnehmen sollen, diesen Arbeiten die Unantastbarkeit des bäuerlichen Gemeindebesitzes zu grunde zu legen, gleichzeitig aber Mittel zu suchen, den abgeteilten Bauern den Austritt aus dem Gemeindebesitz zu erleichtern, ungesäumt Maßnahmen zur Abschaffung der für die Bauern drückenden Gesamtbürgschaft zu ergreifen; die Gouvernements- und Kreisverwaltung derart zu reorganisieren, daß die mannigfachen Lebensbedürfnisse der Landschaften in verstärktem Maße unmittelbare Befriedigung finden durch die Arbeit ortsangesessener Männer, die aber von einer starken und gesetzmäßigen, vor Uns streng verantwortlichen Gewalt geleitet werden; den Bemühungen um die weitere Besserung der Zustände im Lande die Annäherung der Kommunalverwaltung an die Tätigkeit der Kirchspielskuratorien zur Aufgabe zu stellen, wo solches möglich erscheint.

3.—6. März. Zweite Session (Instruktionstermin) des am 23. November 1902 eröffneten ordentlichen Landtages der kurländischen Ritter- und Landschaft.

Aus den Verhandlungen und Schlüssen:

Die für Schulzwecke auf dem vorigen Landtage bewilligten Mittel werden für das nächste Triennium bedeutend erhöht (45,850 statt 36,600 Rubel). Aus ihnen erhält die Carlhofsche Privat-Knabenschule in Mitau die bisherige Jahressubvention von 10,000 Rubel. Dabei wird eine Erweiterung der Schule bis zum Examen in die siebente Gymnasialklasse, das die Wehrpflichtsrechte I Kategorie verleiht, empfohlen und in diesem Falle eine Erhöhung der Subvention für möglich erachtet. Das Privatgymnasium in Goldingen erhält gleichfalls die bisherige Jahressubvention von 10,000 Rbl., wobei der Plenarversammlung des Ritterschaftskomitees das Recht gewährt wird, die Subvention jederzeit zurückzuziehen. Der Privat-Schulanstalt des Pastors Bielenstein zu Irmlau wird die bisherige Jahressubvention von 3500 auf 4100 Rbl. erhöht. Zur Unterstützung der Ausbildung von tüchtigen Mittelschul-Lehrkräften werden 3000, für Elementarschulen rein konfessionellen Charakters in den Flecken und kleinern Städten 3000, für den gesetzlich zulässigen Privatunterricht in der deutschen Sprache an Elementar- und Stadtschulen 3000, für die Oberlandschulkommission 3750, für die Ackerbauschule zu Alt-Sahten 2500 Rubel jährlich ausgesetzt. Dem vom vorigen Landtage kreierten Schulrate, dessen Mitgliederzahl erweitert werden kann, werden Mittel zur Förderung des häuslichen Unterrichts und der Fachkurse an den subventionierten Privatschulen überwiesen. In den Billigungsmotiven ist ausgesprochen: gegenüber dem rapiden Sinken des Bildungsniveaus der an öffentlichen Schulen Lernenden wie gegenüber der in allen Schulfragen fortschreitenden Verwirrung und Unsicherheit des Publikums ist durchaus geboten, daß der von der Ritter- und Landschaft subventionierte Unterricht in erster Linie dazu diene, im Lande eine wahrhaft humanistische Bildung zu erhalten. Daher soll der klassische Gymnasial-Unterricht nach einem festen Lehrprogramm beide alten Sprachen im alten Umfange beibehalten. Auch das Programm der Realabteilungen soll möglichst ein für alle Mal festgesetzt werden. Es wird betont, daß unter den gegenwärtigen Umständen ein tüchtiger häuslicher Unterricht die besten Bildungsgrundlagen und den stärksten Bildungsgewinn giebt.

Ein aus der Initiative des Freiherrn Alexander von Rahden-Marhof hervorgegangener und von ihm überzeugend motivierter, dann von 23 Kirchspielen aufgenommener Antrag hat die kurländische Ritter- und Landschaft aufgefordert, in Mitau ein „kurländisches Landesarchiv" zur Konzentrierung aller im Lande vorhandenen und erhältlichen Archivbestände zu gründen. Der Antrag befürwortet die Erbauung und Einrichtung eines besondern Archivgebäudes mit einem Kostenaufwande von 50,000 Rbl. und die Anstellung eines fachwissenschaftlich geschulten Historikers mit einer Jahresgage von 2500 Rbl. als Archivdirektor. In derselben Sache haben dann auf Anregung des Ritterschaftskomitees die gegenwärtigen Landboten zur Deliberation des Landes gestellt, die kurländische Ritterschaft wolle beschließen, die großen Parterreräume des ritterschaftlichen Hauses, das bisher dem Landesbevollmächtigten als Amtswohnung diente, zur Unterbringung des projektierten Landesarchives herzugeben und zur Amtswohnung des Landesbevollmächtigten wie des Ritterschaftssekretärs einen massiven Neubau zu errichten und mit den bisherigen Repräsentationsräumen im obern Stock desselben ritterschaftlichen Hauses zu verbinden. Dadurch schaffe man vollkommen genügende Räume für das Landesarchiv, verbessere die genannten Amtswohnungen in zweckmäßiger Weise und erreiche beides mit geringeren Kosten. Die Abstimmung im Lande hat für die in voller Sachkenntnis ausgeführten Motive eine allgemeine Zustimmung ergeben. Aus Rücksicht auf die zugleich zu erzielende Verbesserung der genannten Amtswohnungen und die geringern Kosten hat man sich für den zweiten Antrag entschieden. Demnach willigen die Ritterschaft für den Neubau und für die Einrichtung des Landesarchives 40,000 Rbl. und die Ritter und Landschaft für den anzustellenden Archivdirektor die Jahresgage von 2500 Rbl. Zugleich instruiert das Land den Landesbevollmächtigten, bei der Staatsregierung um Überweisung des im Schlosse zu Mitau befindlichen alten Kameralhofsarchives zu petitionieren und die schon früher begonnenen Verhandlungen wegen Übergabe des „Herzoglichen Archives im Schlosse zu Mitau in die ritterschaftliche Verwaltung zu Ende zu führen. — Außerdem willigt das Land noch über 4000 Rubel jährlich zu Zwecken der historischen Forschung und Bildung (für das baltische Urkundenbuch, die Ständelagsakten, die kurländischen Güterchroniken, die Sammlung der kurländischen Kirchenbücher u. a.).

Nachdem der Landtagsschluß vom 9. März 1900 die Ritterschaftsvertretung instruiert hatte, unter Hinzuziehung

eines erfahrenen Psychiaters eine Vorlage zur Errichtung einer Irrenanstalt aus den zu diesem Zweck vorhandenen Stiftungskapitalien auszuarbeiten und dem Lande auf Kreisversammlungen zu endgültiger Beschlußfassung zu unterbreiten, wurde die Vorlage des Ritterschaftskomitees am 23. Sept. 1900 von den Kreisversammlungen der Ritter- und Landschaft angenommen. Die Plenarversammlung des Ritterschaftskomitees vom 10. Oktober 1900 erkannte die Ausführung der Sache als eine ritterschaftliche an, weil das grundlegende Stiftungskapital ausschließlich der Ritterschaft übergeben war. Schon am 16. Januar 1901 konnte „die Irrenheilanstalt der kurländischen Ritterschaft bei Mitau" unter der Leitung des Dr. med. Herm. Hildebrand eröffnet werden. Sie war zunächst für 30 Kranke der gebildeten Stände berechnet, wurde aber bereits im Laufe der beiden ersten Jahre erweitert. Jetzt beschließt die Ritterschaft, die Erweiterung der Anstalt für die Kranken I. und II. Klasse fortzusetzen und willigt zu den verausgabten Stiftungskapitalien im Betrage 67,265 Rbl. noch 30,000 Rbl. als Darlehen, dessen Rückzahlung aus den Einnahmen von der I. und II. Krankenklasse angenommen werden kann. Außerdem wird die Ritterschaftsvertretung instruiert, alle Vorarbeiten zum Ausbau der Anstalt für die III. Klasse (die niedere Bevölkerung) zu machen und das Projekt der nächsten Landesversammlung vorzustellen.

Der Entwurf eines Anerbenrechtes für die Rittergüter und bürgerlichen Lehen Kurlands, den zwei Kirchspiele vor den Landtag gebracht haben, soll von einer dazu gewählten Kommission bis zum nächsten Landtage geprüft und bearbeitet werden. — Der Ritterschaftskomitee wird instruiert, dahin zu wirken, daß bei der Ausdehnung des russischen Ent- und Bewässerungsgesetzes vom J. 1897 auf die Baltischen Provinzen die Modifikationen gesetzliche Kraft erhalten, die von den zur Prüfung delegierten Gliedern der lit-, kur- und estländischen Ritterschaft als notwendig erkannt sind. — Der Komitee wird beauftragt, im Hinblick auf mehrfach vorgekommene Beanstandungen der Baupflichten, die die Krone gegenüber den Kronskirchspielskirchen hat, für die Kronskirchenvorsteher eine genaue Instruktion mit Beifügung aller einschlägigen Senatsentscheidungen auszuarbeiten.

Seit der Begründung eines kurländischen Wegebaukapitals (durch Gesetz vom 1. Juni 1895, in der Höhe von 1,028,284 Rbl.) hat das Land große Summen in die Prästandenkasse gezahlt. Ihre Einnahmen in den Jahren

1899—1901 betrugen mit dem Behalt vom J. 1898 zusammen 3,454,106 Rbl., wovon in demselben Zeitraum 1,720,381 Rbl. verausgabt wurden. Die Erfahrung zeigt, daß für die Verwendung dieser großen Mittel eine vorsichtige Ökonomie und eine genaue Berücksichtigung der örtlichen Bedürfnisse sehr wünschenswert sind. Infolge einer ministeriellen Instruktion vom 30. Juni 1900 sind allerdings „beratende Kreiskommissionen" (oder „Kreis-Wegebau-Konseils") unter dem Vorsitze der Kreismarschälle geschaffen worden. Sie sollen die Fragen der lokalen Wegebau-Ökonomie prüfen und entscheiden, die das Gouvernements-Anordnungs-Komitee, ihnen zuweist (Dies Komitee, das aus 5 Staatsbeamten, dem Landesbevollmächtigten und dem mitaufchen Stadthaupt besteht, verwaltet das kurländische Prästandenwesen und seine Kasse.) Das Gouvernements-Anordnungs-Komitee hat sich nun wohl von den beratenden Kreiskommissionen über örtliche Wegebaubedürfnisse berichten lassen, hat aber die Entscheidungen und wirklichen Maßnahmen für den lokalen Wegebau nach wie vor seinen büreaukratischen Unterorganen zugewiesen, den Kreis-Anordnungs-Komitees, zu denen weder die Kreismarschälle noch sonst Vertreter des ländlichen Grundbesitzes gehören. Im Hinblick auf diese Sachlage beauftragt das Land seine Vertretung, eine neue ministrielle Instruktion zu erwirken, durch die für die „beratenden Kreiskommissionen" sichere Kompetenzen festgesetzt werden, so daß sie tatsächlich imstande sind, eine genaue Berücksichtigung der lokalen Bedürfnisse herbeizuführen, die Pläne der Ingenieure vor ihrer obrigkeitlichen Bestätigung zu prüfen und ihre Ausführung zu kontrollieren und zugleich auch auf eine gerechte Verteilung der Natural-Wegebau-Prästanden Einfluß zu üben.

Seit 1890 ist in Kurland die Verschmelzung der historisch erwachsenen Gutsgemeinden zu großen Sammelgemeinden durchgeführt worden. Verschmelzungen von Gutsgemeinden sind in der geltenden Landgemeindeordnung von 1866 nur als Ausnahme Maßregeln vorgesehen worden, um eine zu schwierige ökonomische Lage sehr kleiner Gemeinden zu verhüten. Jetzt hat man die Ausnahme zur allgemeinen Regel gemacht. Dadurch sind während des letzten Dezenniums in Kurland hunderte von lebenskräftigen Selbstverwaltungskörpern aus büreaukratischen Erwägungen in ihrer Existenz negiert und so gut wie vernichtet worden. In den Sammelgemeinden werden die lokalen Interessen der einzelnen Gutsgemeinden oft gar nicht oder nur in sehr geringem Maße berücksichtigt, büreaukratische Tendenzen

überwiegen und neben ihnen nehmen schädliche Agitationen überhand. Da nun eine untergeordnete, aber doch noch lebenskräftige Fortexistenz der ursprünglichen Gutsgemeinden trotz ihrer Verschmelzung zu Sammelgemeinden nach der Landgemeindeordnung möglich erscheint, wird der Landesbevollmächtigte instruiert, den Versuch zu einer Neuregelung der Sache auf administrativem Wege zu machen. Danach sollen die ursprünglichen Gutsgemeinden als juristische Personen anerkannt werden, sie sollen Vermögen erwerben und darüber verfügen dürfen und zu diesem Zweck mit vollkommener Beschränkung auf ihre speziellen Lokalinteressen innerhalb der Sammelgemeinde eine eigene Vertretung besitzen. Erweist sich aber eine Neuregelung auf administrativem Wege als unausführbar, so ist der Ritterschaftskomitee beauftragt, eine entsprechende Gesetzesvorlage auszuarbeiten und einem außerordentlichen Landtage zur Beschlußfassung zu unterbreiten. — Die Klagen über eine ungenügende und laxe Kriminaljustiz hangen einerseits mit einer zu weiten Ausdehnung der untersuchungsrichterlichen Amtsbezirke, anderseits mit der richterlichen Unkenntnis der Landessprachen zusammen. In folgedessen wird der Landesbevollmächtigte instruiert, wenigstens dahin zu wirken, daß in Zukunft die Ämter der Untersuchungsrichter in Kurland nur mit solchen Personen besetzt werden, die der Sprache der ortsansässigen Bevölkerung kundig sind. —

Da die zunehmende Wilddieberei in den Kreisen der ländlichen Bevölkerung demoralisierend wirkt, instruiert die Ritter- und Landschaft ihre Vertretung, eine Verordnung zu veranlassen, die den Besitz von Jagdgewehren bei der bäuerlichen Bevölkerung von einer speziellen polizeilichen Genehmigung abhängig macht und die Gemeindeverwaltungen verpflichtet, darüber zu wachen. — Die Aufhebung der Zwangsverschickung hat eine bedeutend größere Rückströmung von Verbrechern in die Heimat zur Folge. Daher genügt die schon an und für sich geringe Zahl von 64 Landgendarmen („Urjadniken") für Kurland ganz und garnicht. Der Landesbevollmächtigte wird ersucht, eine starke Vergrößerung dieser Zahl anzustreben. — Die Zahl der auf Grund des Gesetzes vom 12. Juni d. J. in Kurland anzustellenden Veterinärärzte vom 1st Gouvernements-Anordnungs Komitee auf 12 festgesetzt worden. Da die für sie aufzubringenden Kosten mit ihrem Nutzen durchaus nicht in Übereinstimmung zu stehen scheinen, instruiert das Land seine Vertretung, eine Verringerung ihrer Zahl herbeizuführen. —

Neben dem allgemeinen Dank an ihre Vertretung votiert die Ritter- und Landschaft dem aus seinem Amt scheidenden Herrn Landesbevollmächtigten Grafen Hugo Keyserling einen besonnern Dank, indem sie zugleich ihrem aufrichtigen Bedauern über die schwere Erkrankung des Grafen Ausdruck verleiht. Die Wahl seines Nachfolgers bleibt den demnächst zu berufenden Konvokationen vorbehalten. Die übrige Vertretung: die residierenden Kreismarschälle Graf Wald. Reutern-Baron Rotcken, Rud. von Hörner-Ihlen, Baron Eugen von Hoaren und den Baron Viktor von Meerscheidt Hülleſem als Obereinnehmer hat das Land wiedergewählt. Doch zeigt der stellvertretende Landesbevollmächtigte Graf Wald. Reutern Baron Rotcken dem Landtage an, daß er nicht in der Lage sei, die Wiederwahl anzunehmen und sein Amt nur bis zur Vollziehung der Wahl seines Nachfolgers führen könne. Den gegenwärtigen Landtag hat als Landtagsmarschall der Baron Wilh. von Hahn Platon geleitet, wofür ihm zum Schluß der Dank der Landesversammlung ausgesprochen wird.

Im Budget der Ritter und Landschaft (Bilanz: 99,000 Rbl.) sind zu Zwecken der Schule (46,3 pCt.), der Kirche, der Wissenschaft, des gemeinen Nutzens und der Wohltätigkeit bestimmt 75 pCt., zur Pensionierung und Unterstützung einzelner Personen, zur Geschäftsführung und zur Reserve dienen 25 pCt. Im ausschließlich ritterschaftlichen Budget (Bilanz 55,100 Rbl.) sind 72 pCt. für die Ritterschaftsvertretung, die adligen Kreisgerichte, die Beamten-Gagen und Wohnungen, 12 pCt. zu Pensionen und Unterstützungen, 5 pCt. für die Kirche, 11 pCt. als Reserve zu verwenden.

3. März. Riga. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt den Bau eines Elektrizitätswerks mit einem Kostenaufwand von 1,500,000 Rbl.

4. März. Der Verweser des Marineministeriums Vizeadmiral P. P. Tyrtow stirbt. Zu seinem Nachfolger wird der Vizeadmiral Avellan ernannt.

5. März. Goldingen. Bei den Stadtverordnetenwahlen siegen die Deutschen. 21 Stadtverordnete waren zu wählen. Von den früheren werden 10 wiedergewählt, die übrigen 11 sind neugewählt worden. Kein einziger Kandidat der Jewlampjewschen Partei erhielt die erforderliche Anzahl von Stimmen. Von den 210 wahlberechtigten Personen beteiligten sich 159

an der Wahl. Einer von den Gewählten hatte 142 Stimmen erhalten, die übrigen 110 bis 84.

5. März. Arensburg. Der Landtag der Oeselschen Ritterschaft wird geschlossen. Zum Landmarschall war Herr O. von Eksparre-Odrück wiedergewählt worden. Der Landtag hatte sich u. A. beschäftigt mit der Frage der Verwaltung des Wegebaukapitals, mit dem Veterinärwesen, mit dem Carmelschen Lehrerseminar, mit der Landessteuerreform, mit der Errichtung einer Irrenanstalt auf Oesel, mit einer ritterschaftlichen Ehrengerichtsordnung.

6. März. Riga. Der „Reg.-Anz." publiziert die Entlassung des Kanteradmirals a. D. Gerardi als Chef der Rigaschen Hafenverwaltung und die Ernennung des dim Kapitäns I. Ranges Fürsten Uchtomski auf diesen Posten.

6. März. Der „Rish. Westn." hatte die von einem estnischen Blatt gebrachte ebenso absurde wie verleumderische Behauptung, die lutherischen Pastoren verwendeten die Erträge der Missionskollekten teilweise zu ihrem eigenen Besten, mit seinen üblichen Kommentaren kolportiert. Er muß nun eine Zuschrift des livl. evang.-luth. Konsistoriums vom 5. März sub Nr. 1324 veröffentlichen, nach der die Sammlungen für ausländische Missionsanstalten nur mit Genehmigung des betr. Gouverneurs stattfinden und daß der Gouverneur in jedem Einzelfalle von dem Resultat der Sammlung und von den ins Ausland gesandten Summen in Kenntnis gesetzt wird.

8. März. Der „Rish. Westn." teilt mit, daß der XXV. Kongreß der orthodoxen Geistlichkeit der Rigaschen Eparchie zu der Überzeugung gelangt sei, daß auf Grund älterer Gesetze die griechisch orthodoxen Bauern der Ostseeprovinzen gleich den lutherischen verpflichtet seien, die Parochialschulen ihrer Konfession zu unterhalten, was bisher bekanntlich nicht geschieht. Der Kongreß ist daher bei den Gouverneuren um eine diesbezügliche Instruktion an die Bauerkommissare vorstellig geworden.

9—14 März. Arbeiterunruhen in Slatoust auf den Krons-Eisenwerken. Der Gouverneur von Ufa Bogdanowitsch sucht vergebens die aufgeregten Massen zur Ruhe zu ermahnen. Am 13 muß das Militär gegen eine Arbeiteransammlung von der Schußwaffe Gebrauch machen und 28 Tote und

50 Verwundete blieben auf dem Platz. Am 14 wurde in allen Zechen wieder gearbeitet. (Neg.-Anz.)

15. März. Finnland. Aus denselben Gründen wie die Glieder des Hofgerichts in Åbo werden 13 Mitglieder der Hofgerichte in Wyborg und Wasa ohne Pension entlassen. Ferner werden die Bürgermeister von 14 Städten in Nyland und Wyborg vom Amt entfernt, weil die Magistrate sich geweigert hatten, die Wahl von Beisitzern für die Wehrpflichtsbehörden zu veranlassen, da das neue Wehrgesetz unter Verletzung der Grundgesetze erlassen worden und somit ungesetzlich wäre.

Der Magistrat von Ekenäs antwortete als der Gouverneur seine Aufforderung mit der Androhung von Geldstrafen wiederholte, mit folgendem Schreiben: „Der Magistrat findet daß sein Rapport № 66 (in dem die obenerwähnte Weigerung enthalten war) augenscheinlich Ew. Exzellenz nicht rechtzeitig (Sperrdruck der „Finl. Gaz.") zugegangen ist. Die rechtlichen Grundlagen, auf die sich im gegebenen Falle Ew. Exzellenz und der Magistrat stützen sind natürlich wesentlich verschiedene. Sie berufen sich auf den Allerhöchsten Willen Seiner Majestät, der im Allerhöchsten Manifest vom 29. Juni / 12. Juli 1901 ausgedrückt ist, während der Magistrat sich streng an die Grundgesetze Finnlands hält. Obwohl nun die Ansichten Ew. Exzellenz und des Magistrats in der Frage, welche Verfügung eines und desselben Allerhöchsten Willens für die Bewohner Finnlands maßgebend ist, auseinandergehen, so existiert doch in der ganzen zivilisierten Welt nur eine Ansicht von den Forderungen der Ehre, und deshalb kann der Magistrat nicht voraussetzen, daß Ew. Exzellenz die Absicht gehabt haben, ihn zur Erfüllung der Forderungen der Wehrpflichtsordnung durch Androhung von Strafen zu zwingen."

15. März. Der kurländische Landesbevollmächtigte Graf Hugo Keyserling stirbt in Mitau, 69 J. alt.

17. März. Der Rigasche Korrespondent der „Nowoje Wremja" bedauert, daß der „extreme Nationalismus" der Esten und Letten auch nicht ohne Einfluß auf einen Teil der hiesigen orthodoxen Geistlichkeit geblieben ist, wie sich das noch auf dem letzten Eparchialkongreß in Riga gezeigt habe. Hier traten Kongreßmitglieder dafür ein, daß in den orthodoxen Schulen der Unterricht in der estnischen und lettischen statt in der russischen Sprache gefordert werde; sie behaupteten, daß der russische Parallelsatz in den estnischen und lettischen Editionen der Peter-Paul-Apostelmo das Zutrauen der estnischen und lettischen Leser untergrabe, usw.

Dagegen erklärt der lettische Priester P. Tohw in demselben Blatt (16 April), daß die indigene orthodoxe Geistlichkeit mit der echt russischen vollkommen solidarisch sei.

18. März. Der Düna-Aakanal, durch den die Treidel-Aa von Ringenberg aus mit den beiden Seen, dem Stintsee, dem Mühlgraben und der Düna in Verbindung gebracht ist, wird

eröffnet. Der Kanal ist von der livländischen Gesellschaft zur Verbesserung der Flußverbindungen mit einem Aufwand von ca. 400,000 Rbl. durch die Berliner Tiefbaufirma R. Schneider gebaut worden und dient dazu das aus dem Gebiet der Treider Aa stammende Holz, das früher über das Meer von Zarnikau aus nach Mühlgraben gebracht werden mußte, schneller und sicherer dorthin zu flößen. Die zweckmäßige Wasserverbindung bewährt sich vorzüglich.

18. März. Nach dem Bericht der Gesellschaft zur Bekämpfung der Lepra in Livland, deren Debet und Kredit im Jahre 1902 mit 38,848 Rbl. balancieren, befanden sich zum 1. Jan 1903 im Ganzen 184 Lepröse in der Obhut der Gesellschaft. In den Anstalten ist aber für 280 Kranke Raum und die häufigere Inanspruchnahme der Leprosarien dringend gewünscht. Daß sich der Aussatz durch die Isolierung eindämmen läßt, dafür hat man nun auch schon in Livland Beweise, z. B. für Tarwast.

18. März. Die St. Petersburger Universität wird wegen einer Studentendemonstration bis zum Beginn der Osterferien geschlossen. Das Professorengericht verurteilt von 68 angeklagten Studenten 14 zur Entfernung von der St. Petersburger Universität, die andern zu geringeren Strafen.

19. März. Eine Senatsentscheidung vom 13. Febr. c. erläutert auf die Klage eines Baptisten entgegen der Anschauung der kurländischen Gouvernementsbehörde für bäuerliche Angelegenheiten, daß die Anfuhr von Bauholz für eine evang.-luth. Gemeindeschule keine Reallast sei, da Reallasten nach Art. 1308 des III. Bd. des Praatzialrechts entweder durch das Gesetz aber den Usus festgestellt werden müssen, was hier nach Ansicht des Senats nicht vorliege. Als persönliche Leistung dürfe die in Frage stehende Anfuhr von einem baptistischen Gemeindeglied auch nicht verlangt werden, denn, obwohl die ganze eine konfessionelle Gruppe darstellende Gemeinde zum Unterhalt der evang.-luth. Schule verpflichtet ist, findet der Senat mit Berücksichtigung des konfessionellen Charakters der Schule, es sei als allgemeine Regel anzuerkennen, daß die Abgaben zum Besten der Schulen ebenso wie der unentgeltliche Unterricht in ihnen nur für Lutheraner obligatorisch ist. („Rjh. Westn.")

19. März. Im Zusammenhang mit den Verhandlungen des kurländischen Gouvernementskomitees für die Bedürfnisse der Landwirtschaft (Balt. Chr. 1902 Dez. 28.) muß ein Zirkular des Gouverneurs von Kurland an die Bauerkommissare („Kurl. Gouv.-Ztg." 1903 Nr. 22) erwähnt werden, wonach viele Gesindewirte auf ein durch jene Verhandlungen entstandenes Gerücht von der Unrichtigkeit der Wegeinstruktion von 1870 die Polizei bitten, die Grontaufuhr für die Wegeremonte möge ihnen erlassen werden. Der Gouverneur schreibt daher den Kommissaren vor, die Gemeindeältesten zur strikten Beobachtung der Wegeinstruktion anzuhalten und Nachlässigkeiten auf das Strengste zu ahnden.

19. März. Mitau. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt wegen der Nichtbestätigung des von ihr gewählten Steueraltesten beim Senat über die Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten Klage zu führen. Die Gouvernementsbehörde hat die Wahl einer zum Literatenstande gehörigen Person kassiert und die Wahl einer Person steuerpflichtigen Standes gefordert. Die Stadtverordnetenversammlung aber hält sich als nichtständische Institution nicht verpflichtet eine Person zu wählen, die einem bestimmten Stande angehört.

20. März. Libau. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt wegen Nichtbestätigung des von der Versammlung zum Administrator der Stadt-Sparkasse gewählten Rechtsanwalts Dreyersdorff über den Gouverneur Klage beim Senat zu führen. Ferner beschließt die Versammlung über die Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten beim Senat Klage zu führen, weil diese Behörde die sofortige Neuwahl eines Gliedes des Waisengerichts angeordnet hat, obwohl die Stadt wegen der Nichtbestätigung des von den Stadtverordneten zu diesem Posten gewählten Notars Blumberg eine Beschwerde beim Senat über den Gouverneur anhängig gemacht hat.

20. März. Ein Allerhöchster Ukas an den Dirigierenden Senat ordnet an, daß die kollektive Haft der Bauern für die Bezahlung der staatlichen, der landschaftlichen und Gemeindesteuern aufzuheben sei.

21. März. Die moralische Höhe des lettischen Hetzblattes „Apskats" zeigt sich in folgender Notiz zu der Meldung, daß zwei lettische Pastoren bei der

Propstwahl in Wenden einem deutschen Kandidaten ihre Stimmen gegeben haben. „Ein jeder hat ja die persönliche Freiheit, sobald es gilt, andre ins Amt zu wählen. Es wäre aber lobenswert gewesen, wenn sie (die beiden Pastoren) damals, als man sie zum Amt wählte und die lettischen Gemeinden billend für sie eintraten, Farbe bekannt und gesagt hätten, nach welcher Seite hin ihr Herz neigt. Hätten sie das getan, so hätte jetzt niemand das Recht, über zu Schanden gewordene Hoffnungen zu klagen."

23. März. Ein Zirkular des Gouverneurs von Livland an die Ober-Kirchenvorsteherämter vom 28. März c. sub Nr. 2174 ersucht die Ober-Kirchenvorsteherämter, den Kirchen- und Kirchspielsvorstehern mitzuteilen, daß nach einem Zirkular des früheren Gouverneurs vom 3. Juli 1899 sub Nr. 4305 auf Grund des P. 3 der Beilage zum Art. 87, Bd. II der Gesetzsammlung, Ausg. v. 1892 als Originalrepartition der Kirchenabgaben die in russischer, nicht die in deutscher Sprache abgefaßte anzusehen ist und daß daher auf den der Gouvernementsregierung vorzustellenden Repartitionen ihre Unterschrift auf den Originalrepartitionen, d. h. den in russischer Sprache abgefaßten zu stehen hat.

30. März. Aus dem als Beilage zur Nr. 3 der „Zirkulare für den Rig. Lehrbezirk" gedruckten Protokolle der Konferenz der Volksschuldirektoren und Inspektoren des Rig. Lehrbezirks vom November 1902 (Balt. Chr. 1902 Nov. 4). Die Konferenz beschäftigte sich mit den Anwohnern des Nordufers des Peipussees und des linken Ufers der Narowa. Die in diese Gegend eingewanderte russische Bevölkerung sei seit dem 13. Jahrhundert von der dortigen Geistlichkeit systematisch zuerst zum Katholizismus, später zum Luthertum bekehrt worden. Im 18. Jahrhundert wurden die Nachkommen der russischen Einwanderer bereits in offiziellen Dokumenten als Lutheraner bezeichnet, sie selbst aber nannten sich „Haldgläubige". Die Umgangssprache sei noch russisch gewesen und im Jsaakschen Kirchspiel wäre bis zum J. 1868 die Konfirmation dieser Leute in russischer Sprache vollzogen worden. Die Anzahl dieser „Haldgläubigen" wird an der Narowa auf 5000, am Peipus auf 13,000 Seelen geschätzt. Gegenwärtig sprächen nur die Greise noch allein russisch, die Leute mittleren Alters russisch und estnisch, die Jugend vornehmlich estnisch. Eine

große Rolle bei der Entfremdung der „Halbgläubigen“ von der russischen Sprache habe die Isaakische lutherische Parochialschule und die Isaakische Kirche gespielt. „Durch die Daten der letzten Volkszählung hat die Frage der Halbgläubigen nach der Seite ihrer Nationalität eine unrichtige Beleuchtung erfahren, da als Zähler in dieser Gegend nicht Einheimische fungierten.“ Die Konferenz sprach sich dahin aus, daß es notwendig sei in diesen Gegenden Ministeriumsschulen für Rechnung der Krone zu errichten, um die „Halbgläubigen“ von der endgültigen Entnationalisierung zu retten, und billigte im Prinzip den Antrag auf russische Unterrichtssprache für den Religionsunterricht in diesen Schulen. — Auch im Illurtschen Kreise Kurlands müsse ebenfalls mit einer in ethnographischer und konfessioneller Beziehung gemischten Bevölkerung (es giebt dort viele Altgläubige und weißrussische Katholiken) gerechnet werden. Die Konferenz hält daher auch hier die Begründung von Ministeriumsschulen, die keinen konfessionellen Charakter tragen, für wünschenswert, wozu der Kurator als allgemeinen Hinweis an die Hand giebt, daß man sich bei der Frage der Begründung von Ministeriumsschulen an der Höhe der von der Krone zu beanspruchenden Assignierungen zur Aufführung der Gebäude nicht zu stoßen brauche, da die Lehrbezirksverwaltung die Anweisung der erforderlichen Summen vom Ministerium der Volksaufklärung erbitten werde, wo immer die lokalen Verhältnisse solche Schulen notwendig machen.

Obwohl der Unterricht in den Ministeriumsschulen bereits mit der zweiten Hälfte des Augusts beginnt, so kommt die große Masse der schulpflichtigen Kinder doch erst vom 15. Oktober an zur Schule, weil sie bis dahin in der ländlichen Wirtschaft beschäftigt sind. Ebenso stellen sich nach Ostern nur sehr wenige Kinder wieder in den Ministeriumsschulen ein. Die Konferenz beschloß demgegenüber nur, daß man in der bäuerlichen Bevölkerung im Gebiet von Ministeriumsschulen allmählich die Anschauung verbreiten müsse, daß es notwendig sei, die Kinder früher in die Ministeriumsschulen zu schicken, als in die Gemeindeschulen. Der Gedanke, für die Schüler der 1. Klasse, die

die obligatorische Gemeindeschule ersetzt, eine Strafzahlung für den Nichtbesuch der Kinder einzuführen, wurde abgelehnt, da es nicht wünschenswert sei, „durch ein Strafensystem die Reputation der Ministeriumsschulen im Volke herabzusetzen, das in ihnen bewußtermaßen den besten und höchsten Typus von Landschulen schätzen muß."

Hinsichtlich der Strafgelderhebung für den Nichtbesuch der obligatorischen Gemeindeschule konstatiert der Kongreß, daß die Strafgelder entweder überhaupt nicht erhoben werden oder nicht genügend streng. der Schulbesuch daher an einigen Orten sehr schlecht sei. Die Strafgelder sind ferner so niedrig, daß die Eltern von schulpflichtigen Kindern die Zahlung im voraus leisten und die Kinder zu Hause behalten. Die Konferenz erklärte für wünschenswert, daß die örtlichen kollegialen Institutionen für das Schulwesen um strenge Beitreibung der Strafgelder angegangen würden, denn die Strafgeldverordnung für Livland von 1895 finde wegen Untätigkeit dieser Institutionen keine Anwendung; auch in Kurland und Estland würden diese Gelder im Allgemeinen lässig beigetrieben. — Die sog. Repetitionsschule hat nach Ansicht des Kongresses den Charakter einer Vorbereitung für die Konfirmation angenommen; der Kongreß meint zwar, daß der Repetitionsunterricht, wo er üblich ist, alle Fächer des Kursus der Gemeindeschule umfassen müsse, nicht nur die Religion, hält es aber nicht für zeitgemäß, diesen Unterricht gesetzlich festzulegen. — Da in Kurland in manchen Schulen 80—90 Schüler auf einen Lehrer kommen, wünscht die Konferenz, daß die Maximalzahl der einem Lehrer zugewiesenen Kinder auf 50 normiert werde, wie es in Livland bereits geschehen ist, in Estland sind die Schulen im Allgemeinen weniger besetzt. — Lutherische kirchliche Amtshandlungen sind den Lehrern nach Ansicht der Konferenz nur zu gestatten, wenn die Erfüllung ihrer direkten Pflichten darunter nicht leidet, es sei vorgekommen, daß Lehrer unter dem Druck äußerer Verhältnisse Kinder aus Mischehen lutherisch getauft hatten. — Alten Lehrern, die das Russische nicht beherrschen, soll gestattet sein, Stellvertreter zu engagieren, doch müssen diese materiell aus-

kömmlich gestellt werden — Der sehr häufig mitten im Semester vorgenommene Lehrerwechsel hatte die kurländische Oberschulkommission veranlaßt, zu beantragen, daß solcher Wechsel im Semester nur bei beachtenswerten Umständen zugelassen werde, die Konferenz kannte keine feste Stellung zu dieser Frage nehmen, sondern wollte dem Schulinspektor überlassen wissen, in jedem Falle die Interessen des Unterrichts zu wahren. — Hinsichtlich der Revisionen durch die Lokalbehörden wird bemerkt: In Livland haben die Schulrevisionen durch die Lokalbehörden aufgehört In Estland und Kurland müssen die Revisionen gesetzlich von den Kreisschulkommissionen und nicht von den lokalen Schulverwaltungen ausgeführt werden, in Wirklichkeit revidieren aber die Schulen am häufigsten die lokalen Schulverwaltungen mit dem Pastor an der Spitze. Dazu und zu den Forderungen der Revidenten, daß die Schüler aus dem Russischen in die Muttersprache übersetzen und die Lehrer in der Arithmetik und Geographie anfangs in der Muttersprache unterrichten sollen, stellt der Kongreß fest, daß für die Revision der Schulen durch die lokalen Verwaltungen keine gesetzliche Grundlage existiert. Nur die Schulkommissionen haben das Recht, Revisionen auszuführen, aber auch ihnen steht nicht zu, die Unterrichtsordnung und die Lehrmethode zu bestimmen. — Aus den Mitteilungen der Volksschulinspektoren geht hervor, daß in vielen Elementarschulen unerlaubter Weise die deutsche Sprache gelehrt wird, oft ohne Wissen der Inspektion, besonders in Privatschulen Der Kongreß sieht darin ein Hemmnis für den Unterricht im Allgemeinen. — Der Bußtag und das Reformationsfest werden vom Kongreß als lutherische Schulfeiertage anerkannt.

1 April. Vor 25 Jahren begannen im Frühjahr die neuen Stadtverwaltungen ihre Thätigkeit. Die Tagesblätter erinnern daran mit welchen Voraussetzungen die Stadtverordneten an die Arbeit gingen. So nahm die erste Dorpater Stadtverordnetenversammlung am 1. April 1878 auf Antrag des St.-R. Karl Eckmann einstimmig in ihr Protokoll die Erklärung auf „unter ausdrücklicher Konstatirung ihrer festen Überzeugung davon daß die von alters her den Stadt Dorpat gewährleisteten und durch die bewährte Huld unserer Monarchen stets neubestätigten Institutionen und

Rechte auch der neuen Kommunalverwaltung zuständen und erhalten blieben, begann die Stadtverordnetenversammlung ihre Thätigkeit."

3. April. Die „Livl. Gouv.-Ztg." macht bekannt, daß der Landmarschall von Oesel den Minister des Innern telegraphisch gebeten habe, vor dem Kaiserthron die treuuntertänigen Gefühle der zum Landtag versammelten Ritterschaft zum Ausdruck zu bringen, die stets bereit sei „den im Allerhöchsten Manifest vom 26. Februar c. veröffentlichten weisen und liebreichen Absichten des vergötterten Monarchen zu folgen". Seine Kaiserliche Majestät äußerte auf den Bericht darüber am 13. März, daß Er den Bericht mit Vergnügen gelesen hätte.

6. April. Der Gouverneur von Kurland Siwerbejew wird zum Stallmeister des Allerhöchsten Hofes ernannt.

6—7. April. Judenhetzen in Kischinew, bei denen 45 Personen getötet, 74 schwer und ca. 350 leichter verletzt wurden. Infolge dieser Ereignisse bilden die Juden in einigen Städten Vereinigungen zur Selbstverteidigung. Solche Vereinigungen werden durch ein Zirkular des Ministers des Innern vom 28. April c. verboten, zugleich aber die Chefs der Gouvernements und Städte unter persönlicher Verantwortung zur Verhinderung von Gewaltthätigkeiten und Beruhigung der Bevölkerung verpflichtet. (Reg.-Anz.)

8. April. Riga. Einweihung und Eröffnung des Zentralgüterbahnhofs auf der Stodtwelde.

10. April. Die nordlivländische Augustausstellung, die von dem livl. Verein zur Förderung der Landwirtschaft und des Gewerbefleißes seit Dezennien jährlich in Jurjew (Dorpat) veranstaltet wird, wird vom Ministerium der Landwirtschaft und der Domänen ein für alle Mal gestattet.

14. April. Lemsal. S. M. der Kaiser geruht nach dem Bericht des Ministers des Innern in Moskau über die Äußerungen treuuntertäniger Gefühle der Amtspersonen und Bürger der Stadt Lemsal, die beschlossen haben anläßlich des Manifestes vom 26. Februar c. einen Verein zur Unterstützung bedürftiger Zöglinge aller Lehranstalten der Stadt zu gründen, zu befehlen, kund zu tun, daß Er diese Äußerungen mit Befriedigung gehört habe. („Livl. Gouv.-Ztg.")

14. April. Riga. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt an Allerhöchster Stelle um Freigebung der Esplanade der

ehemaligen Koberschanze zu Bebauungszwecken zu petitionieren. (S. Balt. Chr. 1901 Okt. 31).

15. April. Mitau. Mehrere Klagen der Polizei gegen Rigasche Polytechniker wegen Tragens von Farbenmützen in Mitau werden vom Friedensrichter abgewiesen und das Urteil vom Friedensrichterplenum bestätigt, als die Polizei in einem Fall den Appellationsweg beschreitet. Da das durch den § 5 der Allerhöchst bestätigten Regeln für die Korporationen am Rigaschen Polytechnikum vom 18. Febr. 1877 vorgesehene Farbentragen, das am 23. Dezember 1890 Allerhöchst temporär weiter genehmigt worden ist, gesetzlich nicht auf einen bestimmten Ort beschränkt ist, so dürften die Farben überall in Rußland öffentlich getragen werden. („Düna Ztg.")

15. April. Riga. Die „Livl. Gouv.-Ztg." publiziert die Ernennung eines mohamedanischen Imams für Riga und Umgegend.

16. April. Ein vom 22. März c. datierter Allerhöchster Ukas wird veröffentlicht, der dem neuen Strafgesetzbuch die Kaiserliche Sanktion ertheilt und es dem Senat zur Vorbereitung seiner Einführung überweist. Der Termin der Einführung soll noch bestimmt werden.

16. April. Riga. Der Hausbesitzer Astaschew, der der Polizei Bestechlichkeit vorgeworfen hatte und vom Rigaschen Polizeimeister wegen Beleidigung verklagt worden war, wird vom Bezirksgericht freigesprochen. Der Angeklagte hatte zu seiner Verteidigung angeführt, daß er mit seinen Worten „die übrigen Einwohner beschenken die Polizei und deshalb ist ihnen alles erlaubt," nur eine Anspielung auf die von der Polizei für die Führung der Hausbücher geforderte Vergütung habe machen wollen. (Rish. Westn.)

16. April. Ein neues, am 26. März konzessioniertes estnisches Blatt „Uudised" soll zweimal wöchentlich in Jurjew (Dorpat) herausgegeben werden. Herausgeber sind ein Elementarlehrer Peter Speek und ein Bürger Michael Martna, Redakteur der Erstgenannte und ein Arzt R. Aawaktwi. Aus dem Programm sind Artikel hervorzuheben, die die Esten Rußland nähern und sie mit seiner Geschichte und gegenwärtigen Lage bekannt machen sollen. Mit derselben Tendenz soll das Feuilleton hauptsächlich Aufsätze russischer Schriftsteller enthalten.

17. April. Nach der Osterfeier in den Moskauer Kirchen kehren Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin mit Ihren Erlauchten Töchtern nach Zarskoje Sselo zurück.

17. April. Reval. Der Vizegouverneur von Estland Pirin tauscht seinen Posten mit dem des Vizegouverneurs von Nowgorod Kammerjunker Kollegienrat Ghers.

17. April. Ein Bahnprojekt Rhein-Laps, das von Baron J. R. Rausch von Traubenberg und Fürst Saltykow eingereicht worden war, wird von der Kommission für neue Eisenbahnen unter Vorsitz des Direktors des Eisenbahndepartements Zeigler v. Schaffhausen abgelehnt.

18. April. Zum Zensor in Jurjew (Dorpat) wird an Stelle des Hofrats Joeggewer der Staatsrat Badanow, Glied der Gouvernementsbehörde für bäuerliche Angelegenheiten in Pinsk, ernannt, der sich durch sein Auftreten gegen den ehemaligen Bauerkommissar Kossatzky bekannt gemacht hat und deswegen seinerzeit die Ostseeprovinzen verlassen mußte. (S. Balt. Chr. 1901/2 pag. 33 ff.).

18. April. Riga. Bei der Verwaltung des Kriegshospitals werden der Oberarzt Aknlow, der Inspektor Kapitän Meißner, der Buchholter Butschinski und der Kommissar Seemil wegen Veruntreuung von Kronseigentum vom Amt entfernt („Rish. Wstn.“).

19. April. Zum Landesbevollmächtigten von Kurland wird der Fürst Georg Lieven Kabillen gewählt. Bei der Wahl zum residierenden Kreismarschall an Stelle des Grafen Keutern Baron Nolcken erhält niemand die erforderliche Majorität der Stimmen.

19. April. Orthodoxe Kirchenschulen gab es nach dem Bericht in der „Rigaschen Eparchialzeitung“ im Schuljahre 1901/2 in den Ostseeprovinzen 488, darunter 28 Mädchenschulen. Die Schulen verteilen sich folgendermaßen auf die 3 Provinzen:

| | 2-kl. Schulen | 1-kl. Schulen | Hilfsschulen | Summa |
|---|---|---|---|---|
| Livland . . | 12 | 144 | 215 | 371 |
| Kurland . . | 3 | 31 | 12 | 46 |
| Estland . . . | 4 | 31 | 36 | 71 |
| | 19 | 206 | 263 | 488 |

Die Konfession der Schulkinder ergiebt sich aus folgender Zusammenstellung:

| | orthodox | röm.-katholisch | lutherisch | Hebräer | andre Konf. |
|---|---|---|---|---|---|
| Livland . . | 11,779 | 35 | 2234 | 5 | 8 |
| Kurland . . | 1,096 | 232 | 882 | 53 | 116 |
| Estland . . | 1,316 | 9 | 882 | 1 | — |

Für die Schulen werden vom heil. Synod jährlich 42,190 Rbl. angewiesen, vom Ministerium der Volksaufklärung 32,190 Rbl. Einnahmen fließen den Kirchenschulen aus dem Schulgeld oder auch aus Landbesitz und Leistungen der orthodoxen Gemeinden zu, doch sind sie gering. Einzelne Schulen sind allerdings auch wohlhabend: die Reaalschen Alexanderschulen besitzen ein Kapital von 24,000 Rbl, die Mitouschen 8744 Rbl., die Hapsalsche Kirchenschule dank der Fürsorge der Gräfin Brevern de la Gardie 8152 Rbl., die Jakobstädtsche Wladimir-Marienschule 5012 Rbl.; es folgen 3 Schulen mit 1810 Rbl. 999 Rbl. und 884 Rbl. und einige 20, deren Besitz zwischen 100 und 400 Rbl. schwankt die übrigen besitzen weniger oder garnichts. Mit Landbesitz waren von den 488 Schulen nur 82 ausgestattet. Die Landstellen waren zwischen 3,72 Dessjatinen und 194 Dessjatinen groß und machten im Ganzen 2,624 Dessjatinen aus 11 Landstellen wurden von den Lehrern selbst bewirtschaftet, der Rest war für eine Arrende von 10,269 Rbl. verpachtet Der Bericht bezeichnet die materielle Lage der orthodoxen Kirchenschulen hier zu Lande als recht kläglich. (Vgl. Balt. Chr. 1902 Juni 1.)

22. April. Riga. Als Herausgeber des „Rigaer Tageblattes" wird nach dem Tode von W. Scheffers, Paul Kerkovius bestätigt.

24. April. Hinsichtlich der Naturalprästanden für die lutherischen Kirchen hat die livländische Gouvernementsbehörde für bäuerliche Angelegenheiten am 10. März c. erläutert, daß beim Übergang von Gesindebesitzern zur griechischen Orthodoxie die auf den Gesinden ruhenden Prästanden für die lutherische Kirche als ihnen erlassen anzusehen sind, da nach Anm. 1 zum Art. 717 des Ges.-Kod. Bd. XI Teil I orthodoxe

Bauern von den Leistungen für die lutherische Kirche befreit sind, die lutherischen Wirte aber nicht verpflichtet sind, die Leistungen an Stelle der Orthodoxen zu tragen („Teelaso")

Diese Entscheidung erfolgte in Sachen des Pastors und des Kusters zu Fellin im Fellinschen Kreise, die gestützt auf Art 717 des Ges Reb Bd XI Teil I „Steuern und Gaben irgend welcher Art zu Gunsten der Kirche dürfen ohne Allerhöchste Genehmigung weder vergrößert noch vermindert noch abgestellt werden" vom Kirchspiel die Verteilung des Anteils der Gesinde orthodoxer Bauern an den Kirchenprästanden auf die kontribuierenden lutherischen Wirte verlangt hatten

25. u. 26 April. Der Großfürst Kyrill Wladimirowitsch besucht den Hafen und die Stadt Libau.

27. April. Der Gesellschaft zur Verbesserung von Flußverbindungen in Livland werden von der Krone zur Herstellung von Kammerschleusen am Düna-Aakonal, der sich für die Flößung bereits bewährt hat, 100,000 Rbl. bewilligt

28. April. Die Session der Livländischen Gouvernementsregierung für Wegesachen beschließt aus den Mitteln der Landesprästanden des livländischen Festlandes jedem Kreischef einen Kredit von 150 Rbl. zur Verfügung zu stellen zur vorläufigen Bestreitung von Wegereparaturen, wo solche von den Leistungspflichtigen nicht in genügendem Maße ausgeführt worden sind. Den Kreischefs wird dabei zur Pflicht gemacht, den Kredit nur zu benutzen, wenn die in den §§ 3, 6 und 7 der Wegeordnung von 1891 vorgesehenen Maßnahmen erfolglos geblieben sind und wenn eine deutliche Lossagung der Gemeindeältesten und wegebaupflichtigen Personen von der Erfüllung der Wegebaulast festgestellt worden ist. Die verausgabten Gelder sind unverzüglich von den Leistungspflichtigen beizutreiben und der nächsten Rente wieder abzuliefern, wo der in Frage stehende Kredit zu deponieren ist

Den Kreischefs wird durch diesen Kredit die Möglichkeit gegeben in dringenddn Fällen das öffentliche Interesse zu wahren, wo es durch Nachlässigkeit der Gemeindeältesten und der Wegebaupflichtigen Wirte gefährdet wird. Eine sorgfältigere Reparatur der Wege in Livland im Allgemeinen, durch die sie auf ihren früheren guten Zustand zurückgeführt werden könnten, dürfte aber wohl nur bei Vereinfachung

Google

des Strafverfahrens zu erreichen sein, wie es das Gouvernementskomitee für die Bedürfnisse der Landwirtschaft befürwortet hat. (Balt. Chr 1902/3 S. 37.)

29. April Kollekten für die ausländische Mission sind für das Jahr 1903 vom Gouverneur von Livland im Hinblick auf die mangelhaften Ernten der letzten Jahre nicht in allen lutherischen Kirchspielen Livlands gestattet worden, sondern nur in den städtischen Kirchen und in 42 landischen Kirchspielen, von denen 24 auf den estnischen Teil Livlands kommen. („Eesti Post.")

29 April. Friedrichstadt. Der Gouverneur von Kurland hatte den deutschen Apotheker Hugo Feyerabend von sich aus zum Stadthaupt ernannt, nachdem er den von der lettischen Stadtverordnetenversammlung präsentierten Kandidaten Plume und Meschwehwer die Bestätigung versagt hatte. Auf der ersten unter dem Vorsitz des Stadthaupts Feyerabend stattfindenden Sitzung, die von 5 Uhr Nachmittags bis 4 Uhr Morgens des folgenden Tages dauerte, beschloß die Stadtverordnetenversammlung u. a. über die Ernennung des neuen Stadthaupts durch den Gouverneur beim Senat Beschwerde zu führen.

30. April. Reval. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt den estnischen Vereinen: „Estonia", „Loaius", „Kalew", „Hilfsverein der Handwerker" und „Landwirtschaftlicher Verein" zu einem Gebäude für ein estnisches Nationaltheater und für spezielle Zwecke der genannten Gesellschaften unentgeltlich und gegen einen minimalen Grundzins ein städtisches Grundstück von 450 Quadratfaden an der Karrpforten-Promenade zu überlassen. — Der Gouverneur versagt diesem Beschluß die Bestätigung, weil einige von den Vereinen nicht das Recht hätten, Grundbesitz zu erwerben, andere statutenmäßig nicht zur Förderung des Theaterwesens berechtigt sind.

1. Mai. Riga. Der „Regierungs Anzeiger" publiziert ein am 17. März c. Allerhöchst bestätigtes Reichsratsgutachten, durch das auch für Riga die Errichtung einer Korrektions-Arrestantenabteilung (Zuchthaus) angeordnet wird. Der Etat soll am 1. Januar 1904 in Kraft treten. Gleichzeitig werden die

Ämter des Chefs des Weibergefängnisses und des Chefs des Gefängnislazarets aufgehoben und ihre Funktionen dem Chef der Korrektionsabteilung übertragen, da eine neue große Zentralgefängnisanlage, für die die Bauarbeiten sofort in Angriff genommen werden, alle drei Haftanstalten umfassen soll und in Zukunft auch das Untersuchungsgefängnis.

2. Mai. Zum Kirchspielsvorsteher hatte der Saarahofsche Kirchspielskonvent per majora vota am 24. März c. einen Gesindewirt, Jüri Toidu vom Saarahofschen Mardi-Gesinde, gewählt. Obwohl diese Wahl obrigkeitlich noch nicht bestätigt ist, beginnen die „Sakala" und der „Postimees" bereits über Errungenschaft zu frohlocken und wollen sogar aus dem Kirchengesetz eine gesetzliche Berechtigung für die Wahl von Gesindeeigenlümern zu Kirchspiels- und Kirchenvorstehern deduzieren, obwohl der „Postimees" von einem Juristen, dem cand. jur. Tönisson redigiert wird. Die Unmöglichkeit einer solchen Gesetzinterpretation wird in der deutschen Presse dargetan.

Zu diesem neuen, auf die Untergrabung des geltenden Rechts und der gesetzlichen Autorität gerichteten Feldzuge der estnischen Presse bemerkt der „Fell Anz." treffend: „Das Schlimme bei der Sache ist nur, daß die bäuerlichen Konventsdelegierten — durch ihre Presseorgane hierzu aufgemuntert — vermutlich auf der ganzen Linie darauf schwören werden, daß den Kleingrundbesitzern das passive Wahlrecht zu den Posten eines Kirchen- wie Kirchspielsvorstehers gesetzlich zukommt, resp daß sie gegebenen Falls diesem Glaubenssatz gemäß handeln werden. Die gleiche Wahrnehmung war zu beobachten, als vor einigen Jahren die irrige Parole ausgegeben wurde, daß die Amtsdauer der bekanntlich auf Lebenszeit gewählten Kirchenvorsteher auf 3 Jahre zu beschränken sei."

5. Mai. Riga. Die Stadtverordnetenversammlung setzt eine Kommission nieder zur Beprüfung eines Projekts des Stadtamts über die Abgrenzung des Patrimonialgebiets gegen die Stadt und über die Ausdehnung des livl. Grundsteuergesetzes vom 4. Juni 1901 auf dieses Gebiet.

Der städtische besiedelte Teil des Patrimonialgebiets ist dem eigentlichen Stadtgebiet in Bezug auf Verwaltung, Besteuerung und Rechte gleichgestellt, für die Patrimonialgüter und Bauergemeinden aber bestehen überhaupt keine Verwaltungsorgane für Steuererhebung und Wohlfahrtspflege; nur die Personensteuer wird hier erhoben. Der Polizeischutz ist ganz ungenügend, da das Gebiet bei der Polizeireform

1888 vergessen und in der Folge durch administrative Verfügung der Kreispolizei unterstellt worden war, ohne daß ihr Mittel für diesen Zweck angewiesen worden wären.

Nach Ansicht des Stadtamts ist der ländliche Teil des Patrimonialgebiets nicht dem Rigaschen Kreise zuzuzählen, sondern im Hinblick auf spätere Erweiterung der Stadt als besonderes Gebiet zu erhalten. Es mußten hier auch Landesprästanden auf Grund des Gesetzes vom 4. Juni 1901 erhoben werden, aber in eine besondere Kasse fließen und nur für dieses Gebiet Verwendung finden.

5.—13. Mai. Sitzungen des Livländischen Adelskonvents in Riga.

Für die Verteilung der Summe, durch die die Krugsbesitzer für die durch die Einführung des Krons-Branntweinmonopols erlittenen Einbußen entschädigt werden sollen, hatte der Adelskonvent im September 1903 einen Plan ausgearbeitet, nach dem ein Drittel der Entschädigungssumme auf alle entschädigungsberechtigten Krugsbesitzer gleichmäßig verteilt werden sollte, die letzten zwei Drittel aber nach Maßgabe der in den Jahren 1898—1900 erzielten Krugspacht. Die Ergebnisse dieser vom Landratskollegium anzustellenden Verteilungsberechnung sollten der Plenarversammlung des Adelskonvents zur Prüfung vorgelegt und darauf den Interessenten zur Kenntnis gebracht werden. Reklamationen der Interessenten sollten binnen sechswöchentlicher Frist bei einer besonderen Kommission angebracht werden, die unter dem Präsidium des Gouverneurs aus dem Vizegouverneur, dem residirenden Landrat, dem Landmarschall, den Präsidenten des Kameralhofs, des Kontrollhofs und der Akziseverwaltung sowie zwei Gliedern der Kreiskommissionen zu bestehen hätte.

Dieses Projekt war von der in Sachen der Krugsentschädigung niedergesetzten temporären Kommission gegen die Stimme des Landmarschalls verworfen worden, weil 1) die gleichmäßige Verteilung des ersten Drittels nicht genügend begründet wäre, 2) die Pachtsumme, die der Verteilung der beiden anderen Drittel zugrundegelegt werden solle, von der temporären Kommission bereits als Maßstab für die Entschädigungsberechnung verworfen worden sei, und weil 3) eine nicht auf positiven Daten, sondern auf freiwilliger Vereinbarung beruhende Repartition nicht Gegenstand der Bestätigung durch Regierungsinstanzen sein könne. Gemäß dieser Stellungnahme der temporären Kommission hatte der Finanzminister dem Landmarschall im März mitgeteilt, daß er das vom Adelskonvent ausgearbeitete Verteilungsprojekt im weiteren Verfolg der Angelegenheit nur unter zwei Bedingungen unterstützen könne: 1) wenn aus dem Projekt die Teilnahme der Regierungsbeamten an der Verteilung der Entschädigungssumme ausgeschlossen werde, 2) wenn sich alle Krugsbesitzer oder wenigstens deren überwiegende Majorität mit den von der Ritterschaft ausgearbeiteten Verteilungsgrundsätzen einverstanden erklären.

Auf eine Umfrage des Landratskollegiums sind von fast allen Krugsbesitzern Zustimmungserklärungen abgegeben worden.

Der gegenwärtige Adelskonvent beschließt nun die Zustimmungsdeklarationen der Krugsbesitzer der temporären Kommission zur Berichterstattung an den Finanzminister einzureichen und ferner die vom Septemberkonvent 1902 ausgearbeiteten Verteilungsvorschläge dahin abzuändern, daß die endgiltige Entscheidung über die Verteilungsberechnungen der Plenarversammlung des Adelskonvents zustehen solle — Die Entscheidung über den Verteilungsmodus ist dem Reichsrat vorbehalten

In Estland spricht sich der Ritterschaftliche Ausschuß auf einen Antrag der Besonderen Temporären Kommission und auf Ersuchen des Bevollmächtigten der Krugsbesitzer Estlands, Landrat Baron Budberg, für folgende Bestimmungen zur Frage der Verteilung der Krugsentschädigung aus

1) die von der Besonderen Zeitweiligen Kommission ermittelten Wedrozahlen des Umsatzes der Krüge in Fällen, wo diese Zahlen ein gewisses Minimum im Verhältnis zur Krugspacht, und zwar 64,3 Wedro pro 100 Rbl. Pacht, nicht erreichen auf diesen Betrag zu erhöhen in und in Fällen aber ist die von den Gutsbesitzern selbst aufgegebenen Beträge herabzusetzen jedoch nicht unter 100 Wedro pro 100 Rbl. Pacht,

2) die Wedrozahlen derjenigen Krüge die entweder mehr als 64,6 und weniger als 100 Wedro pro 100 Rbl. Pacht betragen, oder zwar mehr als 100 Rbl Pacht ausmachen jedoch schon an sich kleiner sind als die von den Gutsbesitzern angegebenen Umsatzzahlen, unverändert zu belassen, desgleichen die von der Besonderen Zeitweiligen Kommission für die Traktenrantalien und für einige spezielle Fälle ermittelten Wedrozahlen,

3) die in dieser Weise korrigierten Wedrozahlen der einzelnen Krüge (Branntwein Spiritus und Schnapsfabrikate zusammengenommen) als Maßstab für den Anteil eines jeden Kruges an der für das ganze Gouvernement zu berechnenden Entschädigungssumme anzusehen, mithin wären die nach den obigen Grundsätzen korrigierten Wedrozahlen aller Krüge mit einem einheitlichen Nettopreise pro Wedro zur Bildung der zu kapitalisierenden Jahreserträge zu berechnen,

4) die Wedrozahlen der Staftruden wären auf dem halben durchschnittlichen Nettopreise zu berechnen oder zur Vereinfachung der Rechnung mit ihrer halben Wedrozahl (jedoch nicht über 100 Wedro pro 100 Rbl Pacht) in die allgemeine Liste aufzunehmen

6 Mai. Der Gouverneur von Ufa Bogdanowitsch, früher Vizegouverneur von Livland, wird im Stadtpark durch 10 Revolverschüsse ermordet. Die Mörder werden nicht ermittelt.

7. Mai. Als Pröpste werden bestätigt Pastor Paul Plath zu Reinis für die Insularbezirk und Pastor Karl Rall zu Weißenstein für Jerwen

8. Mai. Vor einer auswärtigen Sitzung der 2. Kriminalabteilung des Rigaschen Bezirksgerichts in Wolmar wird ein Prozeß

gegen den Pastor Ernst Mollrecht zu Matthiae verhandelt. Die Anklage war erhoben auf Grund des Art. 1576 des Strafgesetzbuches (Trauung einer von der griechisch orthodoxen Kirche reklamierten Jungfrau mit einem Lutheraner). Der Angeklagte wurde von dem vereidigten Rechtsanwalt H. von Bröcker verteidigt. Die Verhandlung fand bei geschlossenen Türen statt. Das Urteil lautete auf Suspension vom Amt auf 2 Monate.

8. Mai. Vor der 2. Kriminalabteilung des Rigaschen Bezirksgerichts gelangt in Wolmar eine Anklage gegen den Pastor Ernst Treu zu Dickeln wegen Unterhaltens einer vom Staat nicht konzessionierten Schule im Pastorate und wegen Zulassung einer nicht diplomierten Lehrerin zum Unterricht in der deutschen und französischen Sprache zur Verhandlung; ferner gegen Frl. Wilma Dannenberg wegen Erteilens von deutschen und französischen Stunden ohne Lehrberechtigung. Der Verteidiger Rechtsanwalt v. Bröcker wies nach, daß es sich hier nicht um eine Schule, sondern um einen sogenannten privaten Unterrichtskreis handle, der nur geschaffen sei, um die Bildung der vier Kinder des Pastors zu vollenden; die Tatsache, daß an dem Unterricht auch fremde Kinder, die Pensionäre des Pastors waren, teilgenommen haben, ändere an dem Wesen dieses Unterrichtskreises nichts. Hinsichtlich der Anklage wegen der Zulassung einer nichtdiplomierten Sprachlehrerin gab die Verteidigung zu, daß Frl. Dannenberg kein Diplom habe und daß § 1051 die Zulassung undiplomierter Lehrerinnen strafe. Dieser Paragraph sei aber nie in Anwendung gekommen und es gäbe in unzähligen Häusern deutsche, englische und französische Gouvernanten, die keine russischen Diplome hätten. Daß Frl. Dannenberg die Sprachen genügend beherrsche, dafür bürge die Tatsache, daß Pastor Treu, ein gebildeter Mann, sie zum Unterricht aufgefordert habe. Das Vergehen sei somit ein rein formelles. — Das Gericht sprach Pastor Treu von der Anklage wegen Eröffnung einer nicht konzessionierten Schule frei und verurteilte ihn wegen Zulassung einer nicht diplomierten Lehrerin zu drei Rubeln Strafe, Frl. Dannenberg aber zu einem Rubel Strafe.

9. Mai. Das Komitee des estnischen Gesang- und Musikfestes, das in Pernau am 7. und 8 Juni stattfinden soll, giebt zu wissen, daß „eingetretener Schwierigkeiten" wegen nur die livländischen Gesang- und Musikchöre aktiv an dem Fest teilzunehmen befugt sind, die estländischen dagegen ausgeschlossen werden müssen.

Der „Postimees" äußert seinen Kummer über diese Anordnung der Obrigkeit und tröstet sich in Verdächtigungen, die in ihrer Unbestimmtheit mit Recht von der „Nordl Ztg." für unstatthaft bezeichnet werden. „Wir wissen wohl", schreibt der „Post", „daß die schlauen Feinde estnischen Lebens die Bestrebungen und Unternehmungen unseres Volkes zu verdächtigen suchen, auch das ist uns nicht unbekannt, daß ihre heimlichen Anschläge zeitweilig Beachtung erlangt haben; aber ebenso wissen wir auch, daß alle diese Verdächtigungsversuche vollkommen grundlos sind usw." — Jeder Postimees-Leser kann sich dabei seinen Feind denken und auf das Unverantwortlichste wird die Saat bestehender Zwietracht gemehrt.

10. Mai. Ein Beschluß des Ministerkomitees wird Allerhöchst bestätigt, der in allen nicht zum jüdischen Ansiedlungsrayon gehörenden Gouvernements den Abschluß von Kreditoperationen im Namen oder zu Gunsten von Juden verbietet: 1) wenn sie ihnen Eigentums-, Besitz- oder Nutzungsrechte auf außerländische Immobilien sichern und 2) wenn sie ihnen die Möglichkeit geben, gegen Verpfändung solcher Immobilien Darlehen zu erhalten. — Diese temporäre Verordnung ist durch die starke Zunahme des jüdischen Landbesitzes insbesondere in den Gouvernements Nowgorod, Pleskau und Smolensk veranlaßt worden. („Regierungsanzeiger.")

12. Mai. Das Bezirksgericht in Riga verhandelt eine Anklage aus dem Jahre 1901 wegen Eröffnung einer nichtkonzessionierten Schule gegen Frl. Emma Grünberg. Dieses junge Mädchen hat ihrem kleinen Bruder und drei kleinen Mädchen den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben erteilt, wofür ihr die Mutter des einen Kindes die Wäsche wusch, die Mutter der anderen 75 Kop. monatlich gezahlt hatte, das dritte Mädchen unentgeltlich. Der Unterricht hatte 2 Monate gedauert. Das Bezirksgericht verurteilte die Angeklagte zu einer Geldstrafe von drei Rubeln, resp. zum Arrest auf einen Tag und verfügte Schließung der „Schule".

13. Mai. Friedrichstadt. Die Stadtverordnetenversammlung lehnt den Antrag des vom Gouverneur ernannten Stadthaupts Feverabend auf Anstellung eines Buchhalters ab und beschließt

die Einsetzung einer beständigen Revisionskommission von drei Gliedern.

13 Mai Der Senat kassiert, weil kein Verbrechen vorliege, ein Urteil des Schaulenschen Friedensrichterplenums gegen einen Studenten Wyschinsky, der eine in litauischer Sprache abgefaßte mit lateinischen Schriftzeichen gedruckte Theateranzeige in Schaulen ausgehängt hatte.

Der Druck des Theaterzettels war von der Mitauer Polizei genehmigt worden, der Friedensrichter und das Plenum aber hatten den Angeklagten zu einer Geldstrafe von 3 Rbl verurteilt da der Gebrauch lateinischer Lettern für litauische Drucksachen im Gouvernement Kauna durch das Gesetz vom 3 1866 verboten sei — Wyschinsky berief sich in seiner Kassationsklage darauf, daß das Zirkular des Ministers des Innern Walujew vom 13. Sept 1863 konfidentiell erlassen worden sei, somit Privatleuten unbekannt sein müsse, die Allerhöchsten Verordnungen von 1866 und 1880 (Art. 57, 59 und 62 der Grundgesetze) seien nicht auf dem üblichen Wege publiziert worden und bezogen sich nur auf Regierungsbehörden das Zensurreglement aber verbiete nur eine nicht zu beschaffierende Geheimschrift („Düna-Ztg" Nr 109. Nach den „Ruff. Wed.")

16 Mai. Goldingen. Die Stadtverordnetenversammlung wählt zum Stadthaupt A. v. Krause Derten, zu Stadträten Rechtsanwalt H Goebel und Wilh. Bergthal. Die Gewählten werden vom Gouverneur im Amt bestätigt.

20 Mai. Der Gouverneur von Livland hat durch die Bauerkommissare den Gemeindeverwaltungen vorgeschrieben, in den Publikationen über die Anstellung neuer Gemeindelehrer die Höhe des Gehalts in bar und das Deputat anzugeben, ebenso die Größe des Schullandes, des Gartens, der Wohnung und sonstigen Emolumente, es muß ferner angeführt sein, was für ein Lehrerzeugnis von dem Bewerber verlangt wird. Endlich wird streng eingeschärft, daß von dem Lehrer durch den Dienstvertrag weder die Leitung von Gesangchören verlangt werden darf, noch daß er die deutsche Sprache kenne und lehre.

20. Mai. Der Großfürst Wladimir Alexandrowitsch trifft morgens aus St. Petersburg in Riga ein zur Inspektion der Landwehrleute hier und in Kurlenhof. Die livländische Ritterschaft gibt S. kirl. Ht. ein Frühstück im Hause des Landrats u. Grote, abends findet ein Diner beim Gouverneur von Livland statt. In der Nacht begibt sich der Großfürst nach Libau, von wo er am Abend des 21. nach St. Petersburg zurückkehrt.

22. Mai. Die kais. Gemeinnütz u. Ökon. Sozietät veröffentlicht den Bericht über den Saatenaufkauf für die an Saatmangel leidenden kisländischen Bauergemeinden (Balt. Ch. 1902 Jan. 14). Es waren 281,000 Pud Hafer und 123,000 Pud Gerste von 169 Gemeinden bestellt und im Innern des Reichs angekauft worden. Leider galt der Nothstandstarif nur für die Staatsbahnen und es war nicht möglich den Ankauf nur im Rayon derselben auszuführen, da die Beschaffung guten Getreides die Hauptsache war. So hat sich der Transport des Hafers nur um 5 Kop., der der Gerste sogar um garnichts billiger gestellt, als nach dem gewöhnlichen Tarif. Der Empfang und die Verteilung des Getreides an kisländischen Bahnstationen geschah durch 30 unentgeltlich arbeitende Vertrauensmänner der Sozietät.

Obgleich sich eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Bauergemeinden direkt an dem Saatenbezug beteiligt hat, so haben indirekt wohl alle Gemeinden von dem Unternehmen gewonnen, weil dadurch eine gewisse Regulierung der Preise eintrat und es den Kleinhändlern unmöglich gemacht wurde, die Preise beliebig in die Höhe zu schrauben.

23 Mai. Walk. Die lettisch estnische Stadtverordnetenversammlung kann sich über die Wahl eines neuen Marktplatzes nicht einigen, da jeder Stadtverordnete den Markt in der Nähe seines Immobils haben will, die Frage muß also bei solcher Art Fürsorge für das Gemeinwohl vertagt werden. — Der Versammlung wird mitgeteilt, daß der Minister des Innern nicht für möglich befunden habe, den Beschluß der Stadtverordneten hinsichtlich der Ernennung des Stadtarztes Dr. Kach zum Ehrenbürger von Walk zu bestätigen.

24. Mai. Windau. Zum Stadthaupt wird vom Gouverneur von Kurland der Stadtrat Dr. Blau, ein Lette, ernannt. — Nachdem die Wahl des Rechtsanwaltsgehilfen Paul Schultz zum Stadthaupt vom Gouverneur nicht bestätigt worden war, machte die Stadtverordnetenversammlung dem bisherigen Stadthaupt Alexander Kupffer, der 13 Jahre an der Spitze der Stadtverwaltung gestanden hat, durch Obstruktion die Weiterführung der Geschäfte unmöglich. Stadthaupt Kupffer bat darauf den Gouverneur um Enthebung vom Amt,

welches Ansuchen durch die Ernennung Blaus erfüllt worden ist.

25. Mai. Ein Allerhöchstes Reskript an den Minister der Volksaufklärung befiehlt, daß in denjenigen Mittelschulen Polens, in denen auf Grund eines Allerhöchsten Befehls vom 13. August 1880 der Religionsunterricht römisch-katholischer Konfession noch in russischer Sprache erteilt wurde, vom nächsten Schuljahr ab die Muttersprache der Schüler für diesen Unterricht angewandt werde. Es handelt sich um 8 Lehranstalten. — Durch dieses Reskript ist für alle Schulen Polens die Muttersprache die Sprache des Religionsunterrichts geworden. („Regierungsanzeiger".)

26. Mai. Ein Reichsratsgutachten wird Allerhöchst bestätigt, durch das das Amt der Bauerkommissare in den Ostseeprovinzen aus der VII. in die VI. Rangklasse versetzt wird. Gleichzeitig wird den Bauerkommissaren eine Amtskette verliehen, an der eine Medaille mit dem Reichswappen und der Reversinschrift „9. Juli 1889" angebracht ist.

Auf Wunsch des damaligen Gouverneurs von Livland war den Bauerkommissaren bei der Einführung dieses Instituts in den Ostseeprovinzen nur die VII. Rangklasse zugeeignet worden. Der Gouverneur hatte gehofft, damit auch das Ernennungsrecht für diese Beamten zu erhalten, doch behielt sich das Ministerium dieses vor.

28. Mai. Der Korrespondent „Rishanin" klagt in der „Nowoje Wremja" über den Verfall der russischen Kaufmannschaft in Riga: „Einst als Riga mit den inneren Gouvernements noch keine Bahnverbindung hatte, hätten die russischen Kaufleute in Riga keine unbedeutende Rolle gespielt. Jetzt sei das anders geworden; an dem Auslandhandel nehmen die Russen fast gar keinen Anteil, bedeutende Exporteure gebe es unter ihnen garnicht. In den Listen der Firmen, die im J. 1902 für mehr als 500 000 Rbl. Waren ins Ausland exportiert haben, war kein einziger russischer Name zu finden. Auch im russischen Lokalhandel sei keine Vorwärtsbewegung zu verzeichnen, im Gegenteil: neue bedeutendere Firmen treten nicht auf, die alten aber verschwinden allmählich. Bemerkenswert sei auch das Fehlen der kaufmännischen Kontinuität — meist ende die Blütezeit einer Firma mit dem Tode ihres Begründers. In letzter Zeit interessierten sich die kaufmännischen Kreise sehr für die Industrie, aber auch in dieser Hinsicht nehme die russische Kaufmannschaft einen nur unbedeutenden Platz ein — von 300 industriellen Unternehmungen gehören nur 15

Russen und auch diese stellen keine bedeutenden Anlagen vor und seien meist auch nicht in der letzten Zeit entstanden. Gleichzeitig taucht aber ein neuer Typus des kaufmännischen „Gesellschaftsmannes" auf, der nicht abgeneigt sei, sich persönlichee Vorteile halber an öffentlichen Angelegenheiten zu beteiligen besondees wenn es mit dem Handel nicht recht vorwärts will. Die modernste, auffallendste Spielart dieses Typus sei der ‚Kupez', der mit nichts handle, sondern sich speziell mit gesellschaftlichen (öffentlichen) Angelegenheiten beschäftige, natürlich nicht nur um der Idee willen, sondern zu kommerziellen Zwecken. Die Resultate einer solchen Vereinigung der öffentlichen Tätigkeit mit der des Feuilletons könne man sich leicht vorstellen. (Referat der „Düna-Ztg" Nr. 118.)

Zum Verständnis dieses letzten Satzes sei bemerkt, daß man in dem ‚Rishanin" wohl nicht mit Unrecht den früheren langjährigen Redakteur des ‚Alsh Westn.' L. Winschkl vermutet, der im vorigen Dezember von dem Herausgeber des Blattes, dem Kaufmann Schutow, plötzlich entlassen wurde.

Zum Schluß sucht der „Rishanin" den Grund für den Verfall der russischen Kaufmannschaft in Riga und in den übrigen Hafenplätzen der Ostseeprovinzen namentlich zumeist darin, daß die hiesigen Handelsinstitutionen noch immer einen deutschen Charakter aufmeisen und von nichtrussischen Kräften überfüllt seien, die die geschäftlichen Beziehungen der russischen Kaufmannschaft nicht fordern und erleichtern — Als ob zu der Zeit, wo nach des „Rishanin" Worten, die russische Kaufmannschaft in Riga blühte, das Land nicht noch mehr und in Wahrheit deutsch gewesen wäre!

29. Mai. Riga. Feierliche Grundsteinlegung zur St. Gertrud-Filialkirche an der Alexanderstraße, vollzogen durch den Stadtpropst Th. Gaehtgens in Gegenwart des Vize-Gouverneurs von Livland (in Vertretung des abwesenden Gouverneurs), des residierenden Landrats v. Oettingen, des Generalsuperintendenten von Livland Oehrn und Vertretern des livl. Konsistoriums, der gesamten evangelisch-lutherischen Predigerschaft Rigas und zahlreicher geladener Gäste aus der Stadt, sowie der Gemeindeglieder. Die Mittel zum Kirchenbau sind zum weitaus größten Teil durch eine Kollekte aufgebracht worden, die an einem Tage in der ganzen Stadt veranstaltet worden war. Der Bau wird nach den Plänen und unter Leitung des Professors W. v. Stryk ausgeführt.

Die Rigasche Stadtverwaltung war der Einladung zu dieser Feier nicht gefolgt, weil sie mit der Administration der Kirche — über das Schicksal eines auf dem Baugrunde befindlichen Brunnens in Meinungsverschiedenheit geraten war.

30. Mai. Die Zensur des „Fellinei Anzeigers“ war, da nach dem Wegzug des Bauerkommissars Grüdinger aus Fellin am Orte keine für das Amt eines Zensors hinreichend geeignete Person gefunden werden konnte, nach Jurjew (Dorpat) und später nach Riga verlegt worden, wodurch das regelmäßige Erscheinen des Blattes gefährdet wurde. Nunmehr teilt das Blatt mit, daß die Oberpreßverwaltung am 24. Mai auf Vorstellung der Redaktion die Zensur dem Stadthaupt von Pernau O. Brackmann übertragen habe.

30. Mai. Der Gouverneur von Livland ersucht durch einen Erlaß in der „Lvl. Gouv.-Ztg.“ die Vorstände von privaten Vereinen im Allgemeinen die Einhaltung der Vereinsstatuten strikte zu überwachen und auf die Erfüllung der ihre Tätigkeit berührenden Gesetze und Regierungsverordnungen zu sehen. Im Speziellen bringt der Gouverneur zur Kenntnis der Vereinsvorstände, daß er im Einvernehmen mit dem Kurator des Lehrbezirks die Beteiligung von Schülern der mittleren und niederen Lehranstalten an Vereinsversammlungen und ganz besonders ihre aktive Teilnahme an den Veranstaltungen als Vortragende, Referenten, szenische Darsteller ꝛc. unter allen Umständen nur nach eingeholter Erlaubnis der Schulobrigkeit für zulässig erachtet.

In der Tat ist das Hineinziehen der Jugend in das vielfach mit nationaler Verhetzungspolitik durchsetzte lettische und estnische Vereinsleben bereits für manche unreifen Jünglinge verderblich geworden: von ernster Arbeit wurden sie abgelenkt und sagen sich voll mit Dünkel und Phrasen. Die Folgen davon sieht man dann an den Männern.

1. Juni. Die „Rigasche Eparchialzeitung“ berichtet über den Bildungsgang der Lehrer und Lehrerinnen an den griechisch-orthodoxen Kirchspiels- und Hilfsschulen: 1) Von den Lehrern und Lehrerinnen hatten absolviert: eine Universität 1, ein geistliches Seminar 69, ein Lehrerseminar 197, ein Gymnasium 11, eine geistliche Mädchenschule 17, eine geistliche Knabenschule 11, eine Stadtschule 17, eine zweiklassige Gemeindeschule 76 und blos eine einklassige 164; 2) ein Examen als Lehrer und Lehrerin hatten 45 bestanden, 3) ohne den Kursus zu beenden hatten von

ihnen besucht: ein geistliches Seminar 35, ein Lehrerseminar 49, eine geistliche Knabenschule 13, eine geistliche Mädchenschule 2, ein Gymnasium 4, Stadtschulen 10; 4) häuslichen Unterricht hatten 4 Personen erhalten.

Von den Lehrenden haben also immer noch mindestens 32,2 pCt. (die 240 Absolventen von Gemeindeschulen) nicht mehr gelernt, als sie lehren sollen.

1. Juni. Der Gemeindeausschuß von Romershof (im Rigaschen Kreise) hat die vom Volksschuleninspektor vorgeschlagene Umwandlung der evang.-luth. Gemeindeschule in eine Ministeriumsschule abgelehnt. („Rig. Aw.")
2. Juni. In Arensburg konstituiert sich ein „Verein zur Fürsorge von Geisteskranken auf der Insel Oesel".
3.—5. Juni. Der XV. livländische Ärztetag wird in Pernau abgehalten. Zum Präses wird Professor Dehio gewählt, zum Vizepräses Dr. Strohmberg (Dorpat), zu Sekretären Dr. Engelmann (Riga) und Dr. Baron Ungern Sternberg (Dorpat), zum Kassaführer Dr. Pfaff (Dorpat).

Von der Gesellschaft zur Bekämpfung der Tuberkulose wird auf dem Ärztetag berichtet, daß die Verwaltung ihren Sitz nach Riga verlegt habe und die Gründung von Filialvereinen angestrebt werde. Die gesammelten Mittel (6000 Rbl.) sind noch nicht so groß, daß die Gesellschaft das erste Ziel, den Besitz eines eigenen Sanatoriums, hätte erreichen können. Es wird aber mitgeteilt, daß das Rigasche Stadtamt demnächst über die Errichtung einer Anstalt für schwindsüchtige Glieder der Rigaschen Steuergemeinde konferieren wird.

Über die vom VII. Ärztetag vor 8 Jahren eingesetzte Kommission in Sachen der Irrenpflege erstattete Dr. A. Behr Bericht. Im Hinblick auf das bevorstehende Inslebentreten einer Irrenanstalt und bei den materiellen und anderen Schwierigkeiten, die sich der Fortführung des von der livländischen und kurländischen Ritterschaft und der Gesellschaft zur Fürsorge für Geisteskranke in Livland subventionierten und von Dr. Behr geleiteten kleinen Asyls in Riga entgegenstellen, wird beschlossen, die Tätigkeit der Kommission einzustellen. Die von ihr gesammelten Erfahrungen sollen der Verwaltung der neuen Landesirrenanstalt zur Verfügung stehen.

Von allgemeinem Interesse ist ferner, daß der Ärztetag eine Kommission niedersetzte, die die Besserung der materiellen Lage der Landhebammen beraten soll, gelingt eine solche Besserung, so steht zu erwarten, daß sich zu dem Dienst auf dem Lande auch Hebammen mit guter allgemeiner Bildung niederlassen, die natürlich für ihren Beruf auch besser vorbereitet werden können.

Der Ärztetag war von ca. 60 Ärzten besucht.

11. Juni. Reval. Eröffnung der estländischen Predigersynode. — Sie ist von 58 Synodalen und 15 Gästen besucht. Als Vertreter der livländischen Synode wohnt Pastor Dr. Bidder-Lais den Verhandlungen bei.

Neben einigen Vorträgen wissenschaftlichen Inhalts gehörte das reichhaltige Material für die Verhandlungen zum größten Teil den verschiedenen Gebieten der praktisch-pastoralen Tätigkeit an. Vorträge hielten und Berichte erstatteten Oberpastor J. Luther-Reval über die moderne Strömung in der Theologie, P. Pancker-Joachimsthal über die Willensfreiheit, P. Bergwitz-Reval über das Diakonissenwesen, P. Joh. Luther-St. Katharinen über die Gemeindepflege auf dem Lande (Ausbildung von Laienhelfern), P. Hoffmann-Nõthel über die Rettung Trunksüchtiger und über das Programm für Prüfungen der Kinder bei Lokalvisitationen, P. Bruhns-Assi und P. Willingen-Hahall über den Religionsunterricht in den Schulen, P. Hahn-Reval über Gastpredigten auf dem Lande und über die Einzelbesprechung mit Konfirmanden, Propst Rall-Weißenstein über den zunehmenden Kindermord und über Kinderpflege, P. Willberg-Ampel und Haller-Merjama über die Frage, was zur Verhütung von Wirren bei Predigerwahlen geschehen könne, P. G. Holler-St. Martens und P. Embeck-Emmast über die estnische Presse und Literatur. Außerdem wurden noch einige Berichte abgestattet — Am 17. Juni wurde die Synode geschlossen.

11.—15. Juni. Der Gouverneur von Livland Generalleutnant Paschkow besucht Arensburg und die Insel Oesel. Insbesondere besichtigt der Gouverneur auch Kielkond, wo die Anlage eines Quarantänehafens geplant wird.

13.—16. Juni. Der Gouverneur von Estland Kammerherr von Bekkegarde macht eine Rundreise durch Wierland und revidiert Kirchen, Schulen, Polizei- und Gemeindeverwaltungen.

Die „Neu Zswa" behaupten, an allen vom Gouverneur berührten Orten hätten sich Bauern mit Beschwerden in ihren Angelegenheiten an ihn gewandt, und die Reise, die ihm Gelegenheit gab, sich persönlich an Ort und Stelle mit ihren Bedürfnissen bekannt zu machen, werde nicht erfolglos bleiben.

14. Juni. Der ökumenische Patriarch hatte in einem Sendschreiben an die autokephalen Kirchen einen Gedankenaustausch angeregt 1) über die Einigung der griechisch-orthodoxen Kirchen, 2) über die Vereinigung aller christlichen Kirchen, 3) speziell über die Vereinigung mit den Altkatholiken und 4) über die Kalenderreform.

In den „Jerkenwnyje Wedomosti" wird jetzt die vom 25. Februar 1903 datierte Antwort des Hl. Synods auf das Sendschreiben veröffentlicht. Zur ersten Frage betont der Synod die Notwendigkeit des Gedankenaustausches zwischen den Schwesterkirchen besonders in Sachen des Glaubens, erklärt aber Zusammenkünfte aller orthodoxen Bischöfe aus staatlichen Rücksichten nicht für durchführbar. Gegenüber der römischen und protestantischen Kirche verharre die russische mit den übrigen orthodoxen Kirchen in Gebet und dem Wunsch, daß diese einstigen Kinder der Mutterkirche „Reue zeigten und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangten" und zurückkehrten in den Schoß der hl. allgemeinen und apostolischen Kirche. Aber daran sei leider noch garnicht zu denken, im Gegenteil müsse die russische Kirche ihre Schafe beständig vor den Verführungsversuchen jener zu schützen suchen. Was die römische Kirche anlange, so seien ihre Versuche, den rechtgläubigen Orten zu unterwerfen, bekannt. Da das stramme Volk nur schwer zu verführen sei, suchen die Katholiken die höhere aristokratische Gesellschaft im Glauben zu erschüttern und zu sich zu bekehren. Die friedlichsten Reden dürfen nicht über die wahren Absichten Roms täuschen, man dürfe sich daher durch keine Gründe für einen falsch verstandenen Frieden hinreißen lassen.

„Womöglich noch unzugänglicher" — heißt es weiter — „zeigt sich in unserer Zeit der Protestantismus. Die protestantischen Gemeinden verstehen das kirchliche Leben nicht und fordern äußerliche greifbare Werke hauptsächlich gesellschaftlich-sozialen Charakters. Sie betrachten unsere Kirche als ein Gebiet geistlichen Stillstandes, undurchdringlicher Finsternis und Verirrung. Ja, sie scheuen sich sogar nicht, darob uns Götzendienst vorzuwerfen. Deshalb und aus falsch verstandenem Eifer für Christus sparen sie weder materielle Mittel noch ihre Kräfte, um unter den Kindern der rechtgläubigen Kirche ihre protestantischen Verirrungen zu verbreiten. Sie lassen keine Gelegenheit ungenützt, die Autorität der rechtgläubigen Hierarchie zu untergraben und den Glauben an die Heiligkeit der christlichen Überlieferung zu erschüttern. Religiöse Abgerichtetheit, zu Fanatismus, verbunden mit einem auf die Orthodoxie

verächtlich herabblickenden Hochmut — dies kennzeichnet die Protestanten im höheren Maße, kann man sagen, als die Katholiken. Natürlich ist vieles hierbei durch die altüberkommenen Vorurteile und den engen Gesichtskreis der deutschen Theologen und daher auch der protestantischen Kirchenmänner erklärlich. Dies legt unsern Gelehrten die wichtige Aufgabe auf, dem Westen die wahre Größe und unverfälscht christliche Reinheit der Orthodoxie ins Bewußtsein zu rufen. Doch wir müssen warten, bis das schwierige und undankbare Werk der Saat auf dem steinigen Boden des Kulturstolzes und gegenseitigen Nichtverstehens Früchte getragen hat. Bis dahin müssen wir, Vorsteher der Kirchen, insonderheit der russischen, alle unsere Kräfte anspannen im Kampfe gegen die verschiedenartigen Lehren dieses gefährlichen Feindes der Kirche und unausgesetzt unseren hochsten Seelenhirten aufsehen, er möge unsre treuen Schafe vor diesem Feinde schützen."

Die Anglikaner seien geneigt, die östliche Kirche und nicht Rom als die Hüterin der Überlieferungen anzusehen. Auf eine Vereinigung sei aber noch lange nicht zu rechnen, da bisher nur die High Church zur Orthodoxie neige, nicht aber die bei weitem größere kalvinistische Richtung.

Die Verständigung mit den Altkatholiken erscheint dem Hl. Synod jetzt schwieriger als früher, da die neuen Führer von der protestantischen Umgebung angelockt seien.

Zur Frage der Kalenderreform verweist der Hl. Synod auf die Kommission bei der Akademie der Wissenschaften, die mit ihrer Beratung betraut sei, spricht sich aber dabei schon jetzt dahin aus, daß die Anwendung des neuen Stils allein auf die bürgerliche Zeitrechnung ohne Veränderung der Osterrechnung und ohne Verletzung der Feiertage die kirchlichen Interessen wenig berühren würde. „Betrachtet man aber die Frage vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus, so neigen die kompetenteren unter Gelehrten eher dazu, dem Julianischen Kalender den Vorzug zu geben. Sie lassen wohl die Einführung von Korrekturen, aber durchaus nicht seine Ersetzung durch den Gregorianischen zu. Das kompetente Urteil der Gelehrten veranlaßt auch uns Vertreter der Kirche, uns sehr vorsichtig gegenüber den Wünschen jener zu verhalten, die eine Abänderung des Kalenders verlangen, wenn man darunter eine Veränderung der Osterrechnung und der ganzen kirchlichen Jahresrechnung versteht. Eine solche Abänderung würde die ehrwürdige und vielmals von der Kirche geheiligte Ordnung ins Schwanken bringen und würde unzweifelhaft mit Erschütterungen im Kirchenleben verbunden sein. . . . Darum würden wir unserseits in der Kirchenpraxis für die Erhellung des Julianischen Kalenders sein und im äußersten Fall bloß die formalen oben angeführten Veränderungen in Betreff des Neujahrs und der Umbenennung der Daten zulassen."

Zum Schluß lenkt der Hl. Synod die Aufmerksamkeit der Vorsteher der autokephalen Kirchen auf die traurige Erscheinung, daß innerhalb der rechtgläubigen Kirche selbst Zwiespalt und Teilung zu erblicken

seien, die bisweilen bis zum Riß der kirchlichen Gemeinschaft führen. So standen neben der orthodoxen Kirche die Nestorianer, Armenier, Kopten und andere.

15. Juni. Dieser Tage hatten die „Moskowskija Wedomosti" einen Artikel des „ewigen Wanderers" gebracht, der über die Russifizierung der Ostseeprovinzen und das Verhältnis der Deutschen, Letten und Russen zu einander auf Grund sehr oberflächlicher Informationen Wahres und Falsches durcheinander berichtet. Der „ewige Wanderer" hat sich in Riga und Libau einige Zeit aufgehalten und findet, daß die Russifizierung des deutschen Elementes in den Ostseeprovinzen beendet sei; alles sei verrufft und „mit dem Gefühl herzlicher Reue wegen der Widerspenstigkeit gegen die Maßnahmen Alexander III." erfüllt. Daher müßten die Russen nun die Deutschen (nicht etwa ihre Sprache und Nationalität!) als das zu allen Zeiten konservative, politisch zuverlässige und monarchisch gesinnte Element im Lande unterstützen. — Ganz anders denkt der „ewige Wanderer" von den Letten. Diese hätten während der Periode der Russifizierung der Verwaltung in den Ostseeprovinzen die Sympathien der russischen Presse gewonnen, indem man sie als Opfer deutscher Unterdrückung ausgab. Den Letten kam es aber nicht auf die Russifizierung, sondern auf die Schwächung des deutschen Elementes an. Nachdem dies Ziel erreicht sei, bekämpften sie die Russifizierung und strebten das russifizierte Land zu lettifizieren. Der Lette sei nicht fähig, die russischen Ideale in sich aufzunehmen.

Die „Nowoje Wremja" protestiert sofort gegen diesen Artikel. Nach ihrer Ansicht leisten die Deutschen noch immer „germanisatorische Taten", während die Letten „gern die russische Schule und die Orthodoxie annehmen."

Bald bringen dann auch die „Moskowskija Wedomosti" eine geharnischte Erwiderung auf die Ausführungen des „ewigen Wanderers" von einem „Altringesessenen Rigas" (Rishskij starosshik) der im Stile des „Rishskij Westnik" über das baltische Deutschtum herfällt. Tatsächlich seien die baltischen Deutschen nicht nur selbst nicht russifiziert, sondern möchten auch Letten und Esten davor bewahren, da sie mit Recht annehmen, daß ein russifizierter Lette schwerer zu germanisieren sei als ein gewöhnlicher. — Das soll folgendermaßen bewiesen werden:

„Die leitenden deutschen Kreise fahren hartnäckig fort, dafür zu kämpfen, daß der Unterricht in den Elementarschulen nicht in russischer, sondern in lettischer oder estnischer Sprache erteilt werde. Noch neulich hat der livländische Adel die Errichtung einer niederen landwirtschaftlichen Schule nur deshalb aufgegeben, weil die Regierung nicht darauf einging, daß der Unterricht in lettischer Sprache stattfinde, sondern die russische Unterrichtssprache verlangte. Es ist bekannt, mit welchem Eifer die deutschen Kreise einfach deshalb noch bis jetzt gegen die Eröffnung ministerieller Schulen agitieren, weil der Unterricht in diesen Schulen am vollständigsten und abgeschlossensten in der russischen Sprache stattfindet.

Die hiesigen adligen Landschafts-Institutionen und ebenso auch die städtischen Institutionen, in denen die deutsche Partei noch die herrschende ist, suchen verschiedene Privatanstalten zu unterstützen und zu subventionieren, in denen der deutsche Geist, und hier und da, fern von dem Auge der Obrigkeit, auch die deutsche Unterrichtssprache noch gewahrt wird — und der Überfluß an geheimen deutschen Schulen, die unter Umgehung des Gesetzes über die russische Unterrichtssprache bestehen? Sollten das wirklich laute Anzeichen der „vollständigen Russifizierung" sein? Man braucht nur zu verfolgen, mit welchem Eifer die deutsche Presse ihre Spalten mit allen möglichen Nachrichten über den Kampf des finnländischen Separatismus gegen die Regierung füllt, um dessen inne zu werden, wohin die Sympathien der hiesigen deutschen Kreise in dem Kampfe des russischen Staatsgedankens mit dem Grenzmarken-Separatismus noch heute tendieren.

„Was die Erklärung des „ewigen Wanderers" über die Anhänglichkeit des baltischen Deutschtums an das monarchische Prinzip betrifft, so wollen wir sie nicht bestreiten, aber diesem Monarchismus ist jene Nuance nicht fremd welche in dem deutschen Ausspruche „Und der Kaiser absolut, Wenn er unsern Willen tut", seinen Ausdruck findet. Sonst [sind] ließe sich die Opposition des baltischen Deutschtums gegen die vercinheitlichenden monarchischen Weisungen nicht erklären. Ein solcher Monarchismus ist noch kein großes Verdienst, eines Monarchismus in diesem Sinne haben sich auch die Finnländer gerühmt — [Von Wesen und Begriff des „Monarchismus" und monarchischer Gesinnung hat der Autor augenscheinlich nur eine ganz konfuse und blode Vorstellung.]

„Die baltischen Deutschen haben aber nicht nur selbst gegen die vereinheitlichenden Maßnahmen der obersten Gewalt opponiert, sondern auch die Esten und Letten in diesem Geiste zu erziehen gesucht. Es ist bekannt, daß die deutschen Kreise nach der Einführung der vereinheitlichenden Reformen in erhöhtem Maße für die Freundschaft zwischen den Deutschen und den Letten und Esten Propaganda zu machen begannen und der gemeinsame Widerstand gegen die Russifizierung des Gebiets offen als der Zweck dieser Annäherung hingestellt wurde. Die Esten und Letten wiesen aber diese Berührungen schließlich zurück und das hat nicht wenig dazu beigetragen, das oppositionelle Feuer des baltischen Deutschtums zu mäßigen. Wenn die Deutschen jetzt die Letten wegen der nationalistischen Bestrebungen anklagen, in denen sie diese selbst erzogen haben, so geschieht es nur deshalb, weil sich diese Bestrebungen nicht mit ihren eigenen vereint haben, sondern sich als im Gegensatz zu ihnen stehend erwiesen" —

Des weiteren sucht der „Alteingesessene Rigas" die vom „ewigen Wanderer" ausgemalten Gefahren der nationalistischen lettischen und estnischen Bestrebungen mit Recht auf ein geringes Maß zu reduzieren, verfällt dabei aber dann in seiner Verleumdungssucht mit sich selbst in Widerspruch, wenn er behauptet, daß die Deutschen, zu schwach, dem

Andrang des Letten tums zu widerstehen, die Russen gegen die Letten aufbringen wollen. Vorhin hieß es doch gerade, die Deutschen unterstützten die separatistischen Bestrebungen der Letten. — Die „St. Peterb. Ztg." bemerkt zu diesem Punkt zutreffend: „Daß die baltischen Deutschen für die Hebung des Stammesgefühls der Esten und Letten unendlich viel getan haben, sieht allerdings sie jeden, der die Entwicklungsgeschichte der estnisch-lettischen Kultur einigermaßen kennt, vollständig außer Frage, aber zu diesen Kennern gehört der „Alleingesessene" jedenfalls nicht, da er sonst nicht von den Germanisationsversuchen reden würde. Alle nationalen Bestrebungen, d. h. diejenigen, die von keinen Erscheinungen des Hasses gegen andre Volksschaften begleitet sind, liegen überhaupt jenseits seines Gesichtskreises."

Auf Unwissenheit oder Böswilligkeit beruht auch die Schilderung der Stellung der Deutschen in den Ostseeprovinzen zum Schulwesen. Die „leitenden Kreise" bemühen sich bekanntlich nicht darum, daß der Unterricht in den Elementarschulen lettisch oder estnisch erteilt werde, sondern die Ritterschaft bemüht sich bereits seit Jahren, jeder Mitarbeit an der russifizierten Volksschule offiziell enthoben zu werden. Die Forderung der Volkssprache für den Unterricht in der geplanten niederen Ackerbauschule war eine conditio sine qua non, wenn man eine technische und keine Sprachschule haben wollte, in der zudem nicht mehr als einige Phrasen hatten eingebläut werden können. Was endlich die von Deutschen geleiteten Privatlehranstalten betrifft, so stehen sie unter der Aufsicht der Staatsbeamten und haben nichts zu verheimlichen, ebensowenig wie die von den „Most Web" sog. „geheimen Schulen", deren Legalität durch manches gerichtliche Urteil zugestanden worden ist. Von einem „Überfluß" an diesen „geheimen Schulen" haben wir leider nichts gemerkt. Gegen die Ersetzung der evangelisch-lutherischen Gemeindeschulen durch sog. Ministeriumsschulen hegen allerdings viele Landgemeinden und die ihnen nahestehenden Pastoren und Gutsbesitzer eine deutliche Abneigung, und zwar in erster Linie, weil sie der weitverbreiteten Ansicht sind, daß die Volksschule konfessionell sei. Dieser Ansicht steht man in Rußland ja besonders sympathisch gegenüber, wie die Volksschulen immer häufiger aus der Verwaltung der Semstwa und des Ministeriums der Volksaufklärung in das Ressort des heil. Synods übergehen.

16.—21. Juni. In Wolmar findet eine Volksschullehrerkonferenz des Wolmarschen Kreises unter dem Vorsitz des Volksschulinspektors des Kreises Owtschinnikow statt.

U. a. wurde über die Frage der zweckmäßigsten Methode für die Erlernung der russischen Sprache verhandelt. Die Mehrzahl der Redner sprach sich entsprechend dem Referat eines Lehrers Zelming dafür aus, daß beim Unterricht der russischen Sprache die Muttersprache der Kinder zu gebrauchen sei, besonders im ersten Schuljahr. (Duna-Ztg.)

18. Juni. Tuckum. Bei den Stadtverordnetenwahlen werden wie früher 22 Letten zu Stadtverordneten gewählt.

20. Juni. Libau. Durch eine Allerhöchste Verordnung wird die Heringswrake in Libau aufgehoben. Die Stadt erleidet dadurch eine jährliche Einbuße von ca. 10,000 Rbl. („Lib. Ztg.")

21.—25. Juni. Wolmar. Landwirtschaftliche Ausstellung des Wolmarschen landwirtschaftlichen Vereins. Seit 1883 hat der Verein keine Ausstellung veranstaltet, die diesjährige ist beschickt und von ca. 15,000 Personen besucht worden.

22.—24. Juni. Reval. Landwirtschaftliche Ausstellung des Estländischen landwirtschaftlichen Vereins. Vieh ist nicht zahlreich vertreten, da wegen des reichen Futters die Neigung zum Verkauf nicht groß ist. Gelobt wird insbesondere die Qualität des verhältnismäßig zahlreich von Bauern ausgestellten Rindviehs. Auch unter den 150 Pferden gehören 50 Kleingrundbesitzern. Mit der landwirtschaftlichen Ausstellung war eine Ausstellung für Modelltischlerei und Wohnungseinrichtung verbunden und eine Konkurrenz in Bauplänen für Villen, die besonders ans Finnland beschickt worden war.

24.—27. Juni. Reval. Sitzungen des Ritterschaftlichen Ausschusses außer dem Beschluß in Sachen der Verteilung der Kriegsentschädigung (Balt. Chr. 1903, Mai 5), wurde u. a. nach Prüfung und Emendierung des Kommissionsentwurfes für ein Gesetz über adlige Güterfamilienfideikommisse der Beschluß gefaßt, den emendierten Entwurf dem Landtage zu überreichen.

23.—30. Juni. Besuch der baltischen Hafenstädte durch Seine Kaiserliche Hoheit den Großfürsten Alexander Michailowitsch, Chef der Hauptverwaltung der Handelsschiffahrt und der Handelshäfen. Der Großfürst traf am 23. Juni mit der Bahn in Libau ein, wo er wie in allen Städten von der Generalität, den Vertretern der Ritterschaft und der Stadtverwaltung und des Börsenkomitees und der Kaufmannschaft begrüßt wurde. Die Gouvernemente begleiteten den Großfürsten innerhalb der Grenzen ihres Gouvernements. Nach der Besichtigung des Handels- und des Kriegshafens fand abends ein Diner auf dem Kreuzer „Asia" statt, auf dem S. K. H. sich eingeschifft hatte. Nachher empfing der Großfürst die Vertreter des Börsenkomitees, mit denen u. a.

die Konkurrenz der ausländischen Ostseehäfen, die Anlage eines Naphthahafens und eines Elevators erörtert wurde. Am nächsten Morgen lief die „Asia" Paulshafen an und warf dann vor Windau Anker, wo das Stadthaupt Dr. Blau dem Großfürsten „nach guter russischer Sitte" Salz und Brod auf silberner Schüssel darbrachte. Der Großfürst besichtigte den Hafen und seine Werkstätten, die Seemannsschule und das Kinderasylatorium und gab abends ein Diner an Bord der „Asia". Am 25. Juni um 6 Uhr nachmittags traf der Großfürst in Riga ein, machte dem orthodoxen Bischof eine Visite und wurde dann im Börsenhause vom Börsenkomitee begrüßt, der ein Album mit Ansichten vom Hafen überreichte. Nach einem Besuch in der Hafenverwaltung fand ein von der Stadt und dem Börsenkomitee dem hohen Gast zu Ehren veranstaltetes Diner im Schwarzhäupterhause statt. Am 26. wurden die Hafenanlagen usw. besichtigt und der Grundstein zur Hafenmauer des Exporthafens gelegt, der Gouverneur von Livland gab ein Dejeuner und der Großfürst abends ein Paradediner auf der „Asia". Am 27. Juni landete S. K. H. bei Haynasch, dessen Hafen ausgebaut werden soll, und machte Pernau und der Zellstoffabrik Waldhof einen zweistündigen Besuch. Der Maschinenfund mit Werder, die Insel Dago und Hapsal wurden am 28. Juni besichtigt. Am 29. traf die „Asia" über Baltischport um 3 Uhr nachmittags vor Reval ein. Am Ufer überreichte das Stadthaupt v. Hueck Salz und Brot. Nach einer Rundfahrt durch den Hafen fand um 4 Uhr ein vom Börsenkomitee veranstaltetes Dejeuner auf einem Börsendampfer statt, worauf der Großfürst an Land das Schwarzhäupterhaus, die orthodoxe Kathedrale, das Ritterhaus und das Rathaus besuchte. Nach einem Diner auf der „Asia" gab der Gouverneur einen Ball in Katharinenthal. Am frühen Morgen des 30. trat S. K. H. die Rückreise nach Petersburg über Lapa und Hungerburg an.

27. Juni. Der „Regierungsanzeiger" publiziert das Einführungsgesetz für die neue Stadtverfassung St. Petersburgs, die wahrscheinlich auch für die übrigen Städte des Reiches maßgebend werden wird. Die aktive Wahlberechtigung zu den Stadtverordnetenwahlen steht im allgemeinen denselben Personen und Institutionen zu wie bisher, überdem aber auch den

Digitized by Google

Personen, die eine Staatswohnungssteuer von mindestens 33 Rbl. zahlen. Die Wählerschaft wird in zwei Klassen geteilt: 1) die Hochstbesteuerten, die $^1/_3$ der Stadtverordneten in einer Wahlversammlung wählen, und 2) alle übrigen Wähler, die $^2/_3$ der Stadtverordneten nach Stadtteilen wählen. Alle drei Jahre wird die Hälfte der Stadtverordneten neu gewählt. Die Wahl ist eine verdeckte Zettelwahl. Das passive Wahlrecht steht nur den persönlichen Inhabern des aktiven zu, doch müssen sie als Bildungszensus den Besuch einer sog. Stadtschule nachweisen. Die passive Wahl in den Bezirken ist an die Ansässigkeit in dem Wahlbezirk geknüpft. Die Zahl der Stadtverordneten beträgt 162, als gewählt gilt, wer die meisten Stimmen erhalten hat; absolute Majorität ist nicht erforderlich. Juden sind weder aktiv noch passiv wahlberechtigt. — Der Stadtverordnetenversammlung präsidiert ein hiezu alljährlich im Januar zu wählender Stadtverordneter. Das Stadthaupt und sein Kollege werden auf Vorstellung des Ministers des Innern Allerhöchst ernannt, die Stadtverordnetenversammlung kann je einen Kandidaten vorstellen.

28.—30. Juni. **Die Wendensche landwirtschaftliche Ausstellung zeigt im Gegensatz zur Revalschen eine reich beschickte Rindviehausstellung. Nach fachmännischem Urteil scheint die bäuerliche Rindviehzucht im Norden Livlands und in Estland der im südlichen Livland bedeutend voranzustehen. Von ca. 270 Stück ausgestellten Rindviehs gehören ca. 30 Bauerwirten.**

28. Juni. **Zum kurländischen residierenden Kreismarschall wird Woldemar Graf Keutern Baron Nolcken wiedergewählt.**

28 Juni. Der „Regierungsanzeiger" publiziert ein Zirkular des Ministers der Volksaufklärung an die Lehrbezirkskuratoren, in dem ein Sinken der Disziplin und schädliche Gedankenrichtungen unter den Schülern von Mittel- und Stadtschulen konstatiert und die Wege angegeben werden, auf denen diesen Erscheinungen entgegenzutreten ist. Das Zirkular teilt mit, daß Insubordinationen, grobe Ausschreitungen der Schüler gegen die Lehrer, sogar tätliche Beleidigungen, Gehorsamsverweigerung ganzer Klassen, und unter den älteren Schülern eine regierungsfeindliche Propaganda in letzter Zeit oft beobachtet werden. Auch auf der Straße betragen sich die Schüler schlecht, sie rauchen öffentlich und unterlassen es, den Kurator, den Gouverneur, ja sogar den Generalgouverneur zu grüßen.

Die Lehrer zeigen diesem Auftreten der Schüler gegenüber eine lobenswerte Nachgiebigkeit, teils aus Furcht vor Kollisionen, teils in unverständlicher Auffassung der Kaiserworte von der „herzlichen Fürsorge" für die Schüler im Reskript an den Generaladjutanten Wannowski vom 25. März 1901.

Das Zirkular ermuntert daher zunächst an die Pflicht der Lehrer, Ordnung und Disziplin durch Strenge aufrecht zu erhalten, z. B. Schüler

der oberen Klasse eventuell nicht zum Abiturientenexamen zuzulassen, dabei müsse aber zur Bedingung gemacht werden, daß die Lehrer sich unter allen Umständen grober und verletzender Bemerkungen zu enthalten haben. Dann solle die geistige Nahrung der Schule schmackhafter gemacht werden, insbesondere sollen der Geschichtsunterricht und der Unterricht im Russischen anregender gestaltet und die Aufgabenthemata besser gewählt werden. Drittens haben die Lehrkräfte auch außerhalb des Klassenunterrichts Gelegenheit zu nehmen, falsche Anschauungen der Schüler zu korrigieren, z. B. die, daß Höflichkeit und Verschwiegenheit im Verkehr mit den Vorgesetzten erniedrigend sie einen jungen Menschen und als Schmeichelei zu betrachten seien, oder daß man sich unwesentlich alten Beschlüssen der Mehrheit der Kameraden unterwerfen müsse u. dgl. Viertens sollen die Erzieher sich der Mitwirkung der Familien der Schüler zu vergewissern suchen. Endlich werden auch religiöse Ermahnungen empfohlen, doch wäre es unvermeidlich, dieselben auf die Stufe alltäglicher Vernünfte herabzusetzen.

Diese Anschauungen des Ministers sollen in den Konseils der Kuratoren zur Beratung gestellt und dem Minister die Resultate der Beratung berichtet werden.

29. Juni. Nach den Residenzblättern hat die Konferenz der militärmedizinischen Akademie die Aufnahme von Seminaristen abgelehnt, die sie kürzlich den Abiturienten von Realschulen zugestanden hat. Die Universitäten Jurjew, Warschau und Tomsk stehen allein den Seminaristen offen.

1. Juli. Windau. Im Auftrage des Gouverneurs von Kurland wird der Stadtverordnetenversammlung erneut der Antrag gestellt, der hiesigen Knaben-Privatschule von Auderup die städtische Subsidie zu belassen. Der Antrag wird wieder abgelehnt, obgleich es vorläufig neben der überfüllten einen „Stadtschule" nur noch Elementarschulen gibt.

1. Juli. Finnland. Die finnländischen Blätter konstatieren, daß seit dem letzten September ca. 100 Beamte ihrer Ämter enthoben worden sind. Außerdem sind etwa 50 Beamte aus polnischen Gründen freiwillig aus dem Amt geschieden.

1. Juli. Die „Ruß. Tel.-Ag." berichtet von Arbeiterausständen, die in Bibi Eybat, Baku und Balachany größeren Umfang annehmen. Zur Unterdrückung von unbedeutenden Straßenunruhen wird Militär aufgeboten.

2. Juli. Der „Regierungsanzeiger" veröffentlicht ein am 10. Juni Allerhöchst bestätigtes Gesetz über die Schaffung von Arbeiterältesten. Jedem größeren Fabrik- oder industriellen Unternehmen wird gestattet, seine Arbeiter in Kategorien zu teilen und ihnen die Wahl von Ältesten freizustellen, die die Ver-

sammlungen der Kategorien, auf denen Wünsche der Arbeiter hinsichtlich ihrer Wohn- und Lebensverhältnisse zu beraten werden, zu leiten haben und als Vermittler zwischen den Arbeitern und der Verwaltung und den Regierungsinstitutionen dienen sollen. Natürlich steht die ganze Organisation unter strenger Regierungskontrolle.

5 Juli. Der „Regierungsanzeiger" veröffentlicht eine Verordnung, durch die die Polizeietats für Reval und Windau wegen Zuteilung des Hafengebiets zum Stadtpolizeibezirk eine entsprechende Vermehrung erfahren. Die Kosten werden der Hauptverwaltung der Handelshafen auferlegt.

9 Juli. Im Knabengymnasium zu Jurjew (Dorpat), wo bisher in den oberen Klassen der lutherische Religionsunterricht deutschen und estnischen Schülern gemeinsam erteilt wurde, wird vom beginnenden Schuljahr ab dieser Unterricht Kindern estnischer Abstammung gesondert erteilt werden. („Postimees".)

10. Juli. Nach einem am 21. April c. bestätigten Reichsratsgutachten können diejenigen Personen, die das Baltische Polytechnikum vor der Russifizierung absolviert haben und denen auf Grund der Anm. 2 zum § 17, der Beilage 1 zum § 1144 des Reglements für Lehranstalten (Ges. Kod. Bd. XI, Teil I, Forts. v. 1902) die den Absolventen des reformierten Polytechnikums gewährten Rechte zuerkannt worden sind, auf der durch das Statut des Polytechnikums vom 6. Mai 1896 bestimmten Grundlage dem Stande der Ehrenbürger zugezählt werden, wenn sie nach Absolvierung des Polytechnikums wenigstens 10 Jahre in ihrem Fache praktisch tätig gewesen sind. („Reg.-Anz.") — Es enthält diese Bestimmung einen erfreulichen Beweis der Anerkennung dessen, was das baltische Landesinstitut als Lehranstalt „ohne Rechte" geleistet hat.

10 Juli. In Jurjew (Dorpat) wird vor der 2. Kriminaladteilung des Rigaschen Bezirksgerichts bei verschlossenen Türen gegen den zu Arrohof verzeichneten 28jährigen Karl Mahlmann und sein 20jähriges Weib Emilie wegen Nichterziehung ihres Kindes im griechisch-orthodoxen Glauben verhandelt. Von den Angeklagten war der Mann griechisch-orthodoxen, das Weib evangelisch-lutherischen Bekenntnisses. Das Urteil

lautete für Karl M. auf zwei Monate Gefängnis, für seine Frau auf 2 Wochen Palzelarrest. Außerdem soll das Kind ihnen genommen und orthodoxen Verwandten oder in Ermangelung solcher von der Regierung zu bestellenden Vormündern orthodoxer Konfession zur Erziehung übergeben werden

10.—14. Juli. Der Gouverneur von Livland macht eine Revisionsreise nach dem südöstlichen Livland, speziell nach Marienburg

11 Juli Der „Regierungsanzeiger" publiziert einen am 12 Juni Allerhöchst bestätigten Beschluß des Ministerkomitees, die Verwaltung des Eigentums der armenischen Kirche „bei den Regierungsinstitutionen zu konzentrieren", da die Verwaltung desselben durch die Kirche weder den Absichten der Staatsgewalt noch dem Nutzen der Kirche entspreche. Die armenische Kirche hatte nämlich gegen die Unterstellung der armenisch-gregorianischen Kirchenschulen unter das Ministerium der Volksaufklärung Widerstand geleistet, indem sie einige zum Unterhalt der Schulen bestimmte Einkünfte aus dem Kirchengut weiter nicht herausgab

11 Juli Ein Allerhöchster Ukas an den Dirigierenden Senat ordnet die Einsetzung eines besonderen Komitees in Sachen des Bodenkredits an, dem einige Minister und durch Allerhöchste Kuhl berufene Mitglieder angehören. Die Hauptaufgabe des Komitees soll darin bestehn, der Adels- und Bauernagrarbank allgemeine Direktiven zu geben und ihre Tätigkeit zu kontrollieren. Die Beschlüsse des Komitees sind vom Vorsitzenden (dem Präsidenten des Finanzkomitees) dem Kaiser zu unterbreiten („Reg.-Anz.")

12. Juli. Libau. Die Stadtverwaltung hat sich, wie bereits im Jahre 1900, an die Oberpreßverwaltung mit der Bitte gewandt, für Libau das Amt eines abgeteilten Zensors zu schaffen, da sich der Mangel einer besonderen Zensur bei dem Wachstum von Handel und Industrie und „der geistigen Bedürfnisse unserer intelligenten Bevölkerung" immer fühlbarer mache. („Lib. Ztg.")

13. Juli. Estnische Buchhandler und Verleger hatten beschlossen, im Juli in Reval eine Konferenz abzuhalten, um u. a. darüber zu beraten, wie die Verdrängung schädlicher und ordinärer Schriften durch nützliche und aufklärende gefördert werden könnte. Die Genehmigung zur Erörterung dieses Gegenstandes wird indeß versagt, da den Buchhändlern bloß die Erörterung kammerzeller Fragen gestattet werden könnte. („Rev. Zeit.")

15. Juli Der „Regierungsanzeiger" berichtet von einer militärischen Intervention bei Unordnungen, die Werkstättenarbeiter der transkaukasischen Bahn bei Michailowo veranstalteten. 10 Arbeiter werden getötet, 18 verwundet. Vom 23. Juli registriert der „Reg.-Anz" gleichfalls ein Einschreiten des Militärs gegen streikende Eisenbahnarbeiter in Kiew, wobei zwei Arbeiter getötet, 28 verwundet worden seien. In Odessa, Nikolajew und Batum werden gleichzeitig Maßnahmen gegen Arbeitseinstellungen getroffen

15 Juli Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserinnen begeben sich von St. Petersburg in Begleitung der Großfürsten Nikolai und Peter Nikolajewitsch, des Herzogs Georg von Leuchtenberg und des Prinzen Peter von Oldenburg mit ihren Erlauchten Gemahlinnen nach Sfarowo im Gouv. Tambow, wo am 18. und 19. die kirchlichen Feierlichkeiten der Heiligsprechung des als Wundertäter verehrten Mönches Serafim vollzogen werden. Gegen 300,000 Pilger aus allen Gegenden des Reiches strömen in der Einöde von Sfarowo zusammen, und in der russischen Presse findet diese Heiligsprechung als das wichtigste Ereignis, das das Rußland des 20. Jahrh. in geistiger und geistlicher Beziehung bisher erlebt habe, eine begeisterte Kommentierung. Die Zeitungen, auch die Regierungs- und offiziellen kirchlichen Organe, sind voll von Berichten über wunderbare Heilungen aller Arten von angeborenen und erworbenen Krankheiten und Körperschäden, die sich an der Quelle des Einsiedlers vollzogen hätten und immer wieder vollzögen. Einer in diesen Tagen weit verbreiteten Stimmung gibt der bekannte Verfasser von patriotischen Gelegenheits- und Feldroschuren General Bogdanowitsch Ausdruck, wenn er in Anknüpfung daran, daß viele Kranke, die in den Kmorten des Westens vergebens ihre Gesundheit wiederherstellen wollten, gewiß jetzt in Sfarowo Heilung suchen würden, an die Worte erinnert, die J. S. Aksakow an die mit Begeisterung nach Westen Gravitierenden gerichtet hat: „Es ist an der Zeit, zu dem Eigenen, von Gott Gesegneten heimzukehren!" — S. M. der Kaiser und die Großfürsten beteiligten sich persönlich an den kirchlichen Zeremonien, indem sie mit 12 Archimandriten die Reliquien Serafims im silbernen Sarge um die Kathedrale trugen.

17. Juli. Der livländische Generalsuperintendent G. Oehrn hat Mitteilungen über das livländische Kirchenwesen im J. 1902

als Manuskript für die Gemeinden drucken lassen. Diesen sehr dankenswerten offenen Mitteilungen sind über das Verhältnis zur griechisch-orthodoxen Kirche folgende Angaben zu entnehmen.

Die Zahl der Übertritte ist im letzten Jahre etwas geringer gewesen als sonst, nämlich 249* (der Durchschnitt der 10 letzten Jahre betrug 339), davon entfallen auf Südlivland 75 (früher durchschnittlich 94), auf Nordlivland 194 (früher durchschnittlich 245). Sowohl der Norden wie der Süden weist einen Rückgang auf. Von den Übergetretenen waren in ganz Livland 101 Personen männlichen, 148 weiblichen Geschlechts. Dieses Plus der Frauen erklärt sich aus der großen Zahl der bei der Eheschließung übergetretenen Bräute. Es traten nämlich 110 Bräute über, gegen nur 38 Männer, die in Anlaß der Eheschließung mit Griechinnen sich taufen ließen. In den Mischehe traten 2 Männer und 9 Weiber über.

Die Zahl der Mischehen ist gegen früher noch gestiegen, vielleicht weil man Mittel und Wege zu sehen glaubt, die Kinder trotz des Reverses lutherisch zu taufen, wohl auch in assimilatischen Hoffnungen, daß bald der Zwang in Bezug auf die Taufen ganz fallen werde. Es sind 656 Ehen zwischen Griechen und Lutheranern geschlossen (der Durchschnitt der letzten 10 Jahre war 502). In 418 Fällen waren die Bräute, in 238 Fällen die Männer lutherisch. Die Steigerung der Mischehen ist in Nordlivland eine viel geringere als in Südlivland: dort jetzt 287 (früher 244), hier jetzt 369 (früher 258). Daß aus Mischehen geborene Kinder lutherisch getauft worden sind, läßt sich wohl annehmen, gerüchtweise verlautet es so aus den meisten Sprengeln. Genaue Daten lassen sich nicht schaffen, da die Pastoren diese Taufen nicht eintragen, ja diese ihnen überhaupt nicht gemeldet werden.

Reklamationen Rezipierter haben meist in Anlaß des Aufgebotes stattgefunden, so in Wolmar, Groß-Johannis,

*) Nach einer Mitteilung aus den Kreisen der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit ist diese Zahl zu niedrig gegriffen. Da den Pastoren nicht jeder Übertritt angezeigt wird, so dürfte die Korrektur berechtigt sein.

Pohn. Die Anklagen der Pastoren in rebus graecis sind seltener geworden. Pastor Plahwisch ist removiert, Propst Schwartz auf zwei Monate suspendiert gewesen. Mehrere Pastoren sind zu Erklärungen aufgefordert worden.

Rezeptionen haben nicht stattgefunden. Von einem Mädchen verlautet, es habe sich in Deutschland konfirmieren lassen. Vereinzelte Rezeptionen sind vorgekommen. Oft soll in den Gemeinden, besonders im Pernauschen, über die Unterscheidungslehren gesprochen werden. Das konfessionelle Bewußtsein ist jedenfalls bedeutend erwacht.

21. Juli. Ein vom Ministergehilfen Lukjanow unterzeichnetes Zirkular des Ministeriums der Volksaufklärung („Regierungsanzeiger" Nr. 175) ordnet die Stundenpläne der Gymnasien, Realschulen und Progymnasien für das bevorstehende Schuljahr. Neue Gesichtspunkte für die Schulreform enthält das Zirkular nicht, sondern gibt die Konsequenzen aus den Allerhöchsten Befehlen vom 20. Juli 1902 u. 23. März 1903.

Es bestehen jetzt drei Gruppen von Gymnasien: die erste Gruppe ist durch die Reformen der letzten Jahre garnicht berührt worden, zu ihr gehören: das Rigasche Stadtgymnasium, die Petersburger und die Moskauer deutschen Kirchenschulen und die Gymnasien der philologischen Institute in Petersburg und Rjeshin. Der lateinische Unterricht beginnt hier in der 1., der griechische in der 3. Klasse. — Zur zweiten Gruppe, den sog. Gymnasien mit Griechisch, gehören das Juriewsche (Dorpater) Gymnasium und je eines in Petersburg, Moskau, Warschau und Kiew; in ihnen ist der Unterricht im Griechischen obligatorisch. In diesen Gymnasien beginnt der Unterricht im Lateinischen erst in der 3., der griechische in der 4. Klasse. — Die dritte Gruppe bilden alle übrigen Gymnasien, in ihnen ist der (hier in der 5. Klasse beginnende) Unterricht im Griechischen fakultativ und zwar auf Grund eines Allerhöchsten Befehls vom März c. in allen, während ein früherer Befehl auch Gymnasien vorgesehen hatte, in denen überhaupt nicht im Griechischen unterrichtet werden sollte.

23. Juli. Der Vizegouverneur von Kurland Oberst Starynkewitsch wird unter Beförderung zum Generalmajor zum Gouverneur von Tomsk ernannt.

24. Juli. Die für die Jurjewsche Universität aus Anlaß des vorigjährigen Jubiläums assignierten Summen sind bisher noch immer nicht eingetroffen. Die „Verbesserungen" müßten daher auf die lange Bank geschoben werden. („Rish Westn.")

26. Juli. Ein Zirkular des Gouverneurs von Livland gibt den Stadthäuptern, Polizeimeistern und Kreischefs bekannt, daß noch einer Erläuterung des bautechnischen Komitees des Ministeriums des Innern auch die Baupläne für Schulen durch die Bauabteilung der Gouvernementsregierung bestätigt werden müssen, deren Bestätigung bisher den Organen der Selbstverwaltung zustand.

31. Juli. S. kserl. Mt. der Großfürst Wladimir trifft über Wolk und Werro bei den Truppen ein, die im südöstlichen Livland für die Kaisermanöver konzentriert werden. Die Manövergefechte selbst finden in Gegenwart S. M. des Kaisers vom 5.—10. August im Gouv. Pleskau statt.

1. August. In Estland und im nördlichen Livland treten in diesem Herbst Diebsbanden, in denen aus Sibirien entlaufene und aus den hiesigen Gefängnissen ausgebrochene Verbrecher eine große Rolle zu spielen scheinen, mit ungewöhnlicher Frechheit auf. In zahlreichen Herrenhäusern auf dem Lande wird eingebrochen und gestohlen, ohne daß es gelingt der Täter habhaft zu werden. Auch zu bewaffneten Rencontres kommt es. In der „Livl. Gouv.-Ztg." wird endlich ohne Erfolg ein Steckbrief gegen drei der berüchtigtsten Verbrecher veröffentlicht und eine hohe Prämie auf ihre Ergreifung gesetzt.

6.—15. August. In Riga findet der X. allrussische Forstkongreß unter dem Präsidium des Direktors des Bureaus des Forstkomitees wirkl. Staatsrats Sslabtschewski statt, besucht von ca. 100 Forstmännern. Abgesehen von Vorträgen und Diskussionen werden Exkursionen nach dem Rigaschen Stadtforst bei Olai, nach den Forsten des Trikatenschen Güterkomplexes der livl. Ritterschaft, nach dem Baldohnschen

Kronsforst und zu den Forstkulturen des Landrats v. Sivers nach Romershof veranstaltet. — Die Stadt Riga gab den Teilnehmern des Kongresses ein Gartenfest im Schützengarten.

7 August. Friedrichstadt. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt über die kurländische Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten beim Senat Klage zu führen, weil diese ihre Beschlüsse hinsichtlich einer Instruktion für das Stadtamt und der Bestimmung des Gehaltes für einen Stadtrat und stellv. Stadthaupt aufgehoben hat. („Kurl. Gouv.-Ztg.")

8 August. Der Ausschuß der Saweusseeschen Bauergemeinde hat die vom Volksschulinspektor beantragte Umwandlung der Gemeindeschule in eine Mitsterumsschule einstimmig abgelehnt. („Rig. Anz.")

9 August. In Jurjew wird die estnische landwirtschaftliche Ausstellung eröffnet. Die Hausindustrie ist gut vertreten, unter den 100 Pferden befinden sich schöne Füllen, das Viehmaterial ist bedeutend schwächer und weist wenig gute Exemplare auf. Etwas Neues sind Musterställe für Rindvieh und Schweine.

9 August. Der Wendensche Kreischef hat sich, da in der letzten Zeit Arrestanten häufig beim Gemeindegewahrsam entsprungen sind, veranlaßt gesehen vorzuschreiben, daß die Gemeindehaftlokale in stand zu setzen seien und daß als Begleitmannschaften beim Arrestantentransport nicht hinfällige schwächliche Personen und unter keiner Bedingung die Frauen der Amtsbotes, wie es jetzt gebräuchlich ist, verwandt werden dürften. („Rig. Wesn.")

13 August. Der Gouverneur von Livland publiziert in der „Liol. Gouv Ztg." Nr. 85 ein Zirkular des Ministers des Innern, das den Stadtverwaltungen einschärft, die Polizei nicht mit dem Sammeln von Daten, oder dem Austragen von Anzeigen zu belasten, wo solches nicht im Gesetz vorgeschrieben ist, und auch solche Aufträge, deren Erfüllung sie von der Polizei fordern darf, zu vermeiden, wenn sie mit eigenen Mitteln ausgeführt werden können.

14. August. Werro. Die Stadtverordnetenversammlung wählt nach dem Tode Akrondes v. Mollers den Direktor der hiesigen Spritfabrik Eugène Schultz zum Stadthaupt. Die Wahl wird vom Gouverneur bestätigt.

16. August. Der Finanzminister S. J. Witte wird zum Präsidenten des Ministerkomitees und der Direktierende der Reichsbank Eduard Dmitrijewitsch Pleske zum Verweser des Finanzministeriums ernannt.

17. August. Mit dem neuen Schuljahr werden in Livland die Sadserw-Murusche und die Tabbiserfche Gemeindeschule in eine 2klassige Ministeriumsschule verwandelt und ebenso die Alt-Kusthoffche. In Schlock wird gleichfalls eine Ministeriumsschule eröffnet.

18 August Angesichts des im Jahre 1904 bevorstehenden V lettischen Sängerfestes plädiert eine Zuschrift an den „Rish. Westn." dafür, daß in das Programm des geistlichen Konzerts das von den versammelten lettischen Chören erklungen werden wird, auch griechisch-orthodoxe geistliche Gesänge Das letzte Sangerfest habe infolge seines streng lutherischen Charakters einen entschiedenen Mangel aufgewiesen . .

16. August. Der Gouverneur von Livland erläßt in Wegebausachen ein Zirkular an die Bauerkammissare. Er erfahre, daß einige Bauerkommissare die ihnen von den Kreischefs und Kirchspielsvorstehern zugehenden Anträge auf Bestrafung von Gemeindebeamten wegen mangelhafter Beaufsichtigung der Wegeremonte äußerst langsam erledigen und manchmal derartige Anträge sogar unbeantwortet lassen. Die Folge davon sei eine Verschlechterung der Wege. Er schreibe daher den Bauerkommissaren vor, die Klagen über Gemeindebeamte in Wegesachen auf das Schleunigste zu entscheiden und wenn keine Strafe verfügt wird, dem Klageführenden sofort Nachricht zu geben. Bei der Bestrafung ist den Schuldigen einzuschärfen, daß die Strafe ihn von seiner Verpflichtung hinsichtlich der fraglichen Straßenremonte nicht befreit.

(„Liol. Gouv.-Ztg.")

20.—26. August. Livländische Provinzialsynode in Wenden.

22.—23. August. Besuch der Stadt Libau durch Ihre Majestäten den Kaiser und die Kaiserinnen Alexandra Feodorowna und Maria Feodorowna, den Großfürsten Alexei Alexandrowitsch und die Großfürstin Olga Alexandrowna. Am 22., morgens,

traf die kaiserliche Yacht „Standart" aus Peterhof in Libau ein. Die Allerhöchsten Herrschaften wurden am Landungsplatz des Kriegshafens von den Spitzen der Zivil- und Militärbehörden, der Ritterschaft, der Stadt und der Kaufmannschaft empfangen und begaben sich alsbald zur Einweihungsfeier der neuen Kathedralkirche des Kriegshafens. Nachmittags wurden die Docks, Werkstätten, Kasernen und das Hospital des Kriegshafens besichtigt und abends fand ein Diner auf der „Standart" statt, zu dem außer den Vertretern der Regierungsbehörden alle Kreismarschälle der kurländischen Ritterschaft geladen waren. Am Sonnabend nahmen der Kaiser und der Großfürst vormittags die Befestigungen in Augenschein. Nach dem Dejeuner auf der kaiserlichen Yacht begab sich Seine Majestät mit den Allerhöchsten Damen gegen 4 Uhr in einem Dampfkutter nach der Stadt, landete bei einem von der Stadt errichteten Pavillon, hier überreichte das Stadthaupt Zink in einer hölzernen silberbeschlagenen Schüssel Salz und Brot; die Schüssel war in Moskau hergestellt. Die Libauschen Juden überreichten den Pentateuch in silberner Fassung. Die Majestäten fuhren darauf durch die festlich geschmückte Stadt, in deren Straßen die Innungen und verschiedene Vereine Spalier bildeten, an dem Stadthause, wo von jungen Damen ein lebendes Bild: Rußland schützt Libau! gestellt war, vorbei zum Pavillon, den die kurländische Ritterschaft errichtet hatte. Hier überreichte der Landesbevollmächtigte Fürst Lieven eine gleichfalls aus Moskau stammende Schüssel mit Salz und Brot. Die Majestäten hielten im Pavillon Cercle, nachdem die Herren und Damen des Adels vorgestellt worden waren. Nach dem Toast des Landesbevollmächtigten auf Ihre Majestäten erwiderte der Kaiser (nach dem Referat des „Reg.-Anz."): „Meine Herren! Im Namen der Kaiserinnen und in Meinem Namen drücke Ich Ihnen Unsre herzliche Dankbarkeit für den freundlichen Empfang und die Gastfreundschaft aus. Ich trinke auf das Wohl des kurländischen Adels und auf sein Gedeihen." — Beim Verlassen des Pavillons nahm der Kaiser Salz und Brot entgegen von den Fabrikarbeitern, von 50 Gemeinde-

ältesten, von Schülern des Gymnasiums und der Realschule, die Kaiserinnen von den Schülerinnen. Dann begaben sich die hohen Gäste auf die kaiserliche Yacht. Um 6 Uhr reisten der Kaiser und die Kaiserin Alexandra Fesdorowna mit Ihren Kindern nach Bjelowesh, die Kaiserin-Mutter auf der „Polzarnaja Swesda" nach Dänemark.

Die Libausche Stadtverordnetenversammlung beschließt zum Andenken an den Allerhöchsten Besuch ein Arbeitshaus zu gründen.

22. August. Das zensurfreie lettische Hetzblatt „Peterburgas Awises", das mehrere Wochen sein Erscheinen eingestellt halte, gelangt wieder zur Ausgabe. Der Herausgeber Rahwinsch erklärt, daß das Blatt im bisherigen Geiste weitergeführt werden soll; er habe große Opfer gebracht, nun erwarte er, daß das lettische Volk das Seine tue. — Wie die „Deenas Lapa" berichtet, wollten die Kreditoren der „Pet. Aw." das Blatt zur Auktion bringen, die auch bereits auf den 16. August angesetzt gewesen ist.

24. August. Die Grundsteinlegung zu einer estnischen orthodoxen Kirche am Jekaterinogowskij-Prospekt in Petersburg wird vollzogen. Die Kirche wird 200,000 Rbl. kosten und soll 800 Personen fassen. (S. Ball. Chr. 1902 Mai 15.)

25. August. Die Gemeinnützige und landwirtschaftliche Gesellschaft für Südlivland beschließt auf einer Versammlung in Riga das Gut Kallenhof bei Wenden zur Einrichtung einer Versuchsfarm anzukaufen. Die Gründung einer Versuchsfarm wird nach dem Referat des Professors e. Knieriem motiviert: durch die Notwendigkeit von Düngungsversuchen, und durch das Bedürfnis nach sachgemäßer Prüfung aller neueren landwirtschaftlichen Maschinen auf ihre Zweckmäßigkeit für die hiesigen Verhältnisse; endlich ist bei bedeutender Zunahme des Verkaufs von Zuchtvieh nach dem Innern des Reiches ein Verkaufsstall für Zuchtvieh nötig geworden. Das ganze Unternehmen kommt sowohl den Großgrunddesitzern als auch den Kleingrunddesitzern zu gute.

28.—31. August. V. Konferenz der Evangelischen Jünglingsvereine Rußlands zu St. Petersburg. Gegen 150 Personen nahmen an den Sitzungen teil, davon aus Riga, Reval, Mitau,

Jurjew (Dorpat), Libau und Goldingen ca. 50. Es wird eine festere Organisation der Vereine gebildet, indem das Exekutivkomitee, das bisher die Konferenzen vorzubereiten hatte, eine dauernde Zentralstelle abgeben soll, der feste Anschluß an das Internationale Komitee in Genf wird dagegen abgelehnt. Die Aufgaben der Vereine und die Stellungnahme zu verschiedenen brennenden Fragen wurden in sorgfältigen Vorträgen und angeregter Diskussion erörtert. —

Für den gesunden Sinn der hiesigen Jünglingsvereine zeugt, daß von einem ihrer einflußreicheren Leiter, Pastor Eckhardt Riga, energisch Protest eingelegt wird gegen eine von Pastor Kluge Libau veranstaltete und in diesem Spätherbst herausgegebene Liedersammlung für Jünglingsvereine, in der aus lächerlicher Prüderie jedes noch so harmlose erotische Moment aus bekannten deutschen Volksliedern in geschmackloser und gewaltsamer Weise ausgemerzt wird.

29. Aug.—2. Sept. Nordlivländische Augustausstellung in Jurjew (Dorpat). Die Pferdeabteilung ist quantitativ und qualitativ gut beschickt (über 225 Expl.), die Rinderabteilung weniger reichlich als im Vorjahr (194 gegen 220 Tiere). Mit der landwirtschaftlichen ist diesesmal die VI. livländische Gewerbeausstellung verbunden, auf der ca. 100 Aussteller mit über 300 Exponaten vertreten sind.

31. August. Reval. Die I. Estländische landwirtschaftliche Genossenschaft vollzieht mit einer internen Feierlichkeit, zu der ca. 50 Personen geladen waren, die Hausweihe eines neuen schönen Hauses am Klosterlor.

31. August. Schlock. Die Einweihung der umgebauten und vergrößerten lutherischen Kirche in Schlock wird in Gegenwart des livl. Generalsuperintendenten vollzogen.

Ende des 7. Jahrg. der Baltischen Chronik

5448457
SEP 1 0 1976
SEP 1 76 H